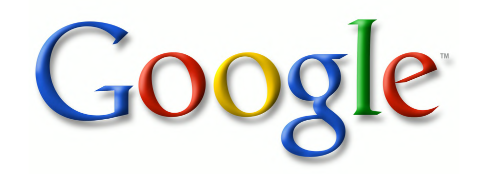
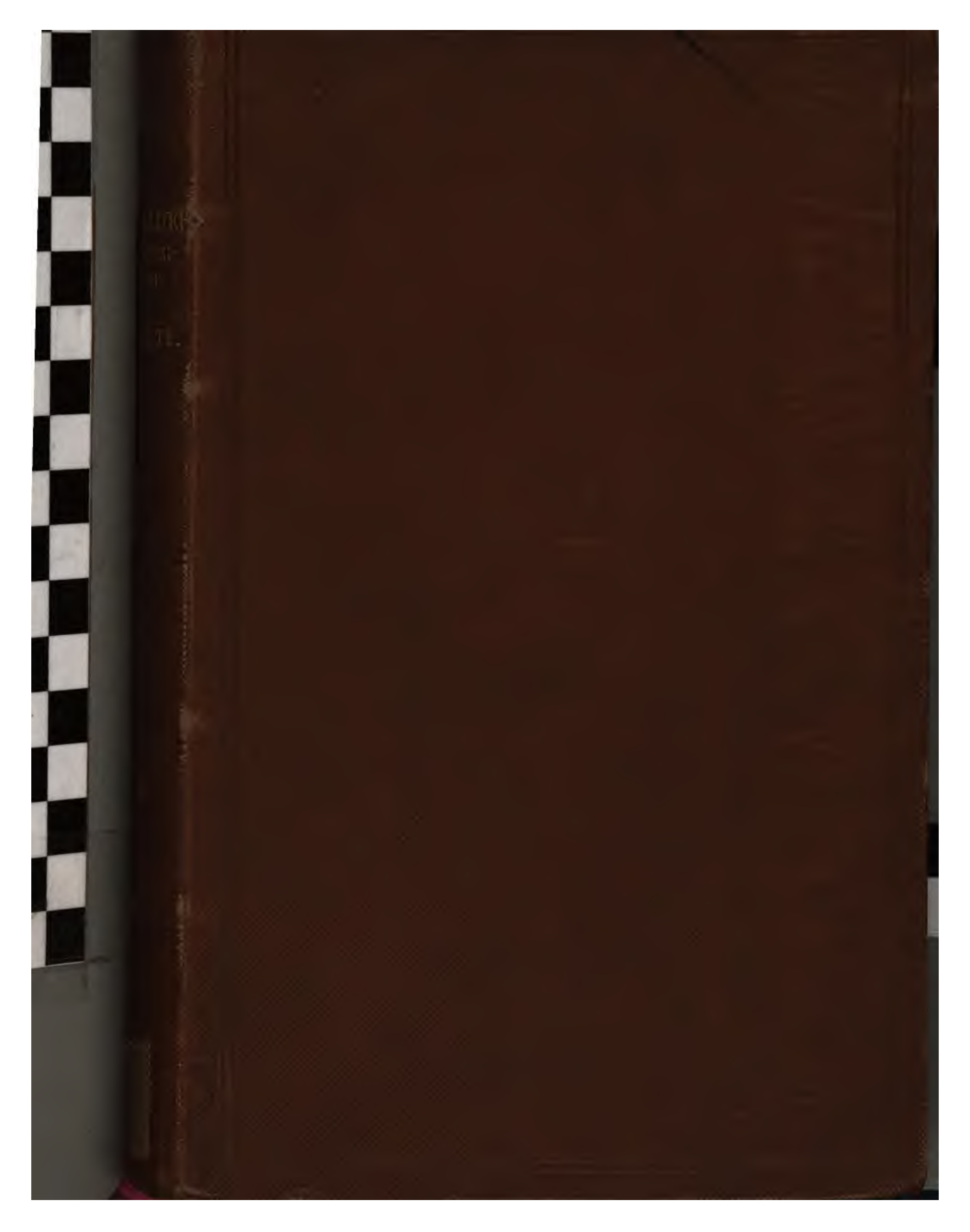
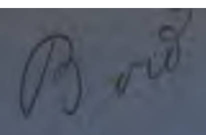






Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge

zur

Erforschung des indogermanischen Altertums

von

Dr. O. Schrader.

Jena,
Hermann Costenoble.
1883.

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Sprachvergleichung und Urgeschichte.



Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge

zur

Erforschung des indogermanischen Altertums

von

Dr. O. Schrader.



Jena,
Hermann Costenoble.
1883.

Sprachvergleichung und Urgeschichte.

Linguistisch-historische Beiträge

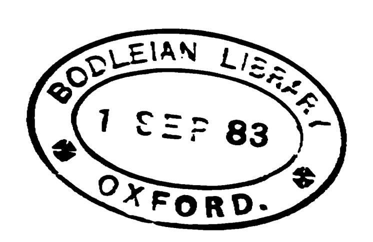
zur

Erforschung des indogermanischen Altertums

von

Dr. O. Schrader.

Jena,
Hermann Costenoble.
1883.



BODLEIAN LIBRARY
1 SEP 83
OXFORD.

Vorwort.

Der Gedanke, welchen schon Leibnitz in dem Satze ausgesprochen hatte: *nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere quam collationem linguarum*, hat erst in unserem Jahrhundert seine Verwirklichung gefunden. Nicht nur, daß durch die seit Entdeckung des Sanskrit neu aufblühende Sprachvergleichung nie geahnte Völkerzusammenhänge, wie der eines indogermanischen oder semitischen Sprachstammes, erkannt worden sind, sondern auch in prähistorischer und culturhistorischer Beziehung hat die junge Wissenschaft der Linguistik neue Bahnen wandeln gelehrt. Wie der Archäologe mit Hacke und Spaten in die Tiefe der Erde hinabsteigt, um in Knochen, Splittern, Steinen die Spuren der Vergangenheit zu enthüllen, so hat der Sprachforscher den Versuch gemacht, aus den Trümmern der Wörter, welche aus ungemessener Zeiten Ferne an das Gestade der Überlieferung gerettet worden sind, das Bild der Urzeit wiederherzustellen. Es giebt mit einem Worte eine linguistische Paläontologie.

Kaum erscheint mehr die Geschichte eines der indogermanischen Völker, ohne daß nicht in einem einleitenden Capitel darauf hingewiesen würde, wie dieses betreffende Volk vor grauen Zeiten, noch vereint mit seinen indogermanischen Brüdern, in ferner — gewöhnlich heißt es ja, asiatischer — Heimat gesessen und bereits hier Viehzucht und Ackerbau fast in heutiger Aus-

dehnung gepflegt habe, wie es schon damals mit der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle vertraut, von Königen regiert in Dörfern und umwallten Städten angesiedelt gewesen sei u. s. w. u. s. w.

Scheinen so die Lehren der linguistischen Paläontologie schnell Gemeingut der wissenschaftlichen Welt geworden zu sein, so kann es für den, welcher mit Aufmerksamkeit der Entwicklung der Sprachvergleichung einer-, der prähistorischen Forschung andererseits gefolgt ist, doch nicht zweifelhaft sein, daß zahlreiche jener linguistisch-historischen Aufstellungen auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr oder so nicht mehr haltbar sind. Neue sprachliche Thatsachen sowie neue Gesichtspunkte, von denen aus dieselben beurteilt werden, haben die sprachliche Grundlage, auf welcher jenes historische Gebäude beruht, wesentlich umgestaltet. Dazu kommt, daß dasjenige, was man neuerdings auf philologisch-historischem oder archäologischem Wege über die Urzeit der Indogermanen ermittelt hat, keineswegs immer mit jenen Lehren der linguistischen Paläontologie übereinstimmt, so daß Gefahr vorhanden ist, die Sprachvergleichung möchte durch eine immer breitere Kluft von denjenigen Wissenschaften getrennt werden, denen sie, richtig benutzt, die vorzüglichsten Dienste zu leisten imstande ist.

Bei so bewandten Dingen schien es dem Verfasser eine nicht undankbare Aufgabe, die Frage, in wie weit die Sprachwissenschaft für prähistorische und culturhistorische Zwecke zu verwerten sei, einer erneuten und eingehenderen Prüfung, als sie bis jetzt vorgenommen worden ist, zu unterziehen.

Zu diesem Behufe giebt die erste der vier Abhandlungen, in welche das vorliegende Buch zerfällt, eine geschichtliche Entwicklung der bisher über diesen Gegenstand vorgetragenen Aufstellungen und Meinungen. Da die hierauf bezügliche Litteratur in umfangreichen Werken und kleinen Broschüren eine überaus zerstreute ist, welche sich oft bis in die Tagespresse verliert, so hofft der Verfasser durch ihre Zusammenstellung den für diese

Seite der Linguistik sich Interessierenden einen Dienst erwiesen zu haben. Manches Unwesentliche ist dabei absichtlich übergangen worden.

Eine eigentliche Kritik der mitgeteilten Ansichten, soweit dieselbe nicht mit der Anordnung und Darstellung des Stoffes selbst verbunden ist, giebt dieser Aufsatz, welcher das *pro* und *contra* möglichst objectiv zum Ausdruck zu bringen wünscht, im einzelnen nicht. Nur bei solchen Punkten sind berichtigende oder erläuternde Bemerkungen hinzugefügt worden, auf welche der Verfasser im weiteren Verlaufe seiner Arbeit zurückzukommen nicht hoffen durfte.

Statt dessen sind in einer besonderen (zweiten) Abhandlung die sprachlichen Thatsachen rücksichtlich ihrer Tragweite für culturhistorische Schlüsse kritisch und methodisch geprüft worden. Was darf, und was darf der Geschichtsforscher nicht aus der Sprache schließen, diese Fragen bilden den Mittelpunkt dieser Untersuchung.

Von diesen geschichtlichen und theoretischen Betrachtungen wendet sich das Buch der Erforschung der Urzeit selbst zu, indem es einen der Haupt- und Cardinalpunkte der indogermanischen Urgeschichte, die Frage, ob die Metalle den Indogermanen vor ihrer Trennung bekannt gewesen seien oder nicht, eingehend behandelt. Auf das engste verknüpft mit dieser Untersuchung, während welcher der Verfasser zu einem verneinenden Resultat gelangt, erwies sich aber die weitere Frage, wann, von wo und auf welchem Wege die Kenntnis der Metalle, wenn sie der Urzeit noch fremd war, sich in späterer Zeit bei den indogermanischen Völkern verbreitet habe. Was sich für die Lösung dieses schwierigen Problems an sprachlichen Anhaltepunkten ergiebt, glaubt der Verfasser vollständig gesammelt zu haben, ohne dabei die Ergebnisse der Geschichte und Prähistorie außer Augen zu lassen.

So schien sowohl in theoretischer als auch in sachlicher Beziehung eine zuverlässige Basis geschaffen, von welcher aus der

Verfasser es wagen durfte, keckeren und zuversichtlicheren Schrittes weitere Streifzüge über die Grenzen der geschichtlichen Überlieferung hinaus zu unternehmen. Der Versuch eines Gesamtbildes der indogermanischen Urzeit nach ihren charakteristischsten Seiten (Viehzucht, Ackerbau, Speise und Trank, Familie, Sittlichkeit, Staat, Fertigkeiten, Künste, Kenntnisse, Sprache, Religion, Heimat) bildet daher den Schluß des vorliegenden Buches.

Dieser gedrängten Darlegung des Ganges und Zusammenhanges meiner Arbeit habe ich nur wenige Worte hinzuzufügen. Die Natur der in dem vorliegenden Werke behandelten Fragen bringt es mit sich, daß dasselbe für einen weiteren Leserkreis als eine streng philologische oder sprachwissenschaftliche Abhandlung bestimmt ist. Ich mußte mich daher einer Darstellung befleißigen, welche, ohne dem Gelehrten zu mißfallen, auch dem wissenschaftlich gebildeten Laien zugänglich und verständlich ist.

Bei dem großen Umfang des benutzten Sprachgebietes bin ich nicht selten auf den Rat und die Beihilfe mir näher stehender Gelehrten angewiesen gewesen und habe dieselben überall in entgegenkommender Weise gefunden. Zu besonderem Danke bin ich Herrn Prof. B. Delbrück in Jena, Herrn Prof. H. Hübschmann in Straßburg und Herrn Prof. G. Meyer in Graz verpflichtet.

Herr Dr. P. Kötschau in Jena hat mich bei der Correctur des deutschen Textes freundlichst unterstützt.

Jena, Anfang Mai 1883.

O. Schrader.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Zur Geschichte der linguistischen Palaeontologie.

Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.

I. Capitel.

Die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung.

Die Anschauungen des XVIII. Jahrhunderts über die sprachlichen und ethnographischen Verwandtschaftsverhältnisse der Völker lassen sich in ihrer Gesamtheit nirgends besser übersehen als in den zahlreichen Schriften, welche einen der gelehrtesten und namhaftesten Sprachforscher dieser Zeit, Johann Christoph Adelung, zum Verfasser haben. Das Hauptwerk desselben Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde (1806—16, von Teil II an aus Adelungs Papieren von J. S. Vater fortgesetzt, 3 Bände Berlin), welches gleichsam an der Grenzscheide älterer und neuerer Sprachwissenschaft steht, kann als eine methodischere und gründlichere Weiterführung der schon von Leibnitz angeregten und in dem Petersburger Wörterbuch der Kaiserin Katharina zuerst zur Ausführung gekommenen Idee eines Universal-Glossariums bezeichnet werden, welchem der für die damals fast ausschließlich im Dienste der Ethnologie stehenden Stellung der Sprachforschung charakteristische Gedanke zu Grunde liegt, durch eine Vergleichung der Sprachen das gegenseitige Verhältnis der Völker zu ergründen. Aber nicht, wie es im Petersburger Wörterbuche und sonst geschehen war, werden hier als Maßstab dieser Vergleichungen Sammlungen einzelner Wörter, gegen welche Adelung seine ernsten Bedenken nicht verhehlt (vgl. Vorrede p. VIII), herangezogen, sondern auf Grund der reichlich

vorhandenen Sammlungen*) wird das Vater Unser „in beinahe fünfhundert Sprachen und Mundarten" als Sprachprobe gegeben; denn nur an der Hand eines zusammenhängenden Stückes menschlicher Rede könne man in den Gang und Geist und, worauf es besonders ankomme, in den inneren und äußeren Bau einer Sprache eindringen (vgl. Vorrede p. XII).

Uns interessieren in diesem Werke, das man auch heute nicht ohne Nutzen lesen wird, in erster Linie die Anschauungen des Verfassers über die verwandtschaftlichen Beziehungen der europäisch-asiatischen und unter ihnen wieder derjenigen Völker, welche man später mit dem Namen der indogermanischen zusammengefaßt hat. Zunächst kann einer der verhängnisvollsten Irrtümer früherer Jahrhunderte, welchen zuerst Leibnitz mit Energie bekämpft hatte, daß nämlich die Sprache der Bibel als die Ursprache der Menschheit anzusehen sei, als überwunden gelten. Schon in seiner 1781 in Leipzig erschienenen Schrift Über die Geschichte der Deutschen Sprache &c. sagt Adelung Einleit. p. 10: „Man hat sich von jeher sehr viele unnötige Mühe gegeben, ausfindig zu machen, welches die erste Sprache in der Welt gewesen, weil man geglaubt, alle übrigen Sprachen müßten sich alsdann sehr leicht aus dieser herleiten lassen.... Die hebräische Sprache ist freilich die älteste, von welcher wir die beträchtlichsten Überbleibsel haben; allein sie ist um deswillen nicht die ursprünglichste" und fügt dann Mithrid. Vorrede p. XI hinzu: „Ich leite nicht alle Sprachen von einer her; Noahs Arche ist mir eine verschloßne Burg und Babylons Schutt bleibt vor mir völlig in seiner Ruhe."

Trotzdem ist indessen Adelung von nichts fester als von dem asiatischen Ursprung der europäischen Völker überzeugt. Auch war eine Begründung dieser Ansicht für die damalige Zeit nicht nötig. „Asien," sagt Adelung in der Einleitung zum I. Teil des Mithridates," ist zu allen Zeiten für denjenigen Weltteil gehalten worden, in welchem das menschliche Geschlecht seinen Anfang genommen, wo es seine erste Erziehung genossen, und aus dessen Mitte es seine Fülle über die ganze übrige Welt verbreitet hat" und in der Einleitung zum II. Teil desselben

*) Der erste, welcher auf den Gedanken kam, das V. U. als Sprachprobe zu benutzen, war J. Schildberger um 1427. Über die Sammlungen des V. U. vgl. Mithridates I p. 646 f.

Werkes heißt es: „Derjenige Weltteil, welchen wir nach dem Vorgange der Phönicier Europa nennen, ist eigentlich nur die westliche Fortsetzung von Asien ... Es hat daher auch seine Einwohner diesem Weltteile unmittelbar zu danken, und zwar zunächst dem hohen Mittel-Asien (lag doch das Paradies nach Adelung a. a. O. I p. 6 f. in Kaschmir) in demselben, dieser alten und großen Pflanzschule des menschlichen Geschlechts für das nördliche Asien, Europa und Amerika."

Auch über die Reihenfolge und die Wanderungsrichtung der in Europa einziehenden Völker machte sich Adelung bereits Gedanken, vgl. Älteste Geschichte der Deutschen ꝛc. Leipzig 1806 p. 12 f. Er unterscheidet in Europa von Westen nach Osten sechs verschiedene Sprach- und Völkerstämme, Iberier, Celten, Germanier, Thracier (genauer den „Thracisch-Pelasgisch-Griechisch-Lateinischen" Sprachstamm), Finnen und Slaven, von denen die Iberier, weil am westlichsten wohnend, auch wohl am frühesten eingewandert seien. Jedenfalls ergebe die Lage dieser Völkerstämme zu einander für ihre Einwanderung zwei große Zuglinien: die eine für Celten und Thracier (vgl. aber Mithrid. II p. 340) im Süden, die andere für Germanen, Slaven und Finnen im Norden der Donau.

Fragen wir nun, bis zu welchem Grade Adelung und seine Zeit die etymologische Verwandtschaft der indog. Sprachen erkannt hatte, so sei zunächst erwähnt, daß die wichtigen Berührungen des Sanskrit mit anderen Sprachen, namentlich durch die Schriften des Frater Paulinus a S. Bartholomaeo*) keineswegs unbekannt waren. Adelung gibt Mithrid. I. p. 149 f. ein Capitel „Übereinkunft vieler Wörter des Sanskrit mit den Wörtern anderer alter Sprachen", welches mit dem Satze beginnt: „Das hohe Alter dieser Sprache erhellet unter anderm auch aus der Übereinkunft so vieler ihrer Wörter mit anderen alten Sprachen, welches wohl keinen andern Grund haben kann, als daß alle diese Völker bei ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben." Daß indessen hiermit nicht die Erkenntnis des Begriffes einer indog. Völkerfamilie ausgesprochen ist, geht aus

*) 1798 *Diss. de antiquitate et affinitate linguarum Zendicae, Samscritanicae et Germanicae. Padua.*

1802 *Diss. de Latini sermonis origine et cum orientalibus linguis connexione. Rom.*

den folgenden Wörterverzeichnissen hervor, in denen zur Vergleichung mit dem Sanskrit auch Hebräisch, Syrisch, Türkisch u. s. w. herangezogen werden.

Im Übrigen sind es, was die indog. Völker betrifft, besonders zwei nähere Berührungen, welche in der damaligen Zeit behauptet und verteidigt werden: es ist dies erstens das nähere Verhältnis, in welchem das Lateinische zu dem Griechischen und zweitens dasjenige, in welchem das Persische zu dem Deutschen stehen sollte. Namentlich über diesen letzten Punkt hatte sich seit dem Jahre 1597 eine sehr zahlreiche Litteratur angehäuft*) und noch Leibniz (vgl. Mithrid. I p. 277) war der Meinung gewesen, die Verwandtschaft zwischen Deutsch und Persisch sei so groß, daß *Integri versus Persice scribi possunt, quos Germanus intelligat.*

Die Erklärung derartiger Verwandtschaftsverhältnisse wurde in damaliger Zeit ausschließlich in Mischungsprocessen gesucht, welche die betreffenden Völker in historischen oder vorhistorischen Epochen durchgemacht haben sollten. So erklärt Adelung-Vater Mithrid. II p. 457 das Lateinische für eine Mischung keltischer *(Aborigines)* und griechischer *(Pelasgi)* Elemente, und die „deutschen Bestandteile im Persischen" werden mit dem Aufenthalt der Goten am schwarzen Meere, in der Nähe Persiens verknüpft. „Denn da diese ein wildes, unruhiges und eroberungssüchtiges Volk waren, welches sich immer auf Kosten seiner Nachbarn auszubreiten suchte, so wird es das nahe Persien gewiß nicht verschont haben" (vgl. Älteste Geschichte der Deutschen 1806 p. 350). Auch „die griechische Sprache enthält zum Verwundern viele germanische Wurzelwörter, vielleicht ein Fünftel ihres ganzen Reichtums, ohne daß deswegen die eine Sprache die Mutter der andern sein dürfte. Sind die Germanen aus Osten gekommen, so haben sie gewiß auch lange Zeit im Norden von Thracien gewohnt, ehe sie nach und nach weiter nordwärts gedrängt werden. Da barbarische Völker nicht lange ruhige Nachbarn bleiben, so können sie die südlichern Gegenden mehrmals überschwemmt und beherrscht, und ihnen zum Andenken einen Teil ihrer Sprache hinterlassen haben." So urteilte Adelung

---

*) Mitgeteilt von Adelung Älteste Geschichte der Deutschen ꝛc. Leipzig 1806 p. 360 f. Vgl. auch Th. Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft p. 228 f.

über diese Verhältnisse in der kurze Zeit vor dem ersten Teil des Mithridates erschienenen Ältesten Geschichte der Deutschen ꝛc. p. 352 f. Es ist daher sehr merkwürdig, daß derselbe Verfasser an derjenigen Stelle des Mithridates, an welcher er über denselben Gegenstand zu reden hat, zu einer ganz anderen, dem wirklichen Sachverhalt ziemlich nahe kommenden Auffassung der Dinge gelangt. Es ist ihm Mithridates I p. 279 doch sehr auffallend, daß die germanischen Bestandteile im Persischen daselbst nicht als Fremdlinge, sondern „als tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Formen verwebt" erscheinen. Aus diesem Grunde scheint ihm vielmehr folgende Erklärung die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich zu haben: „Die Germanen stammen, so wie alle westliche Völker, aus Asien her, und wenn man gleich jetzt die Gegend nicht mehr bestimmen kann, welche sie vor ihrer Auswanderung bewohnt haben, so gibt es doch keine Gründe, warum man sie nicht in das an Persien und Tibet unmittelbar grenzende Mittel-Asien sollte setzen können, welches durch seine unstäten Horden Europa teils bevölkert, teils mehr als einmal erschüttert hat. Der German (*sic*), der Slave, der Thracier, der Celte u. s. f. können also mit dem Perser gleichzeitig aus einer und derselben Sprachquelle geschöpft und sich nur durch Zeit, Klima und Sitten wieder von ihm entfernt haben."

So war denn der gelehrte deutsche Sprachforscher kurz vor seinem Tode, wie es scheint, selbständig zu demselben Resultat gekommen, welches der berühmte Engländer W. Jones, auf seine bessere Kenntnis des Sanskrit gestützt, schon im Jahre 1786 ausgesprochen*) hatte, daß sich nämlich die Übereinstimmungen dieser Sprache in erster Linie mit dem Griechischen und Lateinischen, sodann aber auch mit dem Germanischen und Celtischen (Persisch und Slavisch wird an der betreffenden Stelle von Jones nicht genannt) nicht erklären ließen ohne die Annahme, dieselben seien von einer gemeinsamen Quelle, die vielleicht nicht mehr existiere, ausgegangen.

Erst dem XIX. Jahrhundert war es vorbehalten, den Beweis für die Einheit indogermanischer Zunge in wissenschaftlichem Sinne zu erbringen. Durch Franz Bopps unsterbliches

*) Vgl. Th. Benfey Geschichte der Sprachwissenschaft p. 347 f. oder B. Delbrück Einleitung in das Sprachstudium 1880 p. 1.

Verdienst beginnt der Kreis der indog. Sprachen sich fester und enger zu schlingen. Ein Zweifel an der gemeinsamen Abstammung der in Bopps Vergleichender Grammatik (1833—35) behandelten Sprachen, des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gotischen und Deutschen, denen in besonderen Abhandlungen das Celtische (1839), das Altpreußische (1853), das Albanesische (1854 und 55) und in einer zweiten Auflage (1856—61) das Armenische hinzugefügt wird, ist nun nicht mehr gestattet. Aber während für Bopp die Annahme einer prähistorischen Einheit der indog. Völker nur als Hintergruud für die Erklärung sprachlicher Thatsachen dient, beginnt auf der von ihm geschaffenen Basis jener Gedanke allmählich auch in seiner eminent historischen Bedeutung sich Bahn zu brechen.

Auf das engste verbunden mit der Erklärung des Verwandtschaftsverhältnisses der indog. Sprachen war aber in erster Linie die Frage nach dem Ausgangspunkt, der Urheimat der indog. Völker. Überblickte man eine verwandte Wortsippe wie etwa got. *fadar*, lat. *pater*, griech. *πατήρ*, skrt. *pitâ'*, zend. *pita*, so waren für die Erklärung dieses Verhältnisses von vornherein zwei Möglichkeiten gegeben: Entweder mußte eine der aufgezählten Formen als Mutterform der übrigen betrachtet werden, oder alle zusammen stammten von einer nicht mehr erhaltenen, sondern nur durch Sprachvergleichung zu erschließenden Urform ab. Von der Entscheidung für eine dieser beiden Eventualitäten mußte die Bestimmung der Lage der indog. Urheimat zunächst abhängen, und obgleich schon W. Jones das Richtige geahnt hatte, fehlte es doch nicht an solchen, welche eine der indog. Sprachen als die Muttersprache der übrigen in Anspruch zu nehmen geneigt waren. Die Ehre einer solchen Stellung wurde entweder dem Sanskrit, welchem man ja die Entdeckung des indog. Sprachstammes zumeist verdankte, oder aber der Zendsprache zuerteilt, die in dem Rufe einer umso größeren Heiligkeit und Ursprünglichkeit stand, je weniger sie den Forschern im Anfang unseres Jahrhunderts bekannt war.

Die Herleitung des indog. Stammes aus Indien vertritt F. v. Schlegel in seinem epochemachenden Werke Sprache und Weisheit der Inder 1808 (vgl. B. III, C. III p. 173 f.). Er erklärt sich den Zusammenhang der indog. Völker in Sprache, Mythologie und Religion historisch durch Colonien entstanden, welche vor grauen Zeiten aus dem völkerreichen Indien nach

Asien und Europa geführt, daselbst mit den Ureinwohnern des Landes verschmolzen wären und ihnen Sprache und Sitte aufgedrückt hätten. Zuweilen, meint Schlegel, mochten auch einzelne, besonders Priester, als Missionäre in die Fremde ziehn und die Sprache ihrer Heimat verbreiten. Die größere Ursprünglichkeit der Zendsprache selbst dem Sanskrit gegenüber behauptet dagegen H. F. Link in seinem ebenfalls für jene Zeit sehr schätzbaren Buche Die Urwelt und das Altertum, erläutert durch die Naturkunde 2 Teile Berlin 1821 und 22. Da aber nach seiner Meinung „die uralte Zendsprache", die Mutter des Sanskrit, aus welchem Griechisch, Lateinisch und Slavisch hervorgegangen sind — Deutsch ist ihm noch die Tochter des Persischen, das wiederum aus einer eigentümlichen Mischung zendsprachlicher und barbarischer (d. h. germanischer) Bestandteile hervorgegangen ist — in Medien und in den angrenzenden Ländern gesprochen ward, so zweifelt er nicht, daß auf dem Hochland von Medien, Armenien und Georgien die Ursitze der Indogermanen zu suchen seien, eine Ansicht, welche im Anfang unseres Jahrhunderts überhaupt bei den namhaftesten Forschern wie Anquetil-Duperron, Herder, Heeren u. a. die herrschende war. Hierher sei, wie dies ebenso Adelungs Meinung (vgl. Mithrid. I p. 5) war, auch die Heimat der Haustiere und Culturpflanzen, wie überhaupt „der besseren Ausbildung des Menschengeschlechtes, welche auf uns überging", zu verlegen (vgl. p. 243).

Diese hypothetischen Annahmen einer indog. Urheimat verloren indessen den Boden unter den Füßen, sobald die Überzeugung durchdrang, daß sämtliche indogermanischen Sprachen, also auch das Sanskrit und Zend, zu einander in dem gleichberechtigten Verhältnis von Schwestern stünden. Nur Indien ward noch von einigen eine Zeit lang, zuletzt von A. Curzon *(On the original extension of the Sanskrit language over certain portions of Asia and Europe, Journal of the Royal Asiatic Society* XVI p. 172 f.) 1856 als Ausgangspunkt der Indogermanen festgehalten (vgl. J. Muir *Original Sanskrit Texts* II ² p. 301 f.).

Der erste, welcher für die Lage der indog. Urheimat Anhaltepunkte zu gewinnen suchte, ohne in der falschen Vorstellung befangen zu sein, daß eines der indog. Völker als das Urvolk der übrigen anzusehen sei, war J. G. Rhode in seinem Buche Die heilige Sage des Zendvolkes Frankfurt 1820 (vgl. F. Spiegel im Ausland 1871 p. 55 f.). Er war es zugleich, der zuerst auf

denjenigen Teil des inneren Hochasiens hinwies, welcher von zahlreichen Gelehrten noch heute als die Urheimat der Indogermanen angesehen wird.

Rhode geht von dem Versuche aus, den geographischen Ausgangspunkt des Zendvolkes, unter dem er Baktrer, Meder und Perser zusammenfaßt, zu bestimmen und knüpft zu diesem Zweck an den berühmten ersten Fargard des Vendidâd an, in welchem bekanntlich sechzehn Landschaften als Schöpfungen des Ahuramazda und ebensoviel Plagen als Oppositionen des Angramainyu gegen dieselben aufgeführt werden. In der Aufzählung dieser Landschaften erblickt nun Rhode die Spuren der allmählichen Ausbreitung des Zendvolkes, als dessen Ausgangspunkt er das an jener Stelle zuerst genannte *Airyana Vaêjaṅh* betrachtet. Da nun auf dieses *Airyana Vaêjaṅh* an zweiter Stelle *Sugdha* folgt, welches ohne Zweifel das griechische *Σογδιανή* (altp. *Suguda*, heute *Samarkand*) ist, so „müssen *Eeriene (sic)* und *Sogdiana* unmittelbar an einander grenzen, und das Volk mußte unmittelbar aus dem ersteren in das zweite wandern können. *Eeriene Véedjo (sic)* ist daher nirgends zu suchen, als auf der allgemeinen Höhe von Asien, woher, soweit die Geschichte reicht, immer Völkerwanderungen geschahen: auf den hohen und kalten Bergflächen und an den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln der Gebirge an den Quellen des Jaxartes und Oxus" (p. 86). Da nun nach sprachlichem Ausweis Zend und Sanskrit sich zu einander verhalten „wie zwei Schwestern, die von einer Mutter abstammen", so müssen einstmals auch die Brahmanen von den hohen Flächen oder Gebirgsabhängen des mittleren Asiens an die Ufer des Ganges und Indus herabgezogen sein (p. 96). Ja, auch den Grund der plötzlichen Auswanderung des Urvolks aus der ursprünglichen Heimat glaubte Rhode in den Schriften des Avesta wiederzufinden. Eine rasche Erkältung der früher wärmeren Temperatur Hochasiens (vgl. Vend. Farg. I v. 3 u. 4) nötigte dasselbe, sein kaltes Bergland zu verlassen und in die wärmeren Gegenden von Sogdiana, Baktrien, Persis u. s. w. zu ziehen.

In ähnlichem Sinne wie Rhode und zwar gleichzeitig mit demselben sprach sich auch A. W. v. Schlegel in einer lateinisch geschriebenen Vorrede zu einem großen von ihm beabsichtigten, aber nicht herausgegebenen Werke *Etymologicum novum sive synopsis linguarum* (vgl. Indische Bibliothek I p. 274 f.) aus.

Quid igitur? heißt es daselbst p. 291, *num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes deductis in contraria rivulis ab eodem fonte fluxisse.* Und weiter p. 293: *Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse.* Des genaueren entscheidet sich A. W. v. Schlegel für das Gebiet zwischen dem kaspischen Meer und den central-asiatischen Hochgebirgen in einem späteren Aufsatz *De l'origine des Hindous* (vgl. *Transactions of the Royal Society of Literature London* 1834 u. *Essais Littéraires et Historiques Bonn* 1842).

Auch einer Bemerkung des verdienten Julius v. Klaproth sei hier gedacht, insofern sie der erste Versuch ist, mit Hilfe der Sprachvergleichung und Pflanzengeographie etwas über die Urheimat der Indogermanen zu ermitteln. Schon im Jahre 1830 (vgl. *Nouveau Journal Asiat.* V p. 112) zog dieser Gelehrte aus dem Umstand, daß der Name der Birke der einzige indische Baumname sei, der sich in anderen indog. Sprachen wiederfinde (skrt. *bhûrja* = russ. *bereza* rc.), den Schluß, daß die sanskritische Bevölkerung Indiens von Norden her gekommen sein müsse. „Diese Völker fanden in ihrem neuen Vaterland die Bäume nicht vor, die sie im alten gekannt hatten, mit Ausnahme der Birke, die an den südlichen Abhängen des Himâlaya wächst." Übrigens waren nach Klaproth (*Asia polyglotta* [2] 1831 p. 42 f.) die Indogermanen vielleicht schon „vor der Noahischen Flut" teils vom Himâlaya, teils vom Kaukasus in die Ebenen hinabgestiegen.

Über die geographisch-ethnographische Verbreitung der indog. Völker äußerte sich ferner F. A. Pott sowohl in den Vorreden seiner Etymologischen Forschungen (1833 u. 36) als auch in seiner späteren Abhandlung Indogermanischer Sprachstamm (Allg. Encyclop. v. Ersch u. Gruber 1840 II p. 1—112). In Asien, darüber kann auch nach Potts Meinung kein Zweifel sein (Encycl. p. 19), hat die Wiege des indog. Stammes gestanden. Denn „*ex oriente lux*, und der Gang der Cultur ist im großen stets dem Laufe der Sonne gefolgt. An Asias Brüsten haben einst die Völker Europas gelegen und sie, die Mutter, als Kinder umspielt; dafür brauchen wir uns jetzt nicht mehr bloß auf dunkle, fast verklungene Erinnerungen, wir können uns auf den faktischen,

in europäischen und asiatischen Sprachen geschichtlich vorliegenden Beweis berufen. Dort oder nirgends ist der Spielplatz, dort das Gymnasium der ersten leiblichen und geistigen Kräfte der Menschheit zu suchen" (Etym. Forsch. I p. XXI). In Asien entscheidet auch er sich für das Gebiet des Oxus und Jaxartes an den Nordabfällen des Himâlaya zum kaspischen Meere hin. Hier lasse sich am sichersten der Scheidepunkt denken, von wo ab „sich in divergenter Richtung die beiden Hauptströmungen der indog. Völker fortbewegt zu haben scheinen" (Encycl. p. 19).

Während Pott somit von denselben allgemeinen Gesichtspunkten aus, wie sie schon Adelung ausgesprochen hatte, die centralasiatische Abstammung der Indogermanen behauptete, suchte Ch. Lassen in seiner Indischen Altertumskunde 1847 I p. 511—31 die Rhodesche Beweisführung durch neue Combinationen zu stützen. Schon die Verteilung Indiens unter die verschiedenartigen Völker, welche dasselbe bewohnen, spreche dafür, daß die Einwanderung der auch durch ihre Complexion von den Ureinwohnern unterschiedenen „Arier" von Nordwesten her stattgefunden habe.*) Hierher aber könne aus dem Oxuslande der Weg nur durch die westlichen Pässe des Hindukusch, durch Kabulistan nach dem Penjâb geführt haben. Daß ferner das *Airyana Vaêjanh* des Avesta wirklich da liege, wo es Rhode suchte, im Norden von Sogdiana, auf dem kalten Hochland an dem Westgehänge des Belurtag**) und Mustag, und daß hier das Urland nicht nur der

---

*) Einen neuen Beweis für die Herkunft der Inder aus dem Transhimâlaya-Land, den sich später auch Lassen (vgl. Indische Altertumskunde I [2] 638) und andere aneigneten, glaubte im Jahre 1850 A. Weber (Indische Stud. I p. 161 f.) zu bringen. Derselbe wies nämlich zuerst auf die uralte Flutsage des *Çatapathabrâhmaṇa* 1, 8, 1,1 hin, in welcher erzählt wird, wie ein Fisch dem Manu rät, sich ein Schiff zu bauen, weil die Flut kommen würde. „Als die Flut sich erhob, bestieg er (Manu) das Schiff. Der Fisch schwamm zu ihm heran, an dessen Horn band er das Tau des Schiffes, damit setzte er über diesen nördlichen Berg" (Himâlaya). Von dort steigt Manu dann, Nachkommen erschaffend, nach Indien herab. Vgl. dagegen Zimmer Altindisches Leben 1879 p 101.

**) Zur Rectificierung des öfters wiederkehrenden Namens Belurtag, Bolortag ꝛc. sei gleich hier auf H. A. Daniel Handbuch der Geographie 1880 p. 321 verwiesen, welcher sagt: „Von dem Hochplateau der Pamir, dem „Dach der Welt" wie der Name besagt, gegen Westen und Nordwesten breitet sich Turan aus. Wo die älteren Karten eine Meridiankette unter dem Namen Belurtagh oder Bolortagh zeichneten — ein Mißverständnis, da dort weder eine Meridiankette existiert, noch jene Namen sich finden

Iranier, sondern des ganzen indog. Stammes (vgl. Altertumsk. I p. 527) zu suchen sei, findet Lassen weiterhin bestätigt durch den Umstand, daß die Persisch redenden Tadschiks, die alten ansässigen Einwohner Khasgars, Jarkands, Khotens, Aksus u. s. w. zu beiden Seiten jenes hohen Gebirges sich finden und von da sich in das innere Hochasien verbreiten, Völker, auf welche als zu der persischen Abteilung des indog. Stammes gehörig schon Klaproth in seiner *Asia polyglotta* [2] p. 243 und K. Ritter, durch den die Hypothese von dem centralasiatischen Ursprung der Indogermanen in die geographische Wissenschaft eingeführt worden ist (vgl. Erdkunde II p. 435 f.), ausführlich hingewiesen hatten. Dazu kam, daß man auch in mehreren aus chinesischen Quellen zuerst von Abel Remusat nachgewiesenen Stämmen, welche um das 2. Jahrh. v. Chr. in feindliche Berührung mit den nordiranischen Reichen von Osten her treten, in den *Yueti, Yuetsihi, Yeta*, den *Szu, Se, Sai*, besonders aber in den als blauäugig und blondhaarig geschilderten *Usun* (vgl. Ritter Erdkunde II u. VII bei den im Register unter *Usun* und *Yueti* angegeb. Stellen) die letzten Ausströmungen der centralasiatischen Indogermanen erblicken wollte, ja daß man sich, wie es Klaproth und Ritter thaten, nicht scheute, die Namen der *Yeta* mit den *Geten*, die *Se* mit den *Saken*, die *Usun* mit den *Suionen*, ihren Fürsten *Kuenmi* mit dem germ. *Kun-ig* (Erdkunde II p. 432) u. s. w. zu vergleichen. Auch J. Grimm trug in seiner Geschichte der deutschen Sprache (über welche unten) durch die Identificierung der Geten und Goten zur Verbreitung derartiger Vorstellungen mächtig bei. In den Südwesten des im weitesten Sinne genommenen Iran war nun aber nach Lassens Meinung auch die Urheimat des zweiten großen Sprachstammes der „kaukasischen" Rasse, des **semitischen**, zu verlegen. Denn hierher führe die hebräische Sage von Eden, und was der Belurtag für die Arier, sei der Ararat für die Semiten gewesen. Ein gemeinsames Stammland, eine vorgeschichtliche Berührung der Semiten und Indogermanen werde aber durch den „über die grammatische Bildung" hinaus gehenden Zusammenhang ihrer Sprachen bezeugt.

— trennt ein gegen 400 Km. breites, ödes Plateau das centrale, dem chinesischen Reich unterworfene Hochasien von der aralo-kaspischen Niederung und verbindet die Gebirgssysteme des Himâlaya, Mustagh, Hindukusch im Süden mit den Kettengebirgen des Alai-Tagh und Thian-Schan im Norden."

So schien denn in der That alles die Meinung zu bestätigen, daß in Asien die Wurzeln der indog. Völker und Sprachen hafteten, und J. Grimm hatte Recht, in seiner Geschichte der deutschen Sprache (1848) zu behaupten, daß diese Ansicht nur noch wenige Gegner zähle. „Alle Völker Europas," heißt es p. 162 f., „sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, vom Osten nach dem Westen setzte sich ein unhemmbarer Trieb, dessen Ursache uns verborgen liegt, in Bewegung. Je weiter gegen Abend wir ein Volk gedrungen finden, desto früher hat es seinen Auslauf begonnen, desto tiefere Spuren kann es unterwegs hinterlassen haben." Der geringe und schlecht begründete Widerspruch gegen diese von den ersten Autoritäten vertretene Meinung (vgl. bei Th. Poesche Die Arier 1878 p. 60) verhallte bald gänzlich.

Wenn so gleich das erste Auftreten der vergleichenden Sprachwissenschaft die wichtigsten historischen und ethnographischen Fragen anregte, welche nun schon zu einem definitiven Abschluß gekommen zu sein schienen, sollte das weitere Aufblühen jener Wissenschaft noch für einen anderen, der Aufklärung dringend bedürftigen Zweig des menschlichen Wissens, für die prähistorische Culturgeschichte bedeutungsvoll werden.

Schon im Jahre 1820 hatte auf einem der neuen vergleichenden Methode ziemlich entfernt liegenden Gebiete, dem der malayisch-polynesischen Sprachen, J. Crawfurd in seinem umfangreichen Werke *History of the Indian Archipelago* einer allgemeinen Besprechung der polynesischen Sprachen ziemlich ausgedehnte Vocabularien hinzugefügt, in denen er die Verwandtschaft der wichtigsten Culturwörter auf dem genannten Sprachgebiet zu verfolgen strebt. Ja, auf Grund seiner linguistischen Beobachtungen hatte er sogar schon ein detailiertes Bild der ältesten Civilisation dieser Völker entworfen.*)

---

*) Vgl. II p. 85: „Sie hatten einige Fortschritte im Ackerbau gemacht, verstanden sich auf den Gebrauch des Eisens, hatten Arbeiter in diesem Metall und in Gold, aus dem sie vielleicht Schmuckgegenstände verfertigten; sie waren gekleidet in Gewebe aus der fibrösen Rinde von Pflanzen, welche sie am Webstuhl webten, kannten aber die Verfertigung baumwollener Gewänder noch nicht, die sie erst in späterer Zeit vom indischen Festland erhielten; sie hatten die Kuh und den Büffel gezähmt und gebrauchten sie als Zug- und Lasttiere, ebenso das Schwein, das Haushuhn, die Ente, die ihnen zur Nahrung dienten."

Auch auf indogermanischem Boden fehlte es nicht an ähnlichen Versuchen. Den Anfang zu einer culturhistorischen Anordnung indog. Gleichungen hatte schon der gelehrte und scharfsinnige R. K. Rask in einer Kopenhagen 1818 erschienenen Preisschrift gemacht (*Undersögelse om des gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse*, ins Deutsche übersetzt von J. S. Vater in den Vergleichungstafeln der Europäischen Stamm-Sprachen ꝛc. Halle 1822 vgl. das. p. 109—132), welche allerdings nur Etymologien des europäischen Sprachgebietes enthält, die sich aber durch eine verhältnismäßig große Correktheit auszeichnen.*)

Linguistisch-culturhistorischen Charakter tragen auch zwei kleine Aufsätze A. W. v. Schlegels Über Tiernamen und Namen der Metalle (Indische Bibliothek I p. 238—245), in denen zuerst wichtige Capitel der Culturgeschichte mit Hilfe der Sprachwissenschaft aufgehellt werden sollen. In beiden Aufsätzen erörtert Schlegel die Übertragung gewisser Tier- und Metallnamen auf andere Tier- und Metallarten, wie das Verhältnis von griech. *ἐλέφας*: got. *ulbandus* „Kameel“, ein Wort, welches er „für eine uralte asiatische Erinnerung“ hält, von got. *vulfs:* lat. *vulpes*, von skrt. *áyas*, germ. *eisen:* lat. *aes* „Kupfer“ ꝛc. Einige der daselbst aufgestellten Etymologien wie lat. *ursus* „Bär“ = ahd. *ors* „Pferd“, griech. *κάμηλος* = lat. *caballus* ꝛc. werfen ein helles Licht auf den damaligen Stand der Sprachvergleichung. Eine allgemeine Zusammenstellung der Tiernamen wollte Schlegel in seiner *synopsis linguarum* (vgl. oben) geben.

Nicht weniger machte H. F. Link in seinem oben genannten Werk, in den Abschnitten über die Verbreitung des Menschen, die Sprache als Kennzeichen der Verbreitung, die Heimat gezähmter Tiere und gebauter Pflanzen, das Auffinden der Metalle ꝛc. häufig von linguistischen Argumenten Gebrauch.

Einen weiteren Schritt vorwärts that F. G. Eichhoff in seinem Werke *Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde* 1836 (ins Deutsche übersetzt von Kaltschmidt 2. Ausg. Leipzig 1845; vgl. A. Höfer Berliner Jahrb. f. wiss. Kritik Dez. 1836 Nr. 104—110 und F. Pott Hallische Jahrb. f. deutsche Wissenschaft u. Kunst 1838 Nr. 310—12). „Philologie und Ge-

*) Derartige vergleichende Wörterverzeichnisse waren übrigens schon um 1801 von H. Th. Colebrooke, dem Begründer der indischen Philologie, angelegt, wenn auch nicht herausgegeben worden, vgl. M. Müller Essays IV p. 466 f.

schichte," heißt es in der Vorrede, „gehen Hand in Hand und die eine leiht ihren Beistand der anderen; denn das Leben der Völker offenbart sich in ihrer Sprache, dem treuen Spiegel ihres Wechsels, und wenn die nationale Zeitrechnung stehen bleibt, wenn der Faden der Überlieferung reißt, dann beginnt der alte Stammbaum der Wörter, welcher den Fall der Reiche überlebt, ihre Wiege zu beleuchten." In diesem Sinne bringt er, wie dies vorher schon Rask gethan hatte, seine Wörtervergleichungen unter culturhistorische Rubriken, deren er acht (Mond und Elemente, Tiere und Pflanzen, Körper und Glieder, Familie und Gesellschaft, Stadt und Wohnungen, Künste und Geräte, Handlungen und Wirkungen, Eigenschaften und Attribute) unterscheidet. So denkt er nachzuweisen, wie „von den Ufern des Ganges, ihrem alten und geheimnisvollen Vaterland, diese so zähe und reiche Cultur unter tausend verschiedenen Abstufungen, aber an immer gleichen Stämmen und mit regelmäßigen Verzweigungen sich fortgepflanzt hat über den unermeßlichen Raum, welchen sie jetzt bedeckt und dessen Grenzen sie täglich hinausschiebt" (p. 145).

Allein so anerkennungswert auch die Grundideen der Eichhoffschen Zusammenstellungen sind, so sind doch diese Zusammenstellungen selbst fast gänzlich wertlos, da sie ausschließlich auf einer äußeren Ähnlichkeit der verglichenen Wörter beruhen und nur selten und dann zufällig das Richtige treffen. Auch die übergroße Schätzung der Altertümlichkeit des Sanskrit, welche ihn dazu verleitet, die Heimat des Urvolkes nach Indien zu verlegen, trägt dazu bei, dem ganzen Werke eine falsche Richtung zu geben. Eine wahrhaft wissenschaftliche Etymologie, das heißt eine Vergleichung der Wörter auf Grund fester, aus der Beobachtung der Sprachlaute gewonnener Lautgesetze, ist erst durch die auf Eichhoff sichtlich noch ohne Einfluß gebliebenen Etymologischen Forschungen F. A. Potts (1833 u. 1836), denen sich in den Jahren 1839—42 Th. Benfeys Griechisches Wurzellexicon anschloß, begründet worden. Zum ersten Mal ward jetzt ein verhältnismäßig sicheres Sprachmaterial dem Culturforscher an die Hand gegeben.

Einen festeren Boden hatte daher A. Kuhn unter den Füßen, als er im Jahre 1845 in einem epochemachenden Aufsatz Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker (Osterprogramm des Berliner Real-Gymnasiums) aufs neue die Sprachvergleichung auf die Erschließung der indogermanischen

Urzeit anzuwenden versuchte. Die Frage, von welcher Kuhn in seiner Abhandlung, die „nichts als ein Versuch sein will", ausgeht, lautet „ob es nicht mittelst ebenderselben Sprachvergleichung möglich sei, von jenem Resultate der Verwandtschaft all' dieser großen Völker zu einem weiteren zu gelangen, nämlich zu einer Feststellung der Grundzüge, welche den Zustand jenes Urvolkes zur Zeit, da es noch vereinigt war, gebildet haben" (p. 2). Der Gedanke einer linguistischen Paläontologie ist hiermit deutlich ausgesprochen.

Kuhn gibt zunächst eine Zusammenstellung der in den indog. Sprachen bis in die ziemlich entfernten Grade z. B. eines Schwagers und Schwiegervaters übereinstimmenden Verwandtschaftswörter, um so die Ausbildung eines geordneten Familienlebens, des Keimes und der Grundlage des Staates, für die Urzeit zu erweisen. Denn bis zu der über patriarchalische Zustände hinausgehenden Entwicklung staatlicher Gemeinschaft war nach Kuhn das Urvolk bereits vorgeschritten, als es seine ursprüngliche Heimat verließ (p. 7). Dafür sprechen ihm Gleichungen wie skrt. *rā́jan*, lat. *rex*, got. *reiks;* skrt. *páti*, griech. *πόσις*, got. *-faths* (skrt. *viçpáti* = lit. *wiẽszpats*) u. a. m. Weiterhin findet er das Hirtenleben der ältesten Indogermanen durch die übereinstimmende Benennung der meisten Haustiere reichlich bewiesen. So kommt er zu dem Resultate, „daß der Reichtum unserer Urväter an Vieh und Geflügel im ganzen aus denselben Bestandteilen gebildet war, wie heute" (p. 12). Nur die Zähmung der Katze, in deren Benennungen keine auf Urverwandtschaft beruhende Übereinstimmung bemerkbar ist, spricht er der Urwelt ab; dagegen hält er die Bekanntschaft mit Hahn und Huhn, obgleich sie fast bei allen indog. Völkern verschieden benannt sind, wegen der großen Heiligkeit des Tieres bei Indern, Römern und Deutschen für möglich (p. 10). Aber die Indogermanen waren nach Kuhn nicht nur Hirten, sie waren auch bereits zum Ackerbau übergegangen. Allerdings könne die Sprachvergleichung die Bekanntschaft der indog. Völker vor ihrer Trennung mit den Begriffen Pflug und Ackerbau nur wahrscheinlich machen, da die in den europäischen Sprachen zur Bezeichnung des Pflügens verwendete Wurzel *ar* (griech. *ἀρόω*, lat. *arare* rc.) in diesem Sinne nur hypothetisch im Sanskrit, nach Kuhn z. B. in *árya* „Pflüger" (?), sich nachweisen lasse (p. 12), und das europäische

Wort für „Pflug" griech. *ἄροτρον*, lat. *aratrum* ꝛc., das Kuhn direct dem skrt. *aritra* gleichsetzt, hier noch „Ruder" bedeute. Andererseits aber stelle die Sprache entschieden fest, „daß das Getreide und die Benutzung desselben als Brotfrucht bereits bekannt gewesen sein müsse, ehe die verschiedenen Völker sich trennten" (p. 14). Der allgemeine Name für Getreide sei in der Urzeit *yava* (skrt. *yáva*, griech. *ζεά*, lit. *jawaĩ*) gewesen. Bezüglich der einzelnen Getreidearten findet Kuhn, daß in allen verglichenen Sprachen Ausdrücke für verschiedene Getreidearten übereinstimmen, und daß sonach das Getreide bereits dem Urvolke bekannt gewesen sein müsse, „dagegen läßt sich nichts darüber entscheiden, ob die später damit bezeichneten Arten darunter zu verstehen seien; Gerste und Weizen haben, wie es scheint, den Anspruch auf das höchste Alter und zumal die erste möchte, da sie vorzugsweise bei Griechen, Römern und Indern zu Opfergebräuchen verwandt wird, den Vorrang in Anspruch nehmen" (p. 16). Wenn so durch die Ausübung des Ackerbaues feste Niederlassungen des Urvolks von vornherein wahrscheinlich gemacht würden, so, meint Kuhn, würden dieselben durch eine reichliche Menge gemeinschaftlicher Wörter für Haus und Hof, Wohnung, Dorf, Stadt ꝛc. noch ausdrücklich bewiesen. „Die Ahnen der indog. Völker waren also bereits ein seßhaftes Volk" (p. 18).

Somit war zum ersten Male der Versuch gemacht, ein Culturgemälde der indog. Vorzeit auf sprachvergleichender Basis zu entwerfen; doch scheint die Kuhnsche Abhandlung erst dann für weitere Kreise fruchtbringend geworden zu sein, als der Verfasser im Jahre 1850 sie in dem ersten Bande der von A. Weber herausgegebenen Indischen Studien (p. 321—363) durch reichliche Zusätze, besonders aus dem Gebiete der celtischen und slavischen Sprachen, erweitert noch einmal erscheinen ließ (vgl. dazu F. Spiegel Avesta, deutsch übersetzt II p. CXIV). War doch inzwischen das Interesse an der Vereinigung sprachlicher und historischer Forschung durch den Altmeister der historischen Sprachwissenschaft, durch J a k o b G r i m m aufs mächtigste gefördert worden, welcher sein 1848 erschienenes Werk Geschichte der deutschen Sprache von einem Standpunkt aus schrieb, welchen er selbst (Vorrede p. XIII) so charakterisiert: „Sprachforschung, der ich anhänge, und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in d e r Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den

Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloß Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unsers Volks das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Laienkenntnis fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigeren Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte."

Für uns kommen zumeist die sieben ersten Abschnitte des Grimmschen Werkes in Betracht: Zeitalter und Sprachen, Hirten und Ackerbauer, das Vieh, die Falkenjagd, Ackerbau, Feste und Monate, Glaube, Recht, Sitte, durch die „aus dem unermeßnen Vorrat des Altertums mannigfalte Züge allem, was folgen soll, gleichsam als Vordergrund unterbreitet wird" (p. 161). Denn es kommt Grimm nicht darauf an, ein klares und präcises Bild der indog. Urzeit zu geben, wie es Kuhn versucht hatte; er will vor allem die gemeinsamen Punkte zusammenstellen, durch welche die europäischen Völker und Sprachen unter einander und mit Asien verbunden werden. Die bewunderungswerte Fülle seines historischen und sprachlichen Wissens soll ihm die Vorgeschichte des Germanentums entrollen, und um ihre Phasen zu erkennen, verfolgt er die Spuren der Verwandtschaft mit gleichem Interesse, mögen sie ihn nun in die Nähe oder Ferne führen. Dabei aber drängen sich ihm Fragen über die engere oder weitere Verwandtschaft der indog. Sprachen unter einander auf, die für den weiteren Verlauf der linguistisch-historischen Studien von Bedeutung werden mußten. Er selbst urteilt hierüber p. 1030, wie folgt: „Unsere deutsche Sprache schließt sich demnach, und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis, leiblich zunächst an die slavische und litauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische an, doch so, daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt." Zu einer scharfen Scheidung bestimmter Culturperioden, wie sie später versucht werden, schreitet das Werk noch nicht vor, im Gegenteil ist es oft sehr schwierig, die historischen Schlüsse Grimms aus den partiellen Übereinstimmungen der Sprachen zu erkennen. Man vergleiche z. B. die Auseinandersetzungen über die Metallnamen p. 9—14 und über die Ausdrücke des Ackerbaues p. 68—69 ꝛc.

Im allgemeinen ist Grimm der Ansicht, daß die aus Asien nach Europa einziehenden Indogermanen — ihrer Einwanderung ist Cap. VIII gewidmet — noch Hirten und Krieger gewesen

seien. „Jenes unaufhaltsame Einrücken der Völker aus Asien in Europa," heißt es p. 15, „setzt kühne, kampflustige Scharen voraus, die sich zuweilen Ruhe und Rast gönnten, im Drange der Fortbewegung von ihrer Herde, Jagd und Beute lebten. Bevor sie sich friedlichem Ackerbau ergaben, müssen sie Jäger, Hirten und Krieger gewesen sein. ... Die ausziehenden Hirten hatten noch manches gemein, wofür die späteren Ackerbauer schon besondere Wörter wählen mußten" (p. 69). „Dennoch bleiben," fügt er unter dem Einfluß der Kuhnschen Arbeit hinzu, „*yáva, jawaĩ, ζεά*; *kŏka* (skrt. „Wolf", vgl. *vṛka* „Wolf und Pflug"), *hôha* (got. „Pflug"), *huoho* (vgl. Kuhn a. a. O. p. 13—15) wichtige Ausnahmen, so wie, wenn die wunderbare Analogie allen Zweifel besiegen kann, *arítra, aratrum, ἄροτρον*; *plavá* (skrt. „Fahrzeug"), *πλοῖον, pliúgas* (lit. „Pflug")."

So ward durch die Arbeiten Kuhns und Grimms die erste Grundlage einer methodischen Erforschung des indog. Altertums an der Hand der Sprachvergleichung geschaffen. Wenn, sagte man sich, ein Wort in gleicher Form und gleicher Bedeutung (beides *cum grano salis* verstanden) in allen oder mehreren Sprachen des indog. Stammes wiederkehrt, so muß dieses Wort schon in der indog. Ursprache gegolten, und mithin der von ihm bezeichnete Begriff schon in der Urzeit existiert haben. Weil skrt. *çván* dem griech. *κύων*, lat. *canis* u. s. w. entspricht, müssen, so schloß man, die Indogermanen schon vor ihrer Trennung den Hund als Haustier besessen, und weil skrt. *purí* „Stadt" sich dem griech. *πόλις* vergleicht, müssen sie schon in Städten zur Zeit ihres ungetrennten Beisammenseins gewohnt haben (vgl. Kuhn a. a. O. p. 9 u. 17).

Aber während Kuhn auf die Erschließung der indog. Urzeit selbst sein Hauptaugenmerk richtet, geht Grimm von dem specielleren Standpunkt des Germanischen aus und verfolgt die Züge der Verwandtschaft dieses Sprachzweiges, auch wenn sie ihn über das Gebiet der europäischen Sprachen nicht hinausführen. So kommt er dazu, zwischen den historisch beglaubigten Epochen der Einzelvölker und der Zeit des ungetrennten Beisammenseins aller Indogermanen, wenn auch noch nicht scharf geschiedene, culturhistorische Mittelstufen zu construieren. Dieser Gedanke lag aber um so näher, als bereits die rein grammaticalische Seite der Sprachvergleichung, auf sprachliche Argumente gestützt, zu der Annahme gekommen war, daß die indog. Völker

nicht auf einen Schlag sich aus dem Schoße der Urheimat losgelöst haben könnten.

Schon Bopp hatte in der ersten Auflage seiner Grammatik die Ansicht ausgesprochen, daß in Asien das Indische und Medopersische, in Europa einerseits das Griechische und Lateinische, andererseits das Litauische, Slavische und Germanische durch eine engere Verwandtschaft verknüpft seien. Grimms eigene Anschauung über diesen Gegenstand haben wir bereits kennen gelernt. Auch Kaspar Zeuß äußert sich schon 1837 in seinem ausgezeichneten Werke Die Deutschen und die Nachbarstämme sehr entschieden für die näheren Beziehungen des Deutschen und Slavischen und sucht dieselben durch eine Reihe sprachlicher Gründe zu erhärten (a. a. O. p. 18—20).

Eine neue Hypothese, der sich 1853 auch Bopp (Über die Sprache der alten Preußen, Abh. d. Berl. Ak. d. W.) anschloß, stellte 1850 A. Kuhn in dem schon erwähnten Abdruck seines Aufsatzes Über die älteste Geschichte der indog. Völker p. 324 auf, indem er aus einer Reihe sprachlicher und culturhistorischer Gründe folgerte, „daß die slavischen Sprachen mit der indischen oder wahrscheinlicher noch mit dem Zend und der persischen längere Zeit in Verbindung geblieben seien als mit den übrigen indogermanischen." Doch weicht Bopp insofern von Kuhn ab, als er die Absonderung der lettisch-slavischen Idiome vor die Spaltung des asiatischen Sprachzweigs in eine indische und iranische Hälfte setzt.

Daneben liefen freilich die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Gruppierung der indog. Völker unter einander her. Noch im Jahre 1853 konnte z. B. H. Leo (J. W. Wolfs Zeitschrift f. deutsche Mythologie und Sittenkunde I p. 51) behaupten, daß die Germanen sich später als die Perser von den Indern getrennt hätten, und zwar sei diese Trennung erst nach der Ansiedelung der Inder in Indien selbst erfolgt u. s. w. (vgl. A. Weber Z. d. M. G. VIII p. 389).

Nachdem wir so die Anfänge der linguistisch-historischen Forschung im Zusammenhang bis hierher (etwa bis zum Jahre 1850) verfolgt haben, werden wir, gemäß den in unserer Darstellung selbst uns entgegen getretenen Richtungen derselben, gut thuen, die Weiterentwicklung dieser wissenschaftlichen Disciplin in gesonderten Abschnitten zu behandeln, und zwar werden wir, in leicht verständlicher Anordnung, in

Cap. II Über die linguistische Erschließung der indog. Urzeit

Cap. III Über die Frage der indog. Völkertrennungen in ihrer culturhistorischen Bedeutung

Cap. IV Über die Forschungen nach der Urheimat der indog. Völker

sprechen. Die wenigen Versuche auf dem Gebiete der ural-altaischen und semitischen Sprachen, welche hierher gehören, werden am Ende eines jeden Capitels ihre Berücksichtigung finden. Arbeiten ausschließlich mythologischen Inhalts sind im allgemeinen von dieser geschichtlichen Betrachtung ausgeschlossen worden, weil sie mit der eigentlichen „linguistischen" Paläontologie nur lose zusammenhängen.

II. Capitel.

Die linguistische Erschließung der indog. Urzeit.

Dem Kuhnschen Gedanken, die Vorgeschichte der indog. Völker mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschließen, wurden die Pforten der Geschichtsschreibung durch Th. Mommsens Römische Geschichte (1854) geöffnet. Der Verfasser, welchem Geschichte nichts anderes als „Entwicklung der Civilisation" bedeutet, ergreift mit Eifer und Zuversicht die Möglichkeit, die Anfänge des italischen Culturlebens bis in eine gräcoitalische oder indogermanische Urzeit zu verfolgen. In seinen materiellen Aufstellungen stimmt Mommsen im ganzen mit seinen Vorgängern überein. Die Entwicklung des Hirtenlebens in der Urzeit findet er „durch die unabänderlich fixierten Namen der Tiere" (*bos, pecus, taurus, ovis, equus, anser, anas* I. Aufl. p. 13), den Gebrauch des Wagens durch *iugum, axis*, die Bekanntschaft mit den Metallen durch *aes, argentum, ensis*, mit dem Salze durch *sal*, dem Hüttenbau durch *domus, vicus* u. s. w. bewiesen. Dagegen unterscheidet er sich von Kuhn durch die Annahme, daß die Halmfrucht von den Indogermanen noch nicht gebaut worden sei. Dem Beweise dieser Behauptung sind in den späteren Auflagen (die letzte, VII. 1881) einige Bemerkungen gewidmet, aus denen hervorgeht, daß Mommsen in der Gleichung griech. ζεά = skrt. *yáva* „höchstens einen Beweis dafür sieht, daß man vor der Scheidung der Stämme die in Mesopotamien*)

---

*) Hier war nach Mommsen die älteste Heimat der Indogermanen, vgl. III. Aufl. p. 31; auch noch VII p. 30. Dieselbe Meinung hatte schon früher Vanns Kennedy vertreten in seinen *Researches into the origin and affinity of the principal languages of Asia and Europe* 1828.

wildwachsenden Gersten- und Speltkörner sammelte und aß, nicht aber dafür, daß man schon Getreide baute" (VII. Aufl. p. 16, auch schon II. p. 16). Mommsen schließt seine Erörterung der indog. Zustände, indem er der linguistisch-historischen Forschung eine glänzende Perspective zeigt.

Zunächst galt es eine reichliche und sorgfältige Sammlung sprachlich-culturhistorischen Materials.

Einen bequemen Sammelplatz hierfür bot die im Jahre 1851 zuerst erscheinende und von A. Kuhn herausgegebene Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen. Schon der Name des Herausgebers ließ die Weiterverfolgung der zuerst von ihm angebahnten linguistisch-historischen Richtung der Sprachvergleichung erhoffen. Auch wendete sich derselbe bereits im IV. Bande (1855) in einer besonderen Abhandlung Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indog. Völker Art. I unserem Gegenstand wieder zu. Diese Arbeit hat ein besonderes Interesse durch die methodischen Bemerkungen, mit welchen dieselbe eingeleitet wird, und durch welche offenbar das Bestreben hindurchklingt, straffere Gesetze als bisher für die Feststellung historischer Thatsachen aus sprachlichen Argumenten zu gewinnen. Zum ersten Male wird hier, wenn auch nur von Ferne, auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche, wie sich im Verlaufe unserer Darstellung immer deutlicher herausstellen wird, der rein linguistischen Erschließung der Urzeit gegenüber stehen. Verhältnismäßig einfach, das ist der Gedankengang des Verfassers, liegen die Verhältnisse, wenn die Benennung eines Begriffes in allen indogermanischen Sprachen oder wenigstens in denen, welche „uns in einer längeren Reihe litterarischer Denkmäler überliefert sind," nach Wurzel und Suffix identisch ist; allein der Nachweis einer Übereinstimmung der Bildungssilben oder die Feststellung einer bestimmten Suffixform für die Urzeit ist oft nur hypothetisch möglich.

Auch gehört der Fall, daß ein Wort durch alle oder nur durch die wichtigsten der verwandten Sprachen verbreitet ist, nicht zu den häufigen. Das ist auf der einen Seite begreiflich; denn „auf ihren Zügen durch wilde Gebirgsthäler, öde Steppen und fruchtbares Land, im Verkehr mit anderen, barbarischen oder civilisierten Völkern verengerte und erweiterte sich der Gedankenkreis je nach ihrem verschiedenen Charakter, ebenso wie sich manche Sitte und Gewohnheit aus dem sich anders gestaltenden

Leben verlor.“ So hat es nichts auffallendes, wenn Tier- und Pflanzennamen sich bei Griechen, Römern und Deutschen gemeinsam finden, bei den Indern dagegen mangeln, denen in ihrer neuen Heimat eine so eigenartige Natur entgegentrat. Andererseits aber läßt sich aus diesem Grunde das Vorhandensein eines bestimmten Begriffs in der Urzeit oft nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit erheben. Auch die häufige Verschiedenheit lautlich übereinstimmender Wörter in ihrer Bedeutung macht historische Schlüsse unsicher. Als Beispiel dient griech. *φηγός* „Eiche“ = lat. *fagus* „Buche“, ahd. *puohha*. Bedeutete das Wort in der Urzeit „Eiche“ oder „Buche“? Das einzige, was sich an der Hand der Etymologie ermitteln läßt, ist „daß in der Urheimat ein Baum mit eßbaren Früchten (*φηγός* : *φαγεῖν*) vorhanden war.“ Ja, zuweilen läßt die Etymologie den Forscher ganz im Stich, wie bei skrt. *dru* „Holz, Zweig, Baum“, got. *triu* „Baum“, griech. *δρῦς* „Eiche“, so daß nur das Resultat bleibt, daß „die indogermanischen Stammältern in einer Gegend wohnten, die keine baumlose Steppe war.“

Wenn so die Frage nach der Cultur der indog. Urzeit durch A. Kuhn gewissermaßen auf die Tagesordnung der Sprachvergleichung gesetzt war, und fast von Tag zu Tag neue Verwandtschaften und Beziehungen in dem Wortschatz der indog. Sprachen sich nachweisen ließen, so mochte der Gedanke naheliegen, unter Herbeiziehung des ganzen einschlägigen Materials an die Entwerfung eines Gesamtbildes der indog. Civilisation zu gehen. Dieser Aufgabe unterzog sich in der ausführlichsten, eingehendsten, leider aber auch in der unkritischsten Weise der Genfer Gelehrte Adolphe Pictet, welcher schon in kleineren Abhandlungen (Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunst bei den Indogermanen K. Z. V p. 24—29 und Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen K. Z. V p. 321—354 ꝛc.) sein Interesse an linguistisch-historischen Studien bewiesen hatte. Das Werk desselben *Les origines Indo-européennes ou les Aryas primitifs, essai de paléontologie linguistique* (ein Ausdruck, der hier zum ersten Male gebraucht wird) Paris 1859—63 (zweite Ausgabe Paris 1877, vgl. über dieselbe unten Cap. IV) sucht in zwei starken Bänden den gesamten Wortschatz der indog. Sprachen mit Rücksicht auf die Erschließung der indog. Urzeit zu prüfen. Dasselbe zerfällt in fünf Bücher, von denen das erste geographische und ethnographische Erörterungen, das zweite die

Naturgeschichte (Mineralien, Pflanzen, Tiere) der indog. Vorzeit bespricht (Band I 1859), das dritte die materielle Civilisation der alten Arier, das vierte die socialen Verhältnisse, das fünfte endlich das geistige, moralische und religiöse Leben der Urzeit enthält (Band II 1863).

Schon diese Anordnung des Stoffes war nicht unbedenklich. Nachdem der Verfasser nämlich einmal aus Gründen, welche wir in unserem Cap. IV näher beleuchten werden, für das alte Bactrien als Urheimat des indog. Stammes sich entschieden hatte, bildet diese geographische Annahme für ihn fürderhin die Basis der weiteren Erschließung der Urzeit. Was ihm der Beschaffenheit dieses Erdstriches in geographischer oder naturhistorischer Hinsicht zu entsprechen scheint, wird nnbedenklich in die Urzeit hineingetragen, selbst wenn die linguistischen Beweise, auf denen doch diese *paléontologie linguistique* beruht, völlig fehlen sollten. Dies gilt namentlich von den Besprechungen des Tier- und Pflanzenreiches. So heißt es von dem Kamel (I p. 382): „Obschon das Kamel kein europäisches Tier ist und sein Name *camelus* sicherlich aus dem Semitischen kommt, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die alten Arier es gekannt haben, da das zweihöckrige Kamel in Bactrien eingeboren ist.“ Durch eine ähnliche Argumentation wird der Tiger (I p. 425) der indog. Urzeit überwiesen.

Selbstverständlich kann es meine Aufgabe nicht sein, das umfangreiche Werk in seinen Einzelheiten zu besprechen. Ich werde mich vielmehr darauf beschränken, die Methode Pictets, welche sich an einem ausgewählten Beispiel besser als aus dem ihrer Darstellung gewidmeten § 2 (I p. 11—25) erkennen lassen wird, in Kürze darzulegen, da sich so die auf diesem Wege erzielten Resultate des Verfassers (vgl. das letzte Capitel *Résumé général et conclusions*) am besten beurteilen lassen werden.

Wie es der Hauptgrundsatz der Pictetschen Forschung ist: „*Partir toujours du mot sanscrit, s'il existe, soit pour arriver à la restitution du thème primitif, soit pour en découvrir l'étymologie probable*“ (I p. 23), so galt es, um die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Ackerbau, von welcher Pictet überzeugt ist, zu beweisen, vor allem die europäischen Namen der Cerealien im Sanskrit wiederzufinden. Allein während der beste Kenner des Sanskrit in jener Zeit, Ch. Lassen, schon im Jahre 1847 zu der Ansicht gekommen war: „*Yáva* möchte als

die älteste von den arischen Völkern angebaute Kornart angesehen werden, weil dieser Name einer Kornart **allein in den verwandten Sprachen** sich erhalten hat" (Ind. Altertumskunde I p. 247), verspricht uns Pictet als Resultat seiner Vergleichungen (I p. 258): „daß die alten Arier bereits die meisten Culturpflanzen besessen hätten, welche noch heute die Basis unserer Agricultur bilden." Hierbei beruft er sich für **Weizen** und **Gerste** auf folgende angeblich im Sanskrit und in den europäischen Sprachen übereinstimmende Benennungen: I. **Weizen** 1) griech, *σῖτος* = skrt. *sitaçimbika*, *sitaçûka* oder *sûtya* p. 262, 2) got. *hvaiteis* = skrt. *çvêtaçuñga* p. 263, 3) irisch *mann* = skrt. *sumana* p. 264, 4) irisch *arbha*, lat. *robus* = skrt. *arbha* (!) p. 265, 5) *πυρός* = skrt. *pûra* p. 266, 6) russ. *pšenica* = skrt. *psâna* p. 266. II. **Gerste** 1) griech. *ζεά* = skrt. *yáva* p. 267, 2) lit. *miẽžiei* = skrt. *mêdhya* p. 268, 3) ahd. *gersta* = skrt. *gras-tá*, 4) griech. *κριθή* = **çrî-dhâ*, 5) *κοστή* (Hesych) = skrt. *ças-tá*, 6) lat. *hordeum* = skrt. *hṛdya*, 7) cymr. *haidd* = skrt. *sâdhú* p. 269—71.

Als völlig bedeutungslos für die Reconstruction der Urzeit müssen von diesen Gleichungen, deren lautliche Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten ganz auf sich beruhen mögen, zunächst diejenigen Wörter ausgeschlossen werden, welche im Indischen die Bedeutung einer Getreideart nie gehabt haben wie *pûra* (*πυρός*): W. *par* „eine Art Kuchen", *psâna* (*pšenica*): W. *psâ* „das Essen" (nur nachweisbar in dem Wörterbuch des Hemacandra XII. Jahrh. n. Chr.), *grasta* (*gerste*): W. *gras* „das gegessene", *ças-tá*: W. *ças* „*laudatus*", *hṛdya* (*hordeum*) „im Herzen befindlich, lieblich", *sâdhú* (cymr. *haidd*) „gerade zum Ziele führend". Ebenso müßig ist die Zurückführung scheinbar alleinstehender Wörter auf Urformen, in deren Construction der Verfasser eine wunderbare Virtuosität besitzt. Vor allem wird von der Form des Compositums Gebrauch gemacht. Wie ihm *κριθή* „die Reichtum spendende" = **çrî-dhâ* ist, so wird ein Wort wie *hund* auf **kvan-dhâ*, ein *papaver* auf **pâpa-vara*, ein *χελιδών* auf **hari-dâna* ꝛc. zurückgeführt. Geradezu komisch sind die häufigen Composita der Urzeit mit der pronominalen Silbe *ka* als erstem Bestandteil, die soviel als „was für ein!" bedeutet haben soll. „Was für eine Speise!" (*quel aliment!*) „**ka-bhara*", riefen die alten Arier, da benannten sie den Hafer (ahd. *habaro*); „was für eine Nahrung!" (*quelle nourriture*) „**ka-rasa*", da entstand der

Name der Hirse (ahd. *hirsi*). Verschieden sind die Schicksale, welche diese urzeitlichen Composita in den Einzelsprachen gehabt haben. Bald blieb nur der erste (griech. *σῖτος* = *sita-çimbika*), bald nur der zweite Teil (irisch *mann* = skrt. *su-mana*) erhalten. Merkwürdig nur, daß der Sinn dieser Wörter, welcher doch nur an der Zusammensetzung haftete (*sita-çimbika* wörtlich „mit weißen Ähren", *su-mana* „wohl-gesinnt, lieblich, hübsch" = Weizen) auch bei den einzelnen Hälften noch weiter lebte.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Sanskritwörtern unserer Zusammenstellung, welche wirklich als Bezeichnungen von Getreidearten in der indischen Litteratur angeführt werden: *sitaçimbika*, *sîtya*, *çvêtaçuñga*, *sumana*, *mêdhya*. Gerade hier aber tritt uns derjenige Fehler der Pictetschen Methode entgegen, welcher die Resultate derselben fast von der ersten bis letzten Seite des Werkes in Frage stellt. Es ist dies die völlige Unberücksichtigung der historischen Entwicklung, welche die Sanskritsprache, namentlich in der Bedeutungsentfaltung ihrer Wörter, durchgemacht hat. „Ob ein Wort alt ist oder neu, ob seine Existenz überhaupt gesichert und belegt ist, ob ferner die Bedeutung eine ursprüngliche ist, oder ob sie sich auf irgend welchem, sei es bildlichem, symbolischem oder gar mythologischem Wege, erst im Laufe der drei Jahrtausende, welche die indische Litteratur umfaßt, gebildet hat, oder ob sie etwa gar bloß eine von den Scholiasten zur Erklärung erfundene ist, das alles kümmert Herrn Pictet nicht" (A. Weber). So kommen denn auch alle die angeführten Benennungen des Weizens und der Gerste als solche in der Sprache des Veda nicht vor und können auch in der späteren Litteratur nur in Wörterbüchern wie in dem des *Hemacandra* (XII. Jahrh. n. Chr.), in dem *Çabdakalpadruma* (erst in unserem Jahrhundert verfaßt) und dem *Amarakôsha* nachgewiesen werden. Aber sollte selbst ein oder das andere Wort in der Bedeutung einer Getreideart im Munde des Volkes wirklich gegolten haben, so liegt doch die secundäre Entwicklung dieser Bedeutung (vgl. z. B. *mêdhya* 1. a) saftig, kräftig, frisch, unversehrt; b) zum Opfer geeignet, opferrein 2c.; 2) neben anderen Bedeutungen „Gerste" im *Çabdakalpadruma*) so klar vor Augen, daß an eine Benutzung derselben zu urzeitlichen Constructionen nicht zu denken ist. Daß Pictet zu dieser Einsicht nie gekommen ist, erscheint umso auffallender, als bis zum Jahre 1859 schon die beiden ersten Teile des Böhtlingk-Rothschen Sanskritwörterbuchs und bis zum

Jahre 1863 auch der dritte Teil desselben erschienen war, aus denen der Verfasser, wenn auch nicht gerade über die von uns angezogenen Namen der Cerealien, so doch über die Bedeutungsentwicklung und den Quellenwert der Sanskritsprache überhaupt die reichste Belehrung hätte gewinnen können. Wie wenig aber Pictet aus diesem für die gesamte Sprachwissenschaft so überaus folgenreichen Werke Nutzen zu ziehen verstand, möge zum Schluß die einzige noch nicht von uns in Betracht gezogene Gleichung (I p. 4):

irisch *arbha*,*) *arbhas*, lat. *robus* (?), skrt. *arbha* (!)

beweisen. Das letztgenannte, sanskritische Wort setzt Pictet, angeblich nach Wilsons Wörterbuch, in der allgemeinen Bedeutung von „Gras" an. Er bemerkt, daß dieselbe im Petersburger Wörterbuch nicht angegeben ist, knüpft aber trotzdem an dieselbe die weitgehendsten Combinationen und fügt nur, naiv genug, hinzu: „... *le sens des herbes en général, qu'omettent, je ne sais pourquoi, les auteurs du dictionaire de Pétersbourg*" (p. 196).

So bleibt denn in der That, wie Lassen es wollte, das einzige skrt. *yáva* = griech. *ζεά* rc. als für historische Schlüsse auf die Urzeit geeignet zurück.

Das Pictetsche Verfahren stieß übrigens sofort in Deutschland auf einen energischen Widerspruch. In sehr scharfer, aber völlig gerechter Weise verurteilte A. Weber in zwei eingehenden Besprechungen des Werkes (Beiträge z. vergl. Sprachf. II u. IV) die unkritische Ausbeutung des Sanskrit von Seiten des Verfassers. Milder, doch im großen und ganzen mit Weber übereinstimmend war die Anzeige des I. Bandes durch A. Kuhn (Beiträge II p. 369—382), der sich nach einigen allgemeinen Bemerkungen der Besprechung von Einzelheiten zuwendet. Interessant ist, wie Kuhn jetzt (1862) über die Getreidearten der indog. Urzeit urteilt: „Was aber die auf diesem Wege gewonnenen Resultate betrifft, so stellt sich im ganzen heraus, daß sich weder für Mineralien noch für Pflanzen überein-

*) Das irische Wort wird von Stokes (*Irish glosses* 1038) nebst welsch *erw* „*acre*" (als Lehnwort?) dem lat. *arvum* zugesellt. Dasselbe ist übrigens gut bezeugt, vgl. Windisch Irische Texte 372 *arbar* „Korn" und O'R. suppl. *arbaim* „*corn*". Irisch *mann* „Weizen" habe ich dagegen nur bei O'Reilly gefunden.

stimmende Benennungen bei allen indog. Völkern finden, daß dagegen die der Haustiere im allgemeinen übereinstimmen und uns somit auf einen noch nomadischen Zustand hinweisen, in welchem diese Völker lebten, als sie sich von einander trennten. Zwar finden sich auch für Mineralien und Pflanzen einzelne weitreichende Übereinstimmuugen, aber im ganzen treten diese einesteils doch nur gruppenweis auf, anderenteils ist oft die Entscheidung schwer, ob sie wirklich auf ursprünglich gemeinsamem Besitz beruhen oder nur durch Entlehnung von dem einen zum andern gelangt sind" (p. 371).

Trotz der ernsten Bedenken, welche somit von sachkundiger Seite sofort gegen das Pictetsche Werk erhoben wurden, fanden doch die Anschauungen, welche der Genfer Gelehrte über den Urzustand der Indogermanen ausgesprochen hatte, bald bei einem weiteren wissenschaftlichen Publicum Eingang, und namentlich die französischen Anthropologen und Ethnologen gingen bei ihren Untersuchungen häufig von den Pictetschen Aufstellungen wie von einer festen Basis aus. Ich will hier nur auf zwei namhafte Culturforscher Frankreichs, F. Lenormant in seinem Werke Die Anfänge der Cultur, deutsche Ausgabe Jena 1875, und F. v. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident, deutsch Gütersloh 1869, hinweisen, deren beider Arbeiten auf das bedenklichste durch Pictets Werk beeinflußt werden. So erklärt F. v. Rougemont mit Rücksicht auf die Behauptung Pictets, daß die Ausbeutung und Bearbeitung fast sämtlicher Metalle den Indogermanen vor ihrer Trennung bekannt gewesen sei, a. a. O. p. VI ausdrücklich: „Diese Resultate der Linguistik, wie sie jüngst A. Pictet gegeben hat, müssen den Ausgangspunkt der ganzen Untersuchung über die Bronzezeit bilden." . . . „Als die Natur nach der Sündflut wieder zur Ruhe gelangt war und sich die Erde von neuem bevölkerte, kannte die große Familie der Arier oder Japhetiten vor ihrer Zerstreuung das Gold, das Silber, das Eisen, das Kupfer, das Blei und das Zinn, und besaß die Sichel, die Egge, das Messer und das Schwert (alles ausdrücklich nach Pictet). Zu diesem Resultate führt die Vergleichung der indo-celtischen Sprachen und ohne Zweifel würde man für die Familie der Semiten zu demselben Ergebnis gelangen. Die Linguistik kann also bei den Semiten und Japhetiten nur insofern ein Steinalter annehmen, als sie vermutet, daß sie nach ihrer Zerstreuung in ihren neuen Wohnsitzen die

schwere Schmiedekunst verlernten, ohne jedoch die Namen der Metalle oder die der Waffen und Werkzeuge zu vergessen, und daß sie später von neuem die Kunst, die Metalle zu bearbeiten, entdeckten.“ Nicht minder ziehen sich die Anschauungen Pictets durch das genannte Buch Lenormants (vgl. die Aufsätze Die Denkmäler der neolithischen Periode p. 87 f. und Untersuchungen über die Geschichte der Haustiere p. 213 f.) wie ein roter Faden hindurch.

Auch in Deutschland aber suchten bald fast alle namhafteren Sprachforscher die neuentdeckte Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für die Culturgeschichte auszubeuten. Ungefähr gleichzeitig mit dem 2. Bande des Pictetschen Werkes erschienen zwei deutsche Aufsätze linguistisch-paläontologischen Inhalts: Über die Urzeit der Indogermanen von F. Justi (Raumers hist. Taschenbuch IV. Folge, III. Jahrgang 1862 p. 301—342) und Der wirtschaftliche Culturstand des indog. Urvolkes von A. Schleicher (Hildebrands Jahrbücher f. Nationalökonomie I 1863 p. 401—411). Das Bild, welches Justi von der indog. Urzeit entwirft, unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der Darstellung Pictets, durch welche es offenbar beeinflußt ist. Dasselbe einfache aber glückliche Dasein eines jugendlich kräftigen, von Viehzucht und Ackerbau lebenden, durch ein reiches Familienleben und die Anfänge staatlicher Ordnung ausgezeichneten Volksstammes wird hier in farbenvoller Sprache uns geschildert. Ein kleines Paradies entrollt sich unseren Blicken. Ein Gefühl des Neides beschleicht uns vielgeplagte Epigonen, wenn wir von unseren Ahnen lesen, „denen die Wunden, welche man im Kriege empfing, neben der Altersschwäche die einzigen Krankheiten gewesen zu sein scheinen, von denen diese glücklichen Menschen heimgesucht wurden (p. 323).“ Auf die Wurzel wird von Justi zur Erklärung des Wortsinnes ein besonderes Gewicht gelegt: „Das Wort Vater bedeutet den Schützenden, Gebietenden, die Mutter ist die schaffende, ordnende Hausfrau, welche ihren Gemahl „Herr, Gebieter“ nennt; der Sohn heißt der Erzeugte, der Sproß, die Tochter aber „die Melkerin“; sie steht der ordnenden Mutter hilfreich zur Seite; dafür liebt sie der Bruder und nennt sie „die mit ihm Wohnende“ Schwester, während sie ihn mit dem dankbaren Wort „Ernährer“, Bruder beehrt (p. 318).“ Geschickter als bei Pictet ist die Anordnung des Stoffes insofern bei Justi, als die Frage nach der Urheimat, dem „Para-

diese" der Indogermanen erst nach der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der indog. Fauna und Flora erörtert wird. Von Interesse ist auch ein Einwand, welchen Justi gegen sich selbst erhebt, indem er seiner hohen Vorstellung von der Civilisation der Urzeit die historisch überlieferte niedere Culturstufe gewisser indog. Völker gegenüberstellt, ein Einwand von großer und weittragender Bedeutung, wie wir sehen werden, mit dem sich Justi freilich sehr schnell abzufinden weiß: „Wenn man aber einwirft," heißt es a. a. O. p. 320, „daß viele indog. Stämme noch in geschichtlicher und in uns verhältnismäßig naher Zeit dem Jäger- und Fischerleben ergeben sind, so brauchen wir nur die weitere Frage entgegenzustellen: warum besteht die ganze Einwohnerschaft mancher italienischer Ortschaften fast nur aus Fischern, während doch die Italiener zu den hochgebildeten Nationen zählen? — um dem Einwand seine Kraft zu entziehen."

Viel skeptischer verhält sich Schleicher, welcher schon in seinem Buche Die deutsche Sprache 1860 p. 71 f. die Cultur des indog. Urvolkes nicht unbesprochen gelassen hatte. Da nach der Stammbaumtheorie Schleichers, auf welche wir unten des näheren zu sprechen kommen werden, von dem Grundstock der Ursprache sich zuerst das Slavisch-Litauisch-Deutsche loslöste, und erst später der zurückgebliebene Teil der Ursprache in zwei Hälften: Iranisch-Indisch und Griechisch-Italisch-Keltisch sich spaltete, so legt er bei der Reconstruierung der Urzeit mit Recht nur auf solche Wörter ein Gewicht, welche entweder in allen drei Sprachgruppen oder doch wenigstens im Slavisch-Litauisch-Deutschen und außerdem im Iranisch-Indischen sich nachweisen lassen. Entsprechungen, welche sich nur auf das Gebiet der europäischen Sprachen beschränken, haben für ihn deshalb keine vollgiltige Beweiskraft, weil er eine starke Entlehnung bestimmter Culturwörter von Volk zu Volk für möglich hält, wie auf dem Gebiete der Märchen und Erzählungen dergleichen Entlehnungen in uralter Zeit nachgewiesen seien. Auch ist Schleicher der Ansicht, daß man nicht aus dem Fehlen bestimmter Entsprechungen negative Schlüsse auf die Cultur der Urzeit machen dürfe; „denn gar manches Wort mag im Laufe der Jahrtausende verloren gegangen sein, manches mag sich nur in einer einzigen Sprache erhalten haben und somit für uns des Beweismittels seiner Ursprünglichkeit verlustig geworden sein. Dafür wird aber

unser Culturbild auch nichts enthalten können, was ihm nicht zukommt. Wir sind vor der Gefahr sicher, unserem Urvolke zu viel zuzuschreiben, während wir des Fehlers gewiß sein dürfen, manche Seite seines Culturlebens nicht mehr ermitteln zu können" (404). So kommt es, daß Schleicher manchen wichtigen Culturbegriff, welchen Pictet der Urzeit zugesprochen hatte, demselben beizulegen sich nicht entschließen kann, wie Pflug und Mühle, Gold und Silber 2c.

Der Ausgang der 60er Jahre brachte weitere Beiträge für die Erforschung der indog. Urzeit von M. Müller (in einem Essay Vergleichende Mythologie, Essays II p. 18—42 der deutschen Ausgabe 1869; die englische *Chips from a German Workshop* 1867), W. D. Whitney (*Language and the study of language* 1867, übersetzt von J. Jolly 1874; vgl. p. 308 f. der deutschen Ausgabe) und Th. Benfey (Einleitung zu A. Ficks Wörterbuch der indog. Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung 1868 und Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600). Da wir es hier mit drei Forschern zu thun haben, welche sämtlich auf dem Höhepunkt ihrer Wissenschaft stehen, wird es von besonderem Interesse sein, die fast gleichzeitigen Anschauungen derselben über denselben Gegenstand neben einander zu betrachten. Auch A. Fick wird hierbei zu berücksichtigen sein, da die Benfeyschen Aufstellungen auf seinem Wörterverzeichnis der indog. Grundsprache beruhen.

Gleich im Anfang seiner Erwägungen spricht M. Müller, wie es auch Schleicher gethan hatte, die Ansicht aus, daß man die Methode der Erschließung der Urzeit nicht umkehren oder negativ gebrauchen dürfe. „Daraus, daß jeder der romanischen Dialekte einen verschiedenen Namen für gewisse Gegenstände hat, folgt noch nicht, daß die Gegenstände selbst den Altvätern der romanischen Völker unbekannt waren. Papier war in Rom bekannt, und doch heißt es *carta* im Italienischen, *papier* im Französischen" (p. 19). Das verhindert ihn allerdings nicht, bei Gelegenheit von solch' negativem Beweis Gebrauch zu machen. Aus dem Umstand, daß die Namen des Meeres bei den verschiedenen indog. Völkern auseinandergehen oder doch ursprünglich nur ein totes, stehendes Gewässer (lat. *mare*) bezeichnet haben, wird die Bekanntschaft mit dem Meere der Urzeit abgesprochen, worauf weitere geographische Combinationen gegründet werden.

Ebenso meinte Whitney, daß die Landschaft, welche die Indogermanen bewohnten, noch nicht sich bis zur Meeresküste erstreckt habe. Ein zweiter „negativer" Schluß wird von Müller aus dem Umstand gezogen, daß die Indogermanen eine einheitliche Benennung der Zahl Tausend nicht besitzen (p. 45, vgl. auch Justi a. a. O. p. 315), während Th. Benfey vorsichtiger meinte, daß sich „aus den verschiedenen erlaubten — d. h. verständlichen — Bezeichnungen noch keine — mit Verdrängung der übrigen — als einzig gebräuchliche für sie festgesetzt hätte".

Was den Charakter des angezogenen Wortschatzes betrifft, so scheint M. Müller die Übereinstimmung des Sanskrit nicht für eine *conditio sine qua non* der Erschließung indog. Culturzustände anzusehen. Wenigstens werden auch von ihm Pflug und Mühle den Indogermanen zugeschrieben. Auch die völlige Übereinstimmung der verglichenen Culturwörter in Wurzel und Suffix wird nicht gefordert; so wird die Bekanntschaft mit dem Golde aufs bestimmteste bis in die Urzeit zurückverlegt, obgleich die Bildungselemente der betreffenden Wortreihe (skrt. *hiraṇya*, griech. *χρυσός*, slav. *zlato*, got. *gulth*) „weit von einander verschieden sind". Auch A. Fick hält die Übereinstimmung des Sanskrit nicht für durchaus erforderlich, um ein Wort seinem Index der indog. Grundsprache einzuverleiben. Bezeichnungen wie für „Eber" *(apra)*, „Fisch" *(pisk)*, „Ziegel" *(plinta)*, „Baum mit eßbaren Früchten" *(bhâga)* und viele andere werden dem Wortschatze der Urzeit zugewiesen, obwohl sie sämmtlich nur durch Übereinstimmung einzelner europäischer Sprachen zu belegen sind. Ebenso werden Wortformen, welche nur in wenigen oder auch nur in einer einzigen europäischen Sprache nachzuweisen sind, in das Wörterbuch der Ursprache aufgenommen, wenn sie im Sanskrit wiederkehren.*) Große Rücksicht wird dagegen auf die Übereinstimmung der in einer Reihe verbundenen Wörter auch in ihren Ableitungssilben genommen; allerdings kommt Fick auf diesem Wege dazu, ein und dasselbe Wort mit ganz verschiedenen Suffixen für die Ursprache anzusetzen, so den Stamm *vat*, aus welchem Benfey die Bekanntschaft der Indogermanen mit der

*) Hiergegen erhebt B. Delbrück in seiner Kritik des Fickschen Buches K. Z. XVIII p. 73 f. Widerspruch: „Speciell müssen wir uns dagegen erklären, aus griechisch-arischen Parallelen indog. Formen zu erschließen. Denn wer sagt uns, ob sie nicht einer gräco-arischen Epoche angehören und also beiläufig ein paar tausend Jahr jünger sind als die wirkliche indog. Periode?"

Jahreseinteilung folgert, in dreifacher Formation: *vat, vatas, vatasara.* Immerhin aber mußten die Fickschen Zusammenstellungen durch ihr Bemühn, wirklich einmal in der Urzeit vorhandene Wortformen zu erschließen, eine zuverlässigere Grundlage für culturhistorische Forschungen abgeben, als die bisher nur um die Identität einer Wurzel gruppierten Wörtervergleichungen seiner Vorgänger.

Wenden wir uns nunmehr zu der Civilisation der alten Indogermanen selbst, so müssen dieselben nach M. Müller lange Zeit vor ihrer Trennung in tiefem Frieden zusammen gelebt haben. „Daher kommt es, daß nicht nur das Griechische und Lateinische, sondern alle arischen Sprachen ihre friedlichen Wörter gemeinsam teilen; daher kommt es, daß alle so seltsamer Weise in ihren kriegerischen Ausdrücken sich unterscheiden. So kennt man die Haustiere in England und Indien gemeiniglich unter demselben Namen, während die wilden Tiere verschiedene Namen führen, sogar im Griechischen und Lateinischen" (p. 36). Gezähmt waren von Haustieren nach Whitney das Pferd, der Ochse, das Schaf, die Ziege, das Schwein und der Hund, denen Benfey noch Gänse und Enten hinzufügt.

Auch Ackerbau wurde bereits getrieben und Weizen und Gerste (Benfey und Whitney) angebaut; auch stimmen alle drei Forscher darin überein, daß „die Indogermanen schon damals Häuser und umwallte Burgen oder Städte hatten" (skrt. *purí* = griech. *πόλις*).

Überaus unsicher und zu verschiedenen Zeiten verschieden urteilen dieselben dagegen über die Frage, welche Metalle bereits der indog. Urzeit bekannt gewesen seien. So hatte M. Müller in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (1866 deutsche, 1864 englische Ausgabe) II p. 218 f. eingehend den Nachweis zu führen sich bemüht, daß das Eisen vor der Zerstreuung der indog. Völker noch nicht bekannt gewesen sein könne (vgl. auch II p. 552 Anm. 50). In dem genannten Essay II p. 39 heißt es dagegen wörtlich: „Es kann kein Zweifel darüber walten, daß das Eisen bekannt war, und daß man seinen Wert zur Abwehr wie zum Angriff zu würdigen wußte." Benfey bringt es bezüglich der Gleichung skrt. *áyas*, lat. *aes*, got. *aiz* sogar zu drei verschiedenen Ansichten. Während er im Vorwort p. VIII der Meinung war, daß dieselbe „wahrscheinlich" die Bedeutung „Erz" gehabt habe, erweiterte er schon in seiner Geschichte der

Sprachwissenschaft dieselbe in die von „Metall überhaupt“, später „Erz“, Eisen“. Endlich erklärt Chr. Hostmann (Archiv f. Anthropologie IX p. 192): „Th. Benfey, der eine eingehende Erörterung bei anderer Gelegenheit sich vorbehält, autorisiert mich zu der Erklärung, daß weder die Sanskrit- noch die linguistischen Forschungen auf dem Gebiet der indog. Sprachen mit dem Ergebnis meiner Untersuchungen in Widerspruch ständen, vielmehr namentlich in Betreff der Bekanntschaft mit dem Eisen in indog. Urzeit durchaus damit einverstanden seien.“ Am vorsichtigsten drückt sich Whitney aus: „Mit dem Gebrauch gewisser Metalle war man jedenfalls vertraut, ob das Eisen dazu gehörte, ist fraglich.“

Eine besondere Beachtung wird von M. Müller dem Familienleben der alten Indogermanen geschenkt. Zwar legt er kein Gewicht auf die bloße Thatsache, daß die Namen für Vater, Mutter, Bruder, Schwester und Tochter in den meisten der indog. Sprachen identisch sind. Die hohe Ausbildung und die sittliche Höhe der indog. Familie geht ihm vielmehr, wie wir dies schon bei Justi verfolgt haben, aus der Deutung der den indog. Familiennamen zu Grunde liegenden Wurzeln hervor. „Der Name Melkerin *(duhitar)*, der Tochter des Hauses beigelegt, öffnet nun vor unseren Augen ein kleines Idyll in dem Hirtenleben der ersten Arier. Eins der wenigen Dinge, durch die die Tochter vor ihrer Verheiratung sich in dem nomadischen Haushalte nützlich machen konnte, war das Melken des Viehes, und es enthüllt eine Art von Zartgefühl und Humor, selbst im rohesten Zustande der Gesellschaft, wenn wir uns denken, wie ein Vater seine Tochter lieber seine kleine Michmagd heißt als *sutâ* „seine Erzeugte“ oder *filia* „der Säugling“*) (p. 23). Einen weiteren Beweis für ein wohlgeordnetes Familienleben in der Urzeit erblickt M. Müller in den schon damals ausgebildeten Benennungen der durch Anheiratung entstandenen Familienbeziehungen, d. h. derjenigen Verhältnisse, welche im Englischen durch die Hinzufügung von *in law* ausgedrückt werden. Bezeichnungen wie „Schwiegervater“ (skrt. *çvaçura* = griech. *ἑκυρός*, lat. *socer*), „Schwiegertochter“ (skrt. *snushā́* = griech. *νυός*, lat. *nurus*) 2c. seien primitiven Natur-

*) Die Ansicht, daß skrt. *duhitár* „Tochter“ die „Melkerin“ (W. *duh*) bedeute, hatte zuerst wohl J. Grimm ausgesprochen, der sogar lat. *mulier*: *mulgere* und *femina*: altn. *fēm*, *fâm* „Milch“ stellte, vgl. Geschichte d. deutschen Sprache p. 1001.

völkern fremd. Eine Ergänzung hierzu bildet die Bemerkung Benfeys (Vorwort VIII), daß ein monogamisches Eheverhältnis bei den Indogermanen aus den Gleichungen *pátnî* = *πότνια* „Herrin" und *páti* = *πόσις* „Herr" zu folgern sei.

Fertigkeiten mancher Art wurden nach Benfey und Whitney von den Indogermanen geübt. „Sie besaßen Waffen, speciell Pfeile; malten und dichteten; bauten Wagen und Schiffe mit Rudern; .... webten, machten sich Kleidungen, Gürtel. Endlich hatten sie die Zeit schon in Jahre und Monate geteilt" (Benfey). „Die Kunst des Webens war bereits erfunden, und man verwendete dabei Wolle und Hanf, möglicher Weise auch Flachs. Zur Abwehr und zum Angriff bediente man sich der Waffen, die sich in der Regel von ursprünglichen Völkern gebraucht finden, Schwert, Schild, Speer, Bogen. Man fertigte Boote an und bewegte sie mit Rudern .... Aus Honig wurde ein stärkender und berauschender Trank, der Met, bereitet. Die Jahreszeit, deren Namen in den verwandten Sprachen am festesten haften blieb, ist der Winter" (Whitney).

Während nach Benfey die Indogermanen von Königen regiert wurden, deren Frauen als „Königinnen" bezeichnet werden und demgemäß wahrscheinlich an ihrem Rang teil nahmen, findet Whitney von einem eigentlichen ausgebildeten Staatswesen noch keine Spur: „Ohne Zweifel zerfiel das indog. Urvolk in einen losen Haufen kleinerer Stämme, die unter der Herrschaft, nicht sowohl von Königen als vielmehr von Häuptlingen und Gefolgsherren standen und unter Einrichtungen von patriarchalischem Gepräge lebten." „Ihre Religion war schon scharf ausgeprägt; sie hatten mehrere Götter mit festgewordenem Namen, bestimmte religiöse Formen und selbst Formeln" (Benfey).

Neben den Arbeiten der genannten drei Forscher, welche danach streben, ein Gesamtbild der indog. Cultur zu entwerfen, ist zunächst noch eine Reihe kleinerer Aufsätze zu erwähnen, welche mehr einzelne Seiten der ältesten Civilisation der Indogermanen in Betracht ziehen.

Besonders häufig ist in denselben die indog. Tierwelt behandelt worden. Zunächst sind hier zwei Aufsätze E. Förstemanns Sprachlich-naturhistorisches K. Z. I p. 491—506 und III p. 43—62 zu nennen, deren letzterer mit Zusätzen von A. Kuhn begleitet ist. In denselben werden die indog. Benennungen der Tiere, je nachdem sie in allen, mehreren oder nur einzelnen

Sprachen identisch sind, nach einander zusammengestellt, um an ihnen die Möglichkeit darzulegen, „ein vollständiges Gebäude indo-europäischer Sprachgeschichte" aufzuführen. Auf dem gesamten indog. Sprachgebiet, d. h. im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen und Germanischen, findet er die Namen des Hundes, Rindes, Schafes, Pferdes und Schweines, des Bären, Wolfes, der Maus und Otter (vgl. K. Z. III p. 59) in Übereinstimmung. Die fünf zuerst genannten Tiere müssen also schon vor der Sprachtrennung im Dienste des Menschen gestanden haben. Der gleiche Gegenstand wird in mehreren Aufsätzen F. Potts in den Beiträgen zur vergleichenden Sprachwissenschaft behandelt, welche weniger durch bestimmte historische Resultate als vielmehr durch die Sammlung eines wertvollen Materials ausgezeichnet sind. Die einzelnen unter dem allgemeinen Titel „zur Culturgeschichte" vereinigten Abschnitte handeln von „der Unterscheidung der Vieharten", „der Verschneidung" (II p. 195—215), „der Bienenzucht" (II p. 265—282) — dazwischen eingestreut ist ein Aufsatz „über die Veredlung der Obstbäume" (II p. 401—423) — ferner von „den Hunden" (III p. 289—326), dem „Geiß-Geschlecht" (IV p. 68—79), „den Vögeln" (IV p. 79—98). In populärer Weise bespricht die indog. Tierwelt nach ihrer sprachlichen Seite A. Bacmeister im Ausland unter folgenden Rubriken: 1. Esel, 2. das Pferd (Ausland 1866 p. 924 u. 997), 3. Affe, Löwe, Kamel, Elephant, 4. Haustiere, 5. u. 6. über den Ursprung der Tiernamen, 7. Hund, Wolf, Fuchs (Ausland 1867 p. 91, 157, 472, 507, 1133). Dasselbe Thema behandelt Franz Misteli, vgl. Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1865—66 p. 139—169 und desgl. 1866—67 p. 31—59. Misteli schließt sich in seiner Beweisführung für die Bekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Tieren eng an A. Pictet an. Auch er bewegt sich in dem falschen Cirkel, der bei diesem hervorgehoben worden ist. Da „aus sprachlichen Gründen" — welche das seien, wird nicht gesagt — die Heimat der Arier nördlich vom Himâlaya an die Grenze Indiens und Persiens verlegt werden muß (p. 141), so müssen die Indogermanen auch den Tiger gekannt haben, da sich das Verbreitungsgebiet dieses Raubtieres über jene Gegenden erstreckt. Es ist aber bekannt, daß der Tiger eine urzeitliche Benennung nicht aufzuweisen hat. Auch der Fuchs wird, um von anderen Tieren zu schweigen, so der urindogermanischen Fauna zugesprochen.

Auch dieses Tier ließe nach seinem geographischen Verbreitungsgebiet, und wenn man bedenkt, daß Gans und Huhn als Hausvögel bereits vor ihrer Trennung den Indogermanen bekannt waren (vgl. p. 157), einen urzeitlichen Namen erwarten. Allein „der verschlagene Reinecke täuscht uns selbst in wissenschaftlichen Dingen". Die einzige Spur der ursprünglichen Verhältnisse würde nach Misteli das lat. *vulpes* bewahrt haben, das er zu lat. *lupus*, griech. *λύκος*, skrt. *vṛka* stellt, so daß also Fuchs und Wolf in der Urzeit mit demselben Namen, nämlich „der Räuber" (√ *vark*) benannt worden wären. Nach diesen Vorbemerkungen beurteilt sich die Zusammenstellung, welche M. p. 58 als Resultat seiner Untersuchung gibt. Nach derselben seien den Indogermanen bekannt gewesen:

Unter den Raubtieren: Tiger, Hund, Wolf, Fuchs, Marder, Iltis und Wiesel, ohne diese letzteren genau zu scheiden, Fischotter, Bär, Igel;
unter den Nagern: Eichhörnchen, Maus, Hase, Biber;
unter den Einhufern: das Pferd;
unter den Wiederkäuern: Kamel, Hirsch, Ziege, Schaf, Rind;
unter den Vielhufern: das Schwein.

Nicht uninteressant sind die vergleichenden Seitenblicke, welche Misteli auf die Fauna der Schweizer-Pfahlbauten wirft. Da derselbe aber die Zähmung gewisser Haustiere, wie des Pferdes, Schweines, des Geflügels, welche nach Rütimeyers Untersuchungen (Die Fauna der Pfahlbauten) den ältesten Epochen des Pfahlbautenalters unbekannt waren, bereits der indog. Urzeit zuschreibt, so ist es begreiflich, daß er der Ansicht ist, die Indogermanen ließen sich in keiner Weise culturgeschichtlich mit den Pfahlbautenbewohnern der Steinzeit vergleichen. In ähnlicher Weise hatte auch A. Schleicher (a. a. O. p. 411) in der Voraussetzung, daß den ungetrennten Indogermanen bereits Metalle und Metallurgie bekannt gewesen seien, die prähistorischen Denkmäler der europäischen Steinzeit nicht-indog. Völkern zugeschrieben. Diese wichtigen Fragen werden uns später eingehend beschäftigen.

Eine völlig neue Seite der indog. Cultur hob R. Westphal in einer Abhandlung Zur vergleichenden Metrik der indog. Völker (K. Z. IX p. 437—458) hervor. Wenn, so fragte er sich, hundertfältige Züge in Götterglauben, Sagen- und Mythenbildung sich bis in die Urzeit der indog. Völker zurückverfolgen lassen, sollte sich nicht auch noch die Form erschließen

lassen, in welche diese älteste Poesie ihre Stoffe faßte? Und wirklich glaubt Westphal in der Übereinstimmung der drei alten jambischen Reihen bei den Griechen (Dimeter, akatalektischer und katalektischer Trimeter) mit den drei Reihen der Vedenlieder *(Anushṭubh* und *Gâyatrî, Jayatî, Virâj* und *Trishṭubh)* und weiterhin mit den rhythmischen Reihen der Iranier diese alte Form wieder zu erkennen. Diese älteste indog. Poesie sei eine rein silbenzählende gewesen. Dieselbe sei in den Metren des Avesta unversehrt erhalten und spiegele sich auch in den vedischen Gesängen noch insofern wieder, als hier nur die zweite Hälfte der jambischen Dipodie quantitierend, d. h. rein jambisch sei. Auch in der griechischen Metrik komme dies uralte silbenzählende Princip z. B. in der prosodischen Freiheit des Anfangs einer rhythmischen Reihe noch zuweilen zum Durchbruch (vgl. p. 440). Daß die Indogermanen dichteten, d. h. metrisch geformte Gesänge besaßen, ist, beiläufig gesagt, die Ansicht aller Forscher, welche wir bisher genannt haben. Benfey und Fick suchen dieselbe auch durch sprachliche Gründe zu stützen, und zwar der erstere, indem er seine Behauptung: „Sie (die Indogermanen) malten und dichteten, speciell Hymnen" offenbar auf die Ficksche Gleichung skrt. *sumná* „Hymnus" = griech. *ὕμνος* basiert, der letztere, indem er seiner Wortreihe skrt. *padá* „metrische Einheit, Viertelvers", zend. *padha, pad* „Wort, Gesang", *πούς* „Versfuß, metr. Einheit", agls. *fit* „Gesang, Lied" (?) die Bemerkung hinzufügt: „Die seltsame in vier Sprachen sich wiederholende Übertragung von „Fuß" auf Versglied beweist die Existenz metrischer Rede bei den Indogermanen."

Noch einen Schritt weiter geht A. Kuhn in einem Aufsatz seiner Zeitschrift (XIII p. 49 f.), indem er ganze Formeln bis in die Anfänge der indog. Dichtung zurückzuverfolgen versucht. Und zwar unterscheidet er zwei Überreste der ältesten Poesie, nämlich erstens Rätsel, himmlische Dinge, Weltschöpfung 2c. betreffend, und zweitens Segensformeln zur Bannung von Krankheiten und bösem Zauber. Als ein Beispiel dieser zweiten Kategorie wird die bekannte Zauberformel des Merseburger Heilspruchs auf ein erlahmtes Pferd:

bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi giliden, sôse gelîmida sîn.

einer sehr ähnlichen des Atharvaveda (IV 12):

„Zusammen werde Mark mit Mark und auch zusammen
Glied an Glied.
Was Dir an Fleisch vergangen ist, und auch der Knochen
wachse Dir.
Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut erhebe sich." 2c.

gegenübergestellt.

Genannt sei hier noch eine einzelne Abhandlung F. C. Paulis Über die Benennung der Körperteile bei den Indogermanen Programm, Stettin 1867; angezeigt in K. Z. XVII p. 233. Aus der Zusammenstellung der urzeitlichen Benennungen für die Teile des menschlichen Körpers p. 27 f. geht hervor, daß die Indogermanen schon eine ziemlich eingehende anatomische Kenntnis ihres Leibes besessen haben.

Werfen wir hier, ehe wir zu einer neuen, für die linguistisch-historische Forschung höchst bedeutungsvollen Arbeit übergehen, einen kurzen Rückblick auf den bisherigen Gang unserer Darstellung, so kann eine Übereinstimmung aller betreffenden Forscher in ihrer Anschauung von dem verhältnismäßig hohen Stande der indog. Cultur constatiert werden.

Ein Volk, wohlgeordnet in Familie, Staat und Gemeinde, mit Viehzucht und Ackerbau wohl vertraut, im Besitze fast aller der Haustiere, welche noch heute die Begleiter des Menschen sind, in der Ausbeutung und Bearbeitung der wichtigsten, wenn nicht aller Metalle erfahren — ein solches Volk schien passend die Urzeit einer Rasse zu repräsentieren, welche eine so hervorragende Rolle in der Culturentwicklung der Menschheit zu spielen hatte. Es war natürlich, daß, einem solchen Gemälde gegenüber, die Zustände, welche die immer mehr aufblühende anthropologische und prähistorische Forschung in den ältesten Denkmälern Europas aufdeckte, in einem grellen und unvermittelten Gegensatz sich befanden. Die einzige Erklärung derselben schien in der Annahme einer doppelten Bevölkerungsschicht Europas zu liegen, einer vorindogermanischen, wie sie etwa den Pfahlbauten der Schweiz und den Kjökkenmoeddings Dänemarks angehören mochte, und einer indogermanischen, welche als der Apostel höherer Gesittung auf europäischem Boden auftrat.

Mehr gehen die Forscher in ihrer Methode, auf sprachlichem Wege zu der Urzeit der indog. Völker zu gelangen, auseinander, was umso begreiflicher ist, als eigentlich keiner derselben.

nach allen linguistischen und historischen Gesichtspunkten dieselbe einer ernsthaften Prüfung unterwarf. Schon die Verschiedenheit der Ansichten über die ältesten Spaltungen der Ursprache hätte zu einer solchen Anlaß geben sollen; denn es lag auf der Hand, daß die Annahme einer ursprünglichen Zweiteilung des Urvolks in eine arisch-südeuropäische und eine nordeuropäische Abteilung eine ganz andere linguistische Grundlage für die Erschließung der Urzeit abgeben mußte als eine andere in eine asiatische und eine europäische Hälfte. Dieser keineswegs geschlichteten Streitfrage gegenüber wäre es das vorsichtigste und sicherste gewesen, nur solche Gleichungen für die Cultur der Urzeit auszubeuten, welche durch die Übereinstimmung des arischen, nord- und südeuropäischen Zweiges sicher gestellt werden. Doch führen nur Schleicher und Förstemann diesen Gedanken durch. Eine gleich sorgfältige Prüfung hätte sich auf den verglichenen Wortschatz in formeller Beziehung erstrecken müssen. Schon A. Kuhn hatte hervorgehoben, daß die Identität der Wurzel keineswegs genüge, um den einer Wortreihe innewohnenden Begriff der Urzeit zu vindicieren, daß vielmehr die Übereinstimmung der Suffixe nicht weniger wie die der Wurzel zu verlangen sei. Doch hatten sich Forscher wie Pictet, Justi, M. Müller und andere an diese Forderung kaum gekehrt, und es konnte daher das Fick'sche Buch trotz seiner großen Mängel insofern als ein Fortschritt bezeichnet werden, als es nach Wurzel- und Ableitungssilben übereinstimmende Wörter der indog. Sprachen zusammenzustellen und dem Culturforscher als Grundlage seiner Zusammenstellungen darzubieten bestrebt war.

Übereinstimmung dagegen herrschte, wenigstens principiell, in dem Grundsatz, Begriffe, welche sich etymologisch in dem Kreise der indog. Sprachen nicht nachweisen ließen, zu negativen Schlüssen auf die Urzeit nicht auszubeuten, wenn man auch in Wirklichkeit denselben nicht selten verlassen hatte.

Am allerwenigsten aber hatte man sich bisher um die Feststellung der ursprünglichen Bedeutung einer etymologisch verwandten Wortreihe bekümmert, sondern sich in den meisten Fällen damit begnügt, den in historischen Epochen überlieferten Sinn einer Gleichung schlankweg auf die Urzeit zu übertragen. Da skrt. *purí* = griech. *πόλις* „Stadt" bedeutet, mußten die Indogermanen in Städten gewohnt, da skrt. *áçva*, griech. *ἵππος* &c. das

gezähmte Pferd bezeichnen, mußten sie schon in der Urzeit das Pferd als Haustier benutzt haben u. s. f.

Das Verdienst, diese schwächste Seite der linguistischen Paläontologie erkannt und bekämpft zu haben, gebührt dem ausgezeichneten, in jeder Beziehung die linguistisch-historische Forschung in neue Bahnen leitenden Werke V. Hehns Culturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang von Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa, Historisch-linguistische Skizzen I. Aufl. Berlin 1870, II. Aufl. 1874, III. Aufl. 1877 (nach welcher wir citieren), IV. Aufl. 1883.

Die Hauptaufgabe V. Hehns besteht, wie der Titel des Buches aussagt, nicht in dem Erschließen vorhistorischer Culturperioden, sondern darin, den Nachweis zu führen, wie eine Anzahl der wichtigsten Culturpflanzen und Haustiere, zum Teil noch unter dem vollen Licht der Geschichte, aus dem Culturkreis des Orientes zu den noch in der Nacht des Barbarentums verharrenden Völkern Europas wandert, um überall, wohin sie kommen, als vornehmste Hebel einer höheren Gesittung zu wirken. „Was ist Europa, als der für sich unfruchtbare Stamm, dem alles vom Orient her eingepfropft und erst dadurch veredelt werden mußte?" Diese Worte Schellings sind das Motto und der Beweis ihrer Richtigkeit das eigentliche Ziel des Werkes. Allein indem der Verfasser diese Aufgabe durch die Combination einer Staunen und Bewunderung erregenden Fülle historischer, linguistischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse in glänzender Weise löst, kann er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen: Wie beschaffen war also die Cultur der indogerm. Völker, ehe sie mit der höheren Cultur des Orients in Berührung traten, wie war ihre Gesittung zu der Zeit, als sie zuerst in die europäischen Wildnisse eindrangen, wie, als sie noch zusammen mit ihren östlichen Brüdern in Asien wohnten? Diejenigen Stellen des Buches, welche der Beantwortung dieser Fragen gewidmet sind, werden hier unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

V. Hehn basiert seine Anschauungen über die Urzeit der Indogermanen nicht in erster Linie auf sprachwissenschaftliche Combinationen, wie denn seine Untersuchungen auch als historisch-linguistische, nicht linguistisch-historische Skizzen bezeichnet werden. Aber alle Züge, welche unter der schimmernden Decke des classischen Altertums als Zeugen einer weniger sonnigen Vorgeschichte hervorschauen, werden eifrig gesammelt und in Ver-

gleichung gebracht mit den zerstreuten Nachrichten, welche die griechischen und lateinischen Schriftsteller des Altertums und Mittelalters über Gebräuche und Sitten, Sprache und Geschichte des nichtclassischen Europas, vor allem der indog. Nordstämme, der Kelten, Germanen und Slaven überliefert haben. Nur selten dient ihm die Sprache als Ausgangspunkt; aber wo sie nur immer dazu geeignet ist, ergänzt, erweitert, begründet er sein Bild durch sie. Philologie und Sprachwissenschaft sind hier in einer großartigen Weise vereinigt. Auf einer solchen Grundlage entrollt V. Hehn ein Gemälde der Urzeit, welches allerdings von dem derjenigen Forscher, welche wir als die einseitigen Sprachvergleicher bezeichnen können, verschieden ist wie die dunkle Nacht vom lichten Tag. Hehn ist sich dieses Gegensatzes wohl bewußt und läßt es nicht an einer scharfen Kriegsführung gegen die bisherige Methode, die Sprachvergleichung zu culturhistorischen Schlüssen zu verwerten, fehlen. Namentlich aber sind es, wenn ich nicht irre, zwei Einwendungen, welche er gegen dieselbe erhebt:

„Wer," so sagt V. Hehn p. 488 der III. Auflage, „mit den alten Wörtern neue Culturbegriffe verbindet, der wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wiederfinden." Haben wir oben gesehen, daß keiner der früheren Sprachforscher Bedenken getragen hatte, z. B. die Domestication des Pferdes der Urzeit zuzuschreiben, da die Gleichung skrt. *áçva* und seine Sippe sprachlich nichts zu wünschen übrig ließ, so urteilte V. Hehn weit anders über die Beweisfähigkeit des letzten Punktes: Aus der angeführten Gleichung folgt ihm nichts anderes, als daß die Indogermanen vor ihrer Trennung ein Wort *akva* besaßen und damit das Pferd („das schnelle": W. *ak*) benannten. Die Domestication dieses Tieres liegt in der Sprache nicht einmal angedeutet, und sollte es daher der Culturgeschichte gelingen, nachzuweisen, wie erst in einer verhältnismäßig späten Zeit das gezähmte Pferd bei den indog. Völkern auftritt, so würde hieraus mit Sicherheit folgen, daß die Gleichung *akva* 2c. für die indog. Urzeit eben nur das wilde Pferd bezeichnet haben kann. Hören wir die eignen Worte V. Hehns über ein anderes gewöhnlich mit Gewißheit als eine Begleiterin der indog. Wanderzüge betrachtetes Tier, die Ziege: „Das griechische *αἴξ, αἰγός* Ziege findet sich im Sanskrit und im Litauischen wieder und geht also in die Zeit vor der Völkertrennung hinauf. Daraus folgt übrigens noch nicht ohne wei-

teres, daß das Urvolk die Ziege schon als Haustier besessen habe; es konnte irgend ein springendes Jagdtier mit einem Namen benennen, der später bei Bekanntwerden mit der zahmen Ziege auf diese überging — eine Möglichkeit, deren sich diejenigen, die so sicher aus dem Vorhandensein gewisser gemeinsamer Wörter auf den Culturstand des primitiven Stammvolkes schließen, in ähnlichen Fällen häufiger erinnern sollten" (p. 516). In gleicher Weise werden die sprachlichen Argumente für den Ackerbau der Indogermanen in Zweifel gezogen. „Daß sie (die Indogermanen Griechenlands und Italiens) vor der Einwanderung, zur gräcoitalischen Epoche, ja wohl gar schon im Herzen Asiens den Acker bestellt und sich von der Frucht der Demeter genährt, ist eine oft mit mehr oder minder Sicherheit aufgestellte Behauptung, deren Stützen aber größtenteils wenig haltbar sind. Griechisch *ζειά*, Spelt, *ζείδωρος ἄρουρα*, der getreidespendende Acker, litauisch *jawàs*, Getreidekorn, Plur. *jawaĩ*, Getreide im allgemeinen, so lange es noch auf dem Halme steht, *jawiènà*, die Stoppel, ist zwar eine richtige Gleichung, beweist aber nur, daß zur Zeit, wo die Griechen und Litauer noch ungeschieden waren, irgend eine Grasart, vielleicht mit eßbarem Korn in der Ähre, mit diesem Namen bezeichnet wurde (vgl. Th. Mommsen oben p. 23). Ähnlich verhält es sich mit *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta;* die Sprache eines Volkes, dessen Beschäftigung es war, Tiere zu weiden, mußte an Gras- und Pflanzennamen besonders reich sein" rc. (vgl. p. 58 ff.). Auch *ἀγρός* und seine Sippe bedeutete ursprünglich nur „Feld". Fast gegen seine persönliche, entgegengesetzte Ansicht (vgl. p. 487) gibt Hehn „bei einer Materie, die überhaupt nur schwankende Vermutungen gestattet", wie es scheint, wegen der Verwandtschaft von griech. *ἀρόω*, lat. *arare* rc., die wegen des Ausweichens des Sanskrit für die Urzeit auch nicht beweiskräftig ist, eine Art halb-nomadischen Ackerbaues, dessen verhaßtes Geschäft, wenn der neue Wandertrieb erwachte, wieder aufgegeben wurde, bei Gräco-Italern zu. Die gebauten Pflanzen könnten Hirse, Bohne und Rübe gewesen sein (vgl. p. 59).

Von gleichem Gesichtspunkt aus warnt V. Hehn davor, in alte Verbalwurzeln, welche durch ihre Uebereinstimmung bei den verschiedenen indog. Völkern die Ausübung einer gewissen Fertigkeit schon in der Urzeit zu bezeugen schienen, einen zu modernen Sinn zu legen. „Für das Weben," heißt es p. 497, „scheint es

alte Spracherzeugnisse zu geben, die auf eine Ausübung dieser Kunst vor der Völkertrennung und den Wanderzügen deuten würden. Wüßten wir nur gewiß, daß diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Nähen, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel und auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen. Wer dem Urvolke die Kenntnis der Weberei zuschreibt, sollte nicht vergessen, daß diese Kunstfertigkeit von sehr rohen Anfängen durch viele Stufen bis zur Vollendung in historischer Zeit sich entwickelt hat. Wie leicht schiebt sich der Phantasie des Sprachvergleichers ein jetziger Webstuhl, ein hindurchfliegendes Schiffchen 2c. unter" (vgl. auch Th. Mommsen Römische Geschichte [8] p. 17). Der zweite Punkt, durch welchen sich V. Hehn von den früheren linguistischen Paläontologen unterscheidet, liegt in der großen Ausdehnung, welche derselbe dem Begriffe Lehnwort einräumt. Wir meinen hier nicht den Umstand, daß V. Hehn in Fällen, wo die lautliche Form, wie z. B. bei griech. *οἶνος* (vgl. p. 68) und griech. *χρυσός* (vgl. p. 498) 2c., nicht definitiv auf Urverwandtschaft oder Entlehnung hinweist, auf allgemeine culturhistorische Gründe gestützt, sich für letztere gern zu entscheiden pflegt. Neu hingegen, wenn auch schon vorher von Kuhn (vgl. oben p. 30) und Schleicher (vgl. oben p. 32) angedeutet, ist die Auffassung, daß die Uebereinstimmung gewisser auf die europäischen Sprachen beschränkter Culturwörter, die man bisher durch ihre Zurückverlegung in eine europäische Urzeit und in eine europäische Ursprache erklärt hatte, auch in der Weise entstanden gedacht werden könne, daß noch zur Zeit räumlicher und geographischer Differenzierung der europäischen Völker sich bei irgend einem Volksstamm für eine Wurzel allgemeineren Sinns eine mehr specielle Bedeutung fixiert habe, und dieselbe alsdann durch Entlehnung von Volk zu Volk gewandert sei. V. Hehn drückt diesen Gedanken so aus (p. 487): „Man bedenke, daß in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und daß, wenn eine Technik, ein Werkzeug 2c. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eignen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *molere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand, und der eine von dem andern allmählich die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so mußte

er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixieren, mit dem der lehrende Teil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, daß z. B. die Kenntnis des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und daß nicht etwa der eine Teil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittlung der Semiten aus Ägypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluß, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke ꝛc. erhalten hat." Versuchen wir nunmehr den Gemälden der indog. Cultur gegenüber, welche wir bisher kennen gelernt haben, ein Bild der Urzeit zu entwerfen, wie es sich V. Hehn denkt! Vorauszubemerken ist, daß derselbe bestimmte prähistorische Epochen nicht unterscheidet, vorwiegend aber bei seinen Schilderungen die Epoche der großen „arischen Wanderung" im Auge hat.

Die Indogermanen jener Zeit sind ein wanderndes Hirtenvolk, deren Einzug nach Europa etwa mit der kriegerischen Einwanderung semitischer Hirtenvölker in Palästina verglichen werden kann. Ihre Herden können aus Rindvieh, Schafen und Schweinen bestanden haben, noch fehlt ihnen das Pferd (dessen Geschichte seit der 2. Auflage ein besonderer Abschnitt gewidmet ist), der Esel, das Maultier, die Ziege, sämtliches Geflügel, die Katze. Die Rasse der Haustiere ist eine geringere. Die Wolle des Schafes wird ausgerupft und zu Filzdecken und Filztüchern zusammengestampft, nicht verwebt; dagegen verstehen sich die Weiber darauf, aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde, und aus den Fasern der Stengel mancher Pflanzen, besonders der nesselartigen, Matten und gewebeartige Zeuge, Jagd- und Fischernetze zu flechten, wie auch das rohe Leder der Jagd- und Herdentiere mit steinernen oder hölzernen Nadeln zusammenzunähen.

Die Künste und Gewohnheiten des Ackerbaus, die erst mit dem Ende der Wanderungen ihren Anfang nehmen, sind noch völlig unbekannt. Einer noch späteren Epoche gehört die Zucht und Pflege der Obstbäume an.

Die Nahrung der Urzeit besteht aus Fleisch und Milch, welche letztere zu Käse und Butter noch nicht verarbeitet wird (p. 138). Der Met, ein Honigtrank, der von den wilden Bienen der ungeheuren Waldungen gewonnen wird, ist das älteste berauschende Getränk der in Europa einwandernden Indogermanen

(p. 136). Bier und Wein sind unbekannt. Die Würze des Salzes fehlt in der asiatischen Urheimat, doch lernen sie die nach Europa wandernden Stämme gemeinsam kennen (vgl. V. Hehn Das Salz, eine culturhistorische Studie, Berlin 1873 p. 16 u. 22). Zur Wohnung für den Menschen dient im Winter die unterirdische, künstlich gegrabene Höhle, von oben mit einem Rasendach oder mit Mist verdeckt, im Sommer der Wagen selbst oder in der Waldregion die leichte, aus Holz und Flechtwerk errichtete zeltähnliche Hütte. Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höheren Norden während der rauhen Jahreszeit nur kümmerlich unter dem Schnee seine Nahrung fand und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen mußte — denn der Herde ein Obdach zu schaffen und getrocknetes Gras für den Winter aufzubewahren, sind Künste späteren Ursprungs, die sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues einfanden. Von Metallen war den einwandernden Hirten nur das Kupfer bekannt (p. 500), ohne daß sie indes zu Werkzeugen ꝛc. es zu verarbeiten verstanden hätten. Die indogermanische Urzeit gehört vielmehr dem Steinalter an. Zum Bogen dient besonders das Holz der Eibe, zum Schaft des Speeres das der Esche, auch des Holunders und Hartriegels, zum Schilde ein Geflecht aus Ruten der Weide; die Bäume des Urwalds, von riesenhaftem Wachstum, werden durch Feuer und mit der steinernen Axt zu ungeheuren Böten ausgehöhlt. Auf dem Räderwagen, einer früh erfundenen Maschine, die ganz aus Holz zusammengefügt war, und an welcher Holzpflöcke die Stelle der späteren eisernen Nägel vertreten, wird die Habe der Wanderer, ihre Melkgefäße, Felle ꝛc., mitgeführt.

Auch aus dem Familienleben der Urzeit blicken uns finstere Züge entgegen. Greise, wenn sie zum Kampfe kraftlos geworden, gehen freiwillig in den Tod oder werden gewaltsam erschlagen; ähnlich auch unheilbare Kranke. Dem Häuptling folgen seine Knechte, Weiber, Pferde, die später in halbwildem Zustand in Herden gehalten werden (p. 19 u. 26 f.), und Hunde in das Grab nach; die Frau wird geraubt oder gekauft, das Neugeborne vom Vater aufgehoben oder verworfen und ausgesetzt. Aus dem Familienverbande und der Herrschaft des Patriarchen geht in weiterem Wachstum der erst engere, dann umfassendere des Stammes hervor; aber erst als aus dem halbnomadischen Ackerbauer der ansässige Baumgärtner geworden ist, bildet sich

der Begriff des vollen Eigentums, erheben sich Rechts- und Eigentumsfragen mit dem Nachbar, gestaltet sich eine feste politische Ordnung (p. 105).

Die Sinnesweise eines viehschlachtenden Hirtenvolkes ist blutig und grausam, von Aberglauben erfüllt, von Zauberei geleitet. Die Naturgewalten haben noch keine menschlich-persönliche Gestalt angenommen: der Name Gottes bedeutete noch Himmel. Eine erste Regung der Abstraction offenbart sich in der Ausbildung des Decimalsystems, dem aber der Begriff tausend noch fehlt. Im übrigen bildet die Sprache einen verhältnismäßig intakten, vielgegliederten, von lebendigen Gesetzen innerlich beherrschten Organismus, wie er nach Jahrtausenden die Freude und Bewunderung des Grammatikers ist, und wie er nur im Dunkel eingehüllten Geistes und unmittelbaren Bewußtseins wächst und sich entfaltet."

Die schroffe Stellung, welche das Hehnsche Werk gegenüber den bisherigen Aufstellungen der Sprachvergleicher über die indog. Urzeit einnimmt, wird in der öffentlichen Kritik, welche sich vorwiegend auf die Besprechung und fast einstimmige Anerkennung der in dem Titel des Buches gestellten Aufgabe und ihrer Lösung erstreckt, in ihrer Bedeutung für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie nicht scharf genug hervorgehoben. Neben G. Curtius (?), welcher im Litterarischen Centralblatt 1870 p. 553 die angeblich häufige Nichtberücksichtigung des Sanskrit seitens Hehns, wie bei der Besprechung des Hanfes (skrt. *çaṇá*), des Salzes (skrt. *sará* vgl. unten p. 56), der Weberei (W. *stâ*, *στήμων*, *ἱστός* ꝛc.) tadelt und ebend. 1874 p. 1751 sich von der Beweisführung des Verfassers „daß das Roß unsere Vorfahren auf ihrem großen Zuge durch die Welt noch nicht begleitete" nicht überzeugt fühlt, ist es eigentlich nur G. Gerland in der Jenaer Litteraturzeitung 1875 Nr. 641, welcher der von uns charakterisierten Seite der Hehnschen Forschung seine volle Aufmerksamkeit zuwendet, allerdings indem er sich mit derselben nicht gänzlich einverstanden erklärt. Er findet „daß der Verfasser gegen die Indogermanen überhaupt nicht gerecht werde" und den unzweifelhaft richtigen Gedanken, daß vieles, was jetzt allgemeines Eigentum scheine, doch nur Entlehnung sei, auf die Spitze treibe. Allein die Gründe, welche G. Gerland zum Festhalten an der hergebrachten Meinung bewegen, sind eben jene

sprachlichen, deren Beweisfähigkeit V. Hehn angezweifelt hatte; denn wenn er z. B. geneigt ist, im Gegensatz zu Hehn, der indog. Urzeit die Bekanntschaft mit dem Haushuhn zuzusprechen, indem er sich auf die Gleichungen A. Ficks (Vergl. Wörterbuch I [3], 35, 42) skrt. *kukkuṭá* = altsl. *kokotŭ* und skrt. *kṛka-vâku* = griech. (Hesych) *κέρκος* beruft, so würde sich, auch angenommen, daß diese wohl onomatopoetischen Bildungen die Existenz einer Hühnerart in der Urzeit beweisen würden, sofort der Hehnsche Einwand geltend machen: Ist es aus culturhistorischen Gründen wahrscheinlich, daß diese Hühnerart schon in der Urzeit eine gezähmte war?

Etwas gerechtfertigter erscheint mir dagegen folgender Vorwurf Gerlands: „Es begegnet ihm (Hehn) hier und da, was Linguisten, welche ethnologische Untersuchungen anstellen, so leicht begegnet, daß sie die wichtigsten, allgemeinsten, ethnologischen Resultate an dem dünnen Faden einer einzigen Wortgeschichte anknüpfen, welcher die Wucht einer solchen Folgerung zu tragen, gar nicht im Stande ist." Ein Beispiel hierfür würden etwa die chronologischen Schlüsse bilden, welche Hehn (p. 289) aus den nordischen Namen des Haushahnes auf das Auftreten dieses Tieres im nördlichen Europa zieht.*)

Im übrigen läßt sich ein Einfluß des Hehnschen Werkes in den nächstfolgenden Arbeiten der linguistischen Paläontologie noch nicht erkennen. Zwar ist dies kaum zu verwundern bei dem der ersten Auflage des Hehnschen Werkes fast gleichzeitigen Buche J. G. Cunos Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde Teil I 1871, in welchem p. 22—27 die Frage erörtert wird, ob das indog. Urvolk schon Ackerbau trieb. Cuno beantwortet dieselbe mit großer Zuversicht in bejahendem Sinne. Da man doch annehmen müsse, daß das indog. Urvolk ein sehr zahlreiches gewesen sei und vor seiner Trennung schon eine lange Geschichte durchlebt habe, so sei es im Angesicht der Thatsache, daß die Anfänge des Ackerbaues sich selbst bei culturgeschichtlich tief stehenden Naturvölkern fänden, von vornherein unwahrscheinlich, daß das im Bau

---

*) So schließt z. B. V. Hehn (und nach ihm Arnold Deutsche Urzeit p. 30) aus der dem Germanischen (got. *hana*, altn. *hani*, alth. *hano*) entlehnten finnischen Benennung des Hahnes *kana*, daß zur Zeit der Entlehnung die deutsche Lautverschiebung noch nicht eingetreten gewesen sei. Wie aber die Armut des finnischen Consonantismus die germanischen Spiranten *f* durch *p* (*pelto: feld*), *th* durch *t* (*tarvet:* agls. *thearf*) wiedergibt, so spricht alles dafür, daß auch *k* in *kana* nur ein Notbehelf für *h* sei.

seiner Sprache eine große geistige Vollkommenheit verratende indog. Urvolk während seiner langen Lebensdauer nicht zum Ackerbau gelangt sein sollte. Auch werde diese Ansicht durch linguistische Momente gestützt; als solche werden neben skrt. *yáva, pûra, pish* (lat. *pinso*) angeführt: skrt. *kṛsh,* iran. *karesh,* deutsch *karst* (?), skrt. *úrvarâ* = griech. *ἄρουρα* „Fruchtland". skrt. *vap* „den Acker bestellen" = ahd. *uoban, uobo* „Bauer", skrt. *khala* = griech. *καλιά* „Scheune, Dreschtenne", skrt. *samitâ* „Weizenmehl" = griech. *σεμίδαλις,* lat. *similago* ꝛc. Auf Ackerbau deute auch der Umstand, daß das indog. Urvolk fast alle europäischen Haustiere schon besessen habe, die ohne denselben nicht in solcher Menge (?) hätten ernährt werden können. Auch die zahlreichen Benennungen der indog. Ursprache für „Haus und Hof" bewiesen, daß das indog. Urvolk ein „seßhaftes d. h. ackerbautreibendes" gewesen sei. Endlich sei es überhaupt unstatthaft, aus dem Mangel übereinstimmender Bezeichnungen in negativer Weise auf die Cultur der Urzeit zu schließen. Es würde sonst auch folgen, daß die viehzüchtenden Indogermanen mit der Milch (skrt. *dugdha* (?) griech. *γάλα,* lat. *lac,* got. *miluks* ꝛc.), der Butter und dem Käse unbekannt gewesen sein.

Seltsamer ist es, daß noch mehrere Jahre nach dem entscheidenden Angriff Hehns auf die ganze Methode der linguistischen Paläontologie ein Werk erscheinen konnte, welches das alte Thema wieder ganz in alter Weise behandelt, ohne die Hehnschen Gedanken auch nur mit einem Worte zu berücksichtigen. Es ist dies das im Jahre 1873 erschienene Buch A. Ficks Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas, in welchem von p. 266—385 ein ziemlich ausführliches Bild der urzeitlichen Civilisation entworfen wird. Fick ist von einem heiligen Ingrimm gegen diejenigen erfüllt, welche den Glanz der indog. Urzeit zu trüben sich unterfangen. „Bei derartigen Versuchen," sagt er p. 268, ohne daß man wüßte, wer und welche Versuche gemeint seien, „möglichst viel Schmutz in die Uranfänge der Menschheit hineinzubringen, spukt freilich immer der Darwinsche Vater der Affen und Menschen, ein Phantom, das für philosophierende Zoologen brauchbar sein mag, dessen man sich jedoch bei der Erforschung des Altertums der indog. Menschheit völlig entschlagen muß, da hier alles von guter Vernunft und gesunder Sittlichkeit durchdrungen erscheint." Diese „gute Vernunft und gesunde Sittlichkeit" weiß der Verfasser mit

einer unvergleichlichen Kühnheit der Phantasie in dem Vokabelschatz der Urzeit zu entdecken. „Vater und Mutter," heißt es p. 267, „erkennen im Sohne, in der Tochter den künftigen Vater und Hausherrn, die künftige Mutter und Hausfrau an, und so ist *sunu* und *dhugtar* ein Zeugnis der Achtung und Ehrfurcht, mit der die Kinder von den Eltern angesehen und behandelt wurden. Noch mehr: es liegt in dieser Benennung auch ein gutes Omen, daß Sohn und Tochter auch zur Vater- und Mutterstellung gelangen und nicht vorzeitig hingerafft werden sollen." Und warum das alles? „Weil *sunu* und *dhugtar*, wenigstens nach Fick, „der zeugende" und „die säugende" bedeuten. Ein nicht minder tiefer Sinn liegt in der Bezeichnung des Enkels: „es liegt darin ausgesprochen, daß der Enkel den Großeltern so nahe stand als der Sohn, daß sie die volle Vater- und Mutterliebe, mit der sie den Sohn gehegt, auf den Enkel, den verjüngten Sohn, übertrugen" (p. 276). Und warum das? „Weil *napât*, *naptar* ursprünglich nicht nur den Enkel, sondern auch den Sohn, den Abkömmling überhaupt bedeutet." Diese beiden Beispiele mögen zur Charakterisierung der Methode Ficks genügen; das Gemälde selbst, welches er auf solcher Basis von der Urzeit entwirft, wird uns in seinem Verhältnis zu der von Fick gegenübergestellten Darstellung der ureuropäischen Cultur noch an einer späteren Stelle dieses Buches begegnen.

Zu bemerken ist aber hier noch, daß Fick im Gegensatz zu seinem Wörterbuch der indog. Grundsprache sowohl in dem hier besprochenen Werk als auch in seinem Vergleichenden Wörterbuch der indog. Sprachen (2. Auflage 1870—71, dritte 1874) nur solche Gleichungen für die Urzeit gelten läßt, welche durch die Übereinstimmung wenigstens einer europäischen und einer asiatischen Sprache zu belegen sind.

Viel interessanter ist es, die neueren Ansichten Th. Benfeys (vgl. oben p. 33) über Sprachvergleichung und Urgeschichte kennen zu lernen. Dieselben lassen sich leider nur aus drei kleinen Arbeiten dieses Gelehrten zusammenstellen, einer Recension in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 208 f. (über ein Schriftchen Der Hopfen, seine Herkunft und Benennung; zur vergleichenden Sprachforschung 1874. Vgl. Litterarisches Centralblatt 1875 Nr. 12) und zwei Aufsätzen in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung 1875, welche betitelt sind: Rasiermesser in indogermanischer Zeit Nr. 96 und Die Indogermanen hatten

schon vor ihrer Trennung sowohl Salz als Ackerbau Nr. 208. Bemerkenswert durch seine methodischen Betrachtungen ist zunächst der Aufsatz über das Rasiermesser in indog. Zeit. Die Veranlassung zu demselben bot ein von W. Helbig in Rom gehaltener Vortrag Eine uralte Gattung von Rasiermessern (Ein Referat darüber findet sich in der Allgemeinen Zeitung 1874 Beil. Nr. 352 und der Vortrag selbst in Im neuen Reich 1875 p. 14 f.), in welchem unter anderem aus dem Umstand, daß in der Necropole von Alba Longa, welche uns „einen Begriff von dem indoeuropäischem Zustand der *Prisci Latini*" zu geben geeignet ist, Rasiermesser nicht gefunden worden sind, der Schluß gezogen wird, daß dieselben auch dem Bildungscapital „der indoeuropäischen Rasse vor ihrer Trennung" gefehlt haben müßten. Da nun gerade Benfey früher auf die Fick'sche Gleichung skrt. *kshurá* = *ξυρόν* hin das Rasiermesser den Indogermanen zugesprochen hatte, so lag es ihm nahe, dasselbe als ein schon urzeitliches Verschönerungsmittel dem Angreifer gegenüber in Schutz zu nehmen. Benfey ist nicht geneigt auf die bloße Thatsache hin, daß ein Wort nach Form und Bedeutung in mehreren indog. Sprachen übereinstimme, den von demselben bezeichneten Begriff ohne jede weitere Untersuchung der Urzeit zuzuweisen. Er nimmt dafür zunächst nur das Präjudiz seiner Ursprünglichkeit in Anspruch, das aber durch drei Möglichkeiten schon vom rein sprachlichen Standpunkt aus sich als ein irriges oder zweifelhaftes erweisen könne; nämlich erstens, wenn nachzuweisen sei, daß die eine Sprache das Wort aus der andern entlehnt habe; zweitens wenn beide es einer dritten entlehnt hätten, und schließlich als zweifelhaft, wenn sich erweisen lasse, daß die Bildung unabhängig von einander nach der „Besonderung" gestaltet werden konnte. Diese letztere Möglichkeit träte bei allen Wörtern ein, „welche einerseits aus Basen und Formationselementen gebildet sind, die sich in den betreffenden Sprachen so lebensvoll erhalten haben, daß sie auch nach der Trennung sich zu verbinden vermochten, andrerseits zugleich die etymologische Bedeutung einer derartigen Verbindung bewahrt oder wenigstens sich nicht sehr wesentlich von ihr entfernt haben." Als Beispiel eines solchen Falles führt Benfey die Gleichung von griech. *τέρψις* (aus *τερπ-τι*) und skrt. *tripti* an, welche deshalb nicht als notwendiges Erbgut indog. Vorzeit gelten könne, weil sich sowohl die ursprüngliche Verbalwurzel *tarp* als auch das Abstracta bildende Suffix *-ti* lebens-

kräftig im Griechischen und im Sanskrit (*τέρπω*, *tripnômi*) erhalten habe. Keine dieser drei Möglichkeiten sei nun auf die Gleichung skrt. *kshurá* = griech. *ξυρόν* anwendbar; denn was die dritte, hier einzig zu erwägende anbetreffe, so sei die zu Grunde liegende Verbalwurzel *ksu* nur noch im Griechischen *ξέω* (*ξέϝ-ω*) bewahrt, das Suffix *-ra* (*-ρο*) aber in keiner von beiden Sprachen mehr mit lebendiger Bildungskraft begabt.

Aber Benfey macht sich noch einen weiteren Einwand. „Bei der Länge der Zeit nämlich, welche nach der Trennung der Griechen und des Sanskritvolkes vom Grundstamm verflossen ist, ist die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen, daß auch noch nach derselben im Sanskrit oder dessen nächster Grundlage, dem Arischen, der Reflex des Verbums *ξυ-* und im Griechischen sowohl als Sanskrit auch das Affix *-ra* in seiner kategorischen Bedeutung einige Zeit fortbestand und ihr die unabhängige Bildung beider Wörter angehöre.“ Allein dieser Einwand wird nach Benfey beseitigt durch die völlige Bedeutungsidentität der beiden Wörter; denn „die Bedeutung „Rasiermesser“ oder ursprünglich vielleicht nur „Instrument zum Bartscheeren“ liegt von der kategorischen oder etymologischen „geschabt“ (*ξέω* „schaben“) so weit ab, daß es der wunderbarste und unerklärbarste Zufall wäre, wenn beide Sprachen unabhängig von einander von dieser zu jener gekommen wären.“*)

Aber trotz der Argumente, welche für die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Rasiermesser sprechen, ist Benfey keineswegs geneigt, den „linguistischen Standpunkt für den einzigen zu halten, von welchem aus derartige Fragen vollständig entschieden werden können.“ Ja, er würde sogar seinen sprachlichen Beweisen gegenüber einen Zufall für möglich halten, wenn „sich z. B. durch historische Documente unabweislich feststellen ließe, daß die Indogermanen vor ihrer Spaltung noch keine Instrumente zum Bartscheeren hatten.“ Was aber soll, so fährt seine Argumentation fort, der Umstand beweisen, daß bei den Ausgrabungen von Alba Longa keine Rasiermesser gefunden worden

---

*) Helbig hält in seiner Antwort auf den Benfeyschen Vortrag (Allgemeine Zeitung 1875 Beil. Nr. 117) dieser Beweisführung die Möglichkeit entgegen, daß das Wort ursprünglich ein scharfes zum Abschaben bestimmtes Instrument — etwa das primitive Werkzeug, mit dem man die Haare von dem Tierfell entfernte — bezeichnete und erst später auf den verwandten Begriff des Rasiermessers übertragen wurde.

sind? Sind diese Denkmäler altitalischer Cultur nicht von jener grauen indog. Vorzeit durch einen Zeitraum getrennt, der „lang genug war, um von der indogermanischen Cultur so viel einzubüßen und durch Schöpfung einer neuen so viel zu gewinnen, daß diese Reliquien nichts weniger als die Zustände der indogermanischen Einheit darzustellen vermögen?" — „Und wäre es denn unmöglich, daß die Vorväter der *Prisci Latini* auf ihrer langen Wanderung aus dem indogermanischen Stammsitz in ihre neue Heimat, die gewiß unter großen Leiden, Bedrängnissen und Entbehrungen lange Zeit hindurch dauerte, die Lust und Kunst sich den Bart abzunehmen und somit auch die Instrumente dazu einbüßten?"

Hiermit aber sind wir bei einer für die Weiterentwicklung der linguistischen Paläontologie höchst verhängnisvollen Grundanschauung Benfeys angekommen. Derselbe hat mit Aufmerksamkeit, wie aus seinen Schriften hervorgeht, die Angriffe verfolgt, welche V. Hehn, gestützt auf die geschichtlich überlieferte niedere Gesittung vieler indogermanischer Völker, gegen die von ihm und anderen vertretene Annahme einer verhältnismäßig schon hoch cultivierten Urzeit richtet, verfolgt und versucht dieselben zu parieren, indem er die Behauptung aufstellt: Die historische Überlieferung über die geschichtlichen Anfänge der Einzelvölker kann gar nicht maßgebend sein für die Epoche der Urzeit, welche von jenen durch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende getrennt ist, d. h. durch einen Zeitraum, innerhalb dessen durch Einbuße des alten und Erwerbung neuen Culturcapitals ein völliger Umschwung der Dinge möglich war. Namentlich wird die Möglichkeit des Verlustes alten Culturguts hervorgehoben. „Wem," heißt es in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1875 p. 210, „gegen die Annahme jener uralten verhältnismäßig hohen Cultur der Umstand zu sprechen scheint, daß wir sie (die Indogermanen), insbesondere den nördlichen Zweig der europäischen Indogermanen, im Anfang ihrer Geschichte in einem, im Verhältnis dazu, keineswegs hervorragenden Culturzustand finden, der möge bedenken, durch welche unwirtliche Länder sie nach ihrer Abtrennung zu wandern und welche Kämpfe sie zu bestehen haben mochten, bis sie sich neue und stetige Sitze angeeignet hatten. Daß sie dadurch viel von ihrem mitgebrachten Culturvorrat einbüßen mußten, läßt sich schon vornweg vermuten; über manche dieser Einbußen geben

uns aber auch die Sprachen zuverlässigen Nachweis." Als Beispiele eines solchen Herabsinkens von einer einst höheren Stufe der Gesittung führt Benfey zwei Fälle an. So sei, wie aus der Vergleichung von griech. *χίλιοι* mit skrt. *sa-hásra* hervorgehe (*sa* in dem Sanskritwort bedeute „eins" und entspreche dem griechischen *ἑ* in *ἑ-κατόν* = *centum*), der Begriff „tausend" schon dem Urvolk aufgegangen. Diejenigen indog. Völker aber, welche das jenen Begriff bezeichnende Wort eingebüßt hätten, seien „nach ihrer Abtrennung in Zustände geraten, in denen sie so selten oder endlich so gar keine Veranlassung fanden, sich dieses Zahlwortes zu bedienen, daß sie das alte Wort ganz aus dem Gedächtnis verloren" (vgl. Benfeys frühere Ansicht über diesen Punkt oben p. 34). Auch das Gold und Silber war nach Benfeys Meinung schon dem Urvolk bekannt. Jenes hieß *gharta*, dieses nannten sie *arg-anta* oder *arg-una*. Aus dem Umstand aber, daß die Griechen und Italer nur die Namen für Silber (*ἄργυρος, argentum*), die Germanen und Slaven nur den für Gold (*gulth, zlato*) bewahrt haben, folge das allein, daß jene auf ihrer Wanderung zwar Silber, aber nicht Gold, diese umgekehrt Gold, aber nicht Silber antrafen. „So verloren sie die alten Namen aus dem Gedächtnis und mußten, als sie wieder häufiger, jene mit Gold, diese mit Silber in Berührung kamen, für deren vergessene Bezeichnungen sich andere verschaffen, gerade wie dies bei den Römern u. s. w. mit der Bezeichnung der Zahl der „Tausend" geschah."

Von den ferneren Anschauungen Benfeys über das Culturcapital der Urzeit verdient seine Behauptung, daß die Indogermanen bereits die Würze des Salzes gekannt hätten, (dasselbe war auch die Meinung Müllers und Schleichers) eine besondere Beachtung, insofern sie lehrt, wie unsicher zuweilen die bedeutendsten Gelehrten über die sprachliche Grundlage einer wichtigen culturhistorischen Aufstellung sein können. Wie wir oben sahen, hatte V. Hehn die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Salze geleugnet, weil das europäische Wort für dasselbe keinen Wiederhall in den asiatischen Sprachen fände. Dies tadelt wie oben (p. 49) Curtius auch Benfey in dem genannten Aufsatze über das Salz (Beilage der Allg. Zeitung Nr. 208), indem er auf das zuerst von ihm (Griech. Wurzellexicon I p. 59) zu den europäischen Wörtern gestellte skrt. *sará* hinweist, welches auch durch das Petersburger Wörterbuch, wenigstens in der adjec-

tivischen Bedeutung „salzig" bestätigt werde. Nun aber wendet gerade der eine der beiden Herausgeber dieses für die sanskritische Wortforschung fundamentalen Werkes, Otto Böhtlingk, in einer Zuschrift an die Jenaer Litteraturzeitung (1875 Nr. 643) ein, daß er dieses Wort für völlig ungeeignet halte, um culturhistorische Schlüsse von solcher Tragweite darauf zu bauen, da dasselbe in der angegebenen Bedeutung nur bei dem schon oben (vgl. p. 28) genannten Lexicographen des XII. Jahrh. n. Ch. Hemacandra nachzuweisen sei.

Die Behauptung endlich, daß die Indogermanen ganz sicher vor ihrer Trennung Ackerbau schon betrieben, gründet Benfey im wesentlichen auf den Nachweis der formalen und begrifflichen Identität von skrt. *úrvarâ* und griech. *ἄρουρα* „Saatfeld" (lat. *arvum*). Die diesen Wörtern zu Grunde liegende Wurzel *ar* habe schon vor der Trennung eine Thätigkeit bezeichnet, durch welche Land bestellbar gemacht wurde. Die Notwendigkeit eines Bekanntseins der Indogermanen mit dem Pfluge, an dessen Stelle man sich der Hände, eines Baumastes &c. bedienen konnte, sei damit nicht gefordert. Als nach der Trennung dann bessere Methoden der Agricultur bekannt wurden, bediente man sich zur Bezeichnung derselben in den europäischen Sprachen eines von der genannten Wurzel abgeleiteten Verbums *ar-aja* (lat. *arare*, griech. *ἀρόω*, got. *arjan*), in den asiatischen Sprachen einer ganz anderen, ursprünglich „ziehen" („Furchen ziehn") bedeutenden Wurzel *karsh*. So viel an dieser Stelle von Th. Benfey, dessen Ansichten über den ältesten Ackerbau der Indogermanen, wie wir später zu erweisen hoffen, den Vorzug verdienen vor den radicalen Anschauungen V. Hehns.

Schließlich aber sei es noch gestattet, ehe wir das indogermanische Gebiet verlassen, auf eine kleine Schrift des Verfassers Die älteste Zeitteilung des indogermanischen Volkes Berlin 1878 (Virchow-Holtzendorff Gemeinverständliche wissenschaftl. Vorträge XIII Nr. 296) hinzuweisen. Gegenüber anderen Aufstellungen (vgl. oben p. 37) wird hier darzulegen versucht, daß die Beobachtung des Mondes und seines Wechsels die einzige Grundlage der indogermanischen Zeitteilung gewesen ist. Der Mond ist der „Messer der Zeit" (W. *mâ*); darum steht auch die Nacht am Anfange der Dinge, nach Nächten wird gezählt. Der Monat ist der reine, ungebundene Mondmonat, da man noch nicht versteht, ihn in den Umlauf der Sonne, deren Bedeutung für

die Zeiteinteilung noch nicht erkannt ist, hineinzurechnen. Für eine weitere Teilung des Monats als höchstens in zwei Hälften (bei den Indern *çuklapaksha* und *kṛshṇapaksha* „die helle und die dunkle Hälfte") fehlt jeder sprachliche und sachliche Anhalt*) (vgl. p. 36 f.). So ist der Begriff des „Jahres" der Urzeit noch nicht aufgegangen. Wohl aber unterscheidet man nach dem unmittelbaren Eindruck der Veränderungen in der Natur zwischen Jahreszeiten, und zwar zunächst zwischen dem schneereichen Winter und einer freundlicheren Jahreszeit, die wieder, vielleicht schon frühzeitig, in einen Vorsommer (lat. *ver*, griech. *ἔαρ* ꝛc.) und einen Hauptsommer (alth. *sumar*, altkymr. *ham*, zend. *hama:* skrt. *sámâ* „Halbjahr") geteilt gedacht wurde. Wollte man die Totalität derselben bezeichnen, so zählte man sie entweder nach einander auf, oder bediente sich einer derselben, namentlich des gefürchteten Winters, als *pars pro toto*. Dieser letztere Gebrauch wurde eine häufige Quelle späterer Benennungen für den einheitlichen Begriff des Jahres (vgl. p. 37—41).

Auch eine Arbeit von O. Weise Über die Farbenbezeichnungen bei den Indogermanen sei hier noch genannt (Bezzenbergers Beitr. z. K. d. indog. Sprachen II p. 273 f.).

Es ist begreiflich, daß der auf indogermanischem Gebiete ausgebildete Gedanke, vermittels der Sprachvergleichung in die Urzeit verwandter Völkergruppen einzudringen, auch auf das Bereich anderer Sprachfamilien übertragen werden mußte, wenn nur die genealogische Einheit derselben zu erweisen war. Namentlich mußten von vornherein die Verhältnisse der semitischen Sprachen für linguistisch-historische Zwecke sehr geeignet erscheinen. Das Verbreitungsgebiet der semitischen Völker ist in geographischer Beziehung ein engeres und einheitlicheres als das der Indogermanen. Dazu sind die semitischen Sprachen, in den festen Rahmen des dreiconsonantigen Stammes gebannt, minder gewaltigen Veränderungen in Form und Bedeutung ausgesetzt

*) Auf diesen Resultaten fußt eine tüchtige Doctordissertation von R. Flex Die älteste Monatseinteilung der Römer Jena 1880, in welcher gegen Th. Mommsen, welcher die Woche zu denjenigen Zeitmaßen hinzurechnet, von denen die indog. Stämme bereits in der Zeit ihrer Einheit praktischen Gebrauch gemacht haben sollen (vgl. Römische Chronologie [2] p. 221), eine Zweiteilung des ältesten römischen Monats zu erweisen versucht wird.

gewesen. Uralte Überlieferungen, wie die assyrischen Keilinschriften und die Bibel, führen zu den ersten geschichtlichen Anfängen des semitischen Stammes zurück. Trotzdem wurde erst im Jahre 1875 durch einen geistvollen Aufsatz A. v. Kremers Semitische Culturentlehnungen aus dem Pflanzen- und Tierreiche*) (Ausland 1875 Nr. 1, 2, 4, 5) der Versuch gemacht, die semitische Vorzeit mit Hilfe der Sprache zu erschließen. Wie Hehn bei den indogermanischen, so sucht Kremer bei den semitischen Völkern, indem er die Entwicklung derselben von ihrer von ihm angenommenen centralasiatischen Heimat bis zur arabischen Halbinsel, dem südlichsten Punkte des in Asien von Semiten besetzten Gebietes, verfolgt, die nationalen und die von außen zugebrachten Culturelemente des Pflanzen- und Tierreiches streng zu unterscheiden. Die Abhandlung beginnt mit dem Nachweis, daß die Semiten vor der Dialektbildung das Kamel, aber nicht die Palme und den Strauß kannten. Die Schlüsse, welche Kremer hieraus auf die geographische Lage des semitischen Urvolkes zieht, werden uns an einer anderen Stelle beschäftigen.

Hiernach geht Kremer zu einer Bestimmung des ältesten semitischen Culturcapitals über: „Spärlich," heißt es p. 4 f., „war die erste Ausstattung und der Zehrpfennig, den die Ursemiten aus der Heimat mitnahmen. Das kostbarste Haustier, das Kamel, brachten sie mit, und nur mittelst dieses ausdauernden Lasttieres konnten sie so weite und unwirtsame Landstriche durchziehn. Auch der geduldige Langohr, der Esel bot schon damals seinen elastischen Rücken, denn sein Name ist in sämtlichen semitischen Dialekten derselbe (arab. *ḥimâru*ⁿ, hebr. *ḥămôr*) und bedeutet soviel als „der Rote". Nebst dem Esel begleitete die Ursemiten als treuer Gefährte und unentbehrlicher Gehilfe des Hirten und Jägers der Hund. Auch Ziegen und Schafe waren ihnen nicht fremd; aber es fehlte gänzlich das zahme Geflügel, Enten, Hühner und Gänse; auch die Katze hatte sich damals noch nicht an das häusliche Leben gewöhnt. Unter den Tieren, die vor der Dialektbildung den Semiten gänzlich unbekannt waren, ist der „Storch, der Pelikan, der Büffel und Affe hervorzuheben." Von Culturpflanzen waren den Semiten schon vor der Dialektbildung Gerste, Weizen, Linsen, Bohnen, Zwiebel und Lauch bekannt; doch be-

*) Auch als gesonderte Abhandlung erschienen Stuttgart 1875; besprochen von G. Weil Jenaer Litteraturzeitung 1875 p. 370 f.

zweifelt Kremer, daß die ältesten Stämme, die „als Nomaden und Jäger" herumschweiften, dieselben schon in der Urzeit zu bebauen verstanden. Ihre Cultivierung erfolgte vielmehr wahrscheinlich erst nach der Einwanderung der Semiten in die mesopotamische Ebene. Hier nämlich, in der babylonisch-mesopotamischen Niederung entstand nach Kremer (vgl. p. 25) das erste und älteste semitische „Culturcentrum", und zwar in einer Zeit, als die Dialekte der semitischen Völker sich noch nicht differenziert hatten. Hier bildeten sich die allen oder den meisten semitischen Sprachen gemeinsamen Benennungen der Weintraube, des Weingartens, der Feige, Olive und Mandel, des Granatapfelbaums und anderer Fruchtbäume. Hervorzuheben ist noch, daß Kremer auch das Pferd für einen ziemlich späten Culturerwerb der Semiten hält (p. 5). Und zwar weise der hebräische und aramäische Name des Tieres *sus* auf indog. skrt. *áçvas*, der arabische *faras* auf Persien (hebr. *Pâras*) hin.

Die von A. v. Kremer begonnenen Untersuchungen wurden, was wenigstens die semitische Tierwelt anbetrifft, in einem sehr gründlichen Werke fortgesetzt von Fritz Hommel Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern Leipzig 1879. Nach ihm (vgl. p. 405) würde die ursemitische Säugetierfauna bestehen aus: Löwe, Pardel, Wolf, Fuchs, Hyäne, Bär, Wildkatze, Wildschwein, Wildochs, Wildesel, Hirsch, Gazelle, Steinbock, Hase, Igel, Klippdachs, Maulwurf, Feldmaus, sowie aus den Haustieren: Pferd, Esel, Kamel, Ziege, Schaf, Rind und Hund. Hommel weicht also insofern von den Aufstellungen Kremers ab, als er das Pferd der Reihe der von den Ursemiten gezähmten Tiere zuschreibt. Aus hebr. *pârâsh* „Reiter" (Denominativ von einem vorauszusetzenden *pârâsh* „Pferd") und arab. *sâ'is* „Rosselenker" (: arab. **sûs* „Pferd") glaubt er vielmehr (vgl. p. 44 bis 46) ein ursem. *parašu* in der Bedeutung „Streitroß" folgern zu müssen. Auch stimme dies zu der aus ursemitischen Wörtern wie *saipu* „Schwert", *ḳaušatu* „Bogen", *rumḥu* „Lanze", *amatu* „Kriegsgefangene" hervorgehenden Kriegstüchtigkeit des semitischen Urvolks.

In einer schwierigeren Lage befindet sich der Sprachforscher einem anderen Sprachstamm gegenüber, welcher durch seine nahen Berührungen mit indog. Gebiete und sein Herüberreichen auf Europas Boden auch in culturhistorischer Beziehung ein besonderes Interesse darbieten würde, dem ural-altaischen (tura-

nischen rc.). Denn auf der einen Seite hat die Ausdehnung dieses Sprachstammes nach dem südlichen und östlichen Asien hin noch nicht genügend wissenschaftlich festgestellt werden können, auf der anderen Seite ist selbst bei denjenigen Zweigen dieses Stammes, welche durch eine unzweifelhafte nähere Verwandtschaft mit einander verbunden sind, dem finnisch-ugrischen, samojedischen und türkisch-tatarischen die Linguistik noch zusehr mit der Fixierung und Darstellung der Einzelgrammatiken beschäftigt, als daß die Aufstellung einer Urgrammatik und eines Urwortschatzes des ganzen Sprachstamms irgendwie zum Abschluß hätte kommen können.

Um so dankenswerter ist es, daß man wenigstens einzelne Teile dieses ungeheueren Völker- und Sprachengebietes in ihrer vorhistorischen Entwicklung mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft aufzuhellen versucht hat. Eigenartig ist zunächst der Punkt, von welchem aus man in die Vorzeit der finnisch-ugrischen Culturentwicklung vorzudringen versucht hat. Die überaus große Zahl germanischer und lituslavischer Lehnwörter nämlich, welche sich auf fast allen Gebieten der menschlichen Culturentwicklung in den westfinnischen Sprachen findet, von denen namentlich die germanischen zum Teil auf Grundformen zurückgehen, welche ursprünglicher sind als die in den ältesten nordischen und gotischen Quellen uns überlieferten Sprachformen, läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß jene Völker bei ihrem Vorrücken von den Gegenden des Ural zu den Gestaden des Weißen Meeres, des Bottnischen und Finnischen Meerbusens Jahrhunderte hindurch dem Cultureinfluß ihrer höher gebildeten Nachbarn ausgesetzt gewesen sind. Von diesen Lehnwörtern wurde den germanischen schon frühzeitig von Männern wie Rask, J. Grimm, Dietrich u. a. Beachtung geschenkt, bis dieselben in einer sehr gründlichen Untersuchung von W. Thomsen Über den Einfluß der germanischen Sprachen auf die finnisch-lappischen, aus dem Dänischen übersetzt von E. Sievers Halle 1870, zusammengestellt und besprochen wurden. Während aber Thomsen in dem genannten Werke mehr die grammatische Bedeutung jener Lehnwörter für die Erkenntnis der germanischen und finnischen Sprachformen ins Auge faßte als die culturhistorische (vgl. jedoch p. 114 bis 127), veröffentlichte im Jahre 1875 der bekannte schwedische Sprachforscher A. Ahlqvist in Helsingfors ein Buch Die Culturwörter der westfinnischen Sprachen, ein Beitrag zu der älte-

ren Culturgeschichte der Finnen, in welchem der Wortschatz der westfinnischen Sprachen in culturgeschichtliche Abschnitte geordnet und auf seine Genuität sorgfältig untersucht wird. Indem nun Ahlqvist alle durch ihre fremdländischen Bezeichnungen sich als entlehnt erweisenden Culturbegriffe aussondert und die genuinen finnischen Wörter, wenn er dieselben durch die Übereinstimmung der ostfinnischen Sprachen (Ostjakisch, Wogulisch, Syrjänisch, Wotjakisch, Mordwinisch ꝛc.) bestätigt findet, zur Reconstruierung einer urfinnischen Cultur zusammenstellt, versucht er ein Bild des Culturzustandes zu entwerfen, welchen die Finnen zur Zeit ihrer Einwanderung in die baltischen Länder einnahmen.

„Sie nährten," heißt es p. 254—267, „sich vornehmlich von dem Ertrage der Jagd und der Fischerei. Ihr vorzüglichstes Haustier war der Hund, aber auch das Pferd und die Kuh waren ihnen nicht unbekannt, obwohl sie aus der Milch der letzteren weder Butter noch Käse zu bereiten verstanden. Das Schaf, die Ziege und das Schwein lernten sie erst hier an der Ostsee kennen. Der Ackerbau scheint ihnen nicht völlig unbekannt gewesen zu sein, allein sie trieben nur den nomadischen Ackerbau, ohne das Schwenden (Roden), und von den Getreidearten kannten sie nur die Gerste und von den Wurzelfrüchten nur die Rübe. Die Wohnung einer Familie war eine Hütte *(kota)*, welche aus kleineren gegen einen Baumstamm oder gegen einander kegelförmig aufgerichteten Bäumen oder Stangen bestand, die zum Winter mit Fellen überzogen wurden; eine andere Art der Wohnung war *sauna*, eine in die Erde gegrabene Höhlung mit einem Dache über der Erde. Die innere Einrichtung einer solchen Wohnung war höchst einfach: sie hatte eine Thüröffnung, einen Rauchfang oben, eine aus einigen losen Steinen bestehende Feuerstelle mitten im Gemach, allein keinen Estrich, auch kein Fenster; denn das Licht fiel entweder durch die geöffnete Thür oder auch durch den Rauchfang. Die Kleidung bestand ausschließlich aus Fellen, die Kleider wurden von der Hausmutter mit Knochennadeln genäht, — die Männer verfertigten Böte sowie Jagd- und Fischereigerätschaften. Von den übrigen Gewerben und Handwerken scheint nur das Schmiedehandwerk von Alters her unter unsern Vorfahren heimisch gewesen zu sein, obwohl es zweifelhaft sein kann, inwiefern sie die Schmiedekunst aus der Urheimat mitgebracht haben. Was die Verfertigung von Zeugen anbetrifft, so scheinen sie keine andere Art gekannt zu haben als

vielleicht die Filzbereitung, jedoch konnten sie auch mit der Spindel Fäden aus den Fibern einer Nesselart spinnen. Das Schaf wurde ihnen erst hier (an der Ostsee) bekannt, sowie die Kunst, aus dessen Wolle Garn oder Zeuge zu bereiten. Dagegen verstanden sie es, Felle zu gerben, sowie die Nesselfäden oder die gegerbten Felle als Sommerkleider mit einigen einfachen Farben zu färben. Städte gab es keine. Das Familienleben scheint bei unseren Voreltern ziemlich ausgebildet gewesen zu sein. Die zahlreichen Benennungen auf diesem Gebiete sind zum größten Teil genuin und zum großen Teil den verschiedenen finnischen Sprachen gemeinsam. Eine Art Gemeinde mit dem Namen *pitäjä* scheint es wenigstens bei einem Teil der Jämen gegeben zu haben, sowie auch ein gewähltes Gemeinde- oder Kriegsoberhaupt. Richter gab es nicht, auch nicht erbliche Fürsten oder irgendwelche Staatenbildung."

Seine Darstellung der ältesten finnischen Cultur, die wir im Auszug mitgeteilt haben, findet Ahlqvist bestätigt durch die Vergleichung des Zustandes, in welchem sich noch heute die Gesittung der östlich-finnischen Völker befindet, von denen der Verfasser namentlich die Wogulen mit Rücksicht auf ihren Culturzustand näher schildert. Lehrreich ist ferner der Hinweis auf die Lehnwörter der ungarischen Sprache in Vergleich mit denen der finnischen, woraus hervorgehe, daß die Ungarn bei ihrem späteren Einzug in Europa aus den südlichen Gegenden des Ural ungefähr desselben Culturcapitals noch ermangelten, wie die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee.

Eine ähnliche Arbeit wie die Ahlqvists endlich liegt auf dem Gebiete der türkisch-tatarischen Sprachen von H. Vámbéry vor: Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes auf Grund sprachlicher Forschungen &c. Leipzig 1879. Aus dem genannten Buche, von welchem ein kleiner Teil bereits im Ausland 1879 erschien, geht so viel mit Gewißheit hervor, daß der türkisch-tatarische Sprachstamm für sprachlich-culturhistorische Forschungen ein in vielen Beziehungen reichere Früchte versprechendes Feld als die indogermanischen und semitischen Sprachen bietet. Die große Stabilität der türkisch-tatarischen Sprachen, durch welche bewirkt wird, daß noch heute der Jakute an der Lena den Türken aus Anatolien oder Rumelien besser verstehen würde als der Schweizer den Siebenbürgen (p. 15), die Durchsichtigkeit und Klarheit des Wortschatzes in seiner etymologischen

Grundbedeutung, vor allem aber die Originalität der aus dem eigensten Genius der Sprache geschaffenen Culturwörter, welche nur durch einen mäßigen Strom iranischer Lehnwörter beschränkt wird (p. 35), lassen es als nicht zu schwierig erscheinen, mit ziemlicher Genauigkeit den Culturzustand des turko-tatarischen Urvolkes festzustellen, als dasselbe noch in seinen vermutlichen Wohnsitzen zwischen den westlichen Ausläufern des Altai und dem Kaspisee (p. 14) saß. Bilden doch auch hier die fast völlig ursprünglich gebliebenen Culturverhältnisse kirgisischer oder turkomanischer Stämme, ehe noch der russische Einfluß zu ihnen drang, das passende Korrektiv für die Erschließung des ältesten Culturzustandes des ganzen Sprach- und Völkerzweiges (p. 34).

Leider tritt nun dieses Bild der primitiven türkisch-tatarischen Cultur in dem Vámbéryschen Werk nicht mit einer genügenden Deutlichkeit hervor.

Der Verfasser, durch dessen Darstellung sich wie ein roter Faden die Absicht hindurchzieht, zu beweisen, „daß Denkkraft und geistiges Vermögen Ariern sowohl als Ural-Altaiern in gleicher Weise eigen ist und eigen sein kann, daß aber andererseits dem zeitweiligen Hervorragen gewisser Gesellschaften auf dem Gebiete des Denkens und des Sinnens nicht ethnische, sondern einzig und allein politisch-sociale und bisweilen auch geographische Motive zu Grunde liegen" (p. 48), findet die beste Bestätigung seiner Ansicht in den überaus sinnigen und deutlichen etymologischen Grundbedeutungen des turko-tatarischen Wortschatzes. Es ist daher der sprachschöpferischen Thätigkeit des „türkischen Urmenschen" (!) der größte Teil des Buches gewidmet, ohne daß dadurch für die Erkenntnis der turko-tatarischen Urzeit, d. h. der dem Auseinandergehen der türkisch-tatarischen Völker voraufliegenden Epoche etwas gewonnen würde. Nicht darauf kommt es an, zu beweisen, daß, um mich eines Beispiels zu bedienen, *temir*, *timîr* „Eisen" eigentlich das „feste, dichte, starke" bedeute, und auszuführen, was sich „der primitive Mensch der turko-tatarischen Rasse" unter dieser Bildung gedacht habe (p. 174), sondern das culturhistorisch wichtigste ist, festzustellen, ob das angeführte Wort schon in der vordialektischen Zeit das Eisen bezeichnet habe, und somit dieses Metall bereits der turko-tatarischen Urzeit bekannt gewesen sei.

Aber auch da, wo Vámbéry wirklich bemüht ist, positive Resultate für den Bestand der primitiven turko-tatarischen Cultur

zu ermitteln, verwickelt er sich in die sonderbarsten Widersprüche. So beantwortet er im Abschnitt V der Einleitung die Frage, „welches sind denn eigentlich die berechtigten Vorstellungen von der primitiven Cultur des turko-tatarischen Volkes“ und führt unter den Tieren, welche schon „in der Urzeit gekannt“ worden seien, neben Pferd, Rind, Esel, Kamel, Hund, Schaf auch die Katze an. Dem gegenüber nun sagt er im Abschnitt XVI, wo er eingehend vom Tierreich handelt, p. 199: „Hingegen muß von den Benennungen der Katze, osm. *kedi*, *čag. mušük*, alt. *möñšük* im vornhinein *(sic)* bemerkt werden, daß sie arischen, resp. persischen Ursprungs sind; demgemäß muß auch dieses Tier, das von den Nomaden wol zu keiner Zeit als Haustier betrachtet worden ist, für fremd angesehen werden.“ In ähnlicher Weise wird p. 38 von den Getreidearten behauptet, daß nur das früheste Bekanntsein von Hirse und Weizen sicher zu stellen sei, während p. 216 „mit voller Sicherheit“ angenommen wird, daß auch die Gerste, fast überall *arpa* genannt, schon im „vordialektischen Zeitalter“ der Sprache bekannt gewesen sein müsse. Trotz der hervorgehobenen Mängel, zu welchen noch eine außerordentliche Unkorrektheit im Druck der indog. Wörter kommt, wird indessen das Vámbéry'sche Buch als der einzige Versuch einer linguistischen Erforschung turko-tatarischer Verhältnisse vor der Hand nicht zu entbehren sein.

In neuster Zeit hat H. Vámbéry in einem umfangreichen Werk Der Ursprung der Magyaren, eine ethnologische Studie, Leipzig 1882 auch die ursprüngliche Cultur der Magyaren, welche er der turko-tatarischen Classe des ural-altaischen Sprachstammes für näher stehend erachtet als der finnisch-ugrischen, mit historischen und linguistischen Mitteln festzustellen gesucht (vgl. III. Abteilung Culturmomente p. 261—391).

III. Capitel.

Die Annahmen indog. Völkertrennungen in ihrer culturhistorischen Bedeutung.*)

(Mit einem Anhang über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.)

Es ist schon in unserem ersten Capitel gezeigt worden, wie der Entdeckung des indog. Sprachstammes die Beobachtung auf dem Fuße folgte, daß innerhalb des Kreises der indog. Sprachen einige durch die treuere Bewahrung alten oder durch die gemeinsame Schöpfung neuen Sprachgutes zu einer engeren Einheit verbunden würden. Zu einer entscheidenden Beantwortung dieser mehr im Vorübergehn behandelten Frage war man indessen noch nicht vorgedrungen. Es war daher wünschenswert, daß man diesem für Sprachen- und Völkergeschichte gleich wichtigen Gegenstand seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. A. Schleicher war es, welcher sich in einer stattlichen Reihe von Abhandlungen, deren erste 1853 in der Kieler Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur p. 786—787 (Die ersten Spaltungen des indog. Urvolks) erschien, dieser Aufgabe unterzog. Wir werden nun zunächst ein Bild von den Ansichten dieses Forschers gewinnen müssen, und zwar in der Weise, daß es uns in erster Linie auf die Darstellung der geographisch-ethnographischen Anschauungen ankommt, welche den Schleicherschen Völkergruppierungen zu Grunde liegen.

Zuvörderst ist hervorzuheben, daß Schleicher den Anfang der sprachlichen Differenzierung bereits in die indog. Urzeit

---

*) Vgl. J. Jolly Über den Stammbaum der indog. Sprachen (Zeitschrift f. Völkerpsych. u. Sprachw. VIII p. 15—39 u. 190—205) und B. Delbrück Die Völkertrennungen (Einleitung in das Sprachstudium Cap. VII).

hineinverlegt. Er beschreibt dies in seinem Schriftchen Die Darwinsche Theorie und Sprachwissenschaft 1863 p. 15 wie folgt: „Nachdem sie (die Ursprache) von einer Reihe von Generationen gesprochen ward, während dem wahrscheinlich das sie redende Volk sich mehrte und ausbreitete, nahm sie auf verschiedenen Teilen ihres Gebietes ganz allmählich einen verschiedenen Charakter an, so daß endlich zwei Sprachen aus ihr hervorgingen. Möglicher Weise könnten es auch mehrere Sprachen gewesen sein, von denen aber nur zwei am Leben blieben und sich weiter entwickelten." Es ist hiernach zu betonen, daß Schleicher die Entstehung zweier (oder mehrerer) neuer Spracharten aus der einheitlichen Grundsprache sich allein durch den im Wesen der Sprache liegenden Differenzierungstrieb herbeigeführt denkt, ohne die Annahme einer räumlichen Trennung des Urvolks zu Hilfe zu nehmen. Nach diesem ersten Auseinandergehen der Sprachen habe allerdings auch ein Auseinandergehen der Völker in geographischer Beziehung stattgefunden. Als Ursachen desselben betrachtet Schleicher (Hildebrands Jahrb. I p. 404) „die Zunahme der Bevölkerung, die Entwaldung und Verödung des Bodens, die Verschlechterung des Klimas, kurz, jene unglücklichen Folgen, welche bis jetzt noch stets die als Raubbau betriebene Cultur hatte." Die durch die räumliche Trennung der Völker in die Ferne getragenen Sprachgattungen der Ursprache gehen dann wieder in sich durch allmähliche Differenzierung („durch die fortgesetzte Neigung zur Divergenz des Charakters, wie es bei Darwin heißt") auseinander. In wie weit Schleicher die Sprachdifferenzierung innerhalb der einzelnen Sprachgattungen, Sprachen, Mundarten, Dialekte von Unterbrechung der geographischen Continuität durch Völkerwanderungen ꝛc. sich begleitet denkt, läßt sich mit völliger Gewißheit nicht erkennen. Jedenfalls kann man sich nach Schleicher die Differenzierung etwa der germanischen Grundsprache in ihre Mundarten in ganz derselben Weise verlaufend vorstellen, wie es oben bei der urindogermanischen Grundsprache geschildert ist (vgl. Die deutsche Sprache [2] p. 94 f.). Die geographische Nachbarschaft hebt Schleicher an verschiedenen Stellen (vgl. z. B. *Compendium* [1] p. 4) als zusammenhängend mit näherer Sprachverwandtschaft hervor; es wird ihm nicht einfallen, wie Lottner (vgl. unten) es thut, etwa das Italisch den nordischen Sprachen näher als dem Griechischen zu stellen. Dagegen gruppiert er Germanisch und Litu-

Slavisch, Griechisch und Lateinisch, Indisch und Iranisch zu einander.

Das relative Alter der indog. Völker- und Sprachtrennungen sucht Schleicher von zwei Grundsätzen aus zu bestimmen, die er in folgender Weise formuliert:

1) „Je östlicher ein indogermanisches Volk wohnt, desto mehr Altes hat seine Sprache erhalten, je westlicher, desto weniger Altes und desto mehr Neubildungen enthält sie" (Compendium [1] p. 6) und

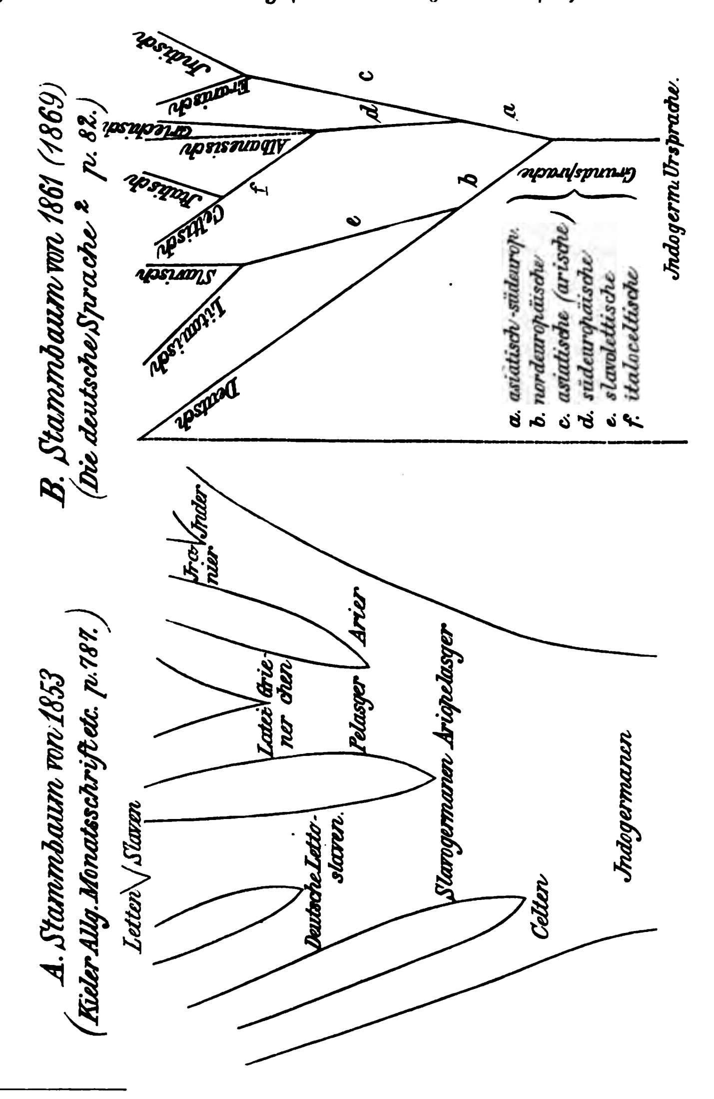
2) „Je westlicher eine Sprache (oder Volk) ihren Sitz hat, desto früher riß sie sich von der Ursprache (dem Urvolke) los" (Kieler Allg. Monatsschrift f. Wissenschaft u. Litteratur 1853 p. 787).

Nach diesen Grundsätzen haben also zuerst die Slavo-Germanen, als zweite die Graeco-Italer, zuletzt die Indo-Iranier ihre Wanderungen angetreten. In einer kritischen Lage befindet sich Schleicher dem Celtischen gegenüber. Wegen der am weitesten westlich befindlichen Wohnsitze dieses Volkes ist er genötigt anzunehmen, dasselbe habe am frühsten die Urheimat verlassen. Eine sorgfältigere Betrachtung des Celtischen veranlaßt ihn aber schon im Jahre 1858 (vgl. Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung I p. 437), dasselbe dem Italischen näher zu rücken, wodurch wieder die angeführten Principien Schleichers in bedenklicher Weise durchbrochen werden.

Bekanntlich hat Schleicher versucht, seine Ansichten über die Spaltungen der Ursprache durch eine Zeichnung zu veranschaulichen, zu welcher er sich anfangs des Bildes eines „sich verästelnden Baumes" (Fig. A), später eines einfachen Liniensystems (Fig. B) bediente. In beiden Fällen sollen die sich verzweigenden Äste oder Linien den nach verschiedenen Richtungen verlaufenden Differenzierungstrieb der Sprache darstellen, ohne daß zunächst ein Urteil über Völkertrennungen in geographischer Beziehung abgegeben werden sollte. Der Ausdruck „Stammbaum", welcher im Verlauf der Forschung von der Auffassung Schleichers und derer, die ihm folgen, gebraucht wird, scheint erst in dem genannten Schriftchen Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, aus der Ausdrucksweise der Naturforscher entlehnt, zum ersten Male im Munde Schleichers vorzukommen.

Ich erlaube mir, die beiden Figuren im Texte abzubilden, um die Ergebnisse der Schleicherschen Forschung *in concreto*

dem Leser vorzuführen. Zu Fig. B*) ist zu bemerken, daß die verschiedene Länge der Linien „die größere oder geringere Länge des Weges zwischen der Ursprache und den hier als Ende angenommenen Entwicklungspunkten“ anzudeuten sucht.



*) Dieselbe ist außer in der Deutschen Sprache noch im Compendium¹ p. 7 und in Die Darwinsche Theorie und Sprachwissenschaft am Ende abgebildet.

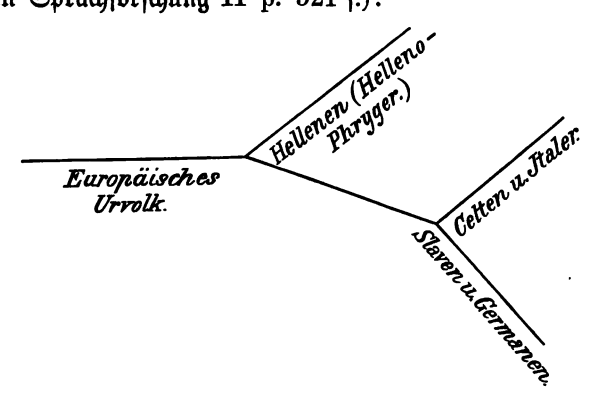
Genau in demselben Jahre (1853), in welchem Schleicher seine oben dargestellte Ansicht über die Spaltungen der indog. Ursprache veröffentlichte, sprach M. Müller in seinem Essay Der Veda und Zendavesta (Essays I p. 60 f.) hinsichtlich der indog. Völkertrennungen eine sowohl der Schleicherschen als auch der früher (vgl. p. 21) geschilderten Bopp-Kuhnschen Anschauung entgegenstehende Meinung aus, welcher er auch in seinen späteren Schriften (vgl. 1859 *A history of ancient Sanscrit literature* p. 12 f. und 1863 Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache p. 176 f., auch noch 1872 Über die Resultate der Sprachwissenschaft Straßburger Antrittsvorlesung p. 18 f.) treu geblieben ist.

Er nimmt hier überall eine uralte Spaltung des indog. Volkes in eine nördliche (nordwestliche) und südliche Abteilung an, von denen die erstere die heutigen europäischen, die letztere die iranischen und indischen Völkerschaften indog. Ursprungs umfasse. Diese Trennung sei durch eine „weltweite Wanderung" der europäischen Indogermanen in nordwestlicher Richtung entstanden, deren Ursachen zwar verborgen seien, die aber ein grelles Streiflicht auf die ursprünglichen Naturanlagen der scheidenden und bleibenden Völkerschaften werfe. Den Europäern sei die Hauptrolle in dem großen Drama der Geschichte zugedacht, „sie repräsentieren den Arier in seinem geschichtlichen Charakter." Und die Zurückbleibenden? „Es fordert eine starke Willenskraft oder einen hohen Grad von Trägheit, dem Anprall so nationaler oder vielmehr so völkererschütternder Bewegungen zu widerstehen. Wenn alle gehen, wollen wenige bleiben. Aber seine Freunde ziehen zu lassen und dann sich selbst auf die Reise zu machen — einen Weg einzuschlagen, der, wohin er immer führe, uns nimmermehr zu einer Vereinigung mit denen führen kann, deren Sprache wir reden, deren Götter wir ehren — das ist ein Weg, welchen nur Leute von stark ausgeprägter Individualität und großem Selbstvertrauen zu verfolgen im Stande sind. Es war die Straße, die der südliche Zweig der arischen Familie, die brahmanischen Arier Indiens und die Zoroastrier Irans einschlugen."*)

*) Diese Vorstellung von einem bewußten Trennungsproceß der indog. Völker tadelte mit Recht bereits W. D. Whitney (*Oriental and Linguistic studies*, *New-York* 1873 p. 95 f.): *„Had not our author, when he wrote this paragraph, half unconsciously in mind the famous and striking picture of Kaulbach at Berlin, representing the scattering of the*

Einer weiteren Gruppierung der europ. Abteilung der Indogermanen in Sprachfamilien steht M. Müller sehr skeptisch gegenüber. Interessant, weil einer später von uns zu besprechenden Auffassung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse nahe liegend, ist die Erklärung, welche Müller für die specielleren Übereinstimmungen z. B. zwischen den slavischen und teutonischen Sprachen in der Annahme sucht, „daß die Vorfahren dieser Rassen von Anfang an gewisse dialektische Besonderheiten beibehielten, welche sowohl vor als nach der Trennung der arischen Familie vorhanden waren" (Vorlesungen [1] p. 178).

Die so von M. Müller zuerst aufgestellte Idee einer europäischen Grundsprache wurde dann weiter von C. Lottner 1858 (Über die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes K. Z. VII p. 18—49 und p. 160—193) durch sprachliche und culturhistorische Gründe, auf welche wir noch zurückkommen werden, gestützt. Lottner versucht auch noch eine weitere Gruppierung der europäischen Grundsprache, an welcher das bemerkenswerteste ist, daß er die Lateiner zum ersten Mal von einem näheren Zusammenhang mit den Griechen loslöst. Seine Ansicht von den engeren Verwandtschaftsbeziehungen der europäischen Sprachen unter einander würde sich, in der Weise des Schleicherschen Stammbaums ausgedrückt, so ausnehmen (vgl. dazu Lottner Celtisch-italisch, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung II p. 321 f.):



human race from the foot of the ruined tower of Babel; where we see each separate nationality, with the impress of its after character and fortunes already stamped on every limb and feature, taking up its line of march toward the quarter of the earth which it is destined to occupy?

Den eifrigsten Verfechter hat die Ansicht von einer ursprünglichen Zweiteilung der Indogermanen in eine europäische und eine asiatische Hälfte später indessen in A. Fick gefunden, welcher die seinem Vergleichenden Wörterbuch der indog. Sprachen zu Grunde liegende Auffassung der indog. Völkertrennungen in folgendem Schema, dessen geographisch-ethnographische Grundlage wir unten kennen lernen werden, zusammenfaßt (vgl. Wörterbuch [2] 1051):

Urvolk

Europäer — *Arier*

Nordeuropäer — *Südeuropäer* — *Iranier* — *Inder*

Germanen — *Lituslaven* — *(Celten)* — *Gräcoitaliker*

Skandinavier — *Deutsche* — *Litauer* — *Slaven* — *Italiker* — *Griechen*

So war man denn trotz der darauf verwendeten Mühe zu einem abschließenden Resultat in diesen Fragen nicht gekommen. Nur in zwei Punkten stimmten alle Forscher überein: in der Annahme einer näheren Verwandtschaft einerseits zwischen Iranisch und Indisch, andererseits zwischen Slavisch und Litauisch. Die Schwierigkeiten begannen, sobald man eine scharfe Scheidung zwischen den Sprachen Europas und Asiens vornehmen wollte. Im Norden erhob sich die Frage, ob man die lituslavischen Sprachen näher an ihre östlichen, arischen oder an ihre westlichen, germanischen Nachbarn rücken sollte. Im Süden waren die Stimmen über das Griechische geteilt. Während A. Schleicher, F. Justi (Hist. Taschenbuch herausg. v. F. v. Raumer IV. Folge, III. Jahrg. p. 316) u. a. die ganze südeuropäische Abteilung dem Arischen für näher verwandt hielten als dem Nordeuropäischen, behaupteten H. Graßmann (1863 K. Z. XII p. 119), C. Pauli (Über die Benennung der Körperteile bei den Indog. 1867 p. 1), W. Sonne*) (1869 Zur ethnologischen Stellung

*) Interessant ist die Art, wie sich Sonne a. a. O. p. 6 die Spaltung der Indogermanen entstanden und verlaufen denkt: „Daß die indog. Völkertrennungen nur allmählich, nur stufenweis stattgehabt, ist oft bemerkt worden, und es ist gewiß, daß Scheidungen wie z. B. die der Germanen in Deutsche und Scandinavier, die der letzteren in Schweden und Dänen sich nur allmählich vollziehn. Dies aber ist ohne Wanderung, eine Scheidung auf gleichem Grund und Boden, das stille Werk der Zeit. Mit der ersten Zerklüftung unseres Urvolks möchte es anders hergegangen sein.

Das Urvolk muß, überaus zahlreich, denn die Vollendung der Sprach-

der Griechen. Wismar, Programm), F. Spiegel (Eranische Altertumskunde I p. 443) u. a. eine engere Verwandtschaft speciell des Griechischen mit den asiatischen Sprachen. Im Inneren Europas bereitete vor allem das Celtische Verlegenheiten. Bald sollte es dem Norden, bald dem Süden näher stehen. Im Jahre 1861 faßte H. Ebel, nach Zeuß der gründlichste Kenner des Celtischen in Deutschland (Beiträge zur vergl. Sprachforschung II p. 137—194) das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Stellung des Celtischen in folgender Weise zusammen: „Überall also haben sich mindestens ebenso bedeutsame Analogien desselben (des Celtischen) zum Deutschen (und in zweiter Linie zum Litu-slavischen) ergeben als zum Italischen (und sodann zum Griechischen); eine Art Mittelstellung wird somit kaum zu leugnen sein; doch scheint es, als ob es gerade die Erscheinungen, die am meisten auf das geistige Leben, den inneren Charakter der Sprache hindeuten, mit dem Deutschen gemeinsam hätte.“ Wie sich freilich Ebel diese Mittelstellung der celtischen Sprachen, an deren Annahme er bis zu seinem Tode festhielt (vgl. Zeitschrift f. Völkerpsychologie und Sprachw. VIII p. 472), historisch entstanden denkt, wird nicht gesagt.

---

form zeugt für eine mehr denn tausendjährige Einheit, nicht bloß im Süden, sondern auch im Norden des Oxus sich über weite Ländermassen Centralasiens nomadisch gebreitet haben. In diesen letzteren Landen aber sind geschichtlich nur Turanier heimisch, und wie später Attila, wie Dschingiskhan die Welt durchstürmen, ein gewaltsamer Andrang der Turanier war es wohl, welcher die nördliche Hälfte unseres Urvolks nach Westen trieb, eine Flucht zunächst über die Wolga in die pontischen Steppen hinein. Aber im Westen ist gut wohnen, sagt der Russe, dort laßt uns Hütten bauen — und gen Westen rücken die Massen, die Donau weist den Weg; Germanien, Gallien, endlich in südlicher Schwenkung über die Alpen, Italien wird erreicht. Diese Massen zerfallen sodann in zwei Hälften, deren westliche sich als Celten und Italiker, deren östliche sich als Germanen und Slaven weiter individualisiert.

So die eine, die nördliche Hälfte unseres Urvolkes; die andere, daheim geblieben, behauptet sich im Süden des Oxus, und wenn ihr gleich der Norden durch Turan verschlossen ist, beweist sie nach Ost und West die höchste Expansionskraft. Von Baktrien aus, dem eigentlichen Mutterland dieser Arier, gen Osten wird das Pendschab, das Gangesthal besiedelt, und Indien bildet eine arische Welt in sich: gen Westen Medien, Persis, weiter Armenien, Phrygien besetzt, endlich Thracien, Macedonien, Hellas in den gleichen Kreis gezogen. So bilden sich die mächtigen Parallelen: die südliche (orientalische) von der Adria zum Ganges, die nördliche (occidentalische) von der Wolga zum westlichen Weltmeer reichend.“

So verschieden man nun aber auch im einzelnen über die engeren Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen denken mochte, im allgemeinen hatte sich doch die Überzeugung festgesetzt, daß die speciellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen im kleinen genau in derselben Weise zu erklären sein wie die indog. Sprachverwandtschaft im großen. Der Gedanke eines europäischen, eines gräco-italischen, eines germanischen rc. Urvolkes hatte nichts Befremdenderes als die Idee des indog. Urvolkes selbst.

Sollte es nun nicht auch möglich sein, die Culturverhältnisse dieser Zwischenstufen mit Hilfe ebenderselben Sprachvergleichung aufzuhellen, mit welcher man die Cultur der Urzeit erschlossen hatte, und konnte so nicht mit der Zeit ein ganzes Gebäude vorhistorischer Culturgeschichte aufgeführt werden?

Die Frage lag umso näher, als der Schleichersche Grundsatz, nur den grammatischen Bau als Maßstab der engeren Verwandtschaft zweier oder mehrerer Sprachen gelten zu lassen, seit Lottner und Ebel aufgegeben worden war, und nunmehr auch der Wortschatz mehr und mehr als maßgebend für die Eruierung der indog. Völkertrennungen herangezogen wurde.

Da nun die Versuche, die Culturverhältnisse jener hypothetischen Völkergruppen mit Hilfe der Sprachvergleichung zu erschließen, im großen und ganzen von der Grundanschauung einer ersten Zweiteilung des Urvolkes in eine europäische und eine asiatische Hälfte ausgegangen sind, so wird sich auch unsere Darstellung derselben an ihrer Hand am übersichtlichsten geben lassen.

I. Die europäische Urzeit.

C. Lottner, der, wie wir oben sahen, zuerst die Hypothese einer europäischen Urzeit durch sprachliche Gründe zu erweisen versuchte, hat in dem schon citierten Aufsatz (K. Z. VII p. 18 f.) es nicht versäumt, auch die Culturgeschichte, die „dasselbe Ergebnis liefere, daß die Europäer noch nach der Trennung von den Asiaten vereinigt geblieben sind“ zu seiner Unterstützung herbeizuziehen. In erster Linie findet Lottner den Beweis für seine Ansicht in einer Reihe von gemeinsam europäischen Aus-

drücken der Ackerbausprache, wie griech. *μύλη* Mühle, *ἀμάω* ernten, *ἀρόω* pflügen, *ἄροτρον* Pflug, *ἀγρός* Acker, *οἶνος* Wein, deren Entsprechungen in den arischen Sprachen sämtlich noch eine weitere, auf den Ackerbau nicht bezügliche Bedeutung haben. Auch die Identität fünf verschiedener Baumnamen, welche allerdings in ihrer Bedeutung im einzelnen auseinander gehen (ahd. *wîda*, griech. *ἰτέα*, lat. *vitex* Weide; griech. *δρῦς*, cymr. *derwen* Eiche, daneben skrt. *dru*, got. *triu*, altsl. *drěvo* Baum; lat. *fagus*, ahd. *buocha* Buche, griech. *φηγός* Eiche; griech. *πεύκη*, ahd. *fiuhta*, lit. *puszìs* Fichte; griech. *ἐλάτη*, altsl. *jelije?*) scheint ihm für einen engeren Zusammenhang der europäischen Sprachen unter einander als mit den asiatischen Sprachen, mit denen jene nur den Namen der Birke teilen, zu sprechen. Auch auf den europäischen Namen des Salzes, der beweisen soll, daß die europäischen Völker noch vereint ein großes salziges Meer kennen lernten, weist Lottner hin.

Viel eingehender hat A. Fick in dem schon genannten Buche Die ehemalige Spracheinheit der Indogermanen Europas Göttingen 1873 den gemeinsam-europäischen Wortschatz zu erschließen und auf Grund desselben ein Bild der gemeinsam-europäischen Cultur zu entwerfen versucht (vgl. oben p. 51). In methodischer Hinsicht ist zu bemerken, daß Fick schon dann einen Begriff für einen ureuropäischen erklärt, wenn derselbe durch die Übereinstimmung auch nur einer nord- und südeuropäischen Sprache zu belegen ist. Auffällig erscheint ihm dabei, daß das Griechische in der Benennung mehrerer politisch-rechtlichen Verhältnisse gegenüber den gemeinsamen Wörtern anderer europäischen Sprachen ausweicht. So lat. *civis* = germ. *hîva* : griech. *πολίτης*; lat. *hostis* = germ. *gasti-* : griech. *ξένος*; lat. *lex* = germ. *laga* : griech. *νόμος θεσμός*, vor allem aber lat. *rex* = germ. *reika* : griech. *βασιλεύς*. „Allein der würde fehlgehen, der daraus schließen wollte, daß die Griechen sich aus der europäischen Spracheinheit früher herausgelöst hätten, ehe noch diese staatlich-rechtlichen Begriffe sprachlich fixiert gewesen. Es erklärt sich der Verlust dieser Wörter bei den Griechen sowie das Festhalten derselben bei den Italikern vielmehr einfach aus dem verschiedenen Charakter dieser Völker: bei den Griechen sind die Verhältnisse des Rechts- und Staatslebens immer in einem gewissen Flusse geblieben und haben in Folge dessen immer neue sprachliche Bezeichnungen erhalten, bei den Italikern sind die

uralten ererbten Rechts- und Staatsverhältnisse mit eiserner Treue festgehalten und auf dem alten Grunde systematisch fort entwickelt (p. 286, 287)."

In materieller Beziehung findet Fick in dem Übergang der europäischen Indogermanen von „seßhaften Viehzüchtern zu Ackerbauern" den bedeutendsten Unterschied der europäischen von der indogermanischen Urzeit (vgl. auch Vergleichendes Wörterbuch [2] 1054). „Die Europäer waren nach sprachlichem Ausweise zu der Zeit, da sie nach Nord und Süd sich schieden, aus seßhaften Viehzüchtern Ackerbauer geworden, deren Unterhalt in erster Linie auf dem Ertrage des Feldes *(agra)*, erst in zweiter auf dem der Herden beruhte" (p. 289). Auch die Geschichte stimme hiermit überein. „Die Indogermanen Europas treten sämtlich als Bauernvölker in die Geschichte ein. Selbst das alte Germanien muß bereits ein wohlbebautes*) Land gewesen sein und nicht jenes grausige Gemisch von Sumpf und Wald, wie es die Römer darzustellen beliebten; denn ohne intensive Bodenbestellung hätte Deutschland gar nicht diese gewaltigen Völkerhaufen entsenden können u. s. w."

Als sprachliche Belege für den ureuropäischen Ackerbau führt Fick außer dem schon oben erwähnten noch an: **laisâ* (lat. *lira*) Ackerbeet (vgl. K. Z. XVIII p. 412 f. *lira* und *porca* das Ackerbeet; *μελίνη* die Hirse, *malva* die Malve), *sâ* (lat. *sero*) *säen*, **parka* (lat. *porca* = germ. *furh*) Ackerfurche, **kalma* (lat. *calamus*) Halm, **sarpa* (*ἅρπη* = altsl. *srŭpŭ*) Sichel, **stapalâ*

*) V. Hehn a. a. O. p. 488 erklärt dagegen: „Gerade der umgekehrte Schluß ist richtig: je höher die Lebensform, die ein Volk erreicht hat, desto geringer der Procentsatz, den es zu kriegerischen Zügen verwendet; bei noch unstäten Völkern wandert und kämpft jeder erwachsene Mann." Noch weniger läßt Hehn die sprachlichen Beweise Ficks gelten. „Was soll z. B. *lira* die Furche bedeuten? Dies Wort bedeutet in den germanischen Sprachen Geleise, Spur, und dies war offenbar der eigentliche und ursprüngliche Sinn desselben, — der noch im lateinischen *delirare*, von der Spur abirren, durchblickt. Nach dem Übergang zum Ackerbau, vielleicht in sehr verschiedener Zeit, verwandten die Litauer und die Slaven das vorhandene Wort zur Bezeichnung des Ackerbeetes, die Lateiner zu der der Furche, während die Deutschen bei der Bedeutung Spur verblieben. Noch weniger wollen Wörter wie *culmus*, *stipula*, *pinsere* u. s. w. sagen. Der Halm braucht ja nicht gerade Getreidehalm bedeutet zu haben, das slav. *stĭblo* heißt Stengel und hat viele Verwandte, das deutsche Stoppel ist eine späte Entlehnung aus dem Mittellatein; *pinsere* hatte den Sinn von zerstampfen überhaupt."

Stoppel, endlich (Bezzenbergers Beitr. z. K. d. indog. Spr. I p. 171) osc.-umbr. *vorsus* Plethron = lit. *varstas* „Pflugwende“, als Getreidearten **bharas* (lat. *far* = got. *baris*) und *garna* (lat. *granum* = altsl. *zrŭno* = ahd. *corn*), die Hirse *malnâ* (*μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnà*), den Weizen (*πυρός*, altsl. *pyro* Spelt, lett. *pûrs* Weizen), die Gerste *ghardhâ* (*κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta*), den Hafer (lat. *avena*, altsl. *ovĭsŭ*). Außer diesen Körnerfrüchten wurden eine große Menge anderer Feld- und Gartengewächse, wie Erbsen, Bohnen, der Mohn, die Rübe, der Lauch, der Hanf (p. 290), angebaut. Von einigen dieser Culturpflanzen gibt allerdings selbst Fick zu, daß ihre Benennungen erst später von einem Volk zum andern gewandert sein könnten.

Zu den obengenannten Waldbäumen fügt Fick noch die Ulme (lat. *ulmus*, altn. *âlmr*, ahd. *elme*), die Erle (lat. *alnus*, lit. *elksnis*), Hasel (lat. *colurnus*, ahd. *hesilîn*), die Salweide (*ἑλίκη*, lat. *salix*, ahd. *salaha*) hinzu. Vgl. auch griech. *βάλανος*, lat. *glans*, altsl. *želądĭ* „Eichel“.

Von Einzelheiten will ich noch hervorheben, daß auch Fick erst die europäischen Indogermanen am Meere (lat. *mare*, altgallisch *more*, altsl. *morje*, ahd. *mari*) wohnen läßt, woselbst sie die Bekanntschaft einer Reihe von Wassertieren, des Hummers (*κάμαρος*, altn. *humarr*), der Robbe (*σέλαχος*, agls. *selh*) gemacht haben sollen. Vgl. auch lat. *piscis*, altir. *iasc* Fisch; griech. *ἰχθύς*, lit. *żuwìs* „Fisch“ (?) und *ἔγχελυς*, lat. *anguilla*, lit. *ungurỹs*, altsl. *ągorĭčĭ*, ahd. *âl* „Aal“.

Neben dem Fickschen Werke wäre hier noch zu nennen E. Förstemann Geschichte des deutschen Sprachstammes I. Band 1874. Da aber dieser Gelehrte, welcher vom Standpunkt des Deutschen (Germanischen) fünf Sprachperioden vor der Absonderung des Deutschen unterscheidet, eine indogermanische, eine ältere europäische, eine jüngere europäische (nach Ausscheiden des Griechischen), eine nordeuropäische, eine slavo-germanische Epoche, alles nach seiner Meinung vor der slavo-germanischen Zeit liegende in eine große Culturperiode zusammenfaßt, so ist eine scharfe Unterscheidung zwischen Europäisch und Indogermanisch nicht möglich.

Wir wenden uns daher unmittelbar zu den engeren Abteilungen innerhalb der europäischen Spracheinheit und sprechen:

a) von der gräco-italischen } Epoche.
b) von der slavo-germanischen } Epoche.
c) von den Celten.

a) Die Gräco-Italer.

Die Annahme eines engeren Zusammenhangs der beiden classischen Sprachen unter einander, wie man sich auch immer dieses Verhältnis historisch entstanden denken mochte, kann als eine Erbschaft betrachtet werden, welche die vergleichende Sprachwissenschaft aus früheren Zeiten übernahm. War doch schon die rein philologische Durchforschung des griechischen und lateinischen Wortschatzes geeignet, frühzeitig zu culturhistorischen Beobachtungen zu führen.

So machte schon B. G. Niebuhr, welcher das Lateinische als eine Mischsprache aus griechischen und fremdartigen (pelasgischen) Elementen auffaßte, die Bemerkung (vgl. Römische Geschichte I[3] p. 93), „es könne unmöglich Zufall sein, daß die Wörter Haus, Feld, Pflug, pflügen, Wein, Oel, Milch, Rind, Schwein, Schaf, Apfel und andere, welche Ackerbau und sanfteres Leben betreffen, im Latein und Griechischen übereinstimmen, während alle Gegenstände, die zum Krieg oder der Jagd gehören, mit durchaus ungriechischen Worten bezeichnet werden."

An diese Bemerkung Niebuhrs anknüpfend, findet K. O. Müller Etrusker I (1828) p. 16 in derselben den Beweis dafür, daß ein den Griechen verwandtes, ländliches und hirtliches Volk (die Siculer) von einem ungriechischen, aber mehr kriegerischen (den Aboriginern) unterworfen sein müsse*), wie ja durch eine ähnliche Mischung im Englischen für die Gegenstände des Landlebens die altsassischen Ausdrücke geblieben wären, während im Herren-Leben das Meiste durch die Normannen mit französischen Worten bezeichnet worden sei.

Er weist auf die Namen der Haustiere hin, die fast alle

---

*) In der neuen Auflage der Etrusker v. W. Deecke Stuttgart 1877 p. 8 findet sich auch der folgende sprachliche Excurs O. Müllers in geläuterter Gestalt. Die im Text mit † bezeichneten Wörter sind in der neuen Auflage bezweifelt oder weggelassen, die mit * versehenen als entlehnt betrachtet.

Als gräco-italische Getreidegattung führt D. *hordeum* -*κριθή* an, *lorica* ist ihm wahrscheinlich eine Ableitung von *lorum*, *lancea* — *λόγχη* Lehnwort.

griechisch seien, auf *bos, taurus, vitulus, ovis, aries, †arviga, †agnus, sus, *aper, porcus, caper, equus, pullus, canis;* ferner auf die Wörter *ager, silva, aro, †sero, *vinum, †temum* (n. M. = *μέϑυ*), *lac, mel, sal, *oleum, lana, malum, ficus, glans.* Dagegen sei es merkwürdig, daß die Getreidenamen sämtlich ungriechische Namen hätten. Ebenso seien die Waffennamen: *tela, arma, hasta, pilum, ensis, gladius, arcus, sagitta, iaculum, clupeus, cassis, balteus, ocrea* offenbar ungriechisch; bei *scutum* (griech. *σκῦτος*) und *galea* (*γαλέη*) könne man zweifeln, *†lorica* sei *ϑώραξ*, *lancea *λόγχη*.

Der erste, welcher mit den Mitteln der neueren Sprachvergleichung eine gräco-italische Culturepoche zu erschließen und dieselbe einer indogermanischen gegenüberzustellen versuchte, war Th. Mommsen bereits in der ersten Auflage seiner Römischen Geschichte (1854) p. 12—21. Den wichtigsten Fortschritt der Gräco-Italiker in ihrer Culturentwicklung erblickt Mommsen in ihrem Übergang von dem nomadischen Hirtenleben der Urzeit, wo nur die wilde Halmfrucht gekannt wurde, zu einem korn- vielleicht sogar schon zu einem weinbauenden Volk. Das beweisen ihm Wörter wie: *ager* : *ἀγρός*; *aro, aratrum* : *ἀρόω, ἄροτρον*; *ligo* : *λαχαίνω*; *hortus* : *χόρτος*; *hordeum* : *κριϑή*; *milium* : *μελίνη*; *rapa* : *ῥαφανίς*; *malva* : *μαλαχή*; *vinum* : *οἶνος* oder, die Bereitung des Getreides angehend: *puls* : *πόλτος*, *pinso* : *πτίσσω*; *mola* : *μύλη*. Daneben weist er auf das Zusammentreffen des griechischen und italischen Ackerbaues in der Form des Pfluges, in der Wahl der ältesten Kornarten (Hirse, Gerste, Spelt) und anderes hin.

In den späteren Auflagen seiner Römischen Geschichte kommt Mommsen freilich immer mehr zu der Einsicht, daß die Übereinstimmung in den aufgeführten Wörtern größtenteils weit über die Grenzen Griechenlands und Italiens sich hinaus erstrecke, und folgert aus denselben später (vgl. III. Aufl. I p. 20 Anm.) nur, es könne keine Zeit gegeben haben, in welcher die Griechen in allen hellenischen Gauen nur von der Viehzucht gelebt haben.

Im engsten Zusammenhang mit den Anfängen des Ackerbaues steht aber nach Mommsen auf der einen Seite eine wenn auch rohe Limitation des Bodens, deren Ursprünge schon in der gräco-italischen Periode sachlich durch die Identität der ältesten Flächenmaße (der oscisch-umbrische Vorsus entspreche

dem griech. Plethron), sprachlich durch die Übereinstimmung von lat. *templum* und griech. τέμενος „dem Schneidepunkt der von dem Feldmesser gezogenen Linien" bewiesen werden, auf der anderen Seite die festere Ansiedelung des Bauern gegenüber der unstäten Feuerstelle des Hirten, welche sich in der engeren Verwandtschaft des Homerischen und lateinischen Hauses (Megaron und Atrium), sowie in der einzigen nichtindogermanischen und doch beiden Nationen von Haus aus gemeinsamen Göttin *Vesta* — Ἑστία abspiegele. Um von den übrigen Zügen ursprünglicher Gemeinschaft nur diejenigen hervorzuheben, welche einen sprachlichen Anhalt bieten, so weist M. ferner auf die übereinstimmende Bezeichnung des Hauptbestandteils an dem ältesten Feuerzeuge, des „Reibers" (τρύπανος : *terebra*), auf lat. *crimen* : κρίνειν, *poena* : ποινή, *talio* : ταλάω, τλῆναι als gräco-italische Rechtsbegriffe hin und sucht auch die einfachsten Elemente einer gräco-italischen Kunst in den Ausdrücken *triumpus* : θρίαμβος „Waffentanz", *satura* : σάτυροι „die vollen Leute" des Mummenschanzes wiederzuerkennen.

Wenig für unsere Zwecke bietet eine Arbeit B. Kneisels Über den Culturzustand der indog. Völker vor ihrer Trennung, mit besonderer Rücksicht auf die Gräco-Italiker, Programm, Naumburg 1867; denn schon der unbeabsichtigte Widerspruch in dem Titel dieser Abhandlung zeigt, daß wir an sprachhistorischen Resultaten für eine gräco-italische Culturepoche wenig zu erwarten haben. Kneisel geht überall vom Griechischen aus, und wo er ein Wort dieser Sprache in irgend einer anderen indog. wiederfindet, schreibt er den demselben innewohnenden Begriff der indog. Urzeit, unter der er offenbar die ganze vorgriechische Entwicklung versteht, zu. Anerkennung verdient dagegen der bei Besprechung der indog. Tierwelt (p. 8) betonte Gedanke, daß aus der bloßen Übereinstimmung eines Tiernamens in den indog. Sprachen noch nicht auf den Charakter dieses Tieres als auf den eines Haustieres der Urzeit zu schließen sei. Er fordert hierfür mehrere die betreffende Tiergattung specialisierende Benennungen, wie sie z. B. für das Rindvieh sicher vorhanden sind. Freilich fällt es Kneisel, da ihm das ganze indog. Sprachgebiet für culturhistorische Schlüsse auf die Urzeit offen steht, nicht schwer, derartige detailierende Tiernamen ausfindig zu machen. So wird die urzeitliche Blüte der Schweinezucht behauptet im Hinweis auf die griech. ὗς, πόρκος, χοῖρος, κάπρος und ἔρραος,

deren Entsprechungen von sehr zweifelhafter geographischer Ausdehnung auf indog. Boden sind.

Die Sammlung eines gräco-italischen Wortschatzes ward von A. Fick in der 2. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (p. 421—504, 3. Aufl. B. II p. 1—288) unternommen. Da indessen der Verfasser eine gräco-italische Spracheinheit als ein feststehendes Resultat betrachtet, so sind in seine Wortsammlungen nicht nur rein gräco-italische d. h. nur in den beiden classischen Sprachen vorhandene Wörter wie etwa *πόλτος* + *puls* 2c. aufgenommen, sondern auch solche, welche außer im Griechischen und Italischen noch in anderen Sprachen wiederkehren, wie griech. *πούς* + lat. *pes*, skrt. *pad*, ja sogar solche, bei welchen eine der beiden classischen Sprachen gänzlich versagt, wie *rêg* lat. *rex* + griech. fehlt, skrt. *râj* oder *peleku*, griech. *πέλεκυς* + lat. fehlt, skrt. *paraçú*. Dasselbe gilt *mutatis mutandis* von allen Wörterverzeichnissen, welche Fick für die einzelnen indog. Sprachfamilien construiert.

Dagegen finden sich die rein gräco-italischen Wörter gesammelt bei Lottner K. Z. VII p. 170—178 und bei J. Schmidt Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen Weimar 1872 p. 53—58.

Vor allem wohl durch die gewichtige Stimme Th. Mommsens ist der Glaube an eine engere Verwandtschaft der Griechen und Italer bei Historikern und Ethnographen immer heimischer geworden. Ich will hier nur auf Ernst Curtius (vgl. Griechische Geschichte [5] p. 17, wo die gemeinsamen Benennungen der Ackergeräte (?), des Weins und des Oels und die übereinstimmende Bezeichnung der Göttin des Herdfeuers als Gründe für eine gräco-italische Periode angeführt werden), Max Duncker, Friedrich Müller*) und Heinrich Kiepert verweisen, welche sich sämtlich in diesem Sinne äußern. Auch V. Hehn und W. Helbig haben die Überzeugung, daß die beiden classischen Völker ethnographisch einander näher als den übrigen Indogermanen ständen; vgl. z. B. Culturpflanzen und Haustiere [3] p. 354, wo aus der verschiedenen Benennung des Erdbeerbaums bei Griechen und Lateinern (*κόμαρος* : *arbutus*, *arbutum*) der Schluß gezogen wird, „daß in dem Lande, wo der griechische

*) Fr. Müller entwirft in seiner Allgemeinen Ethnographie 1873

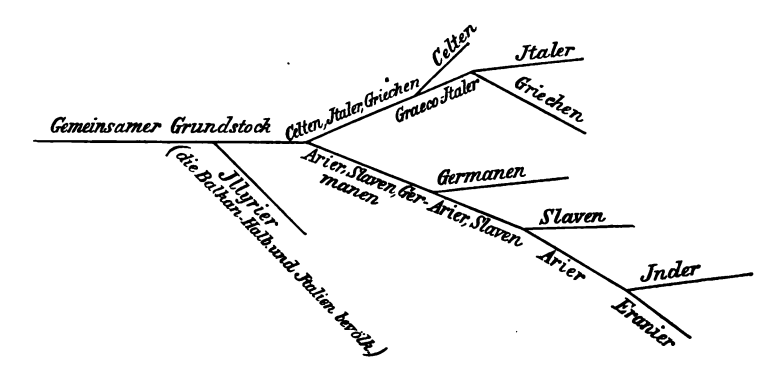
und italische Urstamm sich trennten, um verschiedene Wanderrichtungen einzuschlagen, der Erdbeerbaum nicht wuchs."

Allerdings kommt es beiden Forschern bei ihrer Ansicht über die primitive Cultur der in ihre historischen Sitze wandernden Völker nicht zum wenigsten darauf an, gerade solche Reihen innerhalb der Culturwörter beider classischen Sprachen hervorzuheben, bei welchen eine etymologische Übereinstimmung nicht statt findet. V. Hehn, der bei den Gräco-Italern höchstens einen „halbnomadischen Ackerbau" (Culturpflanzen und Haustiere p. 59) voraussetzt, macht p. 494 Mommsen gegenüber auf die großen Verschiedenheiten in der Ackerbausprache der Griechen und Römer aufmerksam. Verschieden benannt seien die Getreidearten, verschieden die Werkzeuge und Verrichtungen des Ackerbauers, die Teile des Pfluges, die Worfschaufel, die Getreideschwinge, der Mörser zum Zerstampfen der Körner ꝛc.; auch die Benennung des Brotes (*ἄρτος* : *panis*) sei nicht dieselbe. Dagegen könnten die Übereinstimmungen von *ἅρπη* : *sarpere, sarmentum*, das auch im slav. *srŭpŭ* wiederkehre, und von *πτίσσω* : *pinso* wenig beweisen. An derselben Stelle wird die aus dem Ackermaß deducierte ursprüngliche Identität gräco-italischer Bodencultur widerlegt. Nicht minder beachtenswert ist nach Hehn ferner das Auseinandergehen des Griechischen und Lateinischen in allen Ausdrücken, welche sich auf die Weberei und ihre Werkzeuge beziehen (p. 497 f.).

Andere wichtige Punkte hebt W. Helbig in seinem Buche

---

p. 70 einen eigenen Stammbaum der Indogermanen, der sich in der Schleicherschen Weise dargestellt so ausnehmen würde:



Die Italiker in der Poebne,*) Beiträge zur altitalischen Cultur- und Kunstgeschichte I. Band 1879 hervor. So wird p. 75 aus dem Auseinandergehen aller den **Fischfang** betreffenden Bezeichnungen (*ἰχθύς : piscis, ἁλιεύω : piscor, ἄγκιστρον : hamus, ὁρμιά : linea piscatoria, σαγήνη, ἀμφίβληστρον, ἀγρηνόν : rete, everriculum, δέλεαρ, δέλος, δόλος : esca*) der Schluß gezogen, daß Griechen und Italiker erst nach ihrer Trennung Fischfang zu treiben anfingen, was mit dem Umstand, daß „Fischgerichte in dem Menu der homerischen Helden fehlen" übereinstimme. In ähnlicher Weise wird p. 114 und 115 der Übereinstimmung der beiden classischen Sprachen in den Ausdrücken, welche sich auf das Flechten, Spinnen, Weben und die Lederbereitung beziehen, aus der Folge, „daß diese Techniken bereits in dem gräco-italischen Stadium geläufig waren", das völlige Auseinandergehen derselben in allem, was sich auf die Verarbeitung der **Bronze** beziehe, gegenübergestellt (*χαλκός : aes, τύπος : forma, σφῦρα : malleus, ἄκμων : incus, κάμινος, θέρμαστρα, βαῦνος : furnus, fornax*).

Andererseits versucht Helbig gewisses von Hehn dem gräco-italischen Stadium abgesprochenes Culturcapital demselben zurückzugeben. Wenn nach Hehn (p. 141 f.) das Verhältnis von lat. *linum* : griech. *λίνον* auf Entlehnung beruht, weist Helbig darauf hin, daß das Vorkommen von Leinfasern in den Pfahldörfern der Poebne doch sicher einer den hellenischen Einflüssen ausgesetzten Epoche nicht zugeschrieben werden könne (vgl. p. 67 f.). Auch die Reste des **Weinstockes** seien durch so unzweifelhafte Beobachtungen in den Pfahlbauten der Emilia festgestellt worden, daß die Hehnsche Annahme (vgl. a. a. O. p. 69 f.), der Weinbau habe erst durch griechische Vermittlung auf der Apenninhalbinsel Eingang gefunden, abzuweisen sei.

Die theoretische Weiterverfolgung der gräco-italischen Periode würde nach dem Princip des Stammbaums zu einer uritalischen und einer urhellenischen Culturepoche führen, deren Darstellung auf dem gemeinsamen Wortschatz der italischen (Umbrisch, Oscisch, Latinisch 2c.) und griechischen (Dorisch-Aeolisch, Ionisch-Attisch) Dialekte zu fußen hätte. Doch ladet die Dürftigkeit des Materials kaum zu einer solchen Aufgabe ein. Zu-

*) Vgl. O. **Keller** u. M. **Voigt** in Bursians Jahresbericht 1879, 3 p. 208 f. und 603 f.

sammengestellt finden sich die uritalischen Wörter bei F. Bücheler *Lexicon Italicum*, Programm, Bonn 1881.

b) Die Litu-Slavo-Germanen.

Nächst der gräco-italischen ist, wie wir schon gesehen haben, die litu-slavo-germanische oder slavo-deutsche die meistbehauptete Sprach- und Völkereinheit Europas. Von Männern wie Bopp, K. Zeuß und J. Grimm (vgl. oben p. 21) aufgestellt, von Schleicher des weiteren begründet, hat diese Annahme einer näheren Verwandtschaft der europäischen Nordstämme unter einander bis in die neueste Zeit bei dem größten Teil der Gelehrten als eine ausgemachte Sache gegolten. Ein Lexicon des Wortschatzes der slavo-deutschen Spracheinheit gibt wiederum A. Fick in seinem Vergleichenden Wörterbuch II [3] p. 289—508. Die Wörter und Wurzeln, welche bisher nur in den nordeuropäischen Sprachen nachgewiesen sind, finden sich gesammelt bei J. Schmidt Verwandtschaftsverhältnisse ꝛc. p. 36—41.

Das culturgeschichtliche Capital dieser slavo-deutschen Einheit wird, wenn wir von zerstreuten Bemerkungen J. Grimms und anderer absehn, zuerst im Zusammenhang erörtert von E. Förstemann in seiner Geschichte des deutschen Sprachstammes 1874 I p. 239 f; vgl. dazu Germania XV p. 385 f. Indem dieser Gelehrte den Sprachschatz der slavo-deutschen Einheit nach culturhistorischen Kategorien sichtet, glaubt er auf der einen Seite einen nicht unbedeutenden Fortschritt der slavo-deutschen Urzeit gegenüber der indogermanischen in culturgeschichtlicher Beziehung erkennen zu können. Der politische Horizont erscheint ihm durch neue Ausdrücke*) für Volk und Leute (ahd. *folc*, altsl. *plŭkŭ*, lit. *pulkas* S.; ahd. *liut*, altsl. *ljudŭ*, lett. *laudis* S.) erweitert, der engere Verkehr der Bevölkerung auf dem Wege des Handels durch die slavo-deutschen Benennungen des Goldes (got. *gulth*, slav. *zlato*), des Silbers (got. *silubr*, altsl. *sĭrebro*, lit. *sidãbras* S.), eines gemeinsamen Wortes für den Verkauf (altn. *sal*, lit. *pasulà* F.) und ähnliches wahrscheinlich. Die Haustiere

*) Aus den mannigfaltigen, zum Teil sehr gewagten Etymologien Förstemanns heben wir nur diejenigen hervor, welche auch von Schmidt (S) oder Fick (F) aufgestellt sind oder sonst allgemein anerkannt werden.

werden mit specialisierenden Ausdrücken wie ahd. *hrind* „Rind", altpr. *klente* S., ahd. *nôz*, altsl. *nuta* S., got. *svein*, altsl. *svinija* „Schwein" : germ. *sau*, *ὗς*, lat. *sus* F., adh. *stuot* „Pferdeherde", altsl. *stado*, lit. *stodas* S. ꝛc. benannt. Der Hirt führt eine gemeinsame Benennung im Germanischen und Litauischen (got. *hairdeis*, lit. *kerdžius* F.).

Auf dem Gebiet des Ackerbaus tritt der Roggen (ahd. *roggo*, altsl. *rŭžĭ*, lit. *rugieĭ* F.) und Weizen (got. *hvaiteis*, lit. *kwiečieĭ* S.) neu auf. Ein gemeinsames Wort für Mühle (got. *qairnus*, altsl. *zrĭny*, lett. *dsirnus* S.) bezeichnet gleichfalls einen Fortschritt auf diesem Gebiete. In Folge des verbesserten Ackerbaus tritt zu den bisherigen Getränken das Bier vielleicht schon in zwei Gattungen (agls. *ealu*, altsl. *olŭ*, lit. *alùs* S.*) und altn. *bior*, altsl. *pivo*, lit. *pŷwas* S.) hinzu.

Was Fauna und Flora anbetrifft, so sind für die einstige Bestimmung der geographischen Lage des Slavo-Germanenlandes, das Förstemann übrigens noch in Asien sucht, aus der Pflanzenwelt wichtig die gemeinsamen Benennungen der Espe (ahd. *aspa*, poln.-russ. *osina*, lett. *apsa* S.), des Ahorns (altn. *hlunr*, russ. *klenŭ* S.), der Schlehe (ahd. *slêha*, altsl. *sliva* S.), aus der Tierwelt die des Schwanes (ahd. *albiz*, altsl. *lebedĭ* S.), des Lachses, der nach Brehms Tierleben nur in den Flüssen der Ostsee, Nordsee und des nördlichen Eismeeres vorkommt (altn. *lax*, russ. *lososĭ*, lit. *laszìszà* Förstemann), und des Herings (altn. *sîld*, altsl. *seldĭ*, lit. *siłkė* Förstemann).

Für Kampf und Streit ist die slavo-germanische Urzeit besser gerüstet als die indogermanische, wie eine große Zahl gemeinsamer Waffennamen beweist. Auch das Gewerbe des Schmiedes ist wenigstens bei Slaven und Germanen wahrscheinlich mit einem urzeitlichen Namen (ahd. *smîdar*, altsl. *mĕdarĭ* p. 264) benannt.

Nicht minder weisen die Techniken der Zeugbereitung, Bekleidung (Schuhe), Baukunst (aber noch keine Städte und Dörfer) ꝛc. mannigfaltige Erweiterungen und Fortschritte in der slavo-deutschen Urzeit auf.

Die Jahreszeiten vermehren sich durch got. *asans*, altsl.

*) Anders Hehn p. 133, der das germ. *bier* mit Grimm und Wackernagel aus dem mittell. *bibere* ableitet. Eben derselbe faßt auch agls. *ealu* ꝛc. als entlehnt aus lat. *oleum* auf. Vgl. dagegen Wackernagel Kleinere Schriften (I p. 87).

jesenĭ, preuß. *assanis* „Herbst“ S., das Zahlensystem um den Begriff der Tausend (got. *thusundi*, altsl. *tysąšta*, lit. *túkstantis*).

Gegenüber diesem Vorwärtsschreiten der Civilisation auf zahlreichen Gebieten „tritt doch andererseits die Menschheit auf diesem Standpunkte schon aus einem gewissen idyllischen Zustande, der sich in dem Sprachschatze der früheren Perioden abspiegelte, in mehrfacher Hinsicht heraus“ (p. 281). Jedenfalls sei die jetzt auftretende Terminologie für die Schattenseiten des Lebens, Krankheiten, Not und Mühe, Schande, List, Hohn und Lüge ꝛc., auffallend. Auch an unzüchtigen Verbindungen, die aus der indog. Urzeit nicht nachzuweisen seien, fehle es jetzt nicht mehr (got. *hôras*, ahd. *huora*, altsl. *kurŭva* F.).

Nach Förstemann ist die slavo-germanische Völkereinheit auch in culturhistorischer Hinsicht behandelt worden von R. Hassencamp in seiner Schrift Über den Zusammenhang des lettoslavischen und germanischen Sprachstammes 1876 p. 54 f. Hassencamp hebt im ganzen dieselben Punkte wie Förstemann hervor. Interessant ist dabei die große Anzahl von Baumnamen und Pflanzen, welche dem slavo-germanischen Sprachzweig gemeinsam sind. Neben den oben erwähnten werden noch genannt: der Cornelkirschenbaum (russ. *derenŭ*, ahd. *tirnpauma*), der Eibenbaum (altpr. *inwis*, altsl. *iva*, ahd. *îwa*), der Apfel (lit. *óbûlas*, altsl. *jablŭko*, angls. *äpl*), die Nießwurz (altsl. *čemerika*, ahd. *hemera*). Nächst dem erregt auch hier die Häufigkeit gemeinschaftlicher Waffen- und Gerätenamen — unter anderem auch eine urgemeinschaftliche Benennung des Pfluges got. *hôha*, serb. *kuka* — unsere Aufmerksamkeit.

Der Darstellung Förstemanns schließt sich W. Arnold in seinem schönen Buche Deutsche Urzeit 1879/80 an; vgl. p. 24 f.

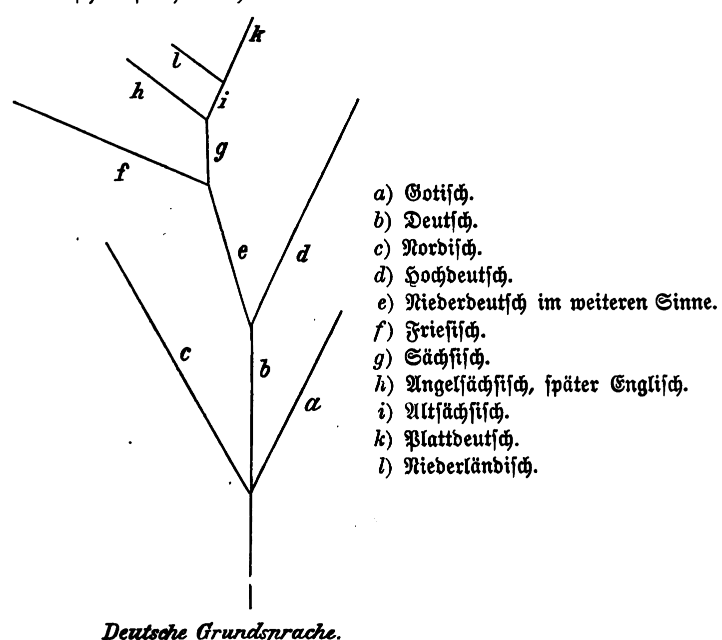
α) Die Urgermanen.

Genau wie sich die einzelnen indog. Sprachen zu der Erschließung des urzeitlichen Sprachguts und Culturcapitals der Indogermanen verhalten, muß bei einer regelrechten Weiterführung des Stammbaumprincipes die Erkenntnis einer urgermanischen Vorzeit auf dem Wortvorrat der einzelnen germanischen Sprachen fußen. Auch hier erhebt sich die Frage, in wie vielen und welchen Sprachzweigen des Germanischen muß eine Wortreihe belegt sein, um für das Urdeutsche als geltend angesetzt

werden zu können. Auch hier wird die Antwort von der Art und Weise abhängen, wie man die weitere Verzweigung des Urgermanischen in verwandtschaftlicher Beziehung sich denkt.

Förstemann, welcher (vgl. K. Z. XVIII p. 161 f.) eine dreifache Entwicklungsstufe des Germanischen unterscheidet: Alturdeutsch (die Vereinigung aller germanischen Sprachen), Mittelurdeutsch (die germanischen Sprachen ohne das Gotische), Neuurdeutsch (die germanischen Sprachen nach Ausscheidung des nordischen Zweiges)*) hätte eigentlich eine Wortreihe nur dann für urgermanisch halten dürfen, wenn sie gleichzeitig im Gotischen, Nordischen und einer westgermanischen Sprache belegt war. Doch sieht er mit Rücksicht auf die lückenhafte Überlieferung des Gotischen von dieser strengen Forderung ab und schreibt „einen bis jetzt nur im Deutschen nachgewiesenen Ausdruck dann schon dem Urdeutschen zu, wenn er sich mindestens in zweien der vier germanischen Sprachzweige vorfindet, unter welchen zweien aber entweder der gotische oder der nordische nicht fehlen darf" (vgl. Geschichte des deutschen Sprachstammes I p. 400).

*) Vgl. dazu den Schleicherschen Stammbaum der germanischen Sprachen (die Deutsche Sprache [2] 94):



a) Gotisch.
b) Deutsch.
c) Nordisch.
d) Hochdeutsch.
e) Niederdeutsch im weiteren Sinne.
f) Friesisch.
g) Sächsisch.
h) Angelsächsisch, später Englisch.
i) Altsächsisch.
k) Plattdeutsch.
l) Niederländisch.

Diese Bestimmung Förstemanns würde aber auch auf eine andere, von K. Müllenhoff zuerst aufgestellte und von W. Scherer (Zur Geschichte der Deutschen Sprache 1868/1878) und H. Zimmer (Ost- und Westgermanisch, Haupts Zeitschrift XIX, p. 393 f.) näher begründete Gruppierung der germanischen Sprachen Anwendung finden können, nach welcher die germanische Ursprache in eine ostgermanische und eine westgermanische Gruppe zerfällt, von denen die erstere wieder in Gotisch und Nordisch, die zweite in Hochdeutsch und Niederdeutsch, oder besser in Friesisch-Sächsisch (Angelsächsisch) und Fränkisch-Oberdeutsch (Bairisch, Alemannisch) auseinanderfällt.

Nach dem genannten Grundsatz versucht Förstemann (vgl. Germania XVI p. 415 und Geschichte des deutschen Sprachstammes I p. 399 f.) den urgermanischen Sprachschatz zu reconstruieren und an der Hand desselben die Fortschritte, welche die Urgermanen gegenüber den Slavo-Germanen in culturgeschichtlicher Beziehung gemacht haben, festzustellen.

Auf dem Gebiete der Viehzucht und des Ackerbaues sind nach Förstemann nur wenig neue Ausdrücke zu nennen. Dort ist es im wesentlichen der Hahn (sowie Huhn und Henne), hier der Hafer, welche neue urgermanische Benennungen aufweisen. Eine ganz andre Welt aber geht den germanischen Sprachen durch die innigere Berührung der germanischen Völker mit der See auf. Dies bezeugen nicht nur Ausdrücke, wie See, Haff, Flut, Klippe, Strand, Eiland, Tiernamen des nordischen Meeres wie altn. *hvalr*, ahd. *wal*, ags. *hväl* „Walfisch", altn. *selr*, ahd. *selah*, aglf. *seol* „Robbe", altn. *mâr*, ahd. *mêh*, aglf. *maev* „Möve", sondern auch eine ausgebildete gemeingermanische Terminologie des Schiffsbauhandwerks und der Steuerkunde rc.

Von wichtigeren Neubenennungen hat die urgermanische Flora die Linde, die Fauna Fuchs, Eichhorn, Hinde, Reh und Renntier (altn. *hreinn*, aglf. *hrân*) aufzuweisen. In die Reihe der Metalle tritt das Zinn (altn. *tin*, ahd. *zin*, aglf. *tin*).

Besonders zahlreich sind die Ausdrücke, welche auf verschiedenen Gebieten eine Zunahme der menschlichen Kunstfertigkeit anzudeuten scheinen. In erster Linie ist hier das Schmiedehandwerk mit einer Menge speciell germanischer Namen für Waffen und Metallgeräte zu nennen, ferner die Kochkunst mit neuen Ausdrücken wie Mehl, Teig, Brot, Braten und anderen, Schneider- und Schusterhandwerk mit dem neuen „Hose" (altn. *hosa*,

ahd. *hosa*, agls. *hosa*) gegenüber dem ahd. *bruoh*, gallisch *braca*, dem neuen „Schuh“ gegenüber dem slavo-germanischen altn. *boti*, engl. *boot*, lit. *batas* (?), die Baukunst, die Reitkunst (Sporn, Sattel, Zaum, Zügel, satteln, spornen, reiten, auch zwei specialisierende Ausdrücke für das Pferd: altn. *hros*, ahd. *hros*, agls. *hors*, altn. *vigg*, agls. *vicg*, alts. *vigg*) u. s. w.

Die Jahreszeiten werden durch die Hinzufügung von Herbst und Winter vermehrt, Zeit und Raum genauer unterschieden und benannt. Standesunterschiede und Rechtsbegriffe treten deutlicher hervor. Das Kriegswesen bleibt mit neuen Ausdrücken für Waffengattungen, Kampf und Sieg, Ruhm und Ehre nicht zurück. Daß bereits die urgermanische Zeit, wenn auch unvollkommene schriftliche Aufzeichnungen zu machen verstand, zeigen die Wortgleichungen:

altn. *bôkstafr*, ahd. *buohstap*, agls. *bôcstäf*
got. *mêljan*, altn. *mâla*, ahd. *mâlôn* „schreiben“
altn. *rîta*, ahd. *rîzan*, ags. *vrîtan* „schreiben“.

Ein urgermanisches Instrument ist die Harfe (altn. *harpa*, ahd. *harfa*, agls. *hearfe*).

Soweit Förstemann, dem sich in populärer Darstellung wiederum W. Arnold Deutsche Urzeit p. 41 f. anschließt.

Von kleineren linguistischen Arbeiten zur Erforschung der germanischen Urzeit will ich hier nur auf ein tüchtiges Programm des Johanneums zu Hamburg 1880 Sprachgeschichtliche Nachweise zur Kunde des germanischen Altertums von E. Rautenberg hinweisen. Der Zweck dieser Abhandlung ist, aus der germanischen Sprachgeschichte Schlüsse auf die älteste Einrichtung des germanischen Wohnhauses zu ziehn. Das Resultat derselben wird p. 34 folgendermaßen zusammengefaßt: „Gemeinsam sind außer den Benennungen für die primitivsten Arten des Obdaches die Benennungen für ein Haus, aber nur für ein hölzernes, leicht herzustellendes und ebenso leicht zerstörbares. Die Wörter schon, die das richtige, feste Bleiben und die Freude an der Wohnung ausdrücken, haben die Deutschen nicht mit den anderen verwandten Völkern gemeinsam, ein Beweis, daß diese Begriffe und Empfindungen zur Zeit, als die germanischen Stämme einheitlich lebten und sprachen, noch nicht vorhanden waren.“

Der Wortschatz der germanischen Spracheinheit ist gesammelt in A. Ficks Vergleichendem Wörterbuch III [3].

β) Die Urslaven.

Indem wir die litu-slavische Spracheinheit, welche mit Ausnahme des litu-slavischen Wörterverzeichnisses bei A. Fick (Vergleichendes Wörterbuch II [3], nicht zu benutzen ohne A. Brückners Die slavischen Fremdwörter im Litauischen Weimar 1877) zu hier einschlägigen Studien nicht geführt hat, bei Seite lassen, wenden wir uns unmittelbar der urslavischen Epoche zu.

Der erste, welcher die Methode der Sprachvergleichung auf die slavische Urgeschichte anzuwenden versucht, ist J. E. Wocel, sowohl in seinem Werke *Pravěk země české v Praze* 1868 p. 245—260 (Ein Auszug davon in den Sitzungsberichten der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften 1864 H. 2), als auch in einer Schrift Die Bedeutung der Stein- und Bronzealtertümer für die Urgeschichte der Slaven Prag 1869 p. 39 f. (Vgl. Ausland 1870 p. 541). Wocel wünscht in der zuletzt genannten Abhandlung den Nachweis zu führen, „daß die Slaven im Norden Deutschlands, an der Elbe, Moldau, Sale, Spree, wie auch im Süden der Donau in der Bronzeperiode nicht als Autochthonen gelebt hatten, sondern daß sie in jene Gegenden einige Jahrhunderte nach Chr. eingewandert waren.“ Hierzu führt er eine Reihe panslavischer Benennungen von Culturgegenständen auf, von denen er annimmt, daß sie unmöglich in der Bronzeperiode einem Volke bekannt sein konnten. So das Eisen, (altsl. *želězo*), ferner aus Eisen angefertigte Werkzeuge wie die Sense (altsl. *kosa*), der Meißel (altsl. *dlato*), die Zange (altsl. *klěšta*), das Messer *(nůž)*,*) die Säge *(píla)*, Haue *(motyka)*, das Schwert *(meč)*, Steigbügel *(střemen)*, der Sporn *(ostruha)*, die Nadel *(jehla)*, der Anker (altsl. *kotka*). Panslavisch sind ferner die Benennungen des Goldes *(zlato)*, Silbers *(stříbro)*, Kupfers *(měd)*, Zinnes (Bleies) *(olovo)*. Alle diese Benennungen müssen sich also ausgebildet haben, als die slavischen Völker noch auf einem verhältnismäßig engen Raum, nach Wocel zwischen dem baltischen Meer, der Weichsel und dem Dněpr, zusammen saßen. Denn „sollte Jemand an der Meinung festhalten, daß die Lutizen, Bodriten, Serben, Čechen u. a. Urbewohner der von ihnen eingenommenen Länder gewesen, so müßte er notwendig

*) Die nicht ausdrücklich als altslovenisch bezeichneten Wortformen sind böhmisch.

nachweisen, auf welche Weise diese slavischen Autochthonen sich mit den Slaven am Dnĕpr, am Balkan, an der Adria u. s. w. in Betreff der gemeinsamen Benennungen von Culturgegenständen, die in der Bronzeperiode noch nicht existierten, z. B. des Eisens und der aus diesem Metalle verfertigten Werkzeuge, verständigt hätten."

Da nun im ganzen Osten der Karpaten und von der Oder bis zum Dnĕpr keine Waffen und Werkzeuge von Bronze gegefunden werden, so kommt Wocel weiterhin zu der Ansicht, daß die slavischen Völker überhaupt nie der reinen Bronzeperiode angehört haben, sondern während dieselbe noch bei den Völkern diesseits der Karpaten herrschte, bereits, wohl durch die Vermittlung der griechisch-pontischen Cultur, zur Verarbeitung des Eisens übergegangen waren.

In der slavischen Urheimat, meint Wocel, sei auch die Gewöhnung der Slaven, die er als Hirtenvölker durch die Kaukasuspforten nach Europa einwandern läßt, an den Ackerbau erfolgt. Gemeinschaftlich seien die Namen des Pfluges altsl. *plugŭ* und altsl. *ralo*, der Pflugschar altsl. *lemeši*, des Kornes *žito*, des Weizens *pšenice*, der Gerste *ječmen*, des Hafers *oves*, der Hirse *proso*, der Getreidegarbe *snop*.

Als Gegenprobe für die Richtigkeit seiner Schlüsse betrachtet Wocel den Umstand, daß Culturgegenstände, deren früheste Kenntnis in das christliche Mittelalter reiche, das Papier, das Straßenpflaster, der Stahl, der Sammet rc. rc., nicht mehr panslavisch benannt seien. Auch bestätige die Sprache oft nur, was die Geschichte anderweitig lehre. So fehle den slavischen Sprachen eine gemeinsame Benennung des Eigentums und des Begriffes „erben". Es finde dies aber seinen Grund in dem Umstand, „daß die alten Slaven den Begriff des Erbes und des Eigentums im Sinne des römischen und deutschen Rechts nicht kannten; denn der Grund und Boden mit seinem *fundus instructus* gehörte der Familie, und das Haupt derselben *(vládyka, starešina)* war gleichsam der Verwalter des gesamten Familienbesitzes, daher von Vermächtnissen und Erbschaften bei den Slaven niemals die Rede sein konnte."

Nach Wocel hat Gregor Kreck auf dem Wege „der linguistischen Archäologie" die slavische Urzeit zu erforschen gesucht in seinem Werke Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte Graz 1874 p. 33—55 (besprochen von H. Ebel Zeitschrift für

Völkerpsychologie u. Sprachw. VIII p. 466—473). Derselbe hat eine ziemlich hohe Vorstellung von den urslavischen Culturzuständen. Neben den oben genannten Getreidearten wurde nach ihm die Feldrübe *(repa)*, von Hülsenfrüchten die Erbse *(sočivo, grahŭ)*, die Linse *(lęšta)*, die Bohne *(bobŭ)*, von andern Culturgewächsen der Mohn *(makŭ)*, der Hanf *(konopŭ)*, der Lauch *(lukŭ)* ꝛc. angebaut. Als Nahrungsmittel diente das auf Hand- oder Wassermühlen *(žrĭnŭvŭ, malinŭ)* zu Mehl *(mąka)* zerriebene und „von der geschäftigen Hausfrau" zu Brot *(hlěbŭ)* verbackene Getreide, ferner Honig, dessen Gewinnung eine uralte Beschäftigung der Slaven bildet, Fleisch *(męso)*, Milch *(mlěko)* und Obst *ovoštije*. Getrunken wurde *olŭ* und *vino*.

Auf dauernde Ansiedelungen scheinen ihm die detaillierten Benennungen des Hauses und seiner Teile *(domŭ)*, des Stalles *(hlěvŭ)*, der Tenne *(gumĭno)*, des Hofes *(dvorŭ)*, des Dorfes *(vĭsĭ)* ꝛc. hinzudeuten (p. 44). Der Kreckschen Auffassung steht auch hier die Hehnsche, der linguistischen die historische ziemlich schroff gegenüber. Nicht nur, daß der letztgenannte Gelehrte nachweist, wie alle auf Steinbauten bezüglichen Termini in den slavischen Sprachen aus der Fremde entlehnt sind (Hehn a. a. O. p. 123), er weiß auch (p. 121) eine Reihe unverdächtiger Nachrichten geltend zu machen, nach welchen den Slaven noch für verhältnismäßig späte Zeiten aus Rutenwerk geflochtene Hütten und ein unstäter Wechsel der Wohnungsplätze zugeschrieben werden.

Auf dem Boden des Familienlebens entwickelt sich nach Kreck frühzeitig eine Stammesverfassung. Die Sippe *(obĭština, rodŭ)* erweitert sich zum Stamm *(plěmę)*, der Stamm zum Einzelvolk *(narodŭ, językŭ)*. Gemeinsame Rechtsbegriffe (*pravo, pravĭda* „Recht", *zakonŭ* „Gesetz") sind vorhanden. Das Fehlen gemeinsamer Wörter für die Begriffe „erben" und „Eigentum" findet auch Kreck bezeichnend für die Besitzverhältnisse der urslavischen Familienverbände.

An Gewerben ist neben dem Ackerbau frühzeitig die Kunst des Flechtens *(plesti)*, des Webens *(tŭkati)*, die Schneiderei (eine Reihe gemeinsamer Benennungen von Kleidungsstücken), die Zimmerei *(tesati)*, die Arbeit in Eisen ꝛc. entwickelt.

Aus der urslavischen Flora bleiben noch hervorzuheben die Eiche *(dąbŭ)*, die Linde *(lipa)*, der Ahorn *(javorŭ)*, die Buche *(buky)*, die Weide *(vrĭba)*, die Birke *(brěza)*, die Fichte *(borŭ)*,

sowie verschiedene Obstarten, der Apfel (*jablŭko* vgl. oben p. 86), die Birne (*gruša*), die Weichsel (**višinja*), die Pflaume (*sliva* vgl. oben p. 85), die Nuß (*orěhŭ*).

Nach Kreck würde hier noch ein umfangreiches, in russischer Sprache verfaßtes Werk von Anton Budilovič Die Urslaven in ihrer Sprache, Lebensweise und ihren Begriffen auf Grund lexicalischer Daten. Untersuchungen auf dem Gebiete linguistischer Paläontologie der Slaven I. Teil in zwei Heften, Kiev 1878, 1879 zu nennen sein. Dasselbe ist mir durch seine Sprache verschlossen; auch scheint es nach seiner Besprechung durch A. Brückner (Archiv für slavische Philologie IV p. 451 f.) wenig brauchbares zu enthalten.

Als einigermaßen hierher gehörig sei endlich noch eine russisch geschriebene Arbeit von Arcadius Sokolow erwähnt: Skizzen des vedischen Lebens mit kurzen Hinweisungen auf die verwandten Züge in Sprache und Leben der Slaven (Jahresbericht des Dorpatschen Gymnasiums 1879).

c) Die Celten.

Das erst im Aufblühen begriffene Studium dieser Sprachen nicht minder wie die besondern Schwierigkeiten, welche dieselben in den Fragen nach den engeren Verwandtschaftsverhältnissen der indog. Sprachen bieten, lassen uns nur wenige Versuche hier verzeichnen, den celtischen Wortschatz für culturhistorische Zwecke in dem von uns gemeinten Sinne zu verwerten. Auch der Versuch, den beiden großen Zweigen des celtischen Sprachstamms, dem gälischen (irisch) und cymrischen (wälisch, cornwälisch, aremorisch) gemeinsamen Wortvorrat zu erschließen und auf demselben die Darstellung einer urceltischen Culturstufe zu gründen, ist noch nicht gemacht worden.

Als von Wichtigkeit ist hier der schon oben citierte Aufsatz H. Ebels Die Stellung des Celtischen zu nennen (Beiträge II p. 137 f.), welcher durch eine sorgfältige Vergleichung des celtischen Wortschatzes mit dem der übrigen europäischen Sprachen wertvoll ist. Selbstverständlich können die Zahlenresultate Ebels (vgl. p. 179), nach denen „sich ein ziemlich gleichmäßiges Verhältnis des Celtischen zum Deutschen und Lateinischen herausstellen sollte“ heute nach 20 Jahren gerade auf celtischem Ge-

biete nicht mehr maßgebend sein. Nächst dem ist noch auf Adolf Bacmeisters keltische Briefe, herausgegeben von O. Keller Straßburg 1874 hinzuweisen, ein anregendes, geistvolles Büchlein, in welchem in vier Capiteln (Der Mensch an sich und im allgemeinen, die Natur außer ihm, seine Einrichtungen, seine Begriffe) „die Fäden gezeigt werden sollen, die den Wörterschatz der Kelten mit dem übrigen großen Sprachenreich der Arier verbinden." Doch darf die Arbeit Bacmeisters nicht ohne die eingehende Besprechung E. Windischs (Beiträge VIII p. 422 f.) benutzt werden.

Hiermit glauben wir die sprachlichen Untersuchungen über die Gewinnung gemeinsamer Völkereinheiten und Culturperioden auf europäischem Boden genügend dargestellt zu haben. Selbstverständlich hätten nun auch die Ansichten derjenigen Forscher, welche wir für den engeren Anschluß einer oder mehrerer Sprachen Europas an die des Orients eintreten sahen, zu ähnlichen culturhistorischen Aufstellungen führen können, so daß die Annahme einer arisch-slavischen, einer arisch-griechischen, einer arisch-pelasgischen 2c. Völkereinheit an und für sich nichts anderes als die einer europäischen, gräco-italischen 2c. Urzeit wäre. Da aber hierauf bezügliche Forschungen von nur einigermaßen eingehender Art — vorübergehend sucht auch mit culturhistorischen Gründen z. B. L. Geiger Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 125 f. eine ario-hellenische Epoche zu erweisen — nicht vorliegen, es sei denn, daß sich in den Wörterverzeichnissen J. Schmidts (Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen) auch die speciellen Übereinstimmungen der europäischen Sprachen in ihrem Wortschatz mit den orientalischen zusammengestellt finden, dürfen wir uns unmittelbar zu der der unter I) besprochenen europäischen Spracheinheit gegenüberstehenden II) arischen wenden.

II. Die arische (indo-iranische) Spracheinheit.

Gerade wohl deshalb, weil der engere Zusammenhang der Inder und Iranier (Eranier) in ethnographischer und sprachlicher Hinsicht (vgl. J. Muir *Original Sanskrit texts* II [2] p. 287 f. *Reasons for supposing the Indians and Persians in particular*

to have a common origin) nie einem ernsten Zweifel unterlegen hat, ist nur in sehr geringem Maße der Versuch gemacht worden, diesen Zusammenhang noch durch culturhistorische Gründe zu beweisen. Nur den Berührungspunkten beider Völker auf religiösem Gebiete wendete man frühzeitig seine Aufmerksamkeit zu.

Der erste und einzige, welcher einigermaßen eingehend das urarische Culturcapital zu ermitteln sucht, ist Fr. Spiegel in seiner Eranischen Altertumskunde B. I 1871 p. 423 f. Einen Fortschritt der arischen Periode, welche nicht am wenigsten durch den von Indern und Iraniern gleichmäßig geführten Namen „der Arier" (skrt. *árya*, iran. *airya*) erwiesen werde, findet Spiegel auf dem Gebiete der Haustiere in der Zähmung des Kamels (skrt. *úshra*) und des Esels *(khara)*, die beide dem ungeteilten Urvolk noch nicht bekannt gewesen sein können. Von unbedeutenderen Übereinstimmungen der indisch-iranischen Sprachen den übrigen Indogermanen gegenüber wie skrt. *sétu* = iran. *haêtu* „Brücke", skrt. *sthûṇa* = iran. *stûna* „Säule" und anderen abgesehen, ist fernerhin eine unverkennbare nähere Verwandtschaft der beiden Völker in vielen Ausdrücken des Kriegswesens zu constatieren. So vergleichen sich skrt. *samáraṇa* und altp. *hamerena* „Schlacht", skrt. *ráṇa* und iran. *râna* „Kampf", „Kämpfer", skrt. *jyấ* und iran. *jya* „Bogensehne", skrt. *ṛshṭí* und iran. *arshti* „Schwert, Lanze", skrt. *kartarî* „Jagdmesser" und iran. *kareta* „Schwert" 2c. Auch in der Ausbildung des Zahlensystems haben die Arier Fortschritte gemacht, wie die ihnen gemeinschaftliche Zahl 1000 skrt. *sahásra* = iran. *hazan̉ra* beweist.*) Hierauf wendet sich auch Spiegel zu den religiösen Übereinstimmungen, von denen wir nur die auf Identität der Namen beruhenden hier mitteilen. Die wichtigsten Begriffe, deren Benennungen sich hier decken, sind etwa folgende: ind. *átharvan* = iran. *âtharvan* „Priester", ind. *hótar* = iran. *zaotar*, ind. *yajñá* = iran. *yasna* „Opfer", ind. *práçasti* = iran. *frasasti*, ind. *mántra* = iran. *mãthra* „Loblied", ind. *yajatá* = iran. *yazata* „Gott", ind. *ásura* „Herr" = iran. *ahura* (*mazdâo* „weiser Gott"), ind. *sóma* = iran. *haoma* „Soma, göttlich verehrte Heilpflanze", ind. *kṛçā́nu* = iran. *keresâni* „eine in Verbindung

---

*) Die Fick-Benfeysche Zusammenstellung von χίλιοι mit skrt. *sahásra* bezweifelt Spiegel.

mit dem Somacultus stehende Persönlichkeit", ind. *mitrá* = *mithra* „Gott des Lichtes", mehrere mythische Figuren wie ind. *apắm nápât* = iran. *apăm napâț* „eigentlich Sproß der Wasser", von schädlichen und unterirdischen Dämonen die ind. *druh* = iran. *druj*, aus der Heldensage besonders die Figur des ind. *yamá* = iran. *yima*, des Sohnes des ind. *vivasvant* = iran. *vîvañhvañț* u. s. w.

Neben diesen in die Augen springenden Übereinstimmungen hat man nun schon frühzeitig bemerkt, daß einige wichtige bei Indern und Iraniern formell identische Wörter dadurch in ihrer Bedeutung auseinander gegangen sind, daß sie entweder das eine oder das andere Volk *in malam partem* verändert hat. So wird das in allen indog. Sprachen und auch im Sanskrit den höchsten Himmelsgott bezeichnende ind. *dêvá* im Zend für die Benennung der bösen Geister verwendet. So ist Indra, welcher im Rigveda den mächtigsten und gewaltigsten der Götter bezeichnet, im Avesta unter die bösen Genien versetzt worden. Ja, auch auf politischem Gebiete zeigt sich dieser Gegensatz, insofern das iranische *daqyu* „Provinz, Land" im skrt. *dásyu* „Feind und Räuber" und ähnliches bedeutet (Lassen Indische Altertumskunde I p. 524 f., vgl. dagegen Zimmer Altind. Leben p. 109 f.). Diese und ähnliche Verhältnisse waren es, welche zu der namentlich von Haug und Lassen vertretenen Meinung führten, daß jene Bedeutungsdifferenzen auf einen alten religiösen und politischen Zwiespalt des arischen Urvolkes hindeute, aus welchem sich das Auseinandergehen der Inder und Iranier erklären lasse. Allein auch diese Combination hat sich als hinfällig erwiesen (vgl. Justi in den Göttingischen Gel. Anzeigen 1866 p. 1446 f.). Auch Spiegel (a. a. O. p. 444) hebt hervor, daß jene Gegensätze „zufällig entstanden und die fortschreitende Entwicklung des einen oder des anderen Volkszweiges nach der Trennung die veränderte Stellung zu den alten Gottheiten veranlaßt haben könne." Gänzlich aufgegeben ist die Idee eines religiösen Schismas zwischen Indern und Iraniern in James Darmesteters *The Zend-Avesta* 1880 p. 406 f., wie wohl überhaupt bei allen neueren Zend- und Sanskritphilologen.

Zu dem Capital der arischen Urzeit rechnet endlich Fr. Spiegel auch eine Reihe geographischer Fluß- und Ortsnamen, ohne daß er der Meinung ist, daß durch dieselben immer eine bestimmte

Örtlichkeit des gemeinsamen Urlandes bezeichnet*) werde. So entspricht ind. *sárasvatî* = iran. *haraqaiti*, ind. *saráyû* = iran. *haraêva*, ind. *rasâ'* = iran. *rañha* (wahrscheinlich der Araxes des Herodot I Cap. 202 = Jaxartes**), ind. *saptá síndhavas* = iran. *hapta hiñdu* 2c. —

Eine Zusammenstellung des gemeinsamen arischen Wortschatzes wird wiederum von A. Fick in dem Vergleichenden Wörterbuch[3] B. I gegeben (vgl. Windisch K. Z. XXI p. 386). Auch F. Justis Handbuch der Zendsprache und W. Geigers Ostiranische Cultur im Altertum 1882 sind hier zu nennen, da in beiden Werken häufige Excurse auf indisches Gebiet gemacht werden.. Reich an vergleichenden Bemerkungen mit iranischer Sprache und Cultur ist endlich H. Zimmers Altindisches Leben 1879.

Über das Königtum bei den asiatischen Indogermanen handelt F. Spiegel (Deutsche Revue, herausg. v. R. Fleischer 1881, H. X p. 124 f.), über den Soma (*haoma*) R. Roth Z. d. M. G. XXXV p. 680—692.

Die Aufstellung prähistorischer, aber zeitlich nach der indog. Urzeit liegender Völkereinheiten war, wie wir oben ausgeführt haben, von der Ansicht ausgegangen, daß die speciellen Übereinstimmungen zweier oder mehrerer Sprachen sich nur durch die Annahme einer denselben zu Grunde liegenden gemeinsamen Ursprache erklären ließen. Wirklich war diese Anschauung die allein herrschende, bis im Jahre 1872 einer der scharfsinnigsten und gelehrtesten der neueren Sprachforscher, J. Schmidt, zuerst in einem Vortrag auf der Leipziger Philologenversammlung d. J. (vgl. Verhandl. derselben p. 220 f.), sodann in einer eigenen, schon von uns citierten Schrift Die Verwandtschaftsverhältnisse der indog. Sprachen (vgl. dazu auch Zur Geschichte des indog. Vocalismus II p. 183 f.) eine neue Hypothese aufstellte, welche für den von uns behandelten Gegenstand so wichtig ist,

---

*) Bemerkt sei hier, daß A. Pictet Origines Indo-européennes I p. 110 f. auf dem gesamten indog. Sprachgebiet identische Flußnamen sucht. Er vergleicht die Themse (lat. *Tamesis*, *Tamesa*) mit skrt. *Tamasâ*, einem indischen Fluß, den in Europa (England, Spanien, Italien) wiederkehrenden *Tamarus* mit skrt. *tâmara* „Wasser" u. s. w. Vgl. auch F. Justi (Hist. Taschenbuch herausg. v. F. v. Raumer IV. Folge III. Jahrg. p. 334).

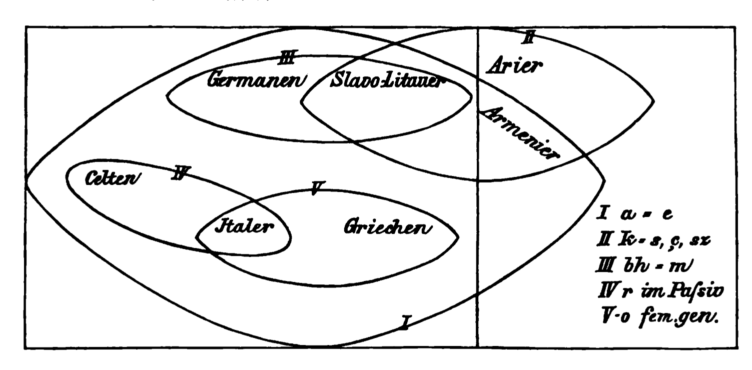
**) Vgl. Zimmer Altindisches Leben 1879 p. 15 f.

daß wir ihrer Darstellung den Schluß dieses Capitels widmen müssen.

J. Schmidt unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, daß er seine Untersuchungen nicht auf eine bestimmte Gruppe der indog. Sprachen beschränkt, sondern seinen Blick zu gleicher Zeit auf allen speciellen Übereinstimmungen des gesamten Sprachgebietes ruhen läßt. Ist doch zunächst einleuchtend, daß nach der Theorie des Stammbaums nicht alle die linguistischen Gründe, auf welchen die Aufstellung der von uns aufgezählten Spracheinheiten beruht, beweiskräftig sein können. Sind wirklich die slavisch-litauischen Sprachen mit den arischen durch eine engere Verwandtschaft verbunden, so ist dem gegenüber der Gedanke einer europäischen Spracheinheit hinfällig, oder entscheidet man sich etwa für eine nähere Stellung des Griechischen zu den arischen Sprachen, für eine ario-hellenische Periode, so müssen die Coincidenzpunkte des Lateinischen und Griechischen auf Zufall oder Schein beruhen. Der große Vorzug der Schmidtschen Hypothese besteht nun von vornherein darin, daß sie die Möglichkeit bietet, allen sprachlichen Thatsachen auf einmal gerecht zu werden.

Dieselbe läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Auf dem noch durch ununterbrochene geographische Continuität verbundenen indog. Sprachboden treten schon in der ältesten Vorzeit an verschiedenen Stellen als erste Anfänge der beginnenden Dialektbildung gewisse Lautveränderungen oder überhaupt gewisse sprachliche Neubildungen hervor, welche sich von ihrem Ausgangspunkte aus in teils beschränkterer, teils weiterer Ausdehnung über die benachbarten Gebiete — man könnte sagen „wellenförmig“ verbreiten. So bilden sich in der früher einheitlichen Sprachmasse allmählich Differenzierungen, in diesen Differenzierungen aber Zusammenhänge, welche das Prototyp der späteren Sprachcharaktere bilden. Um gleich zu concreten Beispielen überzugeben, so tritt an einer Stelle des indog. Sprachgebietes die Lautneigung auf, die gutturale Tenuis *k* in gewissen Wörtern in Zischlaute zu verschieben. Diese Lautneigung erstreckt sich über das von den Vorfahren der Arier, Armenier und slavo-litauischen Völker bewohnte Gebiet, so daß nun die Sprachen derselben mit skrt. *çatá*, iran. *sata*, altsl. *sŭto*, lit. *szimtas* scheinbar als eine geschlossene Einheit griechischem *ἑκατόν*, altir. *cét*, lat. *centum* got. *hund* (= *hunt*) gegenüberstehen.

Zu gleicher Zeit aber ist vielleicht an einer andern Stelle des Sprachgebietes der Anfang gemacht worden, das *bh* der Casussuffixe *-bhi, -bhis, -bhya(m)s* in *m* zu verwandeln, eine sprachliche Veränderung, welche sich nur über das alte Verbreitungsgebiet der slavo-germanischen Stämme erstreckt. Got. *vulfa-m,* altsl. *vlŭko-mŭ,* lit. *wilka-mus* entspricht griech. *εὐνῆ-φιν,* altir. *fera-ib,* lat. *hosti-bus.* An einem dritten Punkte setzt sich der Gebrauch eines vielleicht auch anderweitig sporadisch vorhandenen suffixalen *r* zur Bildung eines Passivums und Deponens fest. Hiervon wird das Celtisch und Lateinisch betroffen; vgl. altir. *nom berar* = *fero-r* 2c. Andere Spracherscheinungen wieder wie der Gebrauch sonst masculiner — *a* (*o*) Stämme als Feminina (*ἡ ὁδός, fagus*) beschränken sich ausschließlich auf griechisch-italisches Gebiet. Die Sprachen endlich aller europäischen Stämme (und auch einer asiatischen, des Armenischen) umfaßt die Verwandlung des in den iranischen und indischen Idiomen scheinbar rein erhaltenen *a* in einer großen Reihe von Wörtern in *e:* lat. *fero,* griech. *φέρω,* irisch *berim,* ahd. *beru,* altsl. *berą,* armenisch *berem :* indisch *bhar* (vgl. J. Schmidt Was beweist das *e* der europäischen Sprachen für die Annahme einer einheitlichen europäischen Grundsprache? K. Z. XXIII p. 373). Wollte man die Verbreitungsgebiete dieser gruppenweis auftretenden Übereinstimmungen auf indog. Boden graphisch darstellen, so würde man sich etwa folgenden Bildes bedienen können:



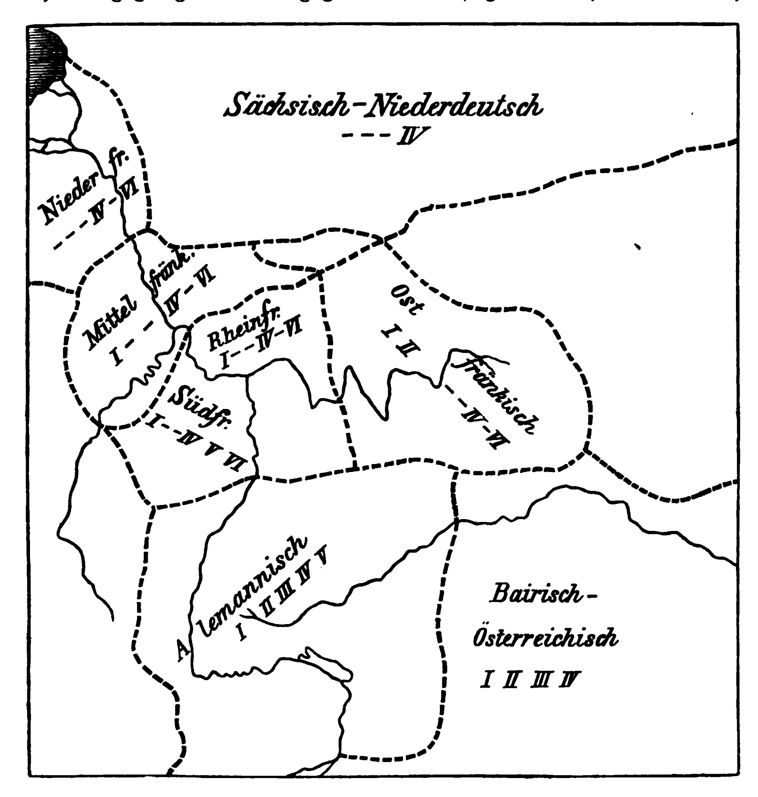
In Worten aber würde diese schematische Zeichnung folgendes besagen: Gleichwie es nicht möglich ist, in derselben das von irgend einer der fünf dargestellten Linien umschlossene Gebiet herauszugreifen, ohne zugleich in den von einer anderen Linie begrenzten Bezirk einzugreifen, so ist es auch im Bereiche der

indog. Sprachen nicht statthaft, eine bestimmte Gruppe derselben behufs ihrer Zurückführung auf eine ihnen gemeinsame Ursprache aus dem Ganzen loszulösen, weil dann notwendiger Weise die Fäden zerschnitten werden müßten, welche jene Gruppe mit allen Seiten des Sprachgebiets verwandtschaftlich verbinden. Wollte man die slavo-litauischen Sprachen mit den germanischen auf eine besondere Spracheinheit zurückführen, so würde man die Verwandtschaftspunkte ignorieren (Linie II), welche jene mit den arischen Sprachen verbinden. Wollte man sich nun aber damit helfen, daß man die nordeuropäischen Sprachen insgesamt näher an die arischen rückte, so würde man wieder das Band zerreißen (Linie I), durch welches alle europäischen (und die armenische) Sprache umschlungen werden u. s. w.

Es ist kaum zu leugnen, daß die „Wellen- oder Übergangstheorie" J. Schmidts (welche Bezeichnungen sich für die Anschauungen dieses Forschers festgesetzt haben), auch abgesehen davon, daß sie den Versuch macht, allen sprachlichen gruppenweisen Entsprechungen des indog. Sprachgebietes gerecht zu werden, gegenüber der Stammbaumtheorie noch andere wichtige Vorzüge bietet. Besonders ist hervorzuheben, daß die neueren Forschungen auf dem Gebiete der einzelnen indog. Sprachen vollständig die Anschauungen bestätigen, welche J. Schmidt über die Differenzierung der indogermanischen Ursprache aufstellt. Am deutlichsten zeigt sich dies auf dem Felde der deutschen Dialektforschung, um welche sich in dieser Beziehung W. Braune in mehreren Aufsätzen der Zeitschrift Paul u. Braune Beitr. z. Gesch. d. deutschen Sprache (vgl. besonders I p. 1 f. und IV p. 540 f.) ein besonderes Verdienst erworben hat. Um das Gesagte zu veranschaulichen, gestatte ich auch hier mir eine kleine Zeichnung zu entwerfen, welche die Resultate darstellen soll, die auf althochdeutschem Boden einige der wichtigsten, etwa seit dem VI. oder VII. Jahrhundert wirkenden Lautveränderungen am Ende des IX. oder Anfang des X. Jahrhunderts für die Verwandtschaftsverhältnisse der ahd. Dialekte hervorgebracht haben. Von den in unsere Zeichnung eingetragenen Zahlen bezeichnen I—IV und zwar in chronologischer Reihenfolge die 4 Stufen, in welchen die sogenannte II. oder althochdeutsche Lautverschiebung sich über die deutschen Dialekte ausgebreitet*)

*) Diese vier Schichten der Lautverschiebung sind:

hat. Zahl V kennzeichnet das Verbreitungsgebiet des aus altem *ô* hervorgegangenen *ua* gegenüber sonstigem *uo* (*muat : muot*),



Zahl VI den Kreis der fränkischen Dialekte mit Rücksicht auf die völlige Durchführung des Umlautes, welcher in den ober=

I. *t* — *z*; *p* und *k* nach Vocalen — *f* und *ch*
(ahd. *zît* : engl. *tide*, *kouffen* : engl. *keep*, *suohhan* : engl. *seek*)

II. *p* im Anlaut, Inlaut nach Conſ. ꝛc. — *ph*, *f*; *d* — *t*
(oberdeutſch u. oſtfr. *pfad*, *pflanzôn*, *tât*, *tiuri* : *rheinfr.* ꝛc. *pad*, *planzôn*, *dag*, *diuri*; im Innern der Wörter ward auch ein rheinfränk. ꝛc. *d* — *t* *dâtun* : oberd.=oſtfr. *tâtun*, engl. *did*)

III. *k* im Anl., Inlaut nach Conſ. ꝛc. — *ch*; *b* — *p*; *g* — *k*
(nur oberd. *chind*, *chuning* : fränk. *kind*, *kuning*, oberd. *kepan* : fränk. *geban*)

IV. ſich auch über Niederfränkiſch (Niederländiſch) und Sächſiſch er= ſtreckend
th — *d*
(*drei* : engl. *three*, *dieb* : *thief*).

deutschen Dialekten durch gewisse Consonantenverbindungen wie *e* + Cons. aufgehalten wird (fränk. *balg* : *belgi*, oberd. *palg* : *palgi*).

Ich glaube, daß unsere Darstellung keines ausführlichen Commentars bedarf. Sie zeigt, daß sich auch hier nirgends scharfe Trennungsstriche zwischen den einzelnen Dialekten machen lassen. So werden die beiden oberdeutschen Dialekte zwar durch Zahl III scheinbar zu einem Ganzen verbunden, aber mit einzelnen Teilen des Fränkischen doch wieder durch die Zahlen II und V aufs engste verflochten. Auch gegen das Sächsische (Niederdeutsche) giebt es keine feste Abgrenzung gegenüber der Wirkung der von uns geschilderten Lautverschiebungen. Zwar nimmt noch das Mittelfränkische Teil an der wichtigsten, Oberdeutschland, Ost-, Rhein- und Südfranken ergreifenden I Stufe der Lautverschiebung, wenn auch schon mit wichtigen Ausnahmen (*dat*, *wat*, *dit*, *allet*); aber bereits das Niederfränkische (Niederländische) hat ganz niederdeutschen Consonantenstand. Die IV. Stufe der Lautverschiebung endlich erstreckt sich gleichmäßig über alle Dialekte.

Was aber unser besonderes Interesse an den geschilderten Vorgängen erregt, ist, daß wir hier wirklich in der Lage sind, bei einigen der hervorgehobenen Lautübergänge den ersten Ausgangspunkt und ihre allmähliche Ausbreitung festzustellen und zu verfolgen. So tritt in Alemannien die Verschiebung des *th* — *d* schon in der Mitte des VIII. Jahrhunderts auf. In dieser Zeit bewahrt aber das gesamte Fränkisch, im Anlaut wenigstens übereinstimmend, die alte Spirans. Erst im Ausgang des IX. Jahrhunderts verschwindet *th* aus Franken und *d* tritt an seine Stelle. In Mittelfranken und weiter nördlich erhält sich *th* noch länger. Es tritt also die allmähliche Ausbreitung einer Lautverschiebung in diesem Falle von Süd nach Nord in ein helles Licht.

Wenn so nach J. Schmidt das gesamte Sprachgebiet der Indogermanen ursprünglich durch eine Kette „continuirlicher Varietäten" mit einander verbunden war, so bleibt ihm nun noch die Frage zu beantworten: Wie kommt es, daß dieses Verhältnis heute nicht mehr besteht, wie kommt es, daß statt der allmählichen Übergänge zwischen Sprachgebieten wie dem slavischen und germanischen, dem keltischen und italischen ꝛc. scharfe Sprachgrenzen vorhanden sind, daß aus „der schiefen vom Sanskrit

zum Celtischen in ununterbrochener Linie geneigten Ebene" eine „Treppe" geworden ist (Verwandtschaftsverh. p. 28)? J. Schmidt erklärt sich dies durch das Aussterben gewisser vermittelnder Varietäten. Waren ursprünglich zwei Dialekte des Sprachgebietes A und X durch die Varietäten B, C, D u. s. w. continuierlich mit einander verknüpft, so konnte es leicht geschehen, daß ein Geschlecht oder ein Stamm, welcher z. B. die Varietät F sprach, durch politische, religiöse, sociale oder sonstige Verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste Umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst liegenden Varietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der andern Seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dies geschehen war, grenzte F auf der einen Seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L." Die Sprachgrenze war gewonnen. Als auf historische Beispiele zu dem Gesagten weist J. Schmidt auf die erdrückende Macht der attischen, römischen und neuhochdeutschen Sprache gegenüber den übrigen griechischen, italischen und deutschen Dialekten hin.

Allein die J. Schmidtsche Theorie hat außer für die Erkenntnis und historische Erklärung der indog. Verwandtschaftsverhältnisse noch eine andere nicht minder große Bedeutung für die ganze Grundlage der linguistischen Erschließung der Urzeit, für die Reconstruction der Ursprache. Die Frage, in wie viel Sprachen ein Wort vorhanden sein müsse, um Anspruch auf indog. Adel zu gewinnen, würde sich vom Standpunkt des Stammbaums, vorausgesetzt daß derselbe zu einem wissenschaftlichen Abschluß gekommen wäre, nicht schwer beantworten lassen. Entschiede man sich für eine ursprüngliche Teilung der Indogermanen in eine westliche und östliche Hälfte, so würde ein auch nur in einer europäischen und in einer asiatischen Sprache etymologisch verwandtes Wort (z. B. lat. *ensis* + skrt. *así* „Schwert", lit. *dúna* „Brot" + skrt. *dhânấs* „Getreidekörner") die Übertragung des von ihm bezeichneten Begriffes in die Urzeit gestatten. Oder entschiede man sich für ein längeres Zusammenbleiben der arischen Sprachen mit einer nordeuropäischen oder südeuropäischen Gruppe, so würde schon ein in nur zwei europäischen Sprachen, einer nord- und einer südeuropäischen, belegbares Wort (z. B. *κῆπος* + ahd. *hof* oder *φώγω* + ahd. *bahhu* „backe") auch für die Urzeit seine Geltung haben. In den beiden Fällen würden also alle Sprachen, welche

zu den Gleichungen *ensis* + *así*, *dūna* + *dhânâs*, *κῆπος* + *hof*, *φώγω* + *bahhu* keinen Beitrag liefern, die entsprechenden Wörter ursprünglich besessen, aber später verloren haben, ein Vorgang, der ja an und für sich nichts Auffallendes hat.

Demgegenüber schwindet nun allerdings vor der J. Schmidtschen Übergangstheorie „auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Reconstruction der indog. Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte.“ Denn es ist offenbar, daß bei denjenigen Wortreihen, welche nur in gruppenweisen Übereinstimmungen in den indog. Sprachen sich finden, für den Anhänger jener Theorie die Möglichkeit aufhört, zu erweisen, ob die übrigen Sprachen die betreffenden Entsprechungen verloren oder niemals besessen haben. Übrigens muß J. Schmidt im allgemeinen mehr der letzteren Ansicht zugeneigt sein; denn da er die speciellen Übereinstimmungen des Wortschatzes gerade als ein Hauptargument seiner Übergangstheorie verwertet, so haben offenbar diese lexicalischen Gruppenübereinstimmungen eine größere Beweiskraft, wenn sie formale oder inhaltliche Neubildungen sind, als wenn sie nur die Bewahrung alten Sprachgutes bedeuten. Wenn sich auf dem noch durch geographische Einheit verbundenem Gebiete der slavo-litu-arischen Völker für den Begriff „rechts“ aus einer gemeinsamen Wurzel (vgl. griech. *δεξιός* lat. *dexter* ꝛc.) ein neues Wort mit einheitlichem Suffix altsl. *desnŭ*, lit. *deszinė*, skrt. *dákshiṇa*, iran. *dashina* herausbildete, oder wenn sich ebendaselbst für das culturhistorisch wichtige „heiraten“ ein gemeinsames Verbum lit. *wedù*, altsl. *vedą*, iran. *upa-vâdhayaêta* ꝛc. (vgl. Verwandtschaftsverh. p. 49) fixierte, so ist dies augenscheinlich für den engeren Zusammenhang der genannten Sprachen und Völker weit wichtiger, als wenn alle indog. Sprachen einmal ein dem slav. *desinŭ*, *vedą* entsprechendes Wort in gleicher Bedeutung besessen haben, was zufällig im Germanischen, Italischen, Celtischen (dessen *dess* nicht auf *desina* zurückgeht, vgl. Stokes *Irish glosses* p. 71), Griechischen verloren gegangen sein müßte.

Die so in kurzem geschilderte Wellen- oder Übergangstheorie J. Schmidts fußt aber auf Anschauungen von dem allmählichen Differenzierungstrieb der indog. Sprachen, welche keineswegs völlig neu und bis dahin unerhört waren. Hatten doch schon vorher M. Müller (p. 71), Ebel (p. 73), Sonne (p. 72),

ja sogar A. Schleicher (p. 67), besonders aber A. Pictet*) und F. Spiegel (vgl. Cap. IV p. 142) dem Schmidtschen Gedanken überaus conforme Ansichten mehr oder minder deutlich entwickelt. Immerhin war es natürlich, daß dieselben von J. Schmidt nunmehr in ein System gebracht und auf die concreten Verhältnisse der indog. Sprachen angewendet, eine überaus stürmische Discussion hervorriefen, an welcher sich in gegnerischem Sinne besonders Whitney, G. Curtius, Havet, L. Meyer, Jolly, A. Fick und andere beteiligten.

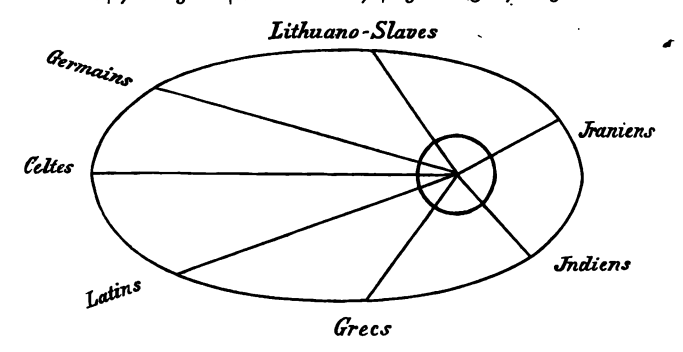
Die Angriffe gegen die Schmidtsche Theorie richteten sich, wenn wir von den mehr principiellen Meinungsverschiedenheiten absehen, vor allem auf den Punkt (vgl. unsere Zeichnung p. 99 Linie II), welchen J. Schmidt als Hauptargument für die vermittelnde Stellung der litu-slavischen Sprachen zwischen Europa und Asien hervorgehoben hatte, auf die den litu-slavischen und arischen Sprachen in einer großen Zahl von Wörtern gemeinsamen Verwandlung eines ursprünglichen *k* in einen Zischlaut (*ç, s, sz*), vgl. skrt. iran. *dáçan*, altsl. *desętĭ*, lit. *dẽszimtis* : griech. *δέκα*, lat. *decem* ꝛc. Die Kraft dieses Beweises suchte nun

---

*) Vgl. *Origines Indo-europ.* § 5 p. 48:

Ce qui est certain, dans l'état actuel des choses, c'est que l'on remarque, entre les peuples de la famille arienne, comme une chaîne continue de rapports linguistiques spéciaux qui court, pour ainsi dire, parallèlement à celles de leurs positions geographiques... Les émigrations lointaines auront été précédées par une extension graduelle, dans le cours de laquelle se seront formés peu à peu des dialectes distincts, mais toujours en contact les uns avec les autres, et d'autant plus analogues qu'ils étaient plus voisins entre eux.

Seine Anschauung illustriert er durch folgende Zeichnung:



Der Kreis in der Mitte der Ellipse bezeichnet die indog. Ursprache.

A. Fick (Die Spracheinheit der Indogermanen Europas) dadurch aufzuheben, daß er, wie es schon Ascoli vorher gewollt hatte, zu beweisen versuchte, es hätten von jeher in der indog. Ursprache zwei verschiedene *k*-Laute, ein palatal afficiertes *kj* und ein guttural afficiertes *kv* neben einander gelegen, von denen das erstere eben durch jene Zischlaute der litu-slavischen und arischen Sprachen reflectiert werde, das letztere aber auch in den ebengenannten Sprachen durch *k* (*c*), in den übrigen durch *k*, *p*, *qu* repräsentiert sei. Es lägen also von Anfang an neben einander: z. B.

kj. skrt. *çván*, lit. *szũ*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*
kv. skrt. *ka*, lit. *kàs*, altsl. *kŭto*, griech. *κότερος*, *πότερος*, lat. *quo-d*, altir. *ca-te*.

Das gleiche gelte auch von der Media *g* und der Aspirata *gh*.

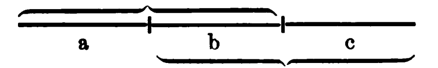
So unzweifelhaft es nun auch ist, daß die Aufstellung zweier *k*-Laute für die indog. Urzeit trotz der Einwendungen J. Schmidts die Billigung der meisten Forscher gefunden hat, so berechtigt scheint mir doch die Erklärung J. Schmidts (Jenaer Litteraturzeitung 1875 Nr. 201), daß auch die Annahme zweier Gutturalreihen nicht die Tragweite seines Argumentes für die Übergangs- und gegen die Stammbaumtheorie abzuschwächen im Stande sei. Denn entscheide man sich für ein *kj* und ein *kv*, so bleibe doch die Zusammengehörigkeit der litu-slavischen und arischen Sprachen in der Verschiebung des in den übrigen Sprachen als *k* erhaltenen *kj* zu *ç*, *s*, *sz* unangetastet bestehen.

In den Kreis der arisch-slavo-litauischen Sprachen muß übrigens in dieser Beziehung auch das Armenische, wie schon bemerkt, gestellt werden. Vgl. arm. *tasn* = altsl. *desętĭ*, skrt. *dáçan*, arm. *šun* „Hund" = lit. *szũ*, skrt. *çván* u. s. w. Auf diesen und ähnliche Gründe gestützt, betrachtet H. Hübschmann, einer der besten Kenner dieser Sprache, das Armenische als einen „zwischen Iranisch und Slavo-lettisch zu stellenden selbständigen Sprachzweig" (K. Z. XXIII p. 5 f.).

In ähnlicher Weise hat man neuerdings die Frage aufgeworfen, ob denn wirklich das einheitliche *a* der arischen Sprachen gegenüber dem *a*, *e*, *o* der europäischen (skrt. *ag* = griech. *ἄγω*, skrt. *ásti* = griech. *ἐστί*, skrt. *ávis* = griech. *ὄϊς*) den ursprünglichen Zustand repräsentiere, und nicht am wenigsten durch eine Arbeit J. Schmidts (Zwei arische *a*-Laute und die Palatalen K. Z. XXV p. 1 f.) ist es gelungen, ein dem europäischen *e* entsprechendes

$\acute{a}$ mit völliger Evidenz in der indog. Grundsprache nachzuweisen. Ein Einwand gegen die Übergangstheorie würde sich aber auch so nicht ergeben. Die Bewahrung des Alten würde dann eben auf seiten des Europäischen und Armenischen liegen, und in dem Zusammenwerfen des ursprünglichen *a* und $\acute{a}$ würde eine gemeinsame Neuerung der iranischen und indischen Sprachen zu verzeichnen sein.*)

Von einem neuen Gesichtspunkt aus betrachtet A. Leskien (Die Declination im Slavisch-litauischen und Germanischen Leipzig 1876) die Hypothese J. Schmidts. Nachdem derselbe hervorgehoben hat (Einleitung p. X), daß er sich die Ausbreitung der indog. Völker bis zur Occupation des heute von ihnen besetzten Gebietes nicht ohne wirkliche geographische Trennungen vorstellen könne, meint er, daß die von J. Schmidt postulierten und auf geographischer Continuität des indog. Gebietes basierenden Übergangsstufen nur dann verstanden werden könnten, wenn diese Continuität vor jede Ausbreitung, in ein verhältnismäßig enges Gebiet verlegt würde. Hierdurch aber ergebe sich die Möglichkeit einer Combination der Übergangs- und Stammbaumtheorie. Bezeichne man z. B. innerhalb der indog. Einheit die Vorfahren der Slaven und Litauer mit *b*, die der Arier mit *c*, die der Germanen mit *a*



so hätten *b* und *c* durch gewisse dialektische Eigentümlichkeiten miteinander verbunden werden können (z. B. arisch *ç* (*s*) = slavo-lit. *s*, *sz*). Nachdem dies geschehen war, konnte es sich ereignen, daß durch Auswanderung von *c* oder durch gemeinsame Abzweigung von *a* und *b* die geographische Continuität der Linie *a*—*c* unterbrochen wurde, und sich nun auf der Strecke *a*—*b* neue gemeinsame Eigentümlichkeiten (etwa germ. *m* + slavo-lit. *m* = sonstigem *bh* im Suffix) herausbildeten. So würden sich die Besonderheiten, welche *b* (das Slavisch-litauische) mit *c* (dem Arischen) teilt, erklären lassen, und doch würde man noch das

*) Neben dem Armenischen teilt noch eine andere asiatisch-indog. Sprache, das Phrygische, die Bewahrung des alten $\acute{a}$ (vgl. Fick Die Spracheinheit der Indog. Europas p. 416). Hübschmann K. Z. XXIII p. 49 hält es für wahrscheinlich, daß diese Sprache am nächsten mit dem Armenischen verwandt sei.

Recht besitzen, „den Versuch zu machen, ob das Litauisch-slavische sich mit dem Germanischen (*b*) zu einer besonderen Gruppe mit einer vom Ganzen des Sprachstammes oder anderen Teilen desselben getrennten Entwicklung vereinigen lasse" (p. XXVII).

Die Wichtigkeit der Leskienschen Auffassung besteht ohne Zweifel in der Betonung der für die Erklärung der vorhandenen Sprach- und Völkergrenzen notwendig anzunehmenden geographischen Trennung der einzelnen indog. Völker, welche J. Schmidt neben dem an sich auch möglichen Aussterben der vermittelnden Varietäten aus anderen Gründen (vgl. p. 103) nicht genügend hervorgehoben hatte. Im übrigen aber sind die Anschauungen beider Forscher überaus conform. J. Schmidt erklärt daher auch (Jenaer Litteraturzeitung 1877 p. 272): „Die Thatsache, daß die slavolettischen Sprachen gewisse Eigentümlichkeiten nur mit den arischen, andere nur mit den germanischen oder den übrigen europäischen Sprachen gemein haben, also ‚die organische Vermittelung' beider Gruppen sind, steht trotz aller Angriffe fest. Daß alle diese Eigentümlichkeiten gleichzeitig entstanden seien, ist mir nie in den Sinn gekommen zu behaupten. Wir wissen über ihre Chronologie noch gar nichts, und alle Wahrscheinlichkeit spricht gegen ihre Gleichzeitigkeit. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Slavoletten etwa in frühester Zeit mit den Ariern gemeinsam die betreffenden Veränderungen ihrer Sprache erlitten, später den Zusammenhang mit den Ariern verloren, sich näher an die Europäer angeschlossen und nun die bei diesen eintretenden sprachlichen Umgestaltungen mitgemacht haben. Worauf es mir wesentlich ankam, war zu zeigen, daß eine **einheitliche** europäische Grundsprache im Gegensatze zu einer arischen nie existiert hat, daß, als die specifisch europäischen Charakterzüge sich entwickelten, die Sprachen, über welche sie sich erstreckten, schon nicht mehr in allen Punkten gleich waren."

In neuester Zeit hat von bedeutenderen Sprachforschern sich über die Völkertrennungen noch B. **Delbrück** (Einleitung in das Sprachstudium Leipzig 1880) geäußert. Derselbe verhält sich allerdings nicht nur der Stammbaumtheorie, sondern auch aus den p. 106 angedeuteten Gründen der Übergangstheorie gegenüber außerordentlich skeptisch. Doch stimmt er in dem negativen Resultat mit Schmidt überein (vgl. p. 137): „**daß bis auf weiteres die Historiker gut thun werden, von der Verwertung solcher Sprach- und Volksgruppen,**

wie die gräcoitalische, die slavodeutsche u. s. w. abzusehen."

Anhang: Über die Erforschung der Lehnwörter in den indog. Sprachen.

Neben dem direkten Weg, mit Hilfe der Sprachvergleichung vorhistorische Culturperioden zu erschließen, zieht sich aber ein zweiter indirekter, doch zu demselben Ziele führender. In dem Leben einer jeden Sprache gesellt sich bekanntlich allmählich zu dem aus der Urzeit ererbten Teil ihres Wortschatzes ein anderer, aus der Fremde hereingetragener. Keine Sprache ist im Verlauf ihrer Geschichte von Lehnwörtern frei geblieben. Da nun aber, wenigstens im allgemeinen wird man dies sagen können, die Entlehnung eines Wortes zugleich auch die Entlehnung eines Begriffes bedeutet, so ist klar, daß die Sammlung der Lehn- oder Fremdwörter einer Sprache zugleich wichtige Winke über die einem Volk von außen gewordenen, also nicht aus der Urzeit mitgebrachten Culturmomente enthalten muß. Es dürfte daher hier am Platze sein, der wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Lehnwörter der indog. Sprachen behandeln, in kurzem zu gedenken. Nichts zusammenhängendes ist auf dem Gebiete der arischen Sprachen hier zu nennen. Auch würde das Wörterbuch des Rigveda (wie überhaupt des ältesten Sanskrit), das reinste und unvermischteste auf dem ganzen indog. Völkergebiet, nur wenig (vgl. über alte Babylonische Cultureinflüsse auf Indien Zimmer Altind. Leben p. 357) Ausbeute gewähren. Mehr und wichtigeres dürfte schon der Zendavesta bieten, worüber sich manche Bemerkungen in Justis Handwörterbuch der Zendsprache finden. Reichlich durchsetzt mit semitischen, türkischen u. s. w. Bestandteilen sind natürlich die modernen iranischen Dialekte; doch ist mir eine nur einigermaßen erschöpfende Behandlung derselben nicht bekannt geworden. Für das Armenische ist auf Paul de Lagardes Armenische Studien Göttingen 1877 zu verweisen, in denen von p. 166—188 eine tabellarische Übersicht über die Übereinstimmungen dieser Sprache auch mit dem Semitischen gegeben wird.

Ganz anders gestalten sich die Dinge, sobald wir europäischen Boden betreten.

Hier waren zunächst, schon seit dem Wiederaufblühen der philologischen Studien in Deutschland, die Beziehungen des Hebräischen zum Griechischen ein Gegenstand gelehrter Speculationen gewesen. Den fruchtlosen Versuchen, die mannigfaltigen Übereinstimmungen beider Sprachen aus einem gemeinsamen Ursprung derselben zu erklären (vgl. z. B. Ernesti *De vestigiis linguae hebraicae in lingua graeca, Opusc. phil.* p. 177 f.) folgte, nachdem das genealogische Verhältnis der beiden Sprachen durch die vergleichende Sprachwissenschaft endgiltig festgestellt war, die richtige Auffassung der semitischen Bestandteile des älteren griechischen Wortschatzes als dem phönicischen Cultureinfluß in Griechenland entsprungener Lehnwörter. Eine erste Sammlung derselben bietet Gesenius, der Begründer der semitischen Sprachwissenschaft, in seiner Geschichte der hebräischen Sprache I § 18. Ihm schließt sich E. Renan *Histoire des langues sémitiques* p. 192 an. Kleinere, zerstreute Beiträge liefern Benfey, Fr. Müller, Schröder, P. de Lagarde u. a. In neuerer Zeit hat in zusammenhängender Darstellung zuerst F. Lenormant die culturhistorische Bedeutung der semitisch-griechischen Lehnwörter darzulegen versucht in einem Aufsatz Die Kadmossage und die phönicischen Niederlassungen in Griechenland (*Annales de philosophie chrétienne* 1867, dann in Die Anfänge der Cultur, Jena 1875). Es muß indessen bemerkt werden, daß die Lenormantsche Arbeit eine sehr unsolide Basis für weitere culturhistorische Forschungen abgeben würde, da der französische Anthropologe und Orientalist mit einer selbständigen sprachwissenschaftlichen Methode auf indog. Boden nicht vertraut, völlig kritiklos die früheren Zusammenstellungen des Semitischen und Griechischen wiederholt und neue produciert. Nicht nur, daß auf die Laut- und Bedeutungsübergänge der angeblich aus dem Semitischen in das Griechische entlehnten Wörter nicht die geringste Rücksicht genommen wird (vgl. *γέφυρα* „Brücke" = hebr. *g(ĕ)shûr N. pr.*, *σίκυς* „Gurke" = *paqquʿôt*, *κέγχρος* „Hirse" = *kikkâr* „Kreis, Cirkel"), so sind vor allem diejenigen Zusammenstellungen höchst problematischer Natur, bei denen die Erklärung eines griechischen Substantivums schlechtweg in einer semitischen Verbalwurzel von allgemeiner Bedeutung gesucht wird, wie z. B. *χαλκός* aus *châlaq* „glätten", „polieren", *κιξάλλης* aus *shâlal* „plündern" u. s. w.

Es war daher eine sehr dankenswerte Aufgabe, welcher sich

A. Müller in einem Aufsatz Semitische Lehnwörter im älteren Griechisch (Bezzenbergers Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I p. 273—301) unterzog, an der Hand unzweifelhafter semitischer Lehnwörter im Griechischen (p. 281) bestimmte Lautentsprechungen für die Übertragungen der einen Sprache in die andere festzustellen, an denen er die Ahnenprobe der bisher für semitisch erklärten Bestandteile des griechischen Wortschatzes vornehmen konnte. Allerdings schmilzt durch diesen Läuterungsproceß die Anzahl von 102 auf ihren Semitismus geprüften Wörter noch um ein beträchtliches zusammen (vgl. p. 299 f.). Eine Anzahl griechischer Wörter, welche in den semitischen Sprachen wiederkehren, hält Müller allerdings für Fremdlinge auf griechischem Boden, ohne sich aber über ihre eigentliche Heimat entscheiden zu können. So *κάρπασος* „feiner Flachs", skrt. *kárpâsa*, aram. *karpas*, arab. *kirbâs*; *κῆβος*, *κῆπος* „Affe", skrt. *kapí*, hebr. *qôf*; *σάπφειρος*, skrt. *çanipriya*, hebr. *sappir*; *σμάραγδος*, skrt. *marakata*, hebr. *bâreqet* u. a. m.

Eine sehr kühne und heterodoxe Ansicht hat über mehrere der hierhergehörigen Wörter F. Hommel in dem schon genannten Werk Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern p. 290 u. 414 f. Er faßt dieselben nämlich nicht als verhältnismäßig späte Entlehnungen aus den semitischen Sprachen, sondern als uralte, den Ursemiten und Urindogermanen gemeinsame Culturwörter auf, durch welche die Nachbarschaft der Ursitze beider Völker (vgl. unten Cap. IV) auf das deutlichste bewiesen werde. So urteilt er über *ταῦρος* (indog. *staura* = ursem. *taura*), *λῖς*, *λέων* (indog. *liw*, *laiwa* = ursem. *labi'atu*, *lib'atu*), *χρυσός* (indog. *gharata* = ursem. *ḫarûḏu*), *οἶνος* (indog. *waina* = ursem. *wainu*).

Eine ähnliche Meinung hatte übrigens schon früher Fr. Müller angedeutet, welcher K. Z. X p. 267 über *ἐλέφας* (vgl. dazu F. Hommel a. a. O. p. 326 u. 442, F. de Saussure *Mém. de la Soc. de Linguistique* III p. 197 und Lassen Indische Altertumskunde I p. 312 f.) und Beiträge II p. 490—94 über *ξίφος*, *ταῦρος* u. *ῥόδον* (vgl. V. Hehn p. 216, 527) handelt. Wenigstens von Nr. 2 u. 3 (*ἐλέφας* u. *ξίφος*) sagt er: „Auf mich machen alle diese Worte den Eindruck, als hätten wir in ihnen Klänge einer Cultur viel höheren Alters als wir der semitischen oder indogermanischen zuschreiben können."

Von den mannigfaltigen Cultureinflüssen, welchen die italischen Bewohner der Apenninhalbinsel im Laufe ihrer

ältesten Geschichte ausgesetzt gewesen sind, hat nur der griechische als der historisch späteste und intensivste in der lateinischen Sprache deutlich erkennbare Spuren zurückgelassen. Zwar ist es an sich höchst wahrscheinlich, daß, um von den Italien nur streifenden Seefahrten der Phönicier (vgl. Th. Mommsen Römische Geschichte I [3] p. 128) zu schweigen, das benachbarte Etrurien auf den Gebieten, wo es als Lehrmeisterin Italiens auftritt, im Bauwesen, in gottesdienstlichen Ceremonien, in Volksbelustigungen u. s. w. mit den neuen Begriffen auch die tuskischen Bezeichnungen derselben den italischen Stämmen übermittelt habe; doch können dieselben, solange die Sprache der etruskischen Inschriften noch unentziffert ist, nur vermutet, nicht erwiesen werden. Einer verhältnismäßig späten Zeit gehören die in das Lateinische eingedrungenen Wörter celtischen oder überhaupt nordeuropäischen Ursprungs an, welche von L. Diefenbach in dem Lexicon der von den Alten aufbewahrten Sprachreste der Celten und ihrer Nachbarn, insbesondere der Germanen und Hispanier (*Origines Europaeae*, Frankfurt 1861) gesammelt sind.

Die Bedeutung aber der griechischen Lehnwörter im Lateinischen für die Beurteilung des von Griechenland durch die Vermittlung seiner Colonien ausgehenden Einflusses auf die italische Culturentwicklung tritt zuerst in Th. Mommsens Römischer Geschichte (1854 vgl. I p. 130 u. I [3] p. 194 f.) in ihr rechtes Licht. Nach diesem Gelehrten machte auf die große Wichtigkeit dieses Gegenstandes G. Curtius in einem Vortrag auf der Hamburger Philologenversammlung 1855 Andeutungen über das Verhältnis der lateinischen Sprache zur griechischen aufmerksam. C. geht in demselben namentlich auf die Ausdrücke des römischen Schiffwesens ein, in denen er 3 Schichten unterscheidet, welche die Entwicklung des römischen Seewesens darstellten:

I. eine urindog. Schicht (Wörter wie *navis, remus*),

II. eine große Schicht griechischer Fremdwörter (z. B. *gubernare, ancora, prora, aplustre, anquina, nausea, antenna, faselus, contus* u. s. w.),

III. eine beschränkte Zahl echt römischer, doch nicht indog. Wörter (*relum, malus*). Bemerkenswert findet es Curtius, daß unter diesen Schichten eine gräco-italische Periode nicht vertreten ist. Er zieht daraus den Schluß, „daß die vereinigte gräco-italische Nation ihre gemeinsamen Wohnsitze nicht an der Meeres-

küste hatte oder doch die Schiffahrt nicht weiter ausgebildet hat." Das erste größere Verdienst um die Sammlung der griechischen Lehnwörter im Lateinischen erwarb sich A. Saalfeld in zwei Abhandlungen *Index Graecorum vocabulorum in linguam latinam translatorum* (Berlin 1874) und Griechische Lehnwörter im Lateinischen (Programm, Wetzlar 1877). Hieran schließt sich eine Arbeit E. Beermanns Griechische Wörter im Lateinischen (Sprachwissensch. Abhandl. hervorg. aus G. Curtius' grammatischer Gesellschaft, Leipzig 1874 p. 95—110), in welcher ein kurzer Überblick über die griechischen Culturelemente des römischen Altertums gegeben wird.

Alle diese Arbeiten aber, neben denen wir noch Beiträge von Corssen, Ruge, Tuchhändler, Vaniček und für das öconomisch-landwirtschaftliche Gebiet die „Haustiere und Culturpflanzen" V. Hehns hätten nennen können, sind in neuester Zeit übertroffen worden durch das außerordentlich gründliche und besonnene Werk O. Weises Die griechischen Wörter im Latein (Preisschrift der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft, Leipzig 1882). Dasselbe zerfällt in drei Teile, von denen der erste besonders von den Erkennungszeichen der Lehnwörter handelt, der zweite die Frage beantwortet: „Auf welchen Gebieten machen sich die Anregungen Griechenlands bemerkbar"? der dritte ein sorgfältiges Verzeichnis der aus dem Griechischen ins Latein entlehnten Wörter giebt (Besprochen von R. Thurneysen Deutsche Litteraturzeitung 1882 Nr. 35 und von A. Saalfeld Philologische Rundschau 1882 Nr. 37).

Im Norden läßt sich von vornherein annehmen, daß der germanische Sprachboden zahlreiche und bedeutsame fremdartige Elemente aufzuweisen haben werde. Die germanischen Völker, im Herzen Europas gelegen und durch ihre natürliche Beanlagung für die Vorzüge fremder Cultur empfänglich, bilden gleichsam ein großes Bassin, in welches die Culturströmungen Europas, von welcher Seite sie auch immer kommen mögen, sich sammeln. Ein treuer Spiegel dieses Verhältnisses ist der Lehnwörterschatz der germanischen Sprachen. Nur die Litteratur über die ältesten Bestandteile desselben hat uns hier zu beschäftigen.

Nur ganz vereinzelte Bemerkungen sind bisher über die Entlehnungen der germanischen Sprachen aus dem Celtischen gemacht worden. Auch dürfte es, da dieselben offenbar auf sehr

frühzeitige Berührungen beider Völker zurückgehen, schwer sein, zwischen Urverwandtschaft und Entlehnung in den einzelnen Fällen zu unterscheiden. Größere Aufmerksamkeit hat man den germanisch-slavischen Entsprechungen (Wörtern wie got. *stikls*, altsl. *stiklo*, lit. *stiklas* „Becher; got. *kintus*, altsl. *cęta* „Heller"; germ. *pflug*, slav. *plugŭ*, lit. *pliúgas*; ahd. *choufan*, altsl. *kupiti* „kaufen"; got. *dulgs*, altsl. *dlŭgŭ* „Schuld"; got. *plinsjan*, altsl. *plęsati* „tanzen" und vielen anderen) zugewendet, ohne daß man freilich auch hier einerseits das Urverwandte von dem Entlehnten zu sondern, andrerseits den Ausgangspunkt einer Entlehnung (ob auf slavischem, ob auf germanischem Boden) mit Sicherheit festzustellen vermocht hätte. Vgl. H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache p. 9, Lottner K. Z. XI p. 174 f., sowie die unten zu nennenden Sammlungen der slavischen Lehnwörter.

Aber diese Berührungen der Germanen mit ihren nördlichen Nachbarn stehen an Bedeutung weit zurück hinter dem Einfluß, welchen die Cultur des südlichen Europa, seitdem dieselbe mit dem Germanentum in nähere Berührung getreten ist, auf dasselbe ausgeübt hat. Verhältnismäßig gering und in größerem Umfang nur im Gotischen nachweisbar, sind die direkten Berührungen des Griechischen mit dem Germanischen. Hingegen übernimmt das römische Volk die weltgeschichtliche Aufgabe, die Schätze, die es zum Teil selbst erst aus weiter Fremde empfangen hat, dem Volke zu überliefern, von welchem es einst auf dem Schauplatz der Geschichte verdrängt zu werden bestimmt war. Diese Übermittlung vollzieht sich langsam und geräuschlos, unbemerkt von den Geschichtsschreibern, welche nur den kriegerischen Ereignissen, welche jene einführen, ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Aber die Sprache ist hier in Wirklichkeit unsere Geschichte, und die römischen Bestandteile des germanischen Wortschatzes entwerfen uns noch heute ein deutliches Bild der Richtungen, in denen die Berührung mit Rom befruchtend auf die germanische Civilisation gewirkt hat. Und so gleichartig in seinen Wirkungen ist der von seinen beiden gewaltigen, Germanien umklammernden Grundlinien des Rheines und der Donau auf alle germanischen Stämme sich erstreckende Einfluß Roms, daß ihm gegenüber die Germanen, doch schon damals dialektisch zergliedert, in sprachlicher Beziehung noch ein großes, einheitliches Ganze auszumachen scheinen. Was das heidnische Rom begonnen, vollendet das

christliche, das dem Andrang der lateinischen Sprache am weitesten die Thore öffnet.

Nach diesen Bemerkungen beschränke ich mich darauf, die Litteratur über die Lehnwörter der germanischen Sprachen, soweit sie mir bekannt ist, im kurzen mitzuteilen:

1856 H. Ebel Über die Lehnwörter der deutschen Sprache (Programm des Erziehungs-Instituts Ostrowo bei Filehne).

1861 W. Wackernagel Die Umdeutschung fremder Wörter (zuerst Programm zu der Promotionsfeier des Pädagogiums in Basel, später Kleinere Schriften III p. 252 f.).

1870 A. Volz Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Bedeutung, Berlin.

1874 E. Förstemann Geschichte des deutschen Sprachstammes I p. 612—618.

1878 Th. Heinze Über die Fremdwörter im Deutschen (Zeit- und Streitfragen VII p. 106).

1881 K. Roßberg Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung, Hagen.

Zu den bekannten Wörterbüchern von Grimm, Schade, Weigand u. a. kommt dann ganz neuerdings noch Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von F. Kluge I. u. II. Lieferung, Straßburg 1882.

Wenden wir uns nunmehr zu den östlichen Nachbarn der germanischen Völker, so finden sich die fremden Bestandteile der slavischen Sprachen gesammelt von F. Miklosich Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen (Denkschriften der phil.-hist. Classe der Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften XV p. 73—140, Wien 1867). Indem wir das alphabetisch angelegte, stattliche Verzeichnis derselben durchlaufen, zeigen sich uns für die ältere Zeit folgende Richtungen, in denen sich der Einfluß der Fremde auf die slavischen Sprachen vollzieht. Zunächst gehört der größere Teil dieser Fremdlinge demjenigen Culturkreis an, welcher von dem classischen Boden der Mittelmeerländer ausgehend den germanisch-slavischen (zum Teil auch keltischen) Norden umschließt (vgl. Wörter wie griech.-lat. *διάβολος*, ahd. *tiuval*, altsl. *djavolŭ;* griech. *καῖσαρ*, lat. *caesar*, ahd. *kaisar*, altsl. *cěsarĭ* u. s. w.). Dabei ist es nicht selten zweifelhaft, ob die Entlehnung in das Slavische direkt aus dem Griechisch-Lateinischen oder durch die Vermittlung der Germanen erfolgt sei. Bei einigen Wörtern ist beides zugleich der Fall. So ist das altsl. *kaležĭ* „Becher"

direkt = lat. *calix*, während neusl. *kelih*, russ. *keljuchŭ* mit ihrem auslautenden *h* unmittelbar aus dem Deutschen (ahd. *chelih = calix*) stammen. Ferner ist in das Altslavische eine nicht unbeträchtliche Menge griechischer Culturwörter direkt vom byzantinischen Boden eingedrungen, welche sich auf die slavischen Sprachen beschränken (vgl. altsl. *plinŭta* „Ziegelstein", πλίνϑος; altsl. *kositerŭ* „Zinn", κασσίτερος; altsl. *izvistĭ* „Kalk", ἄσβεστος; altsl. *kadĭ* „Krug", κάδος, lat. *cadus*; *korablĭ* „Schiff", griech. κάραβος und andere).

Scharf unterschieden von dieser eben besprochenen Gattung von Fremdwörtern, welche ihren Ursprung im Süden Europas haben, sind die Entsprechungen, welche die slavischen Sprachen mit den germanischen, zum Teil auch mit den celtischen (altsl. *bračina*, ahd. *pruoh*, lat.-kelt. *bracae* „Beinkleider" (vgl. oben p. 89), russ. *jabednikŭ „magistratus quidam"*, got. *andbahts*, celt. *ambactus* 2c.) gemein haben. Auf die Schwierigkeiten, welche dieselben bieten, haben wir schon oben hingewiesen.

Endlich lassen sich auch östliche, sowohl iranische (vgl. z. B. russ. *korda*, pers. *kârd* „Messer") als auch turko-tatarische (z. B. russ. *kazanŭ*, türk. *quazân* „Schatz", vgl. H. Vámbéry Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes p. 25) Einflüsse in dem slavischen Wortschatz nicht verkennen.

Nach Miklosich hat Ant. Matzenauer die slavischen Fremdwörter in einer Schrift *Cizí slova ve slovanských řečech v Brně* 1870 gesammelt. Leider verbot mir die Sprache, in welcher dieses Buch verfaßt ist, dasselbe zu benutzen. Aus zahlreichen Citaten in Krecks Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte geht aber hervor, daß Matzenauer zahlreiche Wörter, welche Miklosich für entlehnt hält, als urslavische ansieht. Die slavischen Bestandteile des litauischen Wortschatzes sind gesammelt in dem schon genannten Buch A. Brückners Die slavischen Fremdwörter im Litauischen, Weimar 1877. Verweilen wir endlich noch einige Augenblicke bei den Celten, so ist hier für die Sammlung des entlehnten Sprachguts noch äußerst wenig geschehen. Die wichtigsten lateinischen Lehnwörter des Altirischen sind zusammengestellt bei Ebel (Beiträge II p. 139 f.) und in den *Three Irish glosses by* W. S(tokes) London 1862, *preface* p. XX f.

IV. Capitel.

Die Untersuchungen über die Urheimat des indog. Volkes.

Die Frage nach der ursprünglichen Heimat des indog. Urvolkes schien, wie wir in unserem ersten Cap. gezeigt haben, bereits vor etwa 30—40 Jahren zu einer definitiven Entscheidung gelangt zu sein. Die Gründe, welche die Forscher in die Thäler des Oxus oder auf die Abhänge des Mustagh und Belurtagh (vgl. oben p. 12 Anm.) als zu dem ersten Ausgangspunkte der Indogermanen geführt hatten, waren teils allgemeiner Natur, hervorgegangen aus der Auffassung Asiens als der Geburtsstätte der Menschheit und menschlichen Gesittung überhaupt, teils waren sie eine Verallgemeinerung gewisser Fingerzeige, welche die älteste mythische Geschichte der indisch-iranischen Völker für das Urland derselben zu enthalten schien, auf die übrigen indog. Stämme.

Seitdem man damit begonnen hatte, durch die Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft in die Culturwelt des indog. Altertums einzudringen, verfehlte man auch hier nicht, nach Gründen zu forschen, welche geeignet wären, jene Hypothese über den Ursprung der Indogermanen zur geschichtlichen Gewißheit zu erheben. Der erste, welcher diesen Versuch machte, war wiederum Adolphe Pictet, dessen *Origines Indo-européennes*, wie wir schon oben sahen, in ihrem ganzen ersten Bande (1859) der Beweisführung gewidmet sind, daß die Heimat der Indogermanen in dem alten Baktrien oder genauer in den Gegenden zwischen dem Hindukusch, Belurtagh, dem Oxus und dem Kaspischen Meer zu suchen sei.*)

---

*) Bis in die hohen Thäler des Belurtagh und Mustagh läßt Pictet

Die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen aus Pictet sich für diese Länder entscheidet, sind im wesentlichen die schon früher besprochenen. Nur darauf wird von Pictet noch ein besonderes Gewicht gelegt, daß gerade die geographische Ausbreitung der Indogermanen, wie sie historisch vorliege, auf Baktrien als auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der zerstreuten Stämme hinweise. Wir haben oben p. 105 gesehen, wie sich derselbe die ältesten Berührungen und das allmähliche Auseinandergehen der indog. Völker theoretisch vorstellt. Dies auf die geographischen Verhältnisse Baktriens und der angrenzenden Länder übertragen, würden nach Pictet (vgl. p. 51 f.) die Vorfahren der Iranier im Nord-Osten bis zu der Grenze Sogdianas gegen den Belurtagh, die Vorfahren der Inder dagegen im Süd-Osten bis zu den Abfällen des Hindukusch ihre Wohnsitze gehabt haben. Diese von hohen Gebirgsketten umrahmte Lage der beiden Stämme, „da wo naturgemäß eine Auswanderung sich vollziehen konnte", soll zugleich erklären, warum dieselben länger als die übrigen ungetrennt bei einander geblieben sind. Im Süd-Westen des genannten Gebietes stellt sich dann weiter Pictet die späteren Gräco-Italer vor, welche ihre Wanderungsrichtung über Herat, durch Chorasan, Masenderan nach Kleinasien und dem Hellespont zu nahmen. Am weitesten westlich wohnten auch in der Urheimat die celtischen Stämme, die um den Süden des Kaspischen Meeres herum nach dem Kaukasus zogen, hier in den fruchtbaren Landschaften Iberiens und Albaniens*) eine längere Rast machten, dann den Kaukasus durchbrachen und nördlich um das Schwarze Meer herum Donauaufwärts nach Europa einzogen. Den Norden der Urheimat müssen endlich die Vorfahren der Germanen und Slavo-Litauer mit ihren Sitzen längs dem Laufe des Oxus eingenommen haben. Ihr Weg nach Europa führt dieselben durch die weiten Flächen Scythiens zum Pontus Euxinus.

---

nur Zweige des arisch-iranischen Stammes hinaufrücken, von wo sie, nachdem die Auswanderung anderer arischen Volkszweige Platz geschaffen hatte, wieder in glücklichere Gegenden hinabzogen (vgl. p. 37).

*) Der Zusammenklang des kaukasischen *Iberia*, spanischen *Iberia*, irischen *Ivernia* (*Ἰέρνη*, altir. *Ériu*, *Érend*), ebenso wie der des kauk. *Albania* und brittischen *Ἄλβιον* (ir. *Albainn* „Bergland"), auf welchem die obige Hypothese beruht, ist ohne Zweifel ein zufälliger. Vgl. H. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 86, 481, 528.

Wenn so unser Autor durch Erwägungen aller Art nach Baktrien als nach dem Ausgangspunkt der Indogermanen geführt wird, so findet er diese seine Ansicht weiterhin auf das „glänzendste“ bestätigt durch eine ganze Reihe anderer Gründe, welche er der linguistischen Erschließung des indog. Culturlebens entnimmt.

Als von besonderer Wichtigkeit zunächst für die allgemeine Bestimmung der Breitengrade, unter denen die Lage der indog. Urheimat zu suchen sei, betrachtet Pictet die Benennungen, welche bereits das Urvolk für die Jahreszeiten und mit ihnen zusammenhängendes hatte. Da er nun für die Urzeit eine dreifache Teilung des Jahres annimmt: den Winter (*hiems*) mit Schnee (*nix*) und Eis (ahd. *îs* = iran. *isi*), den Frühling (*ver*), den Sommer (ahd. *sumar* cymr. *ham*, iran. *hama*, skrt. *sámâ*), so wird er nach der von Jakob Grimm in seiner deutschen Mythologie gemachten Bemerkung, daß je weiter nach Norden zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter hervortreten, je weiter nach Süden drei, vier oder fünf unterschieden werden, zu einem gemäßigten Klima und einer mittleren Breite geführt. Dies stimme aber aufs beste mit den klimatischen Verhältnissen des alten Baktriens überein, das, obwohl unter gleichen Breiten wie Griechenland und Italien gelegen, doch vermöge seiner hohen Erhebung über den Meeresspiegel in klimatischer Hinsicht dem mittleren Europa entspreche und einen so kalten Winter habe, daß der Oxus oft von einem Ufer zu dem anderen gefriere (p. 89—109).

Eine weitere Bestätigung seiner Ansicht glaubt Pictet aus denjenigen Wortreihen zu gewinnen, welche für die Topographie des indog. Urlandes beweiskräftig seien. Zwar können die zahlreichen Übereinstimmungen der indog. Sprachen in den Benennungen der Begriffe Berg und Thal, Strom und Bach 2c. nur darauf einen Schluß gestatten, daß die Heimat der Indogermanen kein berg- und wasserarmes Land gewesen sei. Von größter Wichtigkeit aber ist ihm der Umstand, daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung das Meer kannten, was Pictet aus der Vergleichung von lat. *mare*, irisch *muir*, got. *marei*, lit. *mārės*, altsl. *morje* mit skrt. *mîra* „Meer, Ocean“ folgert. Ja, indem er diese Wortsippe auf die Wurzel *mṛ* (*mar*, cf. *mors*) „sterben“ zurückführt und zu ihr auch das skrt. *marú* „Wüste“ stellt, glaubt er zugleich den Nachweis führen zu können, daß

das Meer, welches in dem Horizont der Indogermanen lag, das Kaspische gewesen sein müsse. Dieses durch weite Sandflächen von dem Culturboden Baktriens getrennte Meer konnte in der Vorstellung des Urvolkes leicht mit dem Begriff der Wüste (*mîra: marú*) zusammenfließen. Daß überhaupt die Indogermanen den Westen als die „Wüste" oder das „Meer" bezeichneten, soll ferner aus einer ganzen Reihe von Zügen der Einzelsprachen, von denen ich nur unser germanisches *westen* hervorheben will, welches mit lat. *vastum* (*vastum mare, πόντος ἀτρύγετος*) ꝛc. verglichen wird, hervorgehen. Übrigens müssen es schon nach der obigen Gruppierung der Stämme im Urland vorwiegend die europäischen Indogermanen gewesen sein, in deren Gesichtskreis das Meer lag, wie auch aus der auf die Sprachen dieser Völker beschränkten gemeinsamen Benennung der Auster (griech. *ὄστρεον*, lat. *ostrea*, ahd. *auster*, irisch *oisridh* (O'R.), russ. *ustersŭ*) sich folgern lasse (p. 109—145).

Es folgt nun weiter die Besprechung der drei Naturreiche, des Mineral-, Pflanzen- und Tierreiches, immer mit besonderer Rücksicht auf die Punkte, welche geeignet sein könnten, die Hypothese des baktrischen Ursprunges der Indogermanen zu unterstützen. Da nun, wie wir schon oben sahen, Pictet gerade die Kenntnis der wichtigsten Metalle, des Goldes, Silbers, Eisens, Kupfers, auch des Zinnes und Bleies schon der indog. Urzeit zuschreibt, so folgt ihm auch hieraus, daß das indog. Urland ein sehr bergiges und mineralreiches gewesen sei. Von den aber für den Ausgangspunkt der Indogermanen allenfalls in Betracht kommenden Landstrichen Asiens ist nach P. allein das von den goldführenden Wassern des Oxus durchströmte und von den metallreichen Höhen des Hindukusch und Belurtagh durchzogene Baktrien im Stande, die auf Grund der vergleichenden Sprachforschung an das indog. Urland zu stellende Forderung zu erfüllen (p. 149—187).

Aus der Pflanzenwelt zeigen die Namen der Waldbäume nur für die Birke eine Entsprechung im Sanskrit (skrt. *bhûrja* = russ. *bereza*). Doch beweisen die sonstigen Entsprechungen und der Reichtum an gemeinsamen Bezeichnungen für die Begriffe Holz, Baum, Wald ꝛc., daß das Heimatsland der Indogermanen keine baumlose Steppe, sondern reich an großen Wäldern war (p. 188—237).

Von größter Wichtigkeit sind dagegen die Culturpflanzen.

Zwar weicht in der Benennung der Fruchtbäume das Sanskrit ebenfalls durchgängig aus; dennoch hält sich Pictet durch anderweitige Übereinstimmungen der indog. Sprachen (vgl. germ. *apfel*, lit. *óbûlas*, ir. *uball*, von ihm zurückgeführt auf ein fingiertes *â-phala* : skrt. *phála* „Frucht" ꝛc.) für berechtigt, die Cultur bestimmter Obstarten wie des Apfel-, Birnen-, Pflaumenbaumes wie auch des Weinstockes, der hier mit besprochen wird, der indog. Urzeit zuzuschreiben. Da nun die Naturforscher, in erster Linie A. de Candolle in seiner *Géographie botanique*, die Heimat der Fruchtbäume ebenso wie die des Weinstockes in die Nachbarschaft Baktriens, in den Süden des Kaspischen Meeres und nach Armenien verlegen, andererseits schon Quintus Curtius den Obst- und Weinreichtum Baktriens rühmend hervorhebe, der von neueren Reisenden für die Gegenden von Balkh und Bokhara bestätigt werde, so ist für Pictet eine neue Bestätigung seiner baktrischen Hypothese gewonnen (p. 237—257).

Dieselben Schlüsse werden nun auch auf dem Gebiete der Cerealien und der übrigen Ackerbaufrüchte gezogen, von denen, wie wir schon oben sahen, die weitaus meisten und wichtigsten der indog. Urwelt von Pictet zugeschrieben werden. So ist der Weizen und die Gerste, für deren Cultur in der Urzeit wir oben die linguistischen Gründe geprüft haben, nach A. de Candolle ebenfalls in der Nähe Baktriens, der erstere zwischen den Gebirgen Centralasiens und dem Mittelmeer, der letztere im Süden des Kaukasus an den Ufern des Kaspischen Meeres und vielleicht in Persien einheimisch, so daß also wiederum die Indogermanen zu den ersten Anbauern dieser Getreidearten gehören mußten u. s. w. (p. 257—327).

Schließlich folgt die Besprechung des Tierreiches. Auch über die Fauna der indog. Urzeit urteilt Pictet, daß dieselbe im allgemeinen der eines gemäßigten Klimas und im speciellen der des alten Baktrien entspräche. Die noch heute in Bokhara und den angrenzenden Gegenden einheimischen Bär, Wolf, Fuchs, Wildschwein, Dachs, Hase, Marder, Iltis, Wiesel, Murmeltier, Igel, Maus u. s. w. u. s. w. weiß unser Autor sämtlich in dem Wortschatz der indog. Urzeit zu entdecken. Auch die Bekanntschaft mit den großen asiatischen Raubtieren, Löwe und Tiger, weist er derselben zu, den ersteren wegen seines bei den europäischen Indogermanen übereinstimmenden Namens (lat. *leo* ꝛc.), und weil das Vorkommen desselben in Sogdiana durch

Quintus Curtius VIII 2 bezeugt werde, den letzteren, ohne irgend einen sprachlichen Hintergrund zu haben (vgl. oben p. 26).

Endlich glaubt Pictet auch durch den Ausgangspunkt der menschlichen Haustiere, deren Kreis nach ihm mit Ausnahme etwa des Esels und der Katze schon in der Urzeit abgeschlossen war, in die Nachbarschaft des alten Baktriens geführt zu werden. Sein Gewährsmann in diesen Fragen ist ausschließlich H. F. Link, der sich in seinem Buche Die Urwelt und das Altertum so äußert: „Auch die Haustiere sind jenen Himmelsstrichen (Armenien und Medien) nicht fremd; denn unser Hund ist in diesen oder anliegenden Ländern höchst wahrscheinlich wild, und für die meisten anderen Haustiere läßt sich außer diesen Ländern keine andere Heimat mit Wahrscheinlichkeit angeben. Zwar gehören Ziege und Schaf den Gebirgen, das Pferd großen Ebenen, der Ochse großen Wäldern an, aber alles dieses fand sich in nahegelegenen Gegenden, und wenn auch das Pferd aus den Gegenden ostwärts vom Kaspischen Meere herstammen möchte, so würde dieses doch keinen Gegenbeweis liefern, da der ursprüngliche Sitz unserer Cultur und des Volkes, von welchem wir sie haben, nicht gerade auf einen kleinen Raum eingeschränkt zu sein brauchte."

Der Pictetschen Argumentation schließt sich rückhaltslos auch F. Justi in dem oben (p. 31) besprochenen Aufsatz Über die Urzeit der Indogermanen an. Nicht weniger entschieden sprechen sich die auf Pictet folgenden Forscher für Asien als den Ausgangspunkt der Indogermanen aus, indem sie sich mehr oder weniger den von Pictet bestimmten Gegenden nähern. So A. Schleicher, so F. Misteli, der aber den Löwen nicht zur urindog. Fauna*) zählt, so M. Müller, der indes aus

---

*) „Wir nehmen sonach an, die Arier hätten den Löwen nicht gekannt, brauchen aber deshalb doch nicht die Südgrenze der Urheimat der Arier noch höher hinaufzurücken, um uns nicht zu weit von Indien und Persien zu entfernen, sondern können sie unter den oben erwähnten Breitegraden (40 und 41) östlich von Sogdiana belassen, in den Ostabhängen des Belurdag und Musdag, dem höchsten Teile Centralasiens, wohin sich Curtius' Löwen (vgl. oben) nicht werden gewagt haben, so daß den europäischen Stämmen, als sie nach Westen aufbrachen, Löwen erst in der Ebene entgegentraten, die sie im Hochland nicht geschaut, ebenso den Persern, die nach Südwesten, und den Indern, die nach Süden abzogen" (Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturw. Ges. 1866 p. 149).

mare und seiner Sippe gerade den entgegengesetzten Schluß als Pictet zieht, daß nämlich die Indogermanen vor ihrer Trennung das Meer nicht gekannt hätten (vgl. Essays II p. 41 f. und oben p. 33), so W. Sonne, der die Indogermanen noch im Urland weit über die Grenzen des Oxus nordwärts sich ausbreiten läßt (vgl. oben p. 73) u. a. m.

Am eingehendsten hat nach Pictet die Frage der indog. Urheimat J. Muir in seinen *Original Sanskrit Texts* II. Band, 1860, zweite Auflage 1871 in dem dritten Capitel *Affinities of the Indians with the Persians, Greeks and Romans, and derivation of all these nations from Central Asia* behandelt. Allerdings enthalten die Ausführungen dieses Gelehrten, nachdem in Sect. VI eine ausführliche Widerlegung der oben (p. 9) erwähnten Curzonschen Ansicht von dem indischen Ursprung der Indogermanen gegeben ist, ausschließlich Referate aus den Werken anderer, für Central-Asien eintretender Gelehrten (vgl. Sect. VII *Central Asia the cradle of the Arians*), ohne daß diese Hypothese, zu welcher sich Muir selbst bekennt, durch neue Argumente gestützt würde. Hingegen verdient unser Interesse Sect. VIII des Muirschen Werkes *(on the national traditions of the Indians regarding their own original country)*, insofern hier die Punkte zusammengestellt und besprochen werden, welche für die Herkunft der Inder aus dem Trans-Himâlaya-Land zu sprechen scheinen. Und zwar sollen für die in Indien fortlebende Erinnerung eines nördlichen Heimatlandes beweisend sein: erstens die Rolle, welche in der Terminologie der Jahreszeiten in den ältesten Hymnen des Rigveda der Winter spielt, der später allmählich von dem Herbste abgelöst wird, zweitens die schon von Lassen (vgl. Zeitschrift für die Kunde d. M. II p. 62 f.) betonte Sage von dem glückseligen, durch die Tradition in den äußersten Norden versetzten Volke der *Uttarakuravaḥ**) (den Ὀτταροκόραι des Ptolemäus), drittens eine Stelle des Atharvaveda, nach welcher die Heilpflanze *kúshṭa* auf der andern (nördlichen) Seite des Himâlaya wächst, und viertens ein Passus des *Kaushîtaki-brâhmaṇa*, in welchem von der größeren Reinheit der nördlichen Sprachen die Rede ist. Die schon oben

---

*) Neuerdings sind dieselben von H. Zimmer (Altind. Leben p. 101 f.) vielmehr nach Kashmir verlegt worden. Vgl. dagegen W. Geiger Ostiran. Cultur p. 41.

(p. 12 Anm.) erwähnte Flutsage des *Çatapatha-brâhmaṇa* hält Muir in der zweiten Auflage seines Buches, besonders aus sprachlichen Gründen (die Lesart *atidudrâva* „er setzte über“ *sc.* diesen nördlichen Berg ist zweifelhaft) nicht mehr für stichhaltig (vgl. p. 323 Anm. 96).

Die Sect. IX des Muirschen Werkes *(Wether any tradition regarding the earliest abodes of the Arian race is contained in the first fargard of the Vendidad)* behandelt, hier wieder durchaus referierend, die Frage, ob die bekannte Aufzählung der 16 Landschaften in dem genannten Abschnitt des Zendavesta Schlüsse auf die Ausbreitung der ältesten Indogermanen im allgemeinen und der Iranier im besonderen zulasse. Wir sehen, daß sich in diesem Punkte die Anschauungen der Forscher seit Rhode und Lassen (vgl. oben p. 9 u. 12) wesentlich verändert haben. Bereits im Jahre 1856 hatte H. Kiepert in den Monatsberichten der Berliner Akademie d. W. p. 621—647 die späterhin besonders von M. Haug vertretene Ansicht von der Beweisfähigkeit des ersten Fargards des Vendidâd für die Ausbreitung der Indogermanen (vgl. Das erste Capitel des Vend. übersetzt und erläutert, in Bunsens Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte, Schlußband p. 104—137) bedenklich erschüttert, indem er nachwies, daß die Erwähnung der 16 Landschaften, von so großer historischer und geographischer Wichtigkeit sie sonst sei, doch nur den Umfang der geographischen Kenntnisse der Verfasser des Zendavesta darstelle, von Wanderungen und allmählicher Ausbreitung der Iranier, oder gar der Arier oder Indogermanen dabei absolut nicht die Rede sei. Diese ohne Zweifel richtige Auffassung der Stelle teilten aber mit Kiepert auch namhafte Orientalisten wie M. Müller und M. Bréal (Muir a. a. O. p. 314 u. 334), ja selbst Spiegel, der in dem ersten Band seines Avesta p. 59 sich noch für die Auffassung Rhodes und Lassens entschieden hatte, trat schon in dem zweiten Band des genannten Werkes p. CIX zu den Bekämpfern derselben über.

Indessen konnte es auf dieses eine Argument für die central-asiatische Herkunft der Indogermanen mehr oder weniger nicht ankommen. Schienen doch noch außerdem eine Menge ethnographischer, historischer und linguistischer Momente sich zu einer erdrückenden Beweismasse für dieselbe zu vereinigen. So standen die Dinge, als plötzlich der erste Zweifel an dieser fast

schon zu geschichtlicher Gewißheit gewordenen Hypothese von dem asiatischen Ursprung der Indogermanen in England auftauchte. R. G. Latham war es, welcher in seinem an heterodoxen Ansichten reichen Werke *Elements of comparative philology* London 1862 die schon früher ausgesprochene (vgl. *The native races of the Russian empire* London 1854 und noch früher Lathams Ausgabe der Germania 1851 LXVII p. CXXXVII) Behauptung wiederholte und näher begründete, daß vielmehr in Europa die ursprünglichen Sitze der Indogermanen zu suchen seien (vgl. *l. c.* p. 611 f.).

Latham geht von der Annahme einer näheren Verwandtschaft des Sanskrit mit den litu-slavischen Sprachen aus, die er besonders in der Lautlehre durch das oben (p. 98) erörterte Verhältnis der indog. Gutturalreihen für erwiesen erachtet. Demgemäß müsse die ursprüngliche Lage des Sanskrit sich mit der des Slavisch-Litauischen berührt, und das Sanskrit entweder Indien von Europa, oder Litauisch, Slavisch, Lateinisch, Griechisch und Deutsch Europa von Indien aus erreicht haben. Zu einer Entscheidung für eine dieser beiden Möglichkeiten, welche an sich gleich denkbar seien, fehle nun jede Spur eines Beweises. „*What I have found in its stead is a tacit assumption that as the East is the probable quarter in which either the human species, or the greater part of our civilization, originated, everything came from it. But surely, in this, there is a confusion between the primary diffusion of mankind over the world at large and those secondary movements by which, according to even the ordinary hypothesis, the Lithuanic etc. came from Asia into Europe* (p. 612)." Es komme daher allein auf eine Erwägung ihrer allgemeinen Wahrscheinlichkeit an. Da nun, so fährt Latham in seinem Raisonnement fort, *a priori* die Wahrscheinlichkeit dafür spreche, daß die kleinere Klasse dem Verbreitungsgebiet der größeren entstamme, da auch in der Naturwissenschaft die Species von der Area des Genus und nicht das Genus von der Area der Species abgeleitet zu werden pflege, da ferner nicht das Germanische aus dem Englischen und nicht das Finnische aus dem Magyarischen sondern umgekehrt hervorgehe, so müsse auch der Ausgangspunkt des Sanskrit in Europa und zwar an der östlichen oder süd-östlichen Grenze des Litauischen gesucht werden. Oder, wie es schon in der angeführten Ausgabe der Germania heißt: „Wenn wir zwei Zweige derselben Sprachklasse

besitzen, die getrennt von einander sind, und von denen einer ein größeres Gebiet hat und mehr Varietäten zeigt, während der andere geringern Umfang und größere Homogenität besitzt, so ist anzunehmen, daß der letztere von dem ersteren abstammt, und nicht umgekehrt. Die Indo-Europäer Europas von den Indo-Europäern Asiens ableiten, ist in der Ethnologie dasselbe, als wenn man in der Herpetologie die Reptilien Großbritanniens von denen Irlands ableiten wollte."

Einen nicht minder starken Zweifel an der Tragkraft der für die asiatische Herkunft der Indogermanen aufgestellten Argumente äußerte im Jahre 1867 W. D. Whitney (*Language and study of language* p. 201 f.; vgl. auch 1876 Leben und Wachstum der Sprache, übers. v. A. Leskien p. 203). Er ist der Meinung, daß weder Geschichte noch Sage noch Sprache irgend einen Aufschluß über die Lage der indog. Heimat gestatte. Besonders kann er nicht begreifen, wie man die geographischen Erinnerungen des Zendavesta (vgl. oben p. 124) als einen Hinweis auf die Richtung der indog. Wanderung habe ansehen können.*)

Den Zweiflern schloß sich schon im folgenden Jahre Th. Benfey an, nur daß er nicht den skeptischen Standpunkt Whitneys teilt, sondern mit Entschiedenheit für die Abstammung der Indogermanen aus Europa eintritt. (Vgl. Vorwort zu dem Wörterb. der indog. Grundsprache von A. Fick 1868 p. VIII f. und Geschichte der Sprachwissenschaft 1869 p. 597—600). „Seitdem es," sagt er Vorwort p. IX, „durch die geologischen Untersuchungen feststeht, daß Europa seit undenkbaren Zeiten der Wohnsitz von Menschen war, zerfallen alle Gründe, welche man bisher für die Einwanderung der Indogermanen von Asien aus geltend gemacht hat, und die wesentlich auf den mit unserer frühsten Bildung uns eingeprägten Vorurteilen beruhen, in ihr Nichts." Bestimmt aber soll gegen Asien und für Europa die linguistische Thatsache sprechen, daß sich in der urind. Fauna Namen für die großen asiatischen Raubtiere Löwe und Tiger ebenso wenig auffinden ließen wie für das asiatische Transporttier, das Kamel. „Aus dem Umstand," wird Geschichte der

*) Der Übersetzer und Herausgeber J. Jolly (1874) erklärt sich dagegen bestimmt für die östliche Urheimat der Indogermanen, besonders wegen des „immer wahrscheinlicher werdenden ursprünglichen Zusammenhangs der Indogermanen und Semiten" (vgl. p. 304 f. d. deutschen Ausg.).

Sprachwissenschaft p. 600 Anm. hinzugefügt, „daß die Inder den Löwen durch ein Wort bezeichnen (*siṁhá*), welches nicht aus einer indog. Wurzel gebildet*) ist, die Griechen aber entschieden durch ein Lehnwort (*λῖς, λέων* aus hebr. *laish* ꝛc.), darf man schließen, daß beide ihn in der Ursprache gar nicht kannten, sondern ihn erst nach ihrer Entfernung von da kennen lernten und ihm höchst wahrscheinlich den Namen ließen, unter welchem er ihnen bei nicht-indog. Völkern bekannt wurde." Benfey stellt ein genaueres Eingehen auf die Frage nach den Ursitzen der Indogermanen in Aussicht, welches aber unterblieben ist. Nur aus späteren Andeutungen (vgl. Allgemeine Zeitung 1875 p. 3270) erfahren wir, daß des genaueren Benfey den Schauplatz der indog. Entwicklung fast an die Grenzen Asiens, in die Gegend nordwärts des Schwarzen Meeres, von den Mündungen der Donau bis zum Kaspisee verlegt. Auch erkläre sich so durch die „reichen Salzsümpfe" (vgl. V. Hehn) an den Ufern des Aral-Sees und des Kaspischen Meeres bequem die von Benfey schon dem Urvolk zugeschriebene Bekanntschaft mit dem Salze (vgl. oben p. 56 f.).

Einen beredten Anwalt fand die Latham-Benfeysche Polemik gegen die Annahme, daß in Asien die Heimat der Indogermanen zu suchen sei, in L. Geiger, der in einem 1869—70 geschriebenen Aufsatz Über die Ursitze der Indogermanen (herausg. in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit 1871 p. 113 f.) den Nachweis zu führen strebt, daß Deutschland als die Urheimat der Indogermanen, besonders das mittlere und westlichere, betrachtet werden müsse. Unter den Argumenten, welche Geiger für seine Hypothese anführt, nimmt der Charakter der Baumvegetation, wie er sich für das Urland der Indogermanen ergebe, eine hervorragende Stelle ein. Neben Fichte, Weide, Esche, Erle, Haselstaude treten nämlich nach Geiger besonders drei Waldbäume, die Birke (skrt. *bhûrja*,**) lit. *bérżas*, russ. *bereza*, deutsch *birke*), die Buche (lat. *fagus*, griech. *φηγός* „Eiche",***)

---

*) Doch entspricht nach Hübschmann K. Z. XXIII p. 39 armenisch *indz*, *ints* „Leopard" = skrt. *siṁhá;* auch armen. *vagr* „Tiger" entspricht skrt. *vyâghrá* ibid. p. 20. Vgl. P. de Lagarde Armenische Stud. p. 61 u. 141.

**) Ossetisch *barse*; vgl. auch W. Tomaschek Centralas. Stud. II. p. 60.

***) Die merkwürdige Bedeutungsdifferenz zwischen deutsch *buche*, lat. *fagus* und griech. *φηγός* „Eiche" erklären Geiger (a. a. O. p. 137) und Fick (vgl. Wörterbuch [2] p. 1048) ansprechend aus der Annahme, daß die Griechen

deutsch *buche*) und die Eiche (skrt. *dru*, got. *triu* „Baum, Holz", griech. *δρῦς* „Eiche", altir. *daur* desgl.) besonders deutlich in der Übereinstimmung der Sprachen hervor. Von diesen Bäumen soll nun die Buche besonders geeignet für die Bestimmung der indog. Urheimat sein. Da nämlich die Heimat dieses Baumes im Westen der preußischen Ostseeprovinzen*) zu suchen sei, andererseits aber „die Buche um den Anfang der christlichen Zeitrechnung Holland (vgl. Geiger a. a. O. p. 136) und England (*Caesar de bello gall.* V Cap. 12) noch nicht erreicht hatte, und in der indog. Urzeit wahrscheinlich noch weit weniger nördlich gekommen war, so müssen wir wohl bis in die unbestrittene alte Region dieses Baumes nach Süden hinaufschreiten, was für Deutschland etwa bis zum Thüringerwalde führen würde. Ganz außer Acht läßt Geiger bei diesem Schlusse, daß der Name der Buche sich bei den asiatischen Indogermanen nicht findet. Offenbar mit mehr Recht wird daher der gleiche Umstand von A. Fick nur für die Bestimmung der Heimat der europäischen Indogermanen verwertet (vergl. Wörterbuch [2] p. 1047 f.).

Mit der Hypothese Geigers soll nun auch übereinstimmen, daß die „beiden einzigen Getreidearten, deren Anbau die Urzeit kannte", Gerste und Roggen gewesen seien. Diese Ansicht fußt, was den Roggen anbetrifft, auf ahd. *rocco*, preuß. *rugis*, lit. *rugieĩ*, russ. *rož* 2c., welches nach Grimms und Pictets Vorgang mit skrt. *vrîhí* „Reis" verglichen wird. Daß aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Wortreihe „Roggen" gewesen sei, gehe aus der Bedeutungsübereinstimmung der nordeuropäischen Sprachen unter sich und mit dem thrakischen *βρίζα* (*Galenus de alim. fa-*

---

aus einer Buchen- in eine Eichengegend gekommen seien, was mit einer großen Wahrscheinlichkeit für die Besiedelung Griechenlands von Norden her spricht. Vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 236: „Die häufigsten Waldbäume sind die immergrünen Eichenarten ......; erst an den N. O.-Abhängen der thessalischen Küstengebirge, im inneren Epeiros und Makedonien tritt die Buche auf." Über die sehr kühne Erklärung dieser Verhältnisse durch M. Müller (Vorlesungen, deutsche A. II p. 211 f.) vgl. Geiger a. a. O. p. 132 f.

*) Genauer: „Die nordöstliche Vegetationslinie der Buche beginnt im südlichsten Teile Norwegens, berührt die schwedische Westküste von Gothenburg, geht an der Ostküste nur bis Kalmar und durchschneidet fast geradlinig den Kontinent vom frischen Haff bei Königsberg aus über Polen bis Podolien, und bis sie jenseits der Steppen in der Krim und am Kaukasus sich wieder fortsetzt." Griesebach Die Vegetation der Erde 1872 I p. 88.

cult. 1, 13) hervor.*) „Ein Strich, auf welchem Roggen und Gerste, und nicht auch Weizen gedeiht, möchte nur in Nord-europa zu suchen sein; aber für eine sehr frühe Zeit müssen wir ohne Zweifel auch eine südlichere Zone von der Cultur des Weizens ausschließen" p. 140.

Hochgeschätzt war in der indog. Urzeit nach Geiger auch das „ächt europäische Färbekraut", die Waidpflanze (griech. *ἰσάτις*, lat. *vitrum*, germ. *waid*, aus *waisd*), welche den Indogermanen zum — Tätowieren des Körpers diente, eine Idee, auf welche Geiger durch den Bericht des Caesar (*de bello gall.* V Cap. 14) über die indog. Britanner: *se vitro inficiunt, quod caeruleum efficit colorem* gebracht wird.**) Es sei hier überhaupt die Bemerkung gemacht, daß Geiger sehr widerspruchsvolle Ansichten über den Culturzustand des Urvolkes entwickelt. Während einerseits gesagt wird, daß dasselbe „eine staatliche Organisation besaß, Viehzucht, Ackerbau und sogar Handel trieb, und Erzeugnisse der Kunstfertigkeit und der Industrie (auch Gold und Eisen) hatte, die eine verhältnismäßig hohe Culturstufe und einen nicht unbedeutenden Völkerverkehr bekunden" (p. 122), heißt es andererseits, daß das Urvolk „ohne Zweifel äußerst roh war", ungefähr auf der Culturstufe der von Caesar geschilderten Britanner stand, noch nicht den Hund gezähmt hatte, weder Pfeil noch Bogen besaß u. s. w. Eine höhere Stufe nimmt nach G. die „ario-gräkische" Spracheinheit (vgl. oben p. 94) ein.

Für Deutschland spricht unserem Autor ferner das, worauf schon Pictet hingewiesen hatte, daß nämlich die indog. Sprachen nur für Frühling, Sommer und Winter einheitliche Benennungen haben, nicht aber für den Herbst. Da nun nach Tacitus Germ.: *hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent; auctumni perinde nomen ac bona ignorantur*, so wird daraus gefolgert: „Schon um dieser merkwürdigen Stelle willen dürfen wir wohl sagen: wenn der Sitz des indog. Urvolkes nicht Deutschland war, so muß er wenigstens in Beziehung auf Temperatur und Eindruck der Jahreszeiten dem Deutschland des Tacitus ganz ähnlich gewesen sein" (p. 146).

*) Vgl. V. Hehn Culturpflanzen und Haustiere [3] 491 u. oben p. 85. Vgl. armen. *brinz*, P. de Lagarde Armen. Stud. p. 31.

**) Eingehender wird von Geiger über die Tätowierung der indog. Völker in sachlicher und sprachlicher Beziehung gehandelt in Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 71 f.

Auch die Fauna der Urzeit sei eine nordische gewesen. Am Meere, das sie vielleicht nur durch Hörensagen kannten, läßt Geiger die Indogermanen nicht wohnen. Ihr Nichtvertrautsein mit demselben werde durch den Mangel eines gemeinsamen Worts für das Salz, für die Muschel, die Auster, das Segel, für Fischarten (außer der Benennung des Aales) ꝛc. erwiesen.*)

Schließlich sei erwähnt, daß auch der bei den Germanen am deutlichsten hervortretende lichte Typus, der als urindogermanisch in Anspruch genommen wird,**) für Deutschland als Urheimat der Indogermanen sprechen soll. Die Benfey-Geigerschen Argumente wiederholt, ohne neues hinzuzufügen, W. Lagus in einem Artikel *En ny åsigt om de Indogermanska språkens urhem* (*Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar* XII p. 10).

In demselben Jahre, in welchem die Arbeit Geigers erschien, machte auch J. G. Cuno (Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde I. Teil: Die Scythen) Front gegen die herkömmliche Ansicht von der centralasiatischen Herkunft der Indogermanen. Cuno geht von der Voraussetzung aus, daß das indog. Urvolk ein nach vielen Millionen zählendes gewesen sein müsse, eine Anschauung, auf welche er durch seine völlig alleinstehende Auffassung der indog. Sprachverwandtschaft und ihrer Gründe geführt wird. Denn nicht durch die Annahme einer gemeinsamen Abstammung der indog. Sprachen von einer einheit-

*) Die Unbekanntschaft der Indogermanen mit dem Meere hat neuerdings R. Flex Die älteste Monatseinteilung der Römer p. 40 f. aus dem Umstand gefolgert, daß die 7tägige Woche zweifelsohne der ältesten indoeuropäischen Welt fremd ist (vgl. meine Schrift über die älteste Zeitteilung des indog. Volkes p. 51 f.). Die Anwohner eines großen Meeres hätten nämlich nach seiner Meinung durch das von dem Mond und seinen Phasen abhängige Auftreten der Ebbe und Flut notwendigerweise zur Unterscheidung der vier Mondviertel, auf welcher die 7tägige Woche beruht, geführt werden müssen.

Demzufolge könnte freilich die Urheimat der Indogermanen außer im Binnenlande Asiens, wie Flex will, auch an der Ostsee oder am Mittelmeer gelegen sein; denn in beiden Meeren ist Ebbe und Flut kaum bemerklich.

**) Dieser Ansicht ist auch V. Hehn Culturpflanzen und Haustiere [3] p. 464: „Von welcher Complexion das Urvolk der Indogermanen gewesen, wissen wir unmittelbar nicht ...... Alles spricht dafür, daß diejenigen Stämme, die in historischer Isolierung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten.“

lichen Ursprache erklärt er dieselbe, sondern ist der Ansicht, daß auf einem großen und gleichmäßigen Raume von Uranfang an verschiedene Idiome mit größerer oder geringerer Ähnlichkeit unter einander emporgewachsen seien. Daher kommt es, daß er in einer Reihe „der tieferen Unterschiede zwischen den Individuen der indog. Sprachfamilie" nicht „Modificationen des ursprünglich identischen", sondern „selbständige Arten derselben Gattung" erblickt (p. 67). Unter diesen Umständen nun handelt es sich für ihn „um die Auffindung eines großen, durchweg bewohnbaren, geographisch und klimatisch möglichst gleichartigen Raumes, innerhalb dessen keine Völkerscheiden vorhanden sind, auf welchem also ein in sich gleichartiges Volk entstehen und organisch wachsen konnte" (p. 31). Ein solcher Raum ist nun nach Cunos Meinung nur einmal auf unserem Planeten vorhanden, und zwar umfaßt er den Osten Europas im Zusammenhang mit dem nördlichen Deutschland und dem nördlichen und westlichen Frankreich, d. h. das ganze ungeheure Gebiet zwischen dem 45sten und 60sten Breitengrad vom Ural bis zum Atlantischen Ocean. Seien so Litauer, Slaven, Germanen und Celten als Autochthonen des Bodens zu betrachten, welchen sie bewohnen, so sollen die Ursitze der Hellenen nach Ausweis griechischer Sage und Sprache nicht weniger im Norden und zwar den Litauern benachbart zu suchen sein. Dies gehe nicht nur hervor aus den Berichten der Alten, besonders des Herodot (IV Cap. 108), welcher von einer griechischen Cultus und griechische Sprache gebrauchenden Stadt der Gelonen im Lande der Budinen*) zu erzählen weiß, sondern besonders aus der näheren Verwandtschaft des Griechischen mit dem Litauischen, welche von Cuno behauptet**) wird (p. 42—45).

Aber Cuno hat noch einen weiteren Beweis für seine Hypo-

---

*) Vgl. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 342.

**) Da wir auf diesen Gegenstand nicht wieder zurückkommen werden, so sei gleich hier bemerkt, daß die von Cuno angeführten Argumente für eine engere litauisch-griechische Sprachverwandtschaft absolut nicht beweisend sein können. Die hervorgehobenen grammatischen Übereinstimmungen des Griechischen und Litauischen sind entweder auch in anderen Sprachen vorhanden oder mit Sicherheit zu erschließen (lit. *wilkūn* = *λύκων*, aber auch slav. *vlŭkŭ* und got. *vulfê* = *vlŭk-âm* und *vulf-âm*; lit. *dů́-siu* = *δώσω*, aber auch irisch *fortías*, *tíasu*: *fortíagaim* u. s. w. u. s. w.). Nirgends ist der Versuch gemacht, etwaige gemeinsame Neubildungen beider Sprachen zu eruieren. Was die Erzählung des Herodot betrifft, so erklärt der Geschichts-

these über den Ursprung der indog. Völker, welchen ihm die Sprachwissenschaft selbst zu bieten scheint. „Ist nämlich die Urheimat des Volkes und der Sprache der Indogermanen wirklich das Tiefland und das niedrige Gebirgsland von Mittel- und Osteuropa, sind Sprache und Volk dort entstanden, so müssen sich zahlreiche Berührungspunkte zeigen zwischen dem indogermanischen und dem ihm unmittelbar benachbarten finnischen Sprachstamme" p. 50. Und in der That weiß Cuno auf dem Gebiete der Zahlwörter, des Fürwortes, der Verwandtschaftswörter eine ganze Anzahl finnisch-indogermanischer Entsprechungen zusammenzustellen, welche nicht auf Entlehnung beruhen, sondern in der Periode der Entstehung beider Sprachen Gemeingut geworden sein sollen.*) Wenn nun hieraus hervorgehe, daß der finnische und indog. Sprachstamm von Anfang an benachbart waren, und es andererseits absurd wäre, etwa eine gemeinschaftliche Einwanderung der Finnen und Indogermanen aus Asien anzunehmen, so folge hieraus mit Bestimmtheit, „daß die ältesten Indogermanen da lebten, wo wir noch heute ihre Hauptmasse finden, und daß von dem südöstlichen Rußland durch die turanischen Steppen Einbrüche nach Eran, nicht umgekehrt von Eran nach dem südöstlichen Rußland stattgefunden haben." Natürlich werden auch die Glieder des ural-altaischen Sprachstammes nicht als aus einer gemeinsamen Ursprache hervorgegangen angesehen, ihre größere (?) Verschiedenheit unter einander aber den indog. Sprachen gegenüber aus der „größeren Mannigfaltigkeit ihrer Wohnsitze in geographischer und klimatischer Beziehung" erklärt. (Vgl. p. 66).

Mochte man nun über die Gründe, welche für die Abstammung der Indogermanen aus Europa vorgebracht worden waren, urteilen wie man wollte, jedenfalls ist zu constatieren, daß durch die Einwendungen der genannten Gelehrten die Alleinherrschaft der Hypothese von dem asiatischen Ursprung der

---

schreiber selbst die Gelonen für Abkömmlinge griechischer Flüchtlinge aus den pontischen Emporien.

*) Da eine Vergleichung der finnischen und indog. Sprachen auf Grund bestimmter Lautentsprechungen auch heute noch nicht möglich ist, so sind die Zusammenstellungen Cunos, welche auf dem Principe beruhen, eine Form irgend einer indog. Sprache mit einer ähnlichen irgend einer finnischen zu vergleichen, wertlos und zu historischen Schlüssen ungeeignet. Von einer Verwandtschaft der finnischen und indog. Sprachen kann bis jetzt keine Rede sein.

Indogermanen auf das heftigste erschüttert worden war. So können mit Recht die 10 letzten Jahre als eine Zeit des Kampfes der beiden gegenüberstehenden Ansichten bezeichnet werden.

Wir verweilen zunächst bei denjenigen Forschern, welche die ältere Meinung aufrecht zu erhalten und durch neue Gesichtspunkte zu unterstützen bestrebt sind.

Unter ihnen ist zeitlich zuerst A. Fick zu nennen, welcher in der 2. Auflage seines Vergleichenden Wörterbuchs (1870—71), indem er stillschweigend gegen die Bemerkungen Benfeys der 1. Auflage Protest erhebt, die Heimat der Indogermanen in die weiten Gründe Turans „zwischen Ural, Bolor und Hindukusch“ verlegt. Es folgt dann weiter der Versuch einer geographischen Fixierung des oben p. 72 mitgeteilten Stammbaums, von dem ich nur hervorheben will, daß den Europäern für die Zeit ihres ungetrennten Beisammenseins Wohnsitze ziemlich im Westen Europas, jedenfalls wegen ihrer Bekanntschaft mit der Buche, westlich einer Linie Königsberg-Krim (vgl. oben p. 128 Anm.), zugeschrieben werden. Die erste große Völkerscheidung innerhalb der europäischen Volksmasse sei dann auf Grund der großen geographischen Scheidung des continentalen Europas in Flachland und Gebirgsland auf der Linie von Amsterdam bis Odessa erfolgt.

Eine eigentliche Polemik gegen die Anhänger der neuen Lehre eröffnet zuerst A. Höfer (K. Z. XX p. 379—384 Die Heimat des indog. Urvolkes). Der ehrwürdige Mitbegründer der vergleichenden Sprachwissenschaft in Deutschland kann dieselbe überhaupt nur verstehen „bei dem Drängen der heutigen Wissenschaft,“ jeden Satz „wenn auch nur versuchsweise und gleichsam zur Abwechslung“ einmal auf den Kopf zu stellen. Während er von diesem Standpunkt aus die für Europa vorgebrachten Argumente beurteilt, scheint ihm für die asiatische Heimat der Indogermanen schon das eine hinreichend beweiskräftig zu sein, daß Sanskrit und Zend, weil sie die reinsten und ursprünglichsten Formen bewahrt hätten, auch in der nächsten Nähe der indog. Ursitze geblieben sein müßten.*)

Einen einzelnen der gegen die Abstammung der Indo-

---

*) Diesem Argument gegenüber hatte Whitney (*Language and study of language*) schon 1867 auf das Armenische einerseits, auf das Litauische und Isländische andererseits hingewiesen, die sämtlich in Widerspruch zu demselben stehen.

germanen aus Asien vorgebrachten Gründe sucht Carl Pauli zu widerlegen in einer besonderen Schrift Die Benennung des Löwen bei den Indogermanen, ein Beitrag zur Lösung der Streitfrage über die Heimat des indog. Urvolkes, Münden 1873. War man nämlich früher nach Benfeys Vorgang (vgl. Griech. Wurzellexicon II, 1 und oben p. 127) größtenteils der Meinung, daß die Übereinstimmung der europäischen Löwennamen auf Entlehnung beruhe, daß die slavisch-litauischen Formen (žemaitisch *lëwas*, altsl. *lĭvŭ*) aus der deutschen (ahd. *lewo*), die deutsche aus der lateinischen (*leo*), die lateinische aus der griechischen (*λέων*, *λῖς*), die griechische aber aus der semitischen (hebr. *laish*) entlehnt worden sei, so führt Pauli dagegen alle diese verschiedenen Gestaltungen des Löwennamens auf nicht weniger als sieben „ethnische" Grundformen (*laivant*, *laivantja* ꝛc.) zurück, welche sämtlich aus einem „proethnischen" Wurzelnomen *liv* „der blaßgelbe" (lat. *livor*, *lividus*) hervorgegangen sein sollen. Die Gestalt dieses Wurzelnomens *liv* aber ergebe sich einerseits aus dem griech. *λῖς*, andererseits aus der litauischen Form *liūtas* „Löwe" (: *liv* wie *siūtas* „genäht" : *siv*), welche die ganze Annahme der Entlehnung über den Haufen werfe.*) Gerade aber die verschiedenen Grundformen der einzelnen Sprachen bewiesen, daß das Wurzelnomen *liv* schon in der Ursprache vorhanden gewesen sei; denn gingen die europäischen Sprachen alle auf eine gleiche Grundform, etwa *laiva*, zurück, so würde daraus nur folgen, daß die europäischen Indogermanen in einem Löwenlande ansässig gewesen seien. Immerhin würde, die Richtigkeit aller dieser Voraussetzungen und Schlüsse zugegeben, aus denselben, wie Pauli selbst erkennt, nur folgen, daß es in der Urheimat der Indogermanen Löwen gab. Die Aufgabe der Anhänger einer europäischen Heimat der Indogermanen würde es alsdann sein, auch in Europa für frühere Zeiten die Existenz des Löwen nachzuweisen, was bekanntlich mit Hinsicht auf Herodot (VII Cap. 125) nicht unmöglich scheint.

---

*) Neuerdings hat es aber A. Brückner Die slavischen Fremdwörter im Litauischen 1877 p. 105 sehr wahrscheinlich gemacht, daß lit. *liūtas* „Löwe", das nur in Märchen vorkommt, dem weißrussischen *ljutyj* „der böse" (im Märchen bezeichnet ljuty den Drachen) entlehnt sei. Lit. *lëvas*, *lievas* sei ebenfalls dem polnischen *lew*, *lwa* entnommen (p. 103).

Mit Sicherheit dem Lateinischen entlehnt sind die keltischen Wörter, Ebel Beiträge z. vergl. Sprachf. II p. 147 (auch irisch *leoman*).

Die Schwierigkeit, den Löwen überhaupt als Zeugen für irgend eine Hypothese über die Heimat der Indogermanen zu verwenden, hebt im Ganzen richtig Hans von Wolzogen (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachw. VIII p. 206 f.) hervor. Dafür aber weiß er (a. a. O. p. 1 f.) einen neuen, diesmal der Mythologie entnommenen „Beweis" für die asiatische Heimat der Indogermanen beizubringen. Wolzogen geht von dem bekannten altindischen Mythus des Kampfes des Indra gegen Vritra oder Ahi, die feuerspeienden Drachen, welche die milchspendenden Kühe weggetrieben haben, aus. Mit Recht wird dieser Mythus als ein Kampf gegen die versengende Sommerhitze, welche die regenentsendenden Wolken gefangen hält, gedeutet. Indem nun unser Autor denselben bei den verwandten Völkern, besonders Griechen und Germanen, weiter verfolgt, kommt er zu folgendem Schlusse: „Ich fand das Bild des feuerspeienden Drachen im höchsten Norden zur mythischen Darstellung des kalten Winters benutzt, den der Sonnenheld erlegt (Siegfried und Fafner, Siegfried und Brunhilde, die von der Waberlohe umgeben ist), und dasselbe Bild im warmen Süden zur mythischen Darstellung der dörrenden Sonnenglut, von welcher der Gewittergott die Erde befreit. Offenbar war das letztere Bild als das natürlichere das ursprünglichere, dagegen das erstere, der Vernunft geradezu widersprechend dünkende, nur noch ein überkommenes Bild, während der Gegenstand sich gänzlich verwandelt hatte. War dies richtig, so lag es auf der Hand, daß die Völker, bei denen dies mythische Bild sich erhielt, von jenem Lande ausgingen, wo selbst das Bild noch ganz dem Gegenstand entsprochen hatte. Damit aber war die asiatische Heimat der Indogermanen, meiner Ansicht nach, bereits erwiesen." Diese ganze Schlußfolgerung führt offenbar, obgleich es nicht ausgesprochen ist, nach Indien als Heimat der Indogermanen zurück.

Einen äußerst energischen Anwalt fand die asiatische Hypothese fernerhin in keinem geringeren als Victor Hehn. Derselbe vertritt in dem Schriftchen Das Salz (1873) die, wie wir oben sahen (vgl. p. 56 f.), wohlbegründete Ansicht, daß die Gleichung lat. *sal*, griech. *ἅλς* rc. keine indogermanische sei, sondern sich auf die europäischen Sprachen beschränke. Hieraus zieht nun Hehn p. 16 den Schluß, daß die Indogermanen „als sie noch in ihrem Ursitz, auf dem Scheitel und an den Abhängen des

nach dem Meridian streichenden gewaltigen Bolur-Tagh weidend umherzogen" noch nichts von dem Salze wußten. Erst die westlichen Glieder des Muttervolkes, die nach der Abendsonne zogen, lernten, als sie in die an Salzsümpfen und halbtrockenen Salzseen reichen Steppen des Aralsees und Kaspischen Meeres kamen, das bis dahin unbekannte Mineral benennen. Auch von der weiteren Wanderung giebt Hehn eine anziehende Schilderung, die unter dem Text folgen möge.*)

Die zweite Auflage der Culturpflanzen und Haustiere (1874) benutzt V. Hehn, um über die Anhänger der europäischen Hypothese die ganze Lauge seines Spottes auszugießen. „Da geschah es," heißt es Vorrede VIII, „daß in England, dem Lande der Sonderbarkeiten, ein origineller Kopf es sich einfallen ließ, den Ursitz der Indogermanen nach Europa zu verlegen; ein Göttinger Professor eignete sich aus irgend einer Grille den Fund an, ein geistreicher Dilettant in Frankfurt stellte die Wiege des arischen Stammes an den Fuß des Taunus und malte die Scenerie weiter aus." Es folgen dann die Gesichtspunkte, von denen aus dieses absprechende Urteil gefällt wird. Freilich sind es dieselben, denen wir gerade bei den älteren Forschern, die für Asien eintraten, von Pott (vgl. oben p. 11), ja von Adelung an, häufig begegnet sind. „Danach also hat Asien, der unge-

---

*) „Die weitere Wanderung führte von der aralokaspischen Niederung auf dem von der Natur selbst für alle Zeiten vorgezeichneten Völkerwege durch die südrussischen Steppen, wo gegen Nordwesten dichter Fichtenwald, an den Abhängen der Karpathen üppige undurchdringliche Laubwaldung begann. Hier, wo das Gebirge sich vorlagerte, trat eine Zweiteilung ein: am schwarzen Meer, an der Niederdonau, wo das Weideland sich fortsetzte, drängten die Scharen weiter, aus denen später Pelasger-Hellenen und Italer, Thraker und Illyrier wurden; weiter in das heutige Polen, an das baltische Meer, durch die ungeheure Ebene, die sich bis Holland fortsetzt, verbreiteten sich die nachmaligen Celten, die auch über den Kanal zu den britischen Inseln übersetzten, die nachmaligen Germanen, die über Belt und Sund auch Scandinavien erreichten, endlich die Litauer und Slaven, die letzten Nachzügler, die dem Trennungspunkt am nächsten verblieben. Im Rücken der Fortgezogenen ergoß sich nun auf den freigewordenen unermeßlichen Flächen der iranische Strom von den Massageten und Saken bis zu den Sarmaten und Scythen, den Jazygen und Alanen, indes südlich vom kaspischen Meer nach Kleinasien zu ein anderer Arm dieser iranischen Flut die compacte semitische Masse sprengte, ihre größere Hälfte südlich ließ und in einzelnen Ausläufern bis an die Propontis und das ägäische Meer gelangte" Das Salz p. 21 u. 22.

heure Weltteil, die *officina gentium*, einen großen Teil seiner Bevölkerung von einem seiner vorgestreckten Glieder, einer kleinen, an Naturgaben armen, in den Ocean hinausreichenden Halbinsel erhalten! Alle (?) übrigen Wanderungen, deren die Geschichte gedenkt, gingen von Ost nach West und brachten neue Lebensformen, auch wohl Zerstörung ins Abendland, nur diese älteste und größte ging in umgekehrter Richtung und überschwemmte Steppen und Wüsten, Gebirge und Sonnenländer in unermeßlicher Erstreckung! Und die Stätte der ersten Ursprünge, zu der uns wie in die Kinderzeit unseres Geschlechts dunkle Erinnerungen zurückführen, die Stätte der frühesten sich regenden Fertigkeiten und noch unsicheren Schritte, wo, wie wir ahnen, Arier und Semiten neben einander wohnten, ja vielleicht eins waren, sie lag nicht etwa im Quellgebiet des Oxus, am asiatischen Taurus oder indischen Kaukasus, sondern in den sumpfigen, spur- und weglosen, nur von den Fährten der Elene und Auerochsen durchbrochenen Wäldern Germaniens. Auch die älteste Form der Sprache dürften wir nicht mehr in den Denkmälern Indiens und Baktriens suchen — da ja die Völker dorthin erst durch eine lange, zerrüttende Wanderung gelangt wären — sie klänge uns vielmehr aus dem Munde der Celten und Germanen entgegen, die unbewegt und regungslos auf dem Boden ihrer Entstehung verharrten."

Dem bedeutendsten Culturforscher schließt sich in seiner Entscheidung für die asiatische Herkunft der Indogermanen der namhafteste Vertreter der historischen Geographie in Deutschland, H. Kiepert an. Dieser (vgl. Lehrbuch der alten Geographie 1878 p. 23 f.) erblickt in der, namentlich vor der nördlichen Ausbreitung der Germanen und Slaven, zu „außerordentlicher Länge gedehnten" Gestalt des indog. Wohngebietes die Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch die Ausbreitung der Indogermanen in dieser Längenrichtung erfolgt sei. Daß diese Ausbreitung von Ost nach West und nicht umgekehrt erfolgt sei, dafür spricht auch ihm „die allgemeine Analogie" anderer Wanderungen. War doch auch der Trennungspunkt der arischen Familie mit Sicherheit am östlichen Ende des historischen Verbreitungsgebietes der Indogermanen, in den Thälern des Indus und Oxus.

Was die weitere Wanderung anlangt, so ist Kiepert der Meinung, daß die Völkermasse der Indogermanen dem Zuge

der Tauros-Kette gefolgt sei und erst im westlichen Asien sich in eine Hälfte südlich und eine nordöstlich vom Kaukasus gespalten habe. Auch er findet es wahrscheinlich, daß die europäischen Indogermanen als compacte Masse auf mitteleuropäischem Boden eine Zeit lang gewohnt haben, „da dieselben schon in ältester Zeit viel vollständiger die Mitte und im westlichen Teil selbst den Norden des Erdteils besetzt haben als die südlichen Halbinseln." Die Ausdehnung der italischen und griechischen Stämme von Nord nach Süd lasse sich noch in historisch beglaubigten Zeiten verfolgen. Die ersten der aus Mittel- nach Südeuropa eingewanderten Stämme seien aber Illyrier (letzter Rest die heutigen Albanesen) und Ligurer, von denen erstere dann später durch die Griechen, letztere durch die Italiker durchbrochen worden seien.

Ein erneutes Interesse an der Erforschung der indog. Urheimat scheint in Frankreich die zweite Auflage der *Origines Indo-européennes* A. Pictets 3 Bände Paris 1877 hervorgerufen zu haben. Die Ansichten und Argumente des Verfassers, um Baktrien als Urland der Indogermanen zu erweisen, sind auch jetzt noch dieselben geblieben, wie wir sie oben (vgl. p. 117) entwickelt haben.*) Wir brauchen daher nicht mehr bei ihnen

*) Überhaupt will ich hier bemerken, ist Pictet in der zweiten Auflage der *Origines* bei seinen Hauptresultaten fast in allen Punkten stehen geblieben, wie eine einfache Vergleichung des in beiden Auflagen wörtlich übereinstimmenden Capitels *Résumé général et conclusions* lehrt. Dies kann indes kein Wunder nehmen, da Pictet auch bezüglich seiner Methode im wesentlichen derselbe geblieben ist. Leider ist der Verfasser zu früh gestorben, um seinen Standpunkt in einer ausführlichen Vorrede gegen die bösen *savants d'outre Rhin*, die *vrais gladiateurs de la république des lettres*, wie sie die *éditeurs* des postumen Werkes schmeichelhaft genug nennen, zu verteidigen und zu begründen. Aber auch in der zweiten Auflage wird von Pictet ein viel zu geringes Gewicht auf die Übereinstimmung der Gleichungen in ihrer grammatischen Form gelegt; auch jetzt tritt uns fast auf jeder Seite die unkritische, oben charakterisierte Ausbeutung des Sanskrit entgegen. Wie schwer sich Pictet selbst von dem unsichersten Sanskritwort trennen kann, zeigt z. B., daß er I [2] p. 331 noch immer hofft, die Supplemente des Petersburger Wörterbuchs würden das oben (vgl. p. 29) besprochene angebliche skrt. *arbha* „Gras" bringen — allerdings vergeblich.

Indessen soll nicht geleugnet werden, daß in Einzelheiten Pictet seinem Werke eine geläuterte Gestalt gegeben hat. Hohe Anerkennung verdient, neben manchem glücklichen etymologischen Griff, auch die außerordentliche Belesenheit, welche Pictet in der Benutzung der einschlägigen Litteratur zeigt. Im

zu verweilen und wenden uns unmittelbar dem Versuche zu, teilweis mit Hilfe der Pictetschen Argumentation abermals eine neue Hypothese über die Herkunft der Indogermanen aufzustellen. C. A. Piètrement war es, dem es in einem Aufsatz *Les Aryas et leur première patrie* (*Revue de linguistique et de philologie comparée*, April 1879, auch besonders erschienen, Orléans und Paris) vorbehalten blieb, unsere Vorfahren dahin zurückzuführen, von wo sich eine Auswanderung derselben allerdings ohne weiteres erklärt — nach Sibirien. Piètrement geht von dem *Airyana-Vaêjanh* des Vendidâd aus, auf welches er (völlig willkürlich) eine Stelle des *Bundehesh* (c. XXV) bezieht, wo es heißt: „Der längste Sommertag ist dort gleich zwei kürzesten Wintertagen, die längste Winternacht ist dort gleich zwei kürzesten Sommernächten.“ Diese Angabe soll nun ausschließlich auf den 49 ° 20′ nördlicher Breite passen, was in Centralasien in das russische Turkestan, in den Distrikt von Alatau führe. Dieser originelle Gedanke wird dann weiter gestützt durch ein A. Pictet entnommenes Argument, welcher, wie wir oben sahen, nachzuweisen versucht, daß die Indogermanen das Meer, und zwar im Westen gekannt hätten: nur sei dieses westliche Meer nicht, wie Pictet wollte, der Kaspisee, sondern vielmehr der Balkachsee Sibiriens. Endlich soll der *Hara Berezaiti* des Avesta die Gipfel der Alatau-Kette darstellen.

Übrigens fand diese Hypothese Piètrements nicht einmal in Frankreich Anerkennung, sondern wurde vielmehr hier in zwei besonderen Aufsätzen, erstens von Arcelin *L'Origine des Aryas* (*Revue des Questions scientifiques*. Janvier 1880, p. 331), zweitens von De Harlez (*Les Aryas et leur première patrie. Réfutation de M. Piètrement*) auf das entschiedenste bekämpft. „*L'Avesta,*“ schließt der bekannte Zendist seinen Aufsatz sehr richtig, „*ne peut fournir aucun renseignement précis relativement à la patrie primitive des Aryas. Tout y est éranien on éranisé; tout même y est approprié au zoroastrisme; c'est-à-dire au dualisme mazdéen. On pourrait y découvrir peut-être l'indication de l'Éran primitif; mais on y chercherait en vain*

---

allgemeinen wird man von der zweiten wie von der ersten Auflage der *Origines* sagen können, daß der Sprachforscher von Fach sie nicht ohne mannigfaltige Anregungen lesen wird, der Anthropologe und Culturforscher aber durch dieselbe in die schlimmsten Irrtümer verstrickt werden kann.

celle de la patrie des premiers Aryas asiatiques, bien plus vainement encore celle des Aryas primitifs.“

Die drei letztgenannten Arbeiten sind mir übrigens nicht durch eigene Anschauung, sondern nur durch die Analyse bekannt, welche in einer sorgfältigen kleinen Schrift J. van den Gheyn *Le berceau des Aryas, étude de géographique historique, Bruxelles* 1881 von denselben gibt. Van den Gheyn behandelt in dem genannten Schriftchen, welches in fünf Capitel zerfällt (I. *Hypothèses tirées des traditions avestiques,* II. *Systèmes fondés sur les traditions indiennes,* III. *La philologie comparée et l'opinion de Pictet,* IV. *Théorie de l'origine européenne des Aryas,* V. *Explorations géographiques dans l'Asie centrale*), die Frage nach der Urheimat der Indogermanen fast rein geschichtlich und referierend, ohne indessen seine Hinneigung für Centralasien und hier wieder für Baktrien zu verbergen, in welches letztere er sich durch A. Pictet, dessen Bedeutung und Argumentation weit überschätzt wird (p. 65), geführt sieht. Die endgiltige Lösung der Streitfrage erhofft van den Gheyn von einer sorgfältigeren Erforschung der ethnographischen und geographischen Verhältnisse Centralasiens. Die Mitteilungen über dieselbe bilden den wertvollsten Teil der kleinen Abhandlung.

War es somit eine stattliche Reihe von Gelehrten, welche an der Hypothese von der asiatischen Herkunft der Indogermanen festhielt, so blieben doch ernste Zweifel gegen dieselbe bestehen, und neben dem „originellen Engländer“, dem „grillenhaften Professor“, und dem „geistreichen Dilettanten“ waren es doch noch einige Forscher guten Namens, welche entweder geradezu die indog. Urheimat nach Europa verlegt wissen wollten oder doch wenigstens die Richtigkeit der für Asien vorgebrachten Argumente zu beweisen suchten.

Zu diesen ersteren gehört zunächst der bekannte Sprachforscher und Ethnograph Friedrich Müller (vgl. E. Behm Geographisches Jahrbuch IV 1872 Probleme der linguistischen Ethnographie und Allgemeine Ethnographie 1873 p. 69). Müller ist mit den Gründen, welche, wie wir oben sahen, Benfey und Geiger für Europa als Urheimat der Indogermanen aufstellten, völlig einverstanden und verlegt mit Benfey den Schauplatz der Trennung der indog. Völker nach dem südöstlichen Europa. Nur will er auch auf diesem Terrain die Indogermanen nicht als Autochthonen gelten lassen. Dieselben seien vielmehr dort-

hin vom armenischen Hochland in unvordenklicher Zeit eingewandert. Diese Annahme werde durch die Rasseneinheit der Indogermanen mit Hamito-Semiten und Kaukasiern notwendig gefordert.

Am ausführlichsten hat Friedrich Spiegel die Gesichtspunkte beleuchtet, auf denen die asiatische Hypothese beruht. Vgl. Ausland 1869 p. 272 f., Ausland 1871 p. 553 f. (Das Urland der Indogermanen), Ausland 1872 p. 961 f., Eranische Altertumskunde I 1871 p. 426 f. Um aus diesen lehrreichen Aufsätzen nur das Wichtigste hervorzuheben, so ist, wie wir schon oben sahen, auch Spiegel der Meinung, daß in dem ersten Capitel des Vendidâd von einer Wanderung durchaus keine Rede sei, und daß auch in dem *Yima* (Dschemschid) des zweiten Capitels nur eine mythische Persönlichkeit vorliege. Das *Airyana vaêjanh* möchte Spiegel viel eher im Norden von Atropatane suchen. Besonders eingehend beleuchtet unser Autor den Einfall der in chinesischen Quellen erwähnten *Yueti* in das griechisch-baktrische Reich im 2. Jahrhundert v. Chr., deren Wanderungen von früheren Forschern (vgl. oben p. 13) als die letzten Ausströmungen der Indogermanen aus Centralasien aufgefaßt und deren späterer Name *Yeta* als *Geten* oder gar *Goten* gedeutet worden war. Demgegenüber wird nun mit Recht hervorgehoben, daß die *Yueti* von den Chinesen selbst als Tibetaner angesehen werden, und daß die *Usun*, deren nach chinesischen Berichten blaue Augen und blonde Bärte den ersten Anlaß zu jener Hypothese boten, an der Zerstörung des griechisch-baktrischen Reiches gar nicht beteiligt waren, sondern ruhig in ihren Wohnsitzen in der Dsungarei verblieben. Ebenso wenig können nach S. die persisch redenden und Ackerbau treibenden Tadschiks um Khasgar, Jarkand &c. etwas für die centralasiatische Herkunft der Indogermanen beweisen; denn alles spreche dafür, daß diese Tadschicks von Iran aus nordwärts sich verbreitet haben.

Das aus der größeren Ursprünglichkeit des Altindischen und Altiranischen für die Heimat der Indogermanen entnommene Argument weist Spiegel mit denselben Gründen wie Whitney zurück.

Besonders aber wird hervorgehoben, daß die Hochebene Pamir, welche neuerdings besonders noch von Monier Williams (*Nineteenth Century* 1881, vgl. Van den Gheyn a. a. O. p. 26) als Urheimat der Indogermanen angenommen wird, in

ihrer Erhebung von 15000' und mit Randgebirgen, welche noch um 7000' höher sind, kein passender Aufenthalt für ein Urvolk sei. „Und wie hätte jene Gegend es vermocht, die unzählbare Menge Volkes zu fassen, welche wir voraussetzen müssen, wenn wir annehmen, daß diese indog. Völkermasse nicht nur Eran, somit einen großen Teil von Indien und Europa den Urbewohnern entrissen, sondern auch diese ungeheuren Landstrecken besetzt und die unterworfenen Urbewohner in der Art mit sich verschmolzen haben, daß kaum eine Spur ihres Volkstums zurückblieb."*) Obgleich nun demgegenüber Spiegel auch die Herkunft der Indogermanen aus Europa nur als Hypothese gelten lassen will, so ist er doch der Meinung, daß das südliche Europa zwischen dem 45. und 60. Breitengrad zur Erziehung eines Urvolkes geeignet erscheine. In diesem nur von niedrigen Höhen durchzogenen Tiefland gediehen Weizen und Roggen unter einem im ganzen einheitlichen Klima trefflich. Von hier aus lasse sich auch die Ausbreitung der Indogermanen nach Ost und West am besten denken, bei welcher eigentliche Wanderungen nur eine verhältnismäßig geringe Rolle spielten. „Indem das indogermanische Urvolk," heißt es Ausland 1871 p. 557, „sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht bloß in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mußten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige Existenz, welche sich bei dem Mangel einer Schriftsprache und dem geringen Verkehr mit den anderen Stämmen, namentlich mit den entfernter wohnenden, immer fester begründete und die einzelnen Teile endlich ganz von der ursprünglichen Mutter ablöste" (vgl. oben p. 105).

Im großen und ganzen dieselbe Ansicht wie Spiegel vertritt Gregor Kreck, der, wie wir schon oben sahen, in seiner Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte 1874 auch die Fragen nach der Cultur und Urheimat der Indogermanen mit

*) Vgl. auch Van den Gheyn *Le berceau des Aryas* p. 28: *nous pourons bien accorder que les Aryas primitifs étaient répandus dans les contrées avoisinant le Pamir; mais il nous sera toujours difficile d'admettre que sur ce plateau si déshérité une race ait pu se développer. Cette manière de voir est confirmée par les récits de tous les voyageurs modernes.*

eingehender Kenntnis der Litteratur über diese Gegenstände erörtert (vgl. p. 4 f.).

Eine ganz bestimmte Örtlichkeit des östlichen Europas, für welches er sich mit Cuno entscheidet, sucht Theodor Pösche in seinem Buche Die Arier, ein Beitrag zur historischen Anthropologie, Jena 1878 p. 58—74 als Urheimat der Indogermanen zu erweisen, indem er die Ursprünge derselben in die südlich des west-russischen Landrückens in ungeheurer Ausdehnung sich erstreckenden, vom Pripet, der Beresina und dem Dnĕpr durchflossenen — Rokitnosümpfe zurückführt. Diese wunderliche Hypothese beruht im wesentlichen auf einer physiologischen Argumentation. In jenen Gegenden soll nämlich nach den Mitteilungen eines russischen Gelehrten*) (vgl. p. 67) die Erscheinung der Depigmentation oder des Albinismus eine sehr häufige sein und daselbst an Menschen, Tieren und Pflanzen deutlich hervortreten. Nur in einer solchen Örtlichkeit aber lasse sich das Entstehen der großen blonden Menschenrasse, d. h. nach Pösche der Indogermanen denken. Aus diesen prähistorischen Sumpfwohnungen erkläre sich nun auch die bei den ältesten Indogermanen in der Schweiz, in Italien ꝛc. hervortretende Neigung, ihre Hütten auch dann auf Pfahlwerk zu errichten, wenn die Bodenbeschaffenheit des Terrains es nicht erforderte. Neben der von allen lebenden indog. Sprachen „größten Ursprünglichkeit" des Litauischen (vgl. oben p. 131) spricht ihm auch der Umstand für die eher nord-östlichen als süd-östlichen Ursitze der Indogermanen in Europa, daß die Kunst des Reitens bei denselben nachweislich eine verhältnismäßig späte sei. „Rücken wir nun die Ursitze weiter nach den Steppen des Südostens, so müßte eine sehr frühe Bekanntschaft mit den mongolischen Turkstämmen, den ältesten bekannten Reitern, eingetreten sein, und das Reiten würde dann wohl bei den Ariern weiter zurück datieren" (p. 73).

Die Arbeit Pösches erfuhr in der Presse eine überaus ver-

---

*) Mainow auf dem internat. Geographencongreß zu Paris 1875 (Archiv für Anthropologie VIII p. 3). Merkwürdig ist, daß v. Fischer, dessen eingehenden Bericht über die Rokitnosümpfe (Mitteil. der naturf. Gesellsch. in Bern 1843 u. 44) Pösche mitteilt, nichts von Albinismus in jenen Gegenden weiß. Er berichtet nur von der Häufigkeit des Weichselzopfes daselbst. Natürlich beeilt sich Pösche einen Zusammenhang zwischen Albinismus und Weichselzopf zu vermuten.

schiedene Beurteilung. Während die allerdings unzweifelhaft äußerst lückenhafte philologisch-historische, in der Benutzung der Sprachwissenschaft nicht über Grimm hinausgehende Seite des Werkes von den Philologen sehr ungünstig beurteilt wurde (vgl. Litterar. Centralblatt 1878 p. 1221 f.), wurden die Aufstellungen Pösches dagegen von Seiten der Anthropologen mit Freude begrüßt. In diesem Sinne äußerte sich A. Ecker (Archiv für Anthropologie XI p. 365 f.), der zwar auch seine Bedenken gegen das „weichselzopfige Kakerlakengeschlecht" der Indogermanen und ihren Ursprung aus den Rokitnosümpfen nicht verhehlt, aber doch der Meinung ist, daß folgende zwei Sätze des Pöscheschen Buches einen großen Fortschritt der Wissenschaft bezeichneten:

1) daß die Blonden, nenne man sie nun Arier (wie Pösche) oder bezeichne sie einfach, was ich (Ecker) vorziehen würde, als Blonde (*Xanthochroi*), einen besondern, wohl charakterisierten Menschenstamm bilden, und

2) daß die Heimat dieses Stammes nicht in Asien, sondern in Osteuropa zu suchen ist.

Überhaupt ist zu bemerken, daß gerade die Anthropologen und Prähistoriker die neue Lehre von dem europäischen Ursprung der Indogermanen mit besonderer freudiger Hast ergriffen haben. Ich will es daher nicht unterlassen, das Urteil des bedeutendsten derselben, L. Lindenschmits über unseren Gegenstand zu erwähnen (vgl. Handbuch der deutschen Altertumskunde I 1880 Einleitung p. 4 f.). Lindenschmit ist mit Benfey der Meinung, daß der indog. Wortschatz wegen des Mangels einer gemeinsamen Benennung für den Elephanten, das Kamel, den Löwen und Tiger keinen „unbedingt orientalischen Charakter" zeige. Während ferner der vermeintliche Völkerzug der Indogermanen nach dem Abendlande jedes historischen Anhalts entbehre, werde der Grundtrieb der indog. Wanderungen durch unzweideutige geschichtliche Thatsachen als nach Osten und Süden gerichtet, erwiesen. Hierher zählt er den auf der Inschrift von Karnak erwähnten Zug von Westvölkern nach Ägypten im XIV. Jahrhundert, hierher die Wanderungen der Celten in der Richtung auf Germanien, Italien, Griechenland, Kleinasien, hierher, wie es auch Spiegel gethan hatte (Ausland 1871 p. 557), die Züge der Scythen nach Kleinasien und Iran, hierher die Stammsage der gotischen Völker von ihrer Wanderung aus den Ostseeländern in die des Pontus Euxinus u. a. m. Diese Expansionskraft der

europäischen Indogermanen aber habe sich bis auf den heutigen Tag erhalten, während die „bis nach Arien und Indien vorgedrungenen Stämme" durch Vermischung mit anderen bis zur Unkenntlichkeit entfremdet worden seien. „Eine Lebensdauer und Lebenskraft von gleich nachhaltiger Unverwüstlichkeit zeigen so wenig die sprachverwandten Völker Asiens, daß bei der Frage, wo die mächtigsten, ältesten und am tiefsten gehenden Wurzeln des gemeinsamen Stammes zu suchen sind, das Gewicht der Thatsachen unbedingt zu Gunsten des westlichen Weltteils entscheiden muß."

Last, freilich auch *least* ist endlich noch Fligier zu nennen, welcher in einem Aufsatz Europa, die Heimat der Arier oder Indogermanen (Kosmos 1881, V. Jahrgang p. 216 f.) den Satz verficht: „Osteuropa ist somit eine wahre *vagina gentium* — die Heimat sämtlicher arischer Stämme." Fligier, welcher sich darüber beschwert, daß die Frage nach den ursprünglichen Sitzen der Indogermanen nie in so ernster Weise behandelt worden sei, wie sie es verdiene, zeigt den Ernst, welchen er selbst auf das Studium seiner Vorgänger verwendet hat, am besten durch die Behauptung, daß der erste, welcher die Ursitze der Indogermanen nach dem südlichen Rußland verlegt habe, Pictet gewesen sei. Das Hauptargument Fligiers für den europäischen Ursprung der Indogermanen ist das alte, schon von Cuno (vgl. oben p. 132) aufgestellte, daß die finnischen Sprachen uralte Berührungen mit den indogermanischen zeigen sollen. Als Beispiele für diesen proethnischen Zusammenhang beider Sprachstämme wird auf Fälle wie wog. *sara*, wotj. und syrj. *sur*, ung. *ser*, *sör*, tscher. *sra*, tatar. *sra* „Bier", das zu skrt. *súrâ* gestellt wird, verwiesen, ferner auf wotj. *parś*, syrj. *porś*, ostj. *pôris* : lat. *porcus*, auf finn. *paimen* : *ποιμήν* und ähnliches. Was aber wenigstens die beiden letzten Entsprechungen anbetrifft, so kann gar kein Zweifel bestehen, daß dieselben durch verhältnismäßig späte, direkte Entlehnung aus dem Litauischen (*paȓszas* und *piẽmů*) hervorgegangen sind (vgl. Ahlqvist Die Culturw. in den westf. Sprachen p. 19 u. 23). Der übrige Teil der Arbeit schildert die Ausbreitung der Indogermanen, wie sie sich der Verfasser von Osteuropa aus erfolgt vorstellt.

Bei den Forschungen nach der Urheimat der Indogermanen sind wir öfters (vgl. p. 13, 126, 137) der Meinung begegnet, die Indogermanen müßten deshalb aus Asien nach Europa und nicht umgekehrt gewandert sein, weil dieselben durch eine uralte Sprachverwandtschaft mit dem zweiten Hauptstamm der weißen Rasse, deren Ursitze doch Niemand in Europa werde suchen wollen, mit den Semiten verbunden würden.

Ich brauche auf die Geschichte dieser wichtigen und vielbesprochenen Controverse hier umso weniger einzugehen, als dieselbe von F. Delitzsch in seinen Studien über indogermanisch-semitische Wurzelverwandtschaft Leipzig 1873 p. 3—21 bereits übersichtlich und erschöpfend dargestellt worden ist.

Was aber den gegenwärtigen Stand dieser Frage anbelangt, so ist die Überzeugung durchgedrungen, daß bei der völligen Verschiedenheit der grammatischen Bildungselemente überhaupt bloß die Wurzelverwandtschaft der beiden Sprachstämme in Anbetracht kommen könne. Nun bieten aber gerade die semitischen Wurzeln für die Vergleichung mit den indogermanischen eine Reihe von Schwierigkeiten dar, von denen die Vocallosigkeit und der Trilitterismus der nach Abzug aller formalen Bestandteile verbleibenden Sprachreste des Semitischen gegenüber den vocalischen Sprachwurzeln des Indogermanischen (*k-t-b*, *q-t-l* 2c.: *bhar*, *idh*, *sku*) zu den unüberwindlichsten zu gehören scheint.

Nun hat allerdings Friedrich Delitzsch in dem oben genannten Aufsatz diese Bedenken gegen die semitisch-indogermanische Wurzelvergleichung zu beseitigen versucht und auf Grund bestimmter von ihm construierter Lautgesetze (vgl. a. a. O. p. 82) an hundert semitische Wurzeln im Indogermanischen wiederfinden wollen. Allein wenn auch der Weg, welchen jener Gelehrte eingeschlagen hat, als derjenige bezeichnet werden muß, auf welchem vielleicht in Zukunft unangreifbare Resultate zu erwarten sind, so ist doch heute der Zweifel an einer semitisch-indogermanischen Sprachverwandtschaft nicht geringer als ehedem.

So behauptet z. B. W. D. Whitney, der schon in seinem früheren *Language and study of language* (vgl. p. 447 der deutschen Ausgabe) diese ganze Frage für noch nicht spruchreif erklärt hatte, auch in seinem neueren Werke *Life and growth of language* 1875 (p. 269 der deutschen Ausgabe, übersetzt von A. Leskien 1876): „Es kann nicht stark genug betont werden, daß es verfrüht ist, über die Verwandtschaft des Semitischen

mit irgend welcher andern Sprache eine Meinung auszusprechen, ehe die Besonderheiten desselben wenigstens annähernd erklärt sind."

Aber noch auf einem anderen Wege hat man neuerdings die Ursitze der Semiten denen der Indogermanen nahe bringen wollen. Während nämlich nach der Ansicht namhafter Semitisten (E. Schrader und Sprenger) der Ausgangspunkt der semitischen Völker nach dem Süden ihres historischen Verbreitungsgebietes und zwar nach Arabien zu verlegen wäre, versucht A. v. Kremer in dem schon citierten Aufsatz Semitische Culturentlehnungen aus dem Tier- und Pflanzenreiche durch die Vereinigung sprachvergleichender, sowie pflanzen- und tiergeographischer Forschung darzuthun, daß die Einwanderung der Semiten vielmehr von Norden her in die von ihnen besetzten Länder erfolgt sein müsse. Aus der Vergleichung der semitischen Sprachen hinsichtlich der Benennungen ihrer Flora und Fauna gehe nämlich hervor: 1) daß die Semiten schon vor ihrer Trennung das Kamel kannten und 2) daß ihnen zu dieser Zeit noch die Palme und der Strauß unbekannt waren, welche doch, Arabien als Urheimat der Semiten vorausgesetzt, ihrer Kenntnis nicht hätten entgehen können. „Das Land aber," schließt er weiter, „wo Palme und Strauß fehlen, aber das Kamel seit der Urzeit heimisch ist, kann nur in Centralasiens unermeßlichen Hochebenen gesucht werden, die westlich von der Pamirterrasse zwischen Oxus und Jaxartes liegen und von einem ganz vorurteilsfreien Naturforscher (Schmarda, Geograph. Verbreitung der Tiere) als der Entstehungsherd der *Species equina* bezeichnet werden." Von hier sei die Wanderung der Semiten, zunächst dem Laufe des Oxus folgend, in südwestlicher Richtung, am Südrand des Kaspischen Meeres hin, durch einen der Elburz-Pässe nach Medien gegangen, von hier aber „durch die Einbruchstelle aller Völkerstämme von und nach Medien, durch die Felsenschlucht von Holwân" in das tiefe Becken der assyrisch-mesopotamischen Niederung, wo nun erst allmählich die Differenzierung der semitischen Stämme erfolgt sei.

An die Beweisführung Kremers schließt sich, dieselbe berichtigend und erweiternd, Fritz Hommel an, sowohl in einem Aufsatz Die ursprünglichen Wohnsitze der Semiten (Beilage z. Allg. Zeitung 1878 Nr. 263) als auch in seinem Werke Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern 1879 p. 406 f.

Für ihn handelt es sich vor allem darum, „die Existenz von Tieren für die ursemitische Fauna nachzuweisen, welche es in Arabien entweder gar nie gab, oder die doch wenigstens nur ganz vereinzelt daselbst vorkommen." Zu dieser Kategorie zählt er die ursemitische Benennung des Bären (*dubbu*), des wilden Ochsen (*ri'mu*), des Panthers (*namiru*). Erst in zweiter Linie beweisend ist ihm das Fehlen solcher Tiernamen in der ursemitischen Fauna, deren Träger allein der arabischen Fauna eigen sind, wie des Straußes, der Springmaus und des Wüstenluchses; denn „es kann ja nur Zufall sein, daß das betreffende Wort in der einen semitischen Sprache erhalten blieb, in der andern aber aufgegeben und dann gewöhnlich durch neue von anderen Stämmen gebildete Wörter ersetzt wurde."

Im Gegensatz zu v. Kremer befindet sich dagegen Hommel mit der Annahme, daß die Dattelpalme *tamaru*, *diklu* (*δάκτυλος*) den Semiten bereits vor der Sprachtrennung bekannt gewesen sei, wenn er auch Kremer darin beistimmt, daß die künstliche Züchtung derselben erst in historischer Zeit und zwar in Babylonien stattgefunden habe. „Dann können aber die Wohnsitze der Ursemiten kurz vor der Trennung unmöglich außerhalb der später nordsemitischen Gebiete gelegen sein; denn in alter Zeit ging das Verbreitungsgebiet der Dattelpalme nicht über die im Norden und Nordosten die semitischen Länder abschließenden Gebirgsketten hinaus."

Wenn somit Hommel auf diesem Wege nur bis nach Mesopotamien als zur letzten Station der Ursemiten vor ihrer Trennung geführt wird, so schließt er sich doch der Ansicht Kremers von der vorgeschichtlichen Wanderung der Semiten aus Centralasien in das Zweistromland nicht am wenigsten deswegen an, weil er die ursprüngliche Berührung der Indogermanen und Semiten, die er übrigens sprachlich nicht für verwandt hält, durch eine Reihe seiner Meinung nach beiden Völker- und Sprachstämmen gemeinsamer Culturwörter (vgl. oben p. 111) für erwiesen hält. Über diese Ursemiten und Urindogermanen gemeinsamen d. h. durch Entlehnung von den einen zu den anderen gewanderten Culturbegriffe hat Hommel in einem sehr interessanten Aufsatz Arier und Semiten (Correspondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1879 Nr. 7 u. 8) eingehender gehandelt. Es sind nach seiner Meinung folgende:

	urindog.	ursemitisch	Bedeutung
1. u. 2.	*staura*	*ṯauru*	Stier
	karna	*ḳarnu*	die Waffe des Stieres, das Horn
3.	*laiwa, liw*	*labi'atu lib'atu*	Löwe
4.	*gharata*	*ḫarûdu*	Gold
5.	*sirpara*	*ṣarpu*	Silber
6.	*waina*	*wainu*	Wein(stock).

Diese sechs Übereinstimmungen — mehr hat der ausgezeichnete Kenner der semitischen und auch indog. Sprachen nicht auftreiben können — hält also Hommel für hinreichend, um auf dieselben seine Ansicht von einem proethnischen Völkerverkehr der Indogermanen und Semiten zu gründen und sie zugleich als einen zwingenden Beweis für den asiatischen Ursprung der Ersteren aufzufassen. Wo in Asien des genaueren jene urzeitliche Berührung des semitischen und indog. Sprach- und Völkerstammes stattgefunden habe, lasse sich für jetzt nicht mit Sicherheit bestimmen. „Mir steht es zunächst fest, daß ein Punkt, wo die Indogermanen noch als vereinigtes Volk saßen, der Südrand des Kaspischen Meeres und der Strich, der sich von da gegen das Schwarze hinzieht, gewesen sein muß — denn dort ist das Land, von wo Semiten und Indogermanen jenes uralte Lehnwort für die Weinrebe her haben (vgl. armen. *gini* aus *vini*) —, daß sie aber in einer früheren Periode gleich den Semiten weiter östlich gesessen haben, und zwar wiederum nördlicher und in einem etwas kälteren Klima als diese, also etwa in Baktrien, und daß die große Wanderung vom Westen des Hindukusch nach dem Kaspischen Meer in ziemlich aufeinanderfolgender Ordnung zuerst von Semiten und später von Indogermanen, vielleicht beidemal, weil turanische Stämme nachdrängten, unternommen wurde."



II.

Zur Methodik und Kritik

der

linguistisch-historischen Forschung.

Est quadam prodire tenus, si non datur ultra.

I. Capitel.

Die indog. Sprach- und Völkerverwandtschaft.

Die indog. Ursprache. Ihre dialektische Differenzierung und räumliche Ausbreitung. Vermeintliche Altertümlichkeit des Zend und Sanskrit und Schlüsse aus derselben. Das indog. Urvolk. Sprachverwandtschaft und Rassenverschiedenheit. Völkermischungen. Der Urtypus des indog. Stammes.

Wenn es in den vorhergehenden Blättern unsere Aufgabe war, die geschichtliche Entwicklung der linguistisch-historischen Forschung so treu und objectiv zu schildern, als es möglich war, so soll nun im folgenden versucht werden, die Spreu von dem Weizen zu sondern und aus der Menge des Unsicheren und Falschen dasjenige herauszuschälen, was als „der berechtigte Kern" der linguistischen Paläontologie bezeichnet werden kann. Vor allem aber wird es sich darum handeln, die Gesichtspunkte festzustellen, welche überhaupt der Benutzung sprachlichen Materials für culturhistorische Schlüsse zu Grunde liegen müssen.

Wir werden gut thun, hierbei von den beiden Hauptsätzen auszugehen, auf welchen das ganze Gebäude der Sprachvergleichung nicht minder wie das der linguistischen Paläontologie beruht, daß nämlich

1) Die Verwandtschaft der indog. Sprachen nur durch die Annahme e i n e r indog. Ursprache erklärt werden könne, und

2) Die Annahme einer solchen indog. U r s p r a c h e notwendig die Existenz eines indog. U r v o l k s beweise.

Der erste dieser beiden Sätze dürfte in der Theorie kaum von irgend einem Sprachforscher angefochten werden. Er ist in der That die Voraussetzung jeder sprachvergleichenden Untersuchung; denn wenn wir zwei Wortsippen wie skrt. *nom. pitā́*,

lat. *pater*, got. *fadar* ꝛc. und ſkrt. *nom. mâtâ*, lat. *mater*, ahd. *muoter* ꝛc. für verwandt erklären, ſo können wir uns nach der Analogie menſchlicher Verhältniſſe dieſe Verwandtſchaft nicht anders entſtanden denken, als wenn wir annehmen, daß die Vielheit jener Formen auf eine urſprüngliche Einheit zurückgehe. Während aber für den Grammatiker die Erſchließung dieſer proethniſchen Einheit nichts als eine wiſſenſchaftliche Hilfsconſtruction iſt und ſein wird, ſind wir hier genötigt, mit dieſer indog. Urſprache uns wie mit etwas Lebendigem und Wirklichem zu beſchäftigen. Hieraus folgt aber, daß die Vorſtellungen, welche wir uns von derſelben bilden dürfen, den Geſetzen entſprechen müſſen, auf welche die Beobachtung ſprachlichen Weſens und Werdens überhaupt führt.

Im Widerſpruch mit dieſen Geſetzen würde nun zunächſt die Idee einer völlig einheitlichen, dialektloſen Grundſprache ſtehen; denn unſere Erfahrung lehrt uns, daß jede ſprachliche Gemeinſchaft, ob klein oder groß, in ſich differenziert iſt, wie es in der Natur des Menſchen begründet liegt, daß nicht zwei Individuen weder in der Qualität der Sprachlaute, noch im Gebrauche des Wortſchatzes ſich völlig gleich ſind. Wir haben geſehen, daß die oben (vgl. p. 97 f.) entwickelte Theorie J. Schmidts dahin führte, gewiſſe partielle Übereinſtimmungen der indog. Sprachen als dialektiſche Differenzen bereits in die Urzeit zu verlegen, und ich geſtehe, daß mir durch dieſe Auffaſſung das Bild derſelben ein viel lebendigeres und concreteres wird. Ja, zuweilen führt die Sprachvergleichung überhaupt nicht über die Aufſtellung dialektiſcher Differenzen hinaus, für welche eine gemeinſame Grundform vergebens geſucht wird. Dies iſt z. B. der Fall bei einer Reihe alter Nomina, welche in den europäiſchen Sprachen auf eine andere Grundgeſtalt zurückzuführen ſind als im Sanskrit und Zend. So ſtehen ſich z. B. unvermittelbar einander gegenüber die europäiſchen Grundformen *ganu* (*γένυς* lat. *gena*, altir. *gen*, got. *kinnus*) „Kinnbacke“, *dhvara* (*θύρα*, lat. *fores*, altir. *dorus*, got. *daúr*) „Thür“ : ſkrt. *hánu*, ſkrt. *dvā́ra*, zend. *dvara* und ähnliches. Das Armeniſche ſtellt ſich in den meiſten der angedeuteten Fälle (arm. *tsnôt* „Kinnlade“ = europ. *genu*, arm. *dur'n* „Thür“ = europ. *dhvara*) auf die Seite der europäiſchen Sprachen.*)

---

*) Vgl. J. Schmidt Verwandtſchaftsverhältniſſe p. 29. A. Fick Spracheinheit p. 170 f. H. Hübſchmann K. Z. XXIII p. 35 f. Was J. G. Cuno Forſchungen

Wenn somit allgemeine Erwägungen und specielle Sprachbeobachtungen darauf hinweisen, daß die indog. Ursprache eine dialektisch differenzierte gewesen sei, so hängt hiermit die öfters aufgeworfene Frage eng zusammen, ob man sich das indogermanische Sprachgebiet in der Urzeit, das kann nach unserer Auffassung nur heißen, in der Zeit, in welcher die einzelnen Teile desselben noch durch das Bewußtsein sprachlichen Zusammenhangs oder die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses verbunden wurden, in geographischer Beziehung ein verhältnismäßig weites oder enges gewesen sei.

Selbstverständlich sind hier nur Vermutungen möglich; aber, wenn wir bedenken, wie gerade neuerdings auf den einzelnen Sprachgebieten, auf denen die betreffenden Zweige der Ursprache doch noch vor jeder schriftlichen Fixierung ein viele Jahrhunderte langes Leben führen mußten, oft die subtilsten Verhältnisse der Ursprache noch erkannt und Formen nachgewiesen werden, welche mit den postulierten Urformen nahezu identisch sind,*) so können wir uns kaum der Annahme verschließen, daß die divergierende Entwicklung der Ursprache in der vorhistorischen Zeit eine langsamere als in der historischen war. Damit ist aber zugleich auch die Möglichkeit gegeben, die indogermanische Ursprache, wenn auch dialektisch differenziert, könne doch auf einem verhältnismäßig großen Gebiete gegolten haben, ohne daß dadurch das Gefühl sprachlicher Einheit unmöglich gemacht wurde. Das instructivste Beispiel eines solchen stabilen Charakters bieten nach H. Vámbéry die noch wenig in die Geschichte eingetretenen Sprachen der turko-tatarischen Völker; denn „trotz einer immensen geographischen Ausdehnung vom eisigen Norden bis zum tiefen

---

im Gebiete der alten Völkerkunde p. 67 f. hierfür anführt, ist zum größten Teil ungeeignet. Derselbe weist z. B. auf griech. *ἑπτά*, zend. ***haptan*** : skrt. ***saptán***, lat. ***septem*** rc. hin. Aber aus griech. Imperfecten wie *εἶχον* (aus *ἐ-σεχον*), *εἷρπον* (aus *ἐ-σερπον*) rc. gegenüber *ἦλθον* (: *ἐλθ*), *ἤσθιον* (: *ἐσθι-*) rc. geht unzweideutig hervor, daß das Griechische die Existenz des *σ* noch voraussetzt.

*) Man denke hier z. B. daran, daß neuerdings der Beweis dafür geführt worden ist, daß der urindogermanische Accent noch während und nach der ersten Lautverschiebung auf germanischem Boden lebendig gewesen ist, daß es *brṓthar*, aber *môdár*, *fadár*, daß es *téhan* aber *sebán*, *báit* aber *bitúm* u. s. w. hieß; vgl. Karl Verner K. Z. XXIII p. 97 f. Oder man vergegenwärtige sich griechische Dialektformen wie cyprisch *δόϜεναι* (*δοῦναι*) = skrt. *dâvánê*, dorisch *ἦς* (*ἦν*) = skrt. *âs* und vieles andere.

Süden, vom Drachensee bis zur Adria, ja trotz einer zeitlichen Entfernung von historisch nachweisbaren anderthalbtausend Jahren" kann man auf diesem Sprachgebiet nur von „Dialekten", nicht von „Sprachen" reden, und der Türke aus Anatolien versteht den Jakuten an der Lena besser als der Schweizer den Siebenbürger Sachsen" (vgl. Primitive Cultur p. 14 f.). Ähnlich könnte es in der indog. Urzeit gewesen sein.

Auf indogermanischem Boden hat man den beiden arischen Sprachen (Sanskrit und Iranisch) eine besondere Fähigkeit zugeschrieben, die alten Sprachformen zu bewahren, und hat darauf weiter den Schluß gebaut, daß dieselben deswegen in der nächsten Nachbarschaft der Urheimat geblieben sein müßten (vgl. oben p. 133, 141).

Diese Anschauung muß nach unseren heutigen Erfahrungen als eine völlig irrige bezeichnet werden.

Eine Vergleichung der indog. Sprachen mit Rücksicht auf ihre Altertümlichkeit könnte doch nur unter Zugrundelegung eines einheitlichen Zeitpunktes als fruchtbringend gedacht werden, was bekanntlich erst von der Mitte des IX. und mit Hinzuziehung des Litauischen erst von der Mitte des XVI. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung möglich wäre. Wie Germanisch, Slavisch, Celtisch ꝛc. aussehen würden, wenn uns diese Sprachen in dem Zeitalter des Rigveda überliefert worden wären, wissen wir selbstverständlich nicht. Verweilen wir z. B. einen Augenblick bei den letztgenannten, den celtischen Sprachen, deren verwitterter Zustand nach Schleichers noch heute oft wiederholter Ansicht (vgl. oben p. 68, 137) bewiese, daß dieselben von dem ursprünglichen Ausgangspunkt am weitesten entfernt seien, so ist bekannt, daß das Aussehen derselben in erster Linie durch eine Reihe tief einschneidender Auslautgesetze getrübt worden ist. Stellen wir nun z. B. im Altirischen den Zustand der Sprache vor dem Eintreten dieser Auslautgesetze wieder her, wie uns dies an der Hand der Nachwirkungen möglich ist, welche die abgefallenen Silben auf die vorhergehenden Stammsilben ausgeübt haben, so stoßen wir bereits auf Formen, welche mit den entsprechenden lateinischen und griechischen ungefähr auf gleicher Stufe stehen (vgl. z. B. ir. *coic* = vorhistorisch ir. *quenqu-e* : lat. *quinque;* ir. *fer* „Mann" = vorhist. ir. *vira-s* : griech. *λύκο-ς*, lat. *lupu-s;* ir. *asbiur* „sage" = vorhist. ir. *ber-u* : lat. *fero*, griech. *φέρω* u. s. w.). Daß aber diese vorhistorischen irischen Formen

noch auf celtischem Boden gegolten haben, beweisen die inschriftlichen Sprachüberreste des alten Gallischen (Beiträge III p. 162 f.). In ähnlicher Weise haben die ältesten nordischen Runeninschriften noch in Skandinavien einen Sprachzustand aufgewiesen, welcher dem sanskritischen in einzelnen Fällen fast gänzlich gleichzustellen ist (vgl. *vulfa-R*, got. *vulf-s*, altn. *ulfr* = skrt. *vr̥ka-s*). Dazu kommt, daß sich gerade in den letzten Jahren die größere Ursprünglichkeit der europäischen Sprachen den arischen gegenüber in einem sehr wichtigen, von uns schon berührten Punkte herausgestellt hat. Während man nämlich früher allgemein auf dem Gebiete des Vocalismus die drei einfachen Vocale *a, i, u* der indisch-iranischen Gruppe, welche bekanntlich kein den europäischen Vocalen entsprechendes *e* und *o* kennt, zugleich als den Bestand der indog. Ursprache auffaßte,*) kann neuerdings für erwiesen gelten, daß vielmehr die Mannigfaltigkeit des europäischen Vocalismus (*a, e, i, o, u*) treuer den ursprünglichen Zustand wiederspiegelt (vgl. oben p. 99, 106).

Der zweite Satz mit dem Schluß von der Einheit der indog. Sprachen auf die Einheit der indog. Völker führt uns auf ein rein ethnographisches Gebiet, auf welchem der Sprachforscher nicht so unbedingten Glauben für seine Aufstellungen in Anspruch nehmen darf wie auf dem rein linguistischen. Denn offenbar ist die Sprache nur eins der für die Beurteilung der Rassenverwandtschaften des Menschen in Betracht zu ziehenden Momente, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß keine der bisher auf Grund physiologischer Merkmale versuchten Classificationen sich mit dem Begriff Indogermanisch deckt. Dieselben sind entweder zu weit, indem mit den Indogermanen völlig heterogene Sprachelemente wie Basken und Kaukasier zu einer (mittelländischen, kaukasischen, arabisch-europäischen rc.) Rasse vereinigt werden, so daß man genötigt gewesen ist, diese Einheit bis auf den berüchtigten *homo alalus* (vgl. F. Müller Probleme der linguistischen Ethnologie E. Behms Geographisches Jahrbuch IV p. 302) zurückzuführen, oder dieselben sind zu eng, wie dies z. B. mit dem Retzius'schen System der Fall ist, in welchem Slaven, Letten und Albanesen als *gentes brachycephalae orthognathae* von den übrigen Indogermanen losgesprengt werden,

---

*) Über die Gründe und Geschichte dieser Theorie vgl. B. Delbrück Einleitung in das Sprachstudium 1880 p. 50 f.

die als *gentes dolichocephalae orthognathae* bezeichnet werden. Sind nun diese Umstände geeignet, den auf der Verwandtschaft der indog. Sprachen beruhenden Glauben an die prähistorische Einheit der indog. Völker zu erschüttern? Sicherlich so lange nicht, als bis die Controversen über die physiologischen Einteilungsprincipe der Menschen zu einem wissenschaftlichen Abschluß gekommen sind. Sicherlich so lange nicht, als bis für diese Sprachverwandtschaft eine andere Erklärung als die durch die leibliche Verwandtschaft der Völker gefunden worden ist.*) Vor der Hand aber, meine ich, haben wir alle Ursache an der seit dem ersten Auftreten der vergleichenden Sprachwissenschaft gegebenen festzuhalten.

Wir sprechen deutsch, weil wir von deutschen Eltern stammen, und unsere Verwandten in fremden Ländern, soweit sie nicht in anderen Nationalitäten aufgegangen, sind ebenfalls der deutschen Sprache mächtig, weil sie oder ihre Vorfahren aus Deutschland gekommen sind. In England herrscht eine germanische Sprache, weil dieselbe von einem germanischen Stamm nach jenem Eiland gebracht worden ist.

Diese Beispiele zeigen aber auch, in welchem beschränkten Sinne die Einheit der indog. Völker verstanden werden muß. Denn gleichwie der Bau der englischen Sprache zwar ohne weiteres sich durch die Einwanderung der Angelsachsen als ein germanischer erklärt, die englische Nationalität aber nicht verstanden werden kann ohne Berücksichtigung der celtischen, römischen, normannischen Elemente, welche mit jenem angelsächsischen Stamm verschmolzen sind, ebenso fordert die vergleichende Sprachwissenschaft auch nicht, daß die indog. Völker in ihrer Totalität auf eine ursprüngliche Einheit und Gleichheit zurückgehen, sondern sie verlangt nur die Annahme, daß in den einzelnen indog. Völkern ein einheitlicher Kern vorhanden gewesen sei, von dem aus die Übertragung der indogermanischen Sprache auf heterogene, mit ihm verschmelzende Völkerbestandteile möglich war.

---

*) Cuno a. a. O. p. 66 f.), der überhaupt in Abrede stellt, daß es je eine indog. Ursprache gegeben habe, die so beschaffen war, „daß alle Indogermanen einander verständlich redeten", verzichtet auf eine Erklärung „der größeren und geringeren Ähnlichkeit" der indog. Idiome. „Die Ursachen dieser Ähnlichkeit kennen wir nicht, aber gemeinsame Abstammung gehört nicht zu ihnen". „Die Sprachvergleichung kann jenes Problem nicht lösen, das überhaupt nicht lösbar ist."

Daß die indogermanisch redenden Stämme bei ihrer Ankunft in der neuen Heimat Mischungsprocesse mit einer daselbst vorher ansässigen Urbevölkerung durchzumachen gehabt haben, kann gar nicht bezweifelt werden, da zum Teil auf diesen Vorgängen das volle Licht der Geschichte ruht. Blicken wir z. B. auf die indischen Arier, deren Vordringen von den Ufern des oberen Induslaufs in südlicher und südöstlicher Richtung in fortgesetztem Kampf mit den Ureinwohnern des Landes die vedischen Lieder uns schildern (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 100 f.)! Die arischen Stämme, deren Hautfarbe ausdrücklich als eine weiße bezeichnet wird (Rg. I 100, 18), treten hier den Ureinwohnern Indiens, den „schwarzhäutigen" *Dasyu*, die fremde Sprache, fremde Sitte, fremde Götter haben, in einem Streit auf Tod und Leben entgegen, der damit endigt, daß die unterworfenen Barbaren endlich als vierte Classe, als *Çûdra* in den indischen Staat aufgenommen werden. Das indogermanische Element hat gesiegt, aber „daß in dem langen Zeitraum bis dahin vielfach Mischungen arischen Blutes mit dem der Ureinwohner statt gefunden hatte, ist nicht zu bezweifeln. Dasyujungfrauen und Weiber kamen in das Haus der arischen Männer als Sclavinnen; die eine oder die andere mag es wohl zur Herrin gebracht haben" (Zimmer a. a. O. p. 117). Zu den degenerierenden Folgen dieser Vermischungen kam dann weiter der Einfluß des den physischen Organismus des Menschen mächtig umgestaltenden tropischen Klimas Indiens, so daß nur noch die Brahmanenfamilien gewisser Districte heute den edleren „mittelländischen" Rassencharakter bewahrt haben sollen (vgl. F. Müller Allg. Ethnographie p. 457 f.). Nicht weniger ziehen sich durch den Avesta alte Nachrichten von dem Kampf der iranischen Bevölkerung mit einer eingeborenen, unarischen Urrasse (*anairyâo dańhâvô*), und auch hier leben in den Häusern der Mazdaverehrer die Töchter ungläubiger Stämme als Dienerinnen und Nebenweiber (W. Geiger Ostiran. Cultur p. 176 f.).

Ähnliche Verhältnisse werden in Europa gegolten haben, wenn es auch keine Denkmäler giebt, die direkt von ihnen berichten. So kennen wir in dem alten Italien, ganz abgesehen von den phönicischen, griechischen, celtischen Einwanderungen, neben dem indogermanisch-mittelitalischen Stamm der Latiner, Umbrer, Osker rc. nicht weniger als vier verschiedene Völker, deren Verwandtschaft unter einander oder mit den Indo-

germanen bis jetzt durch nichts erwiesen ist: die Ligurer, Etrusker, Japyger und Iberier (auf den Inseln und in Sicilien). Alle diese fremdartigen Bestandteile, deren Besonderheiten auch in physiologischer Beziehung von den römischen Schriftstellern erwähnt werden (vgl. über die Etrusker L. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 109, über die Ligurer ebend. p. 121), gehen nun im Laufe der Jahrhunderte in Sprache und Sitte in dem indogermanischen Kern Altitaliens auf. Wie sollten sie denselben nicht aufs mächtigste in physiologischer Beziehung beeinflußt haben?

Gleich wichtigen Mischungsprocessen waren ohne Zweifel die Hellenen ausgesetzt (vgl. Kiepert Lehrb. d. alten Geographie p. 239 f.).

Ein einleuchtendes Beispiel von der Veränderlichkeit des physischen Charakters im westlichen Europa bieten die Celten. Die alten Gallier werden in den Berichten der Alten ebenso wie die Germanen als ein blondhaariges, helläugiges Volk von ungewöhnlicher Körpergröße geschildert, eine Beschreibung, welche auf die heutigen Celten in der Bretagne, in Wales, in Irland, in Schottland nicht mehr paßt.*) Trotzdem wird der ethnographische Zusammenhang dieser Völker unter einander und mit den Galliern des Festlandes heut zu Tage wohl von Niemandem geleugnet.

In allen diesen Fällen hat also das indogermanische Element über die sich ihm assimilierenden Völkerbestandteile in sprachlicher Beziehung den Sieg davongetragen. Warum dies geschehen sei, wird sich mit völliger Sicherheit nicht ausmachen lassen. Im allgemeinen kann man nach neueren Analogien sagen, daß die Sprache eines culturhistorisch höher stehenden Volkes, namentlich wenn dasselbe das zahlreichere und herrschende ist, am leichtesten sich auf fremdes Sprachgebiet überträgt; doch nehmen unter Umständen auch die Sieger die Sprache der

---

*) Vgl. L. Diefenbach a. a. O. p. 160 f. und A. Holtzmann Germanische Altertümer, herausg. v. A. Holder 1873. Interessant ist die Mitteilung daselbst p. 123: „Als Niebuhr die Gallier des Brennus nach der Angabe der Alten schilderte, erhielt er ein Schreiben aus der Bretagne, er habe ja keine Gallier, sondern Germanen geschildert; die Gallier, Bretonen, seien klein und dunkel, schwarz oder braun.“ Selbstverständlich sind wir mit der Holtzmannschen Confusion der Germanen und Gallier, die als ein überwundener Standpunkt gelten darf, nicht einverstanden.

in ihrer Cultur höher stehenden Unterjochten an, wie dies z. B. bei den ural-altaischen Bulgaren den unterworfenen Slaven gegenüber der Fall gewesen ist. Mit Recht sagt daher A. H. Sayce *The principles of comparative philology* [2] p. 177 „*In fact, we may lay it down as a general rule, that whenever two nations, equally advanced in civilisation, are brought into close contact, the language of the most numerous will prevail. Where, however, a small body of invaders bring a higher civilisation with them, the converse is the more likely to happen.* Es liegt nahe, aus diesen Erwägungen den Schluß zu ziehen, daß die indogermanische Bevölkerung Europas und Asiens im Vergleich mit der vorindogermanischen eine relativ höher gesittete gewesen sein müsse, und die Möglichkeit einer solchen Erklärung für die weite Ausdehnung des indog. Sprachstammes liegt auf der Hand. In jedem Falle ist aber nun die Bedeutung der Sprache als Classificationsmittel der Ethnologie in ihr richtiges Licht getreten. Der Habitus des Menschen, den Folgen von Mischungen und den Einflüssen der äußeren Lebensumstände ausgesetzt (vgl. H. Vámbéry Primitive Cultur p. 3), ist ein so leicht veränderlicher, daß die Verschiedenheit desselben nicht in entscheidenden Betracht kommen kann gegen die Verwandtschaften der Völker, wenn dieselben durch die Sprachvergleichung eruiert werden. Denn hier giebt es den Begriff einer Mischsprache nicht. Treten zwei fremdartige Sprachen in Berührung mit einander, so bleiben sie entweder neben einander bestehen, oder die eine geht in der anderen vollständig auf. Dies gilt im ganzen ohne Einschränkung (vgl. A. H. Sayce a. a. O. Cap. V *The possibility of mixture in the grammar and vocabulary of a language*) von dem grammatischen Bau der Sprache; was freilich den Wortschatz anbetrifft, so lehrt ein einziger Blick auf das englische Lexicon, daß derselbe unter den Geschicken der Völker weniger intact bleibt, sondern oft wie in einem Spiegel in großen Zügen die Berührungen eines Volkes mit fremden Nationen erkennen läßt. So ist es auch *a priori* wahrscheinlich, daß in allen indogermanischen Sprachen in indogermanischem Kleide ein gewisses Capital von Wörtern vorhanden ist, welches man nie auf eine indog. Urzeit wird zurückführen können, aus dem einfachen Grunde, weil es vor- und nichtindog. Sprachen entstammt. Derartige Wörter in einigem Umfang zu erkennen, wird allerdings

bei der fast gänzlich mangelnden Kenntnis jener vorindog. Idiome wohl immer unmöglich sein.

Ob es nun je gelingen wird, durch eine sorgfältige Erforschung der Völkerindividualitäten des indog. Stammes den Urtypus des indog. Volkes, dessen historische Existenz nach dem Bisherigen uns über allen Zweifel erhaben zu sein scheint, zu ergründen, mag dahin gestellt bleiben. Ich beschränke mich hier darauf, die Urteile zweier namhafter Forscher, welche mir in diesen Fragen das Richtige zu treffen scheinen, in Kürze mitzuteilen (vgl. oben p. 130), nämlich dasjenige L. Lindenschmits (Handbuch der deutschen Altertumskunde Einl. p. 15): „Selbst bei dem noch so beschränkten Umfange der Untersuchungen über die Stämme und Geschlechter der Menschen dürfen wir doch so viel als gewiß betrachten, daß, wenn (besser „da") ein ursprünglicher Zusammenhang der sprachverwandten, westöstlichen Völker unfehlbar auch eine übereinstimmende Körperbildung derselben bedingt, der Urtypus der letzteren sicher nicht bei den Hindus und Tadschicks, Bucharen, Beludschen, Parsen und Osseten zu suchen ist" und das V. Hehns (Culturpflanzen u. Haustiere [3] p. 464): „Alles spricht dafür, daß diejenigen Stämme, die in historischer Isolierung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunkleren Rasse sich gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen."

II. Capitel.

Die Erschließung der Ursprache.

Falsche Schlüsse aus dem morphologischen Bau der indog. Sprachen auf eine verhältnismäßig hohe Cultur der Indogermanen vor ihrer Trennung. Schwierigkeit, die indog. Urwörter in lautlich unanfechtbarer Gestalt zu erschließen.

Die linguistische Paläontologie beruht, wie wir schon gesehen haben, auf der Möglichkeit der Erschließung der indog. Ursprache.

Aber ehe wir auf die Fragen, welche sich an letztere knüpfen, näher eingehen, wollen wir in kurzem einer Argumentation gedenken, welche schon aus dem m o r p h o l o g i s c h e n B a u der indog. Sprache und seiner Vorzüge ein allgemeines Urteil über den Culturzustand der ältesten Indogermanen herleitet. Man sagt: „Da allen übrigen Sprachstämmen gegenüber der Bau des indogermanischen der vorzüglichste und vollkommenste ist, weil in demselben das Verhältnis von Stoff zu Form am edelsten zum Ausdruck kommt, so folgt daraus, daß das Volk, welches eine solche Sprache bilden konnte, vor allem in der Zeit, wo dieselbe ihre höchste Blüte erreichte (d. h. kurz vor der Trennung der Einzelvölker), ein in geistiger und culturgeschichtlicher Beziehung hoch stehendes sein mußte." Ich glaube, daß an diesem Satze nicht weniger als alles falsch ist.

Ein innerlicher Zusammenhang zwischen geschichtlicher oder culturgeschichtlicher Bedeutung und sprachlicher Vollkommenheit

läßt sich durch nichts erweisen. Betrachten wir beispielsweise drei verschiedenartige Sprachstämme wie den chinesischen, ägyptisch-semitischen und indogermanischen, so stellen dieselben in morphologischer Hinsicht nach der gewöhnlichen Meinung eine aufsteigende Linie dar: das Chinesische, welches die logischen Formen des Denkens lautlich fast gar nicht bezeichnet, das Semitische, welches dieselben an dem (dreiconsonantigen) Stamm meistenteils durch vocalische Modificationen zum Ausdruck bringt, das Indogermanische endlich, welches das gleiche Mittel wie die semitischen Sprachen mit dem stofflichen Ausdruck der Form verbindet. Demgegenüber ist nun merkwürdiger Weise der Anteil der Völkerstämme, welche diesen verschiedenartigen Sprachenbau gebildet haben, an der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit ein gerade umgekehrter, wenigstens wenn man ihr zeitliches Eingreifen in dieselbe in Erwägung zieht: Chinesisch, Ägyptisch-Semitisch, Indogermanisch sind in großen Zügen die Stationen, über welche die Weltgeschichte ihren Lauf genommen hat.

Noch weniger lassen sich, wenn man die Richtigkeit des oben ausgeführten Satzes zugiebt, die Verhältnisse innerhalb des Indogermanischen selbst begreifen. Man müßte doch dann erwarten, daß gerade die höchst stehenden Völker des indogermanischen Stammes trotz aller lautlichen Zerrüttung wenigstens das Princip des indog. Sprachbaues am treusten bewahrt hätten. Wie verhält sich nun dem gegenüber beispielsweise das moderne Englisch? Dasselbe ist von den bekannteren der gegenwärtigen indog. Sprachen, mit Ausnahme vielleicht des Neupersischen, die in ihrem ererbten grammatischen Bau zerrüttetste, so daß sie für das Sprachbewußtsein des Volkes vieleher als eine flexionslose denn als eine flexivische Sprache erscheint.

Dazu erwäge man, wie viele der indog. Völker überhaupt nie eine höhere Cultur erlangt haben, ja daß oft Glieder einer und derselben Sprache, wie z. B. die hellenischen Stämme an der Ost- und Westküste Griechenlands, zu einer ganz verschiedenen geschichtlichen Entwickelung gekommen sind, während dagegen die treuste Bewahrung der ursprünglichen Formenfülle gerade bei den geschichtlich bedeutungslosesten Völkern gefunden zu werden pflegt, wie dies bei Litauern und Slaven der Fall ist.

Steinthal (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des

Sprachbaues p. 272) hat also Recht, wenn er sagt: „Diese mannigfachen Grade der Cultur, die sich freilich auch im semitischen Stamme zeigen, in auffallenderer Weise aber unter den Indo-Europäern, beweisen allerdings, daß alles, was den Völkern mit der Stamm-Anlage gegeben ist (es ist hier die im Sprachbau sich offenbarende gemeint), nicht ausreicht, um ihm eine Rolle in der Weltgeschichte, wahre Teilnahme an der Thätigkeit und dem Genusse der Entwicklung der Menschheit zu sichern." Er fügt dann weiter hinzu: „Nur kann hieraus nicht geschlossen werden, daß eine gewisse ursprüngliche Begabung, welche ein Volk dem Umstand verdankt, daß es gerade diesem Stamme angehört, gar nicht vorhanden wäre. Ein Volk verhält sich doch immer zum Stamme, wie der einzelne zum Volke. Unter allem aber, was er seiner Abkunft zu danken hat, wird wohl die Sprache eine höchst bedeutsame Stelle einnehmen." Auch mit diesem Satze, welcher offenbar kein Präjudiz für die Cultur der Urzeit enthält, weil damals die hohe Begabung der Indogermanen noch eine latente sein mußte, könnten wir uns einverstanden erklären, wenn die Vollkommenheit des indog. Sprachenbaues, der doch schließlich die einzige Quelle der Beurteilung für die ursprüngliche Beanlagung der geschichtlich bedeutenden und geschichtlich unbedeutenden Indogermanen sein würde, wirklich eine über allen Zweifel erhabene wäre.

Daß dies nun wenigstens nicht überall der Fall ist, will ich nur an einem Beispiel zeigen, aus welchem die Inferiorität der indog. Sprachen den ural-altaischen gegenüber in einem sehr wichtigen Punkte an den Tag tritt (vgl. O. Boehtlingk Über die Sprache der Jakuten St. Petersburg 1851 p. XII). Bekanntlich haben die indog. Sprachen verschiedene Endungen für den Numerus des Singulars, verschiedene für den des Plurals, ohne daß sich das Verhältnis dieser beiden zu einander in irgend einer Weise erklären ließe. Dem gegenüber wird in den ural-altaischen Sprachen der Begriff der Mehrheit, wie es das logisch korrekte ist, an dem Stamme selbst durch Hinzutritt eines S u f f i x e s, im Finnischen *i*, im Magyarischen *ak*, im Türkisch-Jakutischen *lar* u. s. w. bezeichnet. Hinter dasselbe treten dann, um die Casus des Plurals zu bilden, die Endungen des Singulars (vgl. magy. *haz* „Haus", *haz-ba* „in das Haus", *haz-ak* „Häuser", *haz-ak-ba* „in die Häuser" ꝛc.).

Ähnliche Beispiele würden sich aber unschwer in größerer Anzahl sammeln lassen.

Indessen mag nun aus dem indog. Sprachbau auf eine ursprüngliche Beanlagung der Indogermanen anderen Sprachstämmen gegenüber geschlossen werden können oder nicht, und mögen die Gründe, welche den Anteil des Menschen an der geschichtlichen Entwicklung bedingen, sein, welche es wollen — alle diese Fragen liegen außer dem Rahmen der gegenwärtigen Untersuchung. Steht uns doch so viel fest, daß ein auf dem allgemeinen Charakter der indog. Grundsprache beruhendes Vorurteil über eine hohe Culturstufe der Indogermanen ein völlig unbegründetes ist. Es kommt daher für unsere Zwecke nicht auf die Erschließung des indog. Sprachorganismus, sondern lediglich auf die des indog. Wortschatzes und auf die Frage an, inwiefern derselbe als ein Spiegel der urzeitlichen Culturwelt gelten darf.

Nun hat man bekanntlich in neuerer Zeit angefangen, sehr skeptisch über die Möglichkeit zu urteilen, die Wortgebilde der Ursprache in einer lautlich unanfechtbaren Gestalt zu erschließen. Durch außerordentlich sich vertiefende Forschungen auf dem Gebiete des indog. Consonantismus und Vocalismus hat man eingesehen, daß die Wortformen der Ursprache, wie sie etwa in Ficks Vergleichendem Wörterbuche oder in Schleichers Compendium sich finden, nicht so in der Ursprache gegolten haben können, und es ist wahrscheinlich, daß in zehn Jahren der Stand der Wissenschaft derjenigen Gestalt der Urwörter nicht mehr entsprechen wird, welche man heute für dieselben ansetzt. „Die Ursprache," sagt daher B. Delbrück Einleitung in das Sprachstudium p. 52 treffend „ist nichts als ein formelhafter Ausdruck für die wechselnden Ansichten der Gelehrten über den Umfang und die Beschaffenheit des sprachlichen Materials, welches die Einzelsprachen aus der Gesamtsprache mitgebracht haben."

Glücklicher Weise ist nun diese veränderte Anschauung für unseren Gegenstand von keiner principiellen Bedeutung. Um z. B. die Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Pferde oder mit dem Schafe zu erweisen, ist es offenbar ziemlich gleichgiltig, ob die indog. Benennung dieser beiden Tiere, wie man früher annahm, *akvas* und *avis* oder, wie man heute annimmt, *ekj-vos* und *ovis* gelautet habe. Für unsere Zwecke kommt es

vielmehr lediglich darauf an, ob die für etymologisch verwandt gehaltenen Benennungen jener Tiere in den Einzelsprachen mit Notwendigkeit die Annahme eines bereits in der Ursprache für dieselben vorhandenen Namens erfordern.

Welche Schwierigkeiten sich im einzelnen dieser Entscheidung gegenüber stellen, soll zunächst erörtert werden.

III. Capitel.

Der Verlust alten Sprachguts.

Die Wahrscheinlichkeit großer Verluste innerhalb des indog. Wortschatzes. Folgen aus derselben. Bedenklichkeit der negativen Schlüsse auf die Cultur der Urzeit. Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen im Zusammenhang hiermit. Zuweilen ist der Mangel einheitlicher Namen dennoch beweisend: Fische, Farben, Blumen.

Der Fall, daß eine etymologische Gleichung sich aus allen den uns überlieferten indog. Sprachen oder Sprachfamilien belegen ließe, ist, wie jeder weiß, einer der allerseltensten. Selbst in der Kategorie der überaus zähen und weitverbreiteten Verwandtschaftswörter kommt es nicht gerade selten vor, daß eine oder die andere Sprache gegenüber der urzeitlichen Benennung eines Familienwortes versagt. So fehlt der indog. Name des „Vaters“ den slavischen Sprachen, der der „Schwester“ dem Griechischen, der des „Sohnes“ dem Lateinischen, der der „Tochter“ ebenfalls dem Lateinischen u. s. w. Niemand wird bezweifeln, daß in allen diesen Fällen jene Wörter in den betreffenden Sprachen einmal vorhanden waren und im Laufe der Zeit durch andere ersetzt worden sind.

Denn der Verlust alten Gutes ist ja einer der gewöhnlichsten Vorgänge in dem Leben der Sprache. Wer nur e i n e Seite irgend eines mittelhochdeutschen Textes aufschlägt, findet auf derselben eine ganze Reihe von Wörtern, welche heute nicht mehr im Gebrauch oder wenigstens nicht mehr in selbständigem Gebrauche sind. Die Gründe des Verlustes solcher Wörter zu erörtern, ist hier nicht am Platze (vgl. darüber W. D. Whitney Leben und Wachstum der Sprache übers. von A. Leskien 1876

p. 100 f.). Das aber wird man im allgemeinen sagen können, daß die culturgeschichtlichen Veränderungen der Menschheit und die Rückschläge auf das Denken und Fühlen des einzelnen in besonderem Maße ihn erzeugen. Wenn aber in der verhältnismäßig kurzen Zeit, welche uns von dem Mittelalter trennt, ein nicht unbedeutender Teil des damaligen Wortschatzes der Vergessenheit anheim fallen konnte, muß nicht da der Verlust des ursprünglichen Sprachguts bei den culturgeschichtlichen Umwälzungen und localen Veränderungen, welchen die indog. Völker seit ihrer Trennung von der alten Heimat ausgesetzt gewesen sind, ein ungeheurer gewesen sein? Diese hohe Wahrscheinlichkeit eines sehr ausgedehnten Verlustes des alten Wortschatzes nötigt aber den Culturforscher, welcher mit sprachlichen Argumenten operiert, zur größten Vorsicht nach zwei verschiedenen Seiten. Es ist nämlich erstens überaus mißlich, aus dem Fehlen etymologisch verwandter Wörter die Unbekanntschaft der Indogermanen mit gewissen Culturbegriffen oder Objecten zu folgern, ein Grundsatz, der zwar im Princip von Allen anerkannt, im einzelnen aber häufig außer Acht gelassen wird.

Richtig sagt daher A. H. Sayce *The principles of comparative philology* [2] 1875 p. 203: „Ganz wie der moderne Geolog von der Unvollkommenheit des geologischen Materials abhängig ist, so sollte sich auch der Sprachforscher erinnern, daß nur die Trümmer und Fragmente der alten Sprache durch einen glücklichen Zufall uns erhalten worden sind. Zahllose Wörter und Formen sind gemeinsam untergegangen; und obgleich Pictet nachweisen kann, daß ein mit demselben Namen in west- und ostarischen Dialekten bezeichneter Gegenstand unseren Urahnen in vorhistorischen Zeiten bekannt gewesen ist, . . . so ist doch die Umkehrung dieses Schlusses nicht stichhaltig. Die alten Arier können nach allem, was die Sprache uns zu berichten vermag, mit der Auster*) bekannt gewesen sein, obgleich ihr Name nur in den Sprachen Europas anzutreffen ist und nicht in denen Irans und Indiens begegnet.“ Es ist deswegen falsch, wie es A. Fick Spracheinheit der Indogermanen Europas p. 270, 271, 273, 284 thut, zu behaupten, daß die Indogermanen Namen für den Begriff des Schwiegersohnes, des Witwers, des Sclaven, des Schildes ꝛc. nicht besessen hätten, und auf diesen

*) griech. *ὄστρεον*, lat. *ostrea*, deutsch *auster* ꝛc. (vgl. oben p. 120).

angeblichen Mangel der indog. Grundsprache weitgehende culturhistorische Hypothesen aufzubauen.

Von einer besonderen Wichtigkeit aber ist dieser Gesichtspunkt für die Frage nach der Urheimat der Indogermanen, insofern man die Lage derselben aus dem scheinbaren Fehlen gewisser Tier- und Pflanzennamen in dem indog. Wortschatz hat erschließen wollen.

Der indog. Sprachstamm erstreckt sich nach A. v. Griesebach durch drei Vegetationsgebiete der Erde, das indische Monsungebiet, das europäisch-asiatische Steppengebiet und das Waldgebiet des östlichen Continents, ein jedes mit einer ihm eigentümlichen Fauna und Flora. Mag man nun den ursprünglichen Ausgangspunkt der Indogermanen verlegen, wohin man will, es ist geradezu undenkbar, daß die ursprünglichen Tier- und Pflanzennamen bei der allmählichen Ausbreitung der indog. Stämme sich treu erhalten haben sollten. Wie können die Namen der Dinge bestehen, wenn diese Dinge selbst vielleicht seit Jahrtausenden dem Blicke der Menschen entschwunden sind? Blickt man z. B. auf die doch fast nur dialektisch verschiedenen indisch-iranischen Sprachen, so findet sich aus der gesamten Pflanzenwelt fast nur die gottgespendete Somapflanze, deren irdischer Repräsentant nur mit Schwierigkeit zu bestimmen ist (vgl. Z. d. M. G. XXXV p. 680—92), mit einem einheitlichen Namen bei beiden Stämmen benannt, ohne daß man sich diese Thatsache anders als aus der völligen Verschiedenheit der geschichtlichen Wohnsitze beider Völker in pflanzengeographischer Hinsicht erklären wird. Es genügt daher ein sehr einfacher Act der Überlegung, um einzusehen, daß Umstände wie die, daß sich urindogermanische Benennungen des Löwen, des Tigers, des Kamels 2c. nicht mit Sicherheit ermitteln lassen, weder für noch gegen die europäische oder asiatische Hypothese von der Urheimat der Indogermanen in die Wagschale fallen können. Mit Recht hat daher F. Hommel (vgl. unten p. 148) für die Bestimmung der semitischen Ursitze auf derartige Argumente kein besonderes Gewicht gelegt.

Damit soll nun nicht behauptet werden, daß der Mangel einheitlicher Namen, wenn derselbe sich auf ganze Begriffskategorien erstreckt und durch Beobachtungen geschichtlicher Art erläutert wird, jeder beweisenden Kraft entbehre, und ich erlaube mir einige dieser Fälle hier näher auszuführen.

So ist das Fehlen etymologisch verwandter Namen der **Fischarten** auf indog. Sprachboden in die Augen fallend. Auch für das ganze Geschlecht finden sich nur gruppenweis sich entsprechende Benennungen (wie skrt. *mátsya,* zend. *masya;* lat. *piscis,* ir. *íasc,* got. *fisks;* lit. *žuwìs,* altpr. *zukans,* armen. *dzukn,* *zoükn*). Was die einzelnen Fischarten betrifft, so scheint eine übereinstimmende Benennung des Aales durch die europäischen Sprachen zu gehen (lat. *anguilla,* griech. ἔγχελυς, lit. *ungurỹs,* ksl. *ągorištĭ*), wenn nicht etwa auch diese Wörter erst innerhalb der Einzelsprachen aus einem gemeinsamen Namen der Schlange (lat. *anguis,* griech. ἔχις, lit. *angìs* : skrt. *áhi* ꝛc.), den Aal als „kleine Schlange“ bezeichnend, hervorgegangen sind. Andere Entsprechungen wie ahd. *lachs* : russ. *lososĭ,* lit. *lasziszà,* altn. *síld* : altsl. *seldĭ,* lit. *siłkė,* lat. *attilus* : griech. ἐτελίς beruhen wahrscheinlicher Weise auf Entlehnung.*) In der That scheinen nun die indog. Völker erst nach ihrer Isolierung dem Fischfang ihre Aufmerksamkeit und den Fischgerichten ihren Geschmack zugewendet zu haben. Den Liedern des Rigveda ist der Fischfang noch gänzlich unbekannt (vgl. Zimmer Altindisches Leben p. 26), wie auch in dem homerischen Zeitalter Fische nur in den Zeiten der Not (Odyss. XXII 330, III 368) dem Helden zur Speise dienen; von Fischarten wird nur der Aal genannt, der indessen von Homer selbst kaum unter die Fische gerechnet wird (ἐγχέλυές τε καὶ ἰχθύες, vgl. E. Buchholz Die Homerischen Realien I 2 p. 104 f.). Ἰχθυοφάγοι „Fischesser“ ist der schon bei Herodot begegnende Name barbarischer Völker am Arabischen Meer, der nach demselben Princip wie βουτυροφάγοι „Butteresser“ gebildet ist. Auf das Auseinandergehen des Griechischen und Italischen in allen Ausdrücken der Fischerei hat bereits W. Helbig (vgl. oben p. 83) hingewiesen. Auch sind in den Pfahlbauten der Poebene keinerlei Fischgräten, Angelhaken und dergl. aufgefunden worden, so daß die alte Bevölkerung derselben, welche nach Helbigs Untersuchungen italischen Stammes

---

*) Vgl. O. Weise Die griech. Wörter im Latein p. 111, der als europäisch die Benennungen des Aales, des Hechtes (*lupus,* λύκος, *lucius*), des Rochens (lat. *raja,* schwed. *rocka*), des Hornhechtes, resp. Barsches (lat. *acus,* ahd. *ag*?), als gräco-italisch die Gleichungen *squatus* = κῆτος, *mugil* = μύξος, *attilus* = ἐτελίς, *murex* = μύαξ ansieht. Doch ist die Urverwandtschaft dieser Entsprechungen sehr zweifelhaft.

war, trotz der günstigen Bedingungen an den fischreichen Wasser des Po die Fischerei nicht gepflegt haben kann.

Ein zweites Beispiel von der Wichtigkeit sprachlicher Argumente auch in negativer Richtung entnehmen wir der indog. Terminologie der Farben. Die neusten Untersuchungen über Farbenempfindung und Farbenbezeichnung bei den verschiedensten Naturvölkern (vgl. H. Magnus Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker 1880) haben zu dem unzweifelhaften Resultat geführt, daß der sprachliche Ausdruck für die beiden langwelligen Farben, Rot und Gelb, überall am klarsten entwickelt ist. Auch die gleichzeitige Einwirkung aller Wellenarten auf die Netzhaut des Auges und die Abwesenheit jeglichen Lichteindrucks von derselben, Licht und Dunkel, Weiß und Schwarz sind in der Sprache im allgemeinen deutlich ausgeprägt. Dagegen ist die Terminologie der Farben nur kümmerlich ausgebildet, wo es sich um die Farben kürzerer Wellenlänge, Grün und Blau, handelt.

Diesem Zustand, welchen man nach den Magnus'schen Untersuchungen für Naturvölker den normalen nennen könnte, entsprechen nun die sprachlichen Thatsachen der indog. Urzeit auf das vollkommenste. Einhellig durch alle Sprachen unseres Stammes gilt:

skrt. *rudhirá*, griech. *ἐρυθρός*, lat. *ruber*, ksl. *rŭdrŭ*, ir. *rúad*, got. *rauds*.

Dieser sprachlichen Übereinstimmung kommt keine zweite an Ausdehnung gleich; doch lassen sich auch

Gelb skrt. *hárita*, zend. *zairita*, lit. *geltas*, ksl. *zlŭtŭ*, preuß. *gelat-y-nan* (acc.) und

skrt. *hariṇá*, zend. *zairina*, ksl. *zelenŭ*, griech. *χλουνός* (das Gold bei Hesych),

Weiß skrt. *çvētá* (W. *çvit* und *çvid*), zend. *spaêta*, got. *hveits* und

skrt. *rajatá*, griech. *ἀργέτ-*; skrt. *rócá-*, griech. *λευκός*, lit. *laũks*, ir. *luach*,

Schwarz skrt. *kṛshṇa*, ksl. *črĭnŭ*, altpr. *kirsna*, skrt. *maliná*, lett. *melna*, griech. *μέλας*

als bereits in der Ursprache mit Wahrscheinlichkeit empfunden und benannt nachweisen. Dagegen fehlen urzeitliche Benennungen des Grün und Blau durchaus, und auch die spätere Entwicklung dieser Farbennamen, des Grün gewöhnlich aus

elb, des Blau aus Schwarz, zeigt deutlich ihren verhältnis-
äßig modernen Ursprung.*)

Ein Wort für Farbe läßt sich in der indog. Ursprache
jenfalls nicht nachweisen, was auch nicht Zufall zu sein scheint
vgl. Magnus a. a. O. p. 14 f. Der Begriff der Farbe bei
den Naturvölkern). Die späteren Benennungen dieses Begriffes
fassen die Farbe als Hülle der Haut auf (skrt. *várṇa* : *var* „be-
decken", lat. *color* : *occulere,* griech. *χρῶμα* : *χρώς* „Haut").

Ob nun aus alledem folgt, daß den ältesten Indogermanen
in physiologischer Hinsicht noch die Fähigkeit gemangelt habe,
die kurzwelligen Farben zu unterscheiden, möchte ich, nachdem
sich neuerdings herausgestellt hat, daß sich Farbenempfindungen
und Farbenbezeichnungen durchaus nicht decken (vgl. Magnus
a. a. O. p. 34), billig bezweifeln. Mir scheint der Reichtum
oder die Armut der Sprache in der Terminologie der Farben
viel eher von den Culturzuständen eines Volkes im allgemeinen
abzuhängen. Von verschiedenen Hirtenvölkern Afrikas wird be-
richtet, daß die Untersuchung ihrer Farbenbezeichnungen „absolut
keine Schwierigkeiten machte, so lange es sich um Farben handelte,
die bei Haus- und Jagdtieren vorkommen, also Schwarz, Grau,
Weiß, Gelb (wozu auch das Rot der Kühe gehören wird), und
die Verwirrung erst begann bei den Farben, welche beim Vieh
nicht zur Beobachtung gelangen, also bei Grün und Blau"
(vgl. Magnus a. a. O. p. 18). Ebenso sind bei den Finnen,
welche die Farbe geradezu *karva* „Haar" nennen, solche Farben,
die bei den Pelztieren nicht angetroffen werden, wie Gelb, Grün,
Blau, mit teilweis entlehnten Namen benannt (vgl. A. Ahlqvist
Die Culturwörter in den westf. Sprachen p. 91). Ähnlich aber
könnten die Verhältnisse bei dem Nomadenvolk der Indogermanen
gewesen sein.

Im Zusammenhang hiermit verdient vielleicht auch der fast
gänzliche Mangel gemeinsamer Blumennamen, der sich in den

---

*) Vgl. O. Weise Die Farbenbezeichnungen der Indogermanen Beitr. z. Kunde der indog. Spr. II p. 273 f. Andere sprachwissenschaftliche Litteratur über diesen Gegenstand findet sich bei L. Geiger Über den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung (Zur Entwicklungsgesch. d. Menschheit 1871 p. 45 f.), A. Bacmeister Celtische Briefe 1874 p. 112 f., Pole *Colour blindness in relation to the homeric expressions for colour Nature* 1878 p. 676, H. Vámbéry Die primitive Cultur des turko-tatarischen Volkes 1879 p. 224 f. u. a. m.

indog. Sprachen findet, Beachtung. Die wenigen Überein-
stimmungen z. B. zwischen Griechisch und Italisch (*ῥόδον* : *rosa*,
λείριον : *lilium*, *ἴον* : *viola*, *μαλαχή* : *malva* rc.) beruhen entweder
auf Entlehnung (vgl. dagegen O. Weise a. a. O. p. 127) oder
bezeichneten wenigstens sicherlich die wildwachsenden Pflanzen.
Von den vedischen Indern gelten die Worte R. Roths (Z. d.
M. G. XXXV p. 684): „Es ist aber überhaupt zu sagen, daß
Blumen im Veda kaum eine Stelle haben. Blumengewinde
dienen natürlich als Schmuck, aber die einzelne Blume und ihre
Schönheit wird noch nicht gewürdigt. Das hat der Inder erst
später und von einer anderen Flora umgeben gelernt.“ Auch
bei den homerischen Griechen ist trotz ihrer ausgebildeten Garten-
cultur und ihrer sprachlichen Unterscheidung einzelner Blumen
(*λείριον* (in *λειριόεις*), *κρόκος*, *ὑάκινθος* *ἴον*, *ῥόδον*) noch keine
Spur von Blumenzucht zu finden (vgl. E. Buchholz Die home-
rischen Realien II p. 111 f.).

Ebenso werden in den turko-tatarischen Sprachen gemein-
same Benennungen der verschiedenen Blumenarten vermißt (vgl.
H. Vámbéry Die primitive Cultur p. 223), so daß in der That
die Freude an den kleinen Lieblingen des Waldes und Feldes
erst auf vorgerückteren Culturstufen erwacht zu sein scheint.

IV. Capitel.

Geographische Verbreitung der indog. Gleichungen.

Die partiellen Übereinstimmungen des indog. Wortschatzes können beruhen: a) auf Zufall, b) auf dialektischen Differenzen der Ursprache, c) auf gemeinsamen Neubildungen einzelner Sprachgruppen. Stammbaums- oder Übergangstheorie? Gräco-arische und slavo-arische Culturbegriffe im Vergleich mit germano-arischen und italo-arischen Culturberührungen. Übergänge zwischen Asien und Europa. Schwierigkeit der behandelten Frage. Mangel jeden chronologischen Anhalts.

Die Wahrscheinlichkeit einer außerordentlich lückenhaften Überlieferung des alten Wortschatzes muß aber den Culturforscher noch nach einer anderen Seite hin in der Benutzung des sprachlichen Materials sehr vorsichtig machen. Es ist in dem ersten Teile unserer Arbeit ausführlich erörtert worden, wie man in neuerer Zeit die gruppenweisen Übereinstimmungen des indog. Sprachgebietes in derselben Weise wie den Wortschatz der indog. Grundsprache benutzt hat, um auf denselben die Schilderung von Culturepochen aufzubauen, welche zwischen der fernen Urzeit und den Anfängen der geschichtlichen Kunde der Einzelvölker eine passende Vermittlung abgeben zu können schienen. Der Gedanke an die Möglichkeit, die Vorgeschichte beispielsweise der germanischen Völker durch eine urgermanische, eine slavo-germanische, eine europäische Epoche bis zur indog. Urzeit zurückzuverfolgen, mußte der linguistischen Paläontologie einen neuen und eigentümlichen Reiz verleihen. Leider werden nun sehr einfache Betrachtungen zeigen, daß in dieser Erforschung vorhistorischer Culturschichten der Sprachforschung nur ein beschränkter Wert gebührt.

Selbstverständlich ist es, zunächst von rein sprachwissenschaftlichem Standpunkte aus, ein außerordentlich nützliches Beginnen, in sorgfältigen Wörterverzeichnissen, wie sie Fick, Schmidt u. a. angelegt haben, die geographische Ausbreitung der etymologischen Entsprechungen des indog. Sprachgebietes festzustellen. Wünschenswert wäre nur, daß man auch die Verhältnisse der bisher gewöhnlich nicht durch eine nähere Verwandtschaft für verbunden gehaltenen Sprachen, wie des Litauisch-Griechischen, Germanisch-Italischen rc. nach dieser Richtung mehr ins Auge faßte, als es bisher geschehen ist. Allein derartige Wörterregister nun einfach in der Weise zu benutzen, daß man sagt, um das in ihnen enthaltene Culturcapital sei z. B. eine gräco-italische Epoche reicher als eine europäische, eine europäische reicher als eine indogermanische u. s. w., ein derartiges gewöhnlich eingeschlagenes Verfahren wird doch von vornherein durch die Unfähigkeit der Wissenschaft gehemmt, in den einzelnen Fällen mit Sicherheit zu entscheiden, ob die betreffende Wortreihe durch Zufall oder nicht auf eine gewisse Gruppe von Sprachen beschränkt ist. Haben doch die neueren etymologischen Forschungen in mancher Beziehung das enge Gebiet culturhistorisch wichtiger Wortreihen erweitert. War man bisher beispielsweise der Meinung, daß die dem germanischen *gerste* entsprechende Gleichung lat. *hordeum*, griech. *κριθή* auf europäischen Boden sich beschränke, woraus dann weiter der Schluß gezogen wurde, daß diese Getreidegattung erst in der europäischen Epoche angebaut worden sei (vgl. oben p. 77), so hat sich neuerdings herausgestellt, daß sich jenes Wort weit nach Asien hinein erstreckt, wie armenisch *gaṛi*, *pehlevi jurd-âk*, *baluci zurth-âni* zeigt. In ähnlicher Weise galten Gleichungen wie lat. *grus*, griech. *γέρανος*, altir. gen. *griúin*, aglf. *cran*, lit. *gérvė* (*gérszė* Kurschat), altsl. *žeravĭ* „Kranich"; lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *želądí* „Eichel"; griech. *ἀλώπηξ* = lit. *lãpė* „Fuchs" für ausschließlich europäische, bis auch sie auf asiatischem Boden nachgewiesen wurden (arm. *kroünkn* = *γέρανος*; arm. *kalin* = *βάλανος*; skrt. *lôpâçá*, nperf. *rôbâh*, arm. *aloüês* = *ἀλώπηξ*, vgl. H. Hübschmann Z. d. M. G. XXXV p. 654 f.

Keinesfalls ist es also gestattet, ein beliebiges Wort mit dem von ihm bezeichneten Begriff schon deshalb der Urzeit ab und einer späteren Epoche zuzusprechen, weil dasselbe nur in einer Gruppe der verwandten Sprachen überliefert ist. Sollen

wir annehmen, daß erst die europäischen Indogermanen das Bedürfnis empfanden, ihrem Bart einen Namen zu geben (lat. *barba*, lit. *barzdà*, altsl. *brada*, nhd. *bart*), während ihre älteren Vorfahren vielleicht schon das Rasiermesser (*kshurá* = *ξυρόν*) benannten? Oder ist es wahrscheinlich, daß der Vogel in der indog. Urzeit zwar eine Bezeichnung (skrt. *vi*, zend. *vi*, lat. *avis*) führte, das Ei des Vogels aber erst in einer europäischen Epoche eine solche erhielt (griech. *ᾠόν*, lat. *ovum*, ahd. *ei* (plur. *eigir*), altir. *og*)? Ja, haben nicht, wenigstens theoretisch betrachtet, auch die nur in einer Sprache überlieferten Wörter mit ursprünglicher Bildung, wie etwa die germanischen Substantiva Roß, Balken, Boot und hundert andere, ein Recht darauf, möglicher Weise als indogermanische Erzeugnisse betrachtet zu werden?

Nun ist es allerdings nicht möglich, daß alle partiellen Übereinstimmungen des indog. Sprachgebietes durch den Verlust alten Sprachgutes seitens der an den einzelnen Gleichungen nicht teil habenden Sprachen entstanden sein sollten. Es würde sonst für die indog. Ursprache das Vorhandensein einer solchen Fülle homonymer und synonymer Ausdrücke anzunehmen sein, wie sie selbst in den Sprachen der gebildetsten Völker nicht denkbar wäre. Es ist daher allerdings sehr wahrscheinlich, daß ein großer Teil der in Frage stehenden Gleichungen in der That local oder zeitlich ganz verschiedene Schöpfungsakte des Sprachgeistes darstellt, und wir stehen nunmehr vor der Frage, in welcher Weise wir dieselben im einzelnen Falle uns entstanden denken können.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die indog. Ursprache, sobald wir dieselbe nicht als sprachwissenschaftliche Abstraction, sondern als etwas Ganzes, als die wirklich gesprochene Sprache eines wirklich existierenden Volkes auffassen, nach allen sprachlichen Analogien eine dialektisch differenzierte gewesen sein müsse, und wie man neuerdings geneigt ist (vgl. oben p. 154), gewisse Übereinstimmungen innerhalb der indog. Sprachen hinsichtlich der Form auf jene dialektischen Differenzen der Ursprache zurückzuführen, ebenso wäre es denkbar, daß auch der gruppenweise Besitz gewisser Culturwörter sich in gleicher Weise erklären ließe. So könnte es, wenn man erwägt, daß die Indogermanen in erster Linie ein

viehzüchtendes Volk waren, auffallen, daß fast ausschließlich nur die Gattungsnamen der Vieharten (*gau* „Rind", *avi* „Schaf", *su* „Schwein", *aga* „Ziege", *akva* „Pferd") in den meisten der indog. Sprachen übereinstimmen. Es ließe sich dies vielleicht so erklären, daß jene Gattungsnamen auf dem gesamten Sprachgebiet der Urzeit galten, daß aber daneben in den einzelnen Dialekten desselben specielle Benennungen der Haustiere nach Geschlecht und Alter vorhanden waren, wie skrt. *dhênú* = zend. *daênu* : skrt. *vaçā'* = lat. *vacca* für Kuh, Muttertier; skrt. *mêshá* = zend. *maêsha* : skrt. *úraṇa* = griech. *ἀρήν* für Widder, Schafbock; skrt. *bukka* = zend. *bûza* = aglſ. *bucca* (?) : (griech. *κάπρος* „Eber") lat. *caper* = ir. *gabor* = altn. *hafr* für Ziegenbock und viele andere. Oder, wenn man an die mannigfaltigen Bezeichnungen der Milch in deutschen Mundarten (vgl. J. Grimm Geschichte d. deutschen Sprache p. 997) denkt, könnte man sich ihre verschiedenen Namen innerhalb der indog. Sprachen (skrt. *páyas* = zend. *payaṅh* : griech. *γάλα* = lat. *lac* (ir. *laith* „Bier", corn. *lait* „Milch") : got. *miluks* = ir. *melg**) (Windisch Ir. T. p. 685) : skrt. *dádhi* = altpr. acc. *dada-n* — man beachte hier die Übereinstimmung geographischer Gruppen — 2c. in ähnlicher Weise erklären.

Wenn somit seitens der Sprach- und Culturgeschichte die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein Teil der partiellen Entsprechungen des indog. Wortschatzes bis auf die dialektischen Differenzen der ältesten Ursprache zurückgehe, so verdankt offenbar ein größerer Teil derselben der weiteren Entwicklung des indog. Sprach- und Culturlebens sein Dasein. Wie wir uns nun auch immer, sei es an der Hand des Stammbaumes, sei es mit Hilfe der Wellentheorie (vgl. oben p. 97 f.), die Ausbreitung der indog. Völker vorstellen, so viel steht doch außer Zweifel, daß den indog. Stämmen im Laufe der Zeit eine immer größere Masse neuer Culturbegriffe und Culturobjecte entgegentrat, für welche die alte Sprache der Urheimat eine genügende Bezeichnung nicht mehr bieten konnte. Wenn aber die Schöpfung neuer Wurzeln und Stämme, es sei denn die onomatopoetischer Gebilde, für das Verständnis dieser von dem Ursprung menschlicher Rede völlig zu trennenden Vorgänge auszuschließen ist,

---

*) Vgl. auch ir. *mulcan „a kind of milk-frumety"* Stokes *Irish glosses* p. 61.

so mußte die Sprache, soweit sie nicht für die Benennung aus der Fremde eingeführter Culturgegenstände auch fremdländische Laute in Gebrauch nahm — ein Punkt, über welchen unten zu handeln sein wird — zur Bezeichnung der neuen sich ihr aufdrängenden Begriffe aus dem Born des eigenen Reichtums schöpfen. Der Weg, welchen sie hierbei einschlug, war im allgemeinen derselbe, welchen sie noch heute, vor eine gleiche Aufgabe gestellt, verfolgt: nämlich die Einschränkung und Specialisierung eines weiteren und allgemeineren Ausdrucks zum Zweck der Bezeichnung des neuen Culturbegriffes. Wir wissen heut zu Tage ganz genau, was wir unter einem Gewehr, einer Eisenbahn, einem Dampfer ꝛc. zu verstehen haben, und dennoch müssen wir uns bei einiger Überlegung sagen, daß diese Wörter nur sehr allgemeine Bezeichnungen des betreffenden Gegenstandes enthalten. Daß sich nun der gleiche Sprachvorgang an den partiellen Übereinstimmungen des indog. Wortschatzes noch wahrnehmen und verfolgen läßt, soll zunächst eine Reihe ausgewählter Beispiele beweisen.

Die nordeuropäischen Sprachen haben zusammen mit dem Celtischen einen gemeinsamen Ausdruck für die Mühle lit. *gìrnos*, altsl. *žrŭny*, got. *-quairnus*, ir. *bró*. Diese Wörter gehen aber mit Sicherheit aus dem indog., im Sanskrit erhaltenen *grā́van* hervor, ein Ausdruck, der hier die specielle Bedeutung „Stein zum Auspressen des Soma" angenommen hat, ursprünglich aber zweifelsohne Stein im allgemeinen, wie vielleicht noch im griech. *λᾶς* (aus **γλαϝ-ας*), bezeichnete (vgl. Windisch Beiträge z. vergl. Sprachf. VIII p. 430 und Curtius Grundzüge [5] p. 553). Im südlichen Europa hat sich dagegen ein anderes Wort für die Bezeichnung der Mühle festgesetzt: lat. *mola*, griech. *μύλη*, von dem durch alle europäischen Sprachen sich ziehenden Verbum lat. *molo*, griech. *μύλλω*, got. *malan*, ir. *melim*, altsl. *meljq*, lit. *malù* gebildet, dessen wahrscheinliche arische Entsprechung *mar* (*mar* [2] B. R.) noch die sehr allgemeine Bedeutung des Zermalmens, Zerschlagens hat. Jedenfalls liegt hier dasselbe Verhältnis vor, wie in skrt. *ar* u. a. „bewegen, aufregen" (vgl. jedoch *urvárâ* Saatfeld) : griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, got. *arjan*, lit. *árti*, altsl. *orati* und in skrt. *marj* „abreiben, abwischen" ꝛc. : griech. *ἀμέλγω*, lat. *mulgeo*, ir. *melg*, ahd. *milchu*, altsl. *mlŭzq* „melken".

In ähnlicher Weise geht der slavo-germanische Name des

Goldes got. *gulth* = altsl. *zlato* offenbar aus dem adjectivischen skrt. *hárita*, lit. *geltas*, altsl. *žlŭtŭ* „gelb“ hervor, oder die celtisch-germanische Bezeichnung der Butter ir. *imb* (für *ing*) = ahd. *anke* entspringt dem skrt. *añj* (*añjana*) = lat. *unguere* (*unguentum*) „salben“, vgl. slav. *maslo* „Butter“, „Mittel zum Salben“ u. s. w. Während in den genannten Fällen aber die europäischen Sprachen, sei es im ganzen oder sei es in Gruppen, die speciellere, d. h. jüngere Bedeutung dem Arischen gegenüber entwickelt haben, fehlt es auch nicht an indog. Gleichungen, in welchen europäische und asiatische Sprachen gemeinsam ein vorgerückteres Stadium der Bedeutungsentwicklung einnehmen. So ist der Begriff der der Urzeit doch keinesfalls bekannten Schreibkunst im Slavisch-Litauischen und im Iranischen durch das gleiche Verbum altsl. *pišą*, *pišati* = altp. *ni-pis* ausgedrückt, welches im skrt. *piç*, *piñçáti* noch „ausschneiden, zurechtschneiden“ 2c. bezeichnet. Oder im Süden teilen Griechisch und Indisch die Benennung des Jahres, eines Begriffes, welcher, wie wir an einer anderen Stelle (vgl. Die älteste Zeitteilung p. 37 f.) ausgeführt haben, der ältesten indog. Völkerwelt noch nicht aufgegangen war. Griech. Ϝέτος (auch in πέρυτι) entspricht zwar dem skrt. *vat* in *saṁvátsam* „ein Jahr lang“ (auch in *parut* „im vergangenen Jahr“) 2c.; aber die ursprüngliche Bedeutung dieser Gleichung liegt in lat. *vetus*,*) lit. *wétusz-as*, altsl. *vetŭch-ŭ* „alt“ vor.

Was nun die Entstehung derartiger gruppenweiser Übereinstimmungen anbetrifft, so können wir uns dieselbe offenbar doch nicht anders denken als so, daß an einem bestimmten Punkte des indog. Sprachgebietes, also nicht, wie V. Hehn Culturpflanzen [3] p. 487 bemerkt, von fremden Völkern entlehnt, sondern durch eigenen Fortschritt erworben, der neue Culturbegriff sich sprachlich fixierte und sich von da in weiterer oder geringerer Ausdehnung zu den Umwohnenden verbreitete, gerade so, wie nach J. Schmidts Anschauung (vgl. oben p. 97 f.) sprachliche Neubildungen gruppenweis über das indog. Sprachgebiet sich ausdehnten.

Die Annahme einer völligen Spracheinheit der gemeinsam einen neuen Culturbegriff benennenden Völker ist hierbei nicht

---

*) Ursprünglich war *vetus*, *vetes-is* sicherlich ein Substantivum *n. g. homo vetus est* „der Mensch ist eine Altertümlichkeit“.

notwendig. Niemand wird glauben, daß zu der Zeit, da die Germanen mit den Römern in Berührung traten, erstere nicht dialektisch differenziert gewesen seien, und doch verbreiten sich die römischen Namen wichtiger Culturbegriffe zu allen Stämmen, und noch dazu in den den einzelnen Mundarten angemessenen Formen (vgl. z. B. lat. *caseus* = ahd. *châsi*, altſ. *kâsi*, aglſ. *cêse* (engl. *cheese*), so daß man, wenn das lateinische Original nicht zu deutlich vorläge, zuweilen an Urverwandtschaft glauben könnte. Die geographische Continuität der an einer der oben aufgeführten Gleichungen teil habenden Sprachen ist dagegen vorauszusetzen, wenn man nicht Gründe hat, die Übereinstimmung derselben in einer bestimmten Bedeutungsentwicklung für ein Spiel des Zufalles zu erklären. Daß dieser allerdings auch hier eine zu berücksichtigende Rolle spielt, zeigt z. B. die übereinstimmende Benennung des Silbers im Lateinischen und in den arischen Sprachen (lat. *argentum* = ſkrt. *rajatá*, zend. *erezata*, arm. *artsath*). Wir werden nämlich unten ausführlich nachweisen, daß dieses Metall der indog. Urzeit noch nicht bekannt gewesen sein kann. Ist dies aber richtig, so folgt hieraus, daß die angeführte Gleichung insofern auf Zufall beruht, als Arier und Italer ohne Zusammenhang mit einander das gleiche in ihren Sprachen vorhandene Adjectivum (vgl. griech. *ἀργέτ-*) in der Bedeutung „hell", „weißlich" zur Benennung des Silbers verwerteten, was durchaus nichts auffallendes hat, da auch das semitische *kesef* ꝛc. und das ägyptische *hat*, kopt. *chat* „Silber", ebenso wie das griechische *ἄργυρος* (wie *λαμυρός, στωμύλος*): *ἀργός* ursprünglich „hell", „weißgrau" bedeuten.

Indessen wird man derartige Ausnahmen nicht als die Regel betrachten wollen und trotz ihnen der Meinung sein, daß durch Gleichungen wie die oben angeführten thatsächlich ein örtlicher und im Verhältnis zu der späteren Ausbreitung der Indogermanen engerer Zusammenhang der betroffenen Sprachen bewiesen werde.

Überblicken wir aber im großen und ganzen die partiellen Übereinstimmungen des indog. Sprachgebietes von culturhistorischem Standpunkt aus, indem wir nicht sowohl auf ihre wenig beweisende Quantität als vielmehr auf ihre Qualität, d. h. ihre culturhistorische Bedeutung und Wichtigkeit, Rücksicht nehmen, so kann, wie schon bemerkt, soviel nicht zweifelhaft sein, daß kein ersonnenes oder ersinnbares System des Stammbaumes

dieselben alle in gleich ansprechender Weise zu erklären vermag. Stellten wir uns z. B. auf den Standpunkt des Fickschen Stammbaumes (vgl. oben p. 72), so müßten von demselben aus alle Übereinstimmungen des Arischen mit dem Griechischen einer-, mit dem Litu-Slavischen andererseits in culturhistorischer Beziehung entweder als aus der Urzeit bewahrt und darum von den übrigen Sprachen verloren oder aber, wie das Verhältnis von lat. *argentum* : skrt. *rajatá*, als zufällig angesehen werden. Beides wird man für sehr unwahrscheinlich halten; denn ich glaube in der That, daß die Übereinstimmung des Arisch-Griechischen und Arisch-Litu-Slavischen in culturhistorischen Dingen zu groß ist, als daß sie auf einem Spiel des Zufalls beruhen könnte. So sind es neben der schon erwähnten gemeinsamen Ausbildung eines Wortes für den Begriff des Jahres im Griechischen und Arischen zunächst eine Anzahl gemeinsamer Ausdrücke aus der Ackerbausprache, welche unser Interesse in Anspruch nehmen: griech. *ἄρουρα* : skrt. *urvárâ* „Ackerland", lac. *εὐλάκα* „Pflugschar" : skrt. *vṛ́ka* „Pflug", griech. *τέλσον* „Grenzfurche" : skrt. *karshû*, zend. *karsha* „Furche" (vgl. Curtius Grundzüge [5] p. 487). Von Bedeutung sind ferner die identischen Wörter für die Kunst des Beschneidens (*ἔϑρις* Hesych. : *vádhri*), für den Begriff der Rache und Strafe (skrt. *ci*, zend. *ci*, griech. *τίνομαι*), für die Zahl Tausend (*χίλιοι* : skrt. *sahásra*, zend. *hazaṅra*), für Stätte, Wohnung (*ἄστυ* : skrt. *vấstu*) nebst Stall (*μάνδρα* : skrt. *mandirá*), für die Spindel *ἄτρακτος* = skrt. *tarkú*, für die Herrin *πότνια* = skrt. *pátnî*, für die Feste *πόλις* = skrt. *pur*, besonders aber für mehrere mythische oder göttliche Wesen wie *Φλέγυες* : *Bhṛ́gu* (Kuhn Herabkunft des Feuers), *Τριτο-* in *Τριτο-γένεια* 2c. : skrt. *tritá* „eine vedische Gottheit", zend. *thrita*, *Οὐρανός* : *Váruṇa* und andere.

Auch im Norden überschreiten wichtige Culturbegriffe die Grenze Asiens und Europas. Außer der gemeinsamen Benennung der Schreibkunst*) (vgl. oben) sind noch folgende Überein-

*) Fick Spracheinheit p. 57 wendet ein, es sei unmöglich, den „Besitz der edlen Schreibkunst bei Ariern und Slaven in eine so ferne Periode sprachlichen Zusammenhangs beider Völker zurückzudatieren". Dies will aber wenig sagen, wenn wir bedenken, daß ja dieser Zusammenhang, durch medo-persische Stämme wie Scythen und Sauromaten vermittelt, bis tief in unsere Ära angenommen werden kann, oder daß wir es hier mit den ersten Anfängen schriftlicher Fixierung zu thun haben werden.

stimmungen als von culturhistorischer Bedeutung zwischen Ariern und Litu-Slaven, besonders aber zwischen Iraniern und Slaven nachweisbar:

	Litauisch	*Slavisch*	*Iranisch*	*Indisch*
Gott	—	*bogŭ*	*bagha*	*bhága*
(?) Donnergott	*Perkunas*	*Perunŭ*	—	*Parjánya*
heilig	*szweñtas*	*svętŭ*	*speñta*	—
Hausherr	*wiẽszpats*	—	*vispaiti*	*viçpáti*
Heiraten	*wedù*	*vedą*	*upa-vâdhayaêta*	*vadhû´* „Braut"
Mittagszeit	*piẽtūs*	—	*arempitu*	*pitú* „Nahrung"
	(vgl. Die älteste Zeitteilung p. 51)			
Hündin	—	*suka*	*σπάκα* med. Herodot	—
Hahn*)	—	*kurŭ*	*churu* persisch	—
Korn	*dů́na*	—	*dâna*	*dhânâ´*

Alle diese culturhistorischen Berührungen treten aber erst in ihr rechtes Licht und verlieren den Charakter des zufälligen immer mehr, wenn man zur Vergleichung die speciellen Übereinstimmungen des Arischen mit den geographisch weiter abliegenden Sprachen herbeizieht. Wer die Verzeichnisse der italisch-arischen und germanisch-arischen Wörter, wie sie von Schmidt und Fick angelegt worden sind, unbefangen betrachtet, kann die Armut derselben an culturhistorisch wichtigen Gleichungen nicht übersehen. Namentlich gilt dies von den italisch-arischen Wörtern. Außer der gemeinsamen Benennung des Silbers, welche nach unserer Meinung auf Zufall beruht, sind von Bedeutung fast nur die Gleichungen lat. *ensis* : skrt. *así* „Schwert" (vgl. dagegen griech. *πέλεκυς* : skrt. *paraçú* „Beil", *ἰός* : skrt. zend. *íshu* „Pfeil", *ξυρόν* : *kshurá* „Scheermesser", griech. *ἀϑήρ* : skrt. *atharî´* „Lanzenspitze", *ἄκων* : skrt. *áçan* „Wurfspieß, Schleuderstein", *ἄγρα* : zend. *azra* „Jagd", *ὑσμίνη* : skrt. *yudh*, zend. *yud* „Schlacht, kämpfen") und lat. *carmen* : skrt. *çásman* „Gesang". Der einzige sicher hierher gehörige italische Göttername *Venus* bedeutet im skrt. *vánas* noch ganz allgemein „Verlangen, Liebreiz".

Etwas inhaltsvoller sind die germanisch-arischen Entsprechungen, welche Fick anführt, wie die Gleichungen altn. *âs-s*, agls. *ôs* „Geist, Gott" : skrt. *ásu* „Leben", zend. *añhu* „Herr,

*) Vgl. Hehn Culturpflanzen [3] p. 290.

Welt, Ort", got. *hunsl* „Opfer" : skrt. *çvâtrá*, altn. *bâss* : skrt. *bhâsa* „Kuhstall", got. *hairus* „Schwert" : skrt. *çáru* „Waffe, Pfeil, Donnerkeil", ahd. *êwa* „Gesetz" : skrt. *éva* plur. „Gewohnheit". Allein die beiden letzteren Entsprechungen beschränken sich offenbar nicht auf das Indisch-Germanische (vgl. lit. *kir̃wis* „Axt", sab. *curis* „Lanze"; lat. *aevum*, ir. *áis*, *óis* 2c.), und was die scheinbar bedeutendste, erstgenannte anbetrifft, so war, wenn germ. *âs-s*, *ôs* (Grdf. *ansu*) wirklich mit skrt. *ásu* identisch ist, der ursprüngliche Sinn sicherlich, wie er im Veda vorliegt „Leben, Lebenskraft", nicht aber „Geist und Gott". Die beiden übrig bleibenden Gleichungen sind lautlich sehr unsicher und die angegebene Bedeutung der Sanskritwörter nicht oder schlecht belegt.

Aber auch im Inneren Europas stößt der Fick'sche Stammbaum, welcher eine Zweiteilung der europäischen Indogermanen in eine Nord- und Südhälfte voraussetzt, auf culturhistorische Schwierigkeiten. So würden, um nur eins hier zu berühren, die zahlreichen Übereinstimmungen unerklärt bleiben, welche das Italische mit den nordeuropäischen Sprachen, besonders mit dem Germanischen teilt (vgl. C. Lottner K. Z. VII p. 163 f.). Hierher gehören Wörter wie got. *atisk* „Saat" : lat. *ador* „Spelt", got. *baris* „Gerste" : lat. *far*, ahd. *korn* (slav. *zrĭno*) : lat. *granum*, got. *saian* (lit. *sė́jù*, slav. *sěją*) : lat. *sero*, *se-vi* „säen", got. *thiuds* „Volk" : osc. *tovto*, umbr. *tutu* „Gemeinde", got. *gasts* „Fremder" (slav. *gostĭ*) : lat. *hostis*, altn. *lög* „Gesetz" : lat. *lex* u. a. m. Zu bemerken ist, daß auch die celtischen Sprachen gewöhnlich an diesen Übereinstimmungen participieren. Vgl. ir. *ith (: ador)* „Getreide(?)", *bairgen* „Brot" *(: far)*, *grăn (: granum)*, ir. *síl* „Same", *sílaim* „säen" *(: sero)*, ir. *tuath (: tutu)* 2c.

Wollte man nun etwa von einem anderen System des Stammbaumes aus die litu-slavischen Sprachen von ihren westlichen Nachbarn, den germanischen und celtischen trennen, so würden sofort die culturhistorisch äußerst wichtigen Übereinstimmungen der nordeuropäischen Sprachen in den Wörtern für Herbst, Silber, Tausend, Volk, Pflug, Weizen, Bier, Hefen, Wachs, Apfel und vielen anderen einerseits, andererseits die besonders in der Ackerbausprache wichtigen (vgl. oben p. 75 f.), ausschließlich europäischen Gleichungen Einsprache erheben. Ähnliches gilt von einer etwaigen Losreißung des Griechischen von seinen europäischen Genossen.

Wie aber einzelne europäische Sprachen durch wichtige Übereinstimmungen mit dem asiatischen Teil des indog. Sprachstammes verbunden werden, so haben wiederum einzelne Zweige dieses letzteren merkwürdige specielle Berührungspunkte mit einigen oder allen europäischen Sprachen. Namentlich gilt dies von dem Armenischen, wo zahlreiche rein europäische Wörter begegnen, wie *mełr* „Honig" (griech. *μέλι* ꝛc.), *loüsin* „Mond" (lat. *luna*), *dzukn* „Fisch" (lit. *żuwis*), *al* „Salz" (griech. *ἅλς*), *ałal* „mahlen" (griech. *ἀλεῖν*), *gini* „Wein" (griech. *οἶνος*), *art* *ἀγρός* (griech. *ἀρουν*) u. a. Auch das Zend hat trotz seiner nahen Verwandtschaft mit dem Sanskrit eine ganze Reihe von Wörtern, die es nur mit europäischen Sprachen teilt (vgl. M. Müller Essays IV p. 452 f.).

So gestehe ich denn allerdings, daß mir eine Erklärung dieser culturhistorischen Verhältnisse nach der Theorie des Stammbaumes nicht möglich scheint, und ich mich daher eher einer Auffassung der Dinge zuwende, wie sie der Hypothese J. Schmidts nahe kommt.

Wir haben oben ausgeführt, daß die Verbreitung der Indogermanen wahrscheinlicher Weise vor dem Eintreten der Einzelvölker in die geschichtliche Entwicklung sich über verhältnismäßig sehr weite Flächen erstreckt*) hat, ohne daß dadurch mehr als dialektische Differenzen erzeugt werden, wie dies thatsächlich noch heute auf dem Gebiete der von den Ufern des Bosporus bis zur Lena sich ausdehnenden Sprachen turko-tatarischen Stammes der Fall ist. War dem aber so, dann mußten auf diesem weiten Raume culturhistorische Verschiedenheiten von größerer oder geringerer Tragweite vorhanden sein oder hervortreten, die eines sprachlichen Ausdrucks nicht entbehren konnten. Daß die geographische Ausdehnung derartiger Culturwörter, deren engeres oder weiteres Gebiet von uns natürlich unerforsch-

*) Diese Annahme läßt sich auch durch andre, culturhistorische Gründe wahrscheinlich machen; denn wenn wir annehmen dürfen, daß die Indogermanen in den ältesten Epochen ihrer Geschichte über ein halbnomadisches Hirtenleben nicht hinausgekommen waren, so folgt schon aus dieser Lebensweise, daß wir für jene Zeiten weitausgedehnte Weideplätze annehmen müssen. Wir werden auf diesen Gegenstand später des näheren zu sprechen kommen, verweisen aber schon jetzt auf einen sehr anregenden Vortrag A. Meitzens Das Nomadentum der Germanen und ihrer Nachbarn in West-Europa (Verhandl. d. zweiten deutschen Geographentages zu Halle 1882 p. 69 f.).

baren Gründen abhängt, sich nicht nach den späteren Völkergrenzen des indog. Sprachgebietes richtete, ist selbstverständlich, und so kommt es, daß die einzelnen indog. Sprachen nach ihrer Isolierung noch die Spuren der Berührungen an sich tragen, denen sie zur Zeit der geographischen Einheit des indog. Sprachgebietes ausgesetzt waren. Daß diese vorhistorischen Berührungen aber im großen und ganzen, wie es schon Pictet u. a. (vgl. oben p. 105) wollten, der historisch überlieferten ältesten geographischen Lage der indog. Völker zu einander entsprechen, scheint allerdings aus dem oben flüchtig skizzierten Verhältnis der partiellen, culturhistorisch wichtigen Gleichungen zu einander mit Sicherheit hervorzugehen. Wüßten wir etwas vom Illyrischen, Thracischen, Macedonischen als von dem wahrscheinlichen Bindeglied zwischen Nord und Süd, oder vom Phrygischen und Scythischen als dem Übergang von Ost nach West, so würden sich hundert Rätsel in diesen Fragen auf einmal lösen, wie ja z. B. durch die erweiterte Kenntnis des Armenischen, welches nach Hübschmann K. Z. XXIII p. 39 als Vermittlung zwischen Slavisch und Iranisch anzusehen wäre, ein neues Licht über die indog. Verwandtschaftsverhältnisse verbreitet worden ist.

Aber auch sonst müssen wir oft genug das *non liquet* in diesen Dingen eingestehen. Vor allem fehlt jede Möglichkeit einer chronologischen Bestimmung der Gleichzeitigkeit oder Nichtgleichzeitigkeit der einzelnen Gleichungen. Die Ausbildung einer einheitlichen Benennung des Pfluges (slav. *ralo*, lit. *árklas*, mhd. *arl*) und der Handmühle (vgl. oben) kann in den nordeuropäischen Sprachen in derselben Zeit stattgefunden haben, es können dazwischen aber auch Jahrhunderte liegen. Für den Begriff des Pflügens kann sich die Wurzel *ar* in den heute europäischen Sprachen in derselben Epoche festgesetzt haben, wie die Wurzel *karsh* in den arischen Sprachen, beide Akte können aber auch ganz verschiedenen Zeitläuften angehören. Auch die Frage, in wieviel Sprachen denn nun eigentlich eine Wortreihe belegt sein müsse, um Anspruch darauf zu haben, bereits in den ältesten Perioden der indog. Vorgeschichte und auf dem gesamten Sprachgebiet gegolten zu haben, worüber sich vom Standpunkt des Stammbaumes (vgl. oben p. 103) leicht eine Entscheidung finden ließe, ist bei unserer Auffassung keineswegs einfacher geworden. Am wünschenswertesten ist natürlich immer die Existenz einer Wortreihe in allen oder doch fast allen Sprachen; giebt

man aber zu, daß die geschichtliche Ausbreitung der indog. Völker im allgemeinen ihren Berührungen in der Urzeit entspreche, so würden gerade diejenigen Gleichungen den meisten Anspruch auf indog. Adel haben, welche sich in den geographisch am weitesten von einander entfernten Sprachen, z. B. im Sanskrit und Celtischen finden. So wäre es z. B. *a priori* wahrscheinlich, daß eine Übereinstimmung wie skrt. *krîṇấmi* = ir. *crenim* „ich kaufe" einstmals auch den zwischen Irisch und Sanskrit in der Urheimat gelegenen Dialekten teilhaftig gewesen sei. Immerhin aber wird man zugestehen müssen, daß, wie vom rein grammatischen, so auch vom culturhistorischen Standpunkt aus, innerhalb der Urzeit der indog. Völker sich ethnographisch geschlossene Stufen der Entwicklung kaum unterscheiden lassen, obwohl sie wahrscheinlicher Weise vorhanden gewesen sind. Doch werden wir uns mit dieser negativen Erkenntnis insofern leichter aussöhnen können, als nach allem, was wir wissen, die vorgeschichtliche Culturentfaltung der Indogermanen eine langsame und stabile gewesen ist.

V. Capitel.

Wortform.

Die **lautliche** Gestalt der culturhistorisch verwertbaren Gleichungen. Bedingungsweise Benutzung der in der Suffixbildung auseinandergehenden Wurzelentsprechungen. Vorsicht selbst gegen völlig sich deckende Gleichungen. Ursprüngliche Bedeutung gewisser Suffixe. Onomatopoetische Bildungen.

Wir haben bis jetzt ausschließlich die **geographische** Verbreitung der culturhistorisch wichtigen Gleichungen und die Schlüsse im Auge gehabt, welche man aus derselben zu ziehen berechtigt oder nicht berechtigt ist, und müssen uns nun dazu wenden, die **lautliche** Gestaltung des benutzbaren Materials etwas eingehender zu erwägen.

Wir haben gesehen, daß schon A. Kuhn (vgl. oben p. 24) die Forderung aufstellte, daß die Wortreihen, auf welche die Annahme der Existenz eines Culturbegriffes in der indog. Urzeit zu gründen sei, nicht nur in ihren Wurzel-, sondern auch in ihren **Suffixsilben** etymologisch verwandt sein müßten, und niemand wird in Abrede stellen, daß in der That Gleichungen wie skrt. *áyas*, lat. *aes*, got. *aiz*, skrt. *áçva*, lat. ***equus***, skrt. *svápna*, griech. ὕπνος, lat. *somnus* 2c. 2c., welche bis in die Suffix- und Stammsilben auf das genauste mit einander übereinstimmen, zu den unanfechtbarsten Bestandteilen des indog. Wortschatzes gehören. Jeder weiß aber auch, daß solche Fälle nicht zu den häufigsten gehören, und es erhebt sich nunmehr die Frage, ob wirklich alle etymologisch verwandten Wortreihen, in denen sich Verschiedenheiten der Suffixbildung zeigen, für die Erschließung der indog. Urzeit bedeutungslos sind. Zunächst wird man dies nicht von denjenigen Gleichungen behaupten wollen, in denen ein

einfacher Übergang aus einem Geschlecht in das andere oder aus einer Declination in die andere stattfindet, wie dies z. B. bei Wörtern der Fall ist wie lit. *szirdì- femin.* : skrt. *hárdi-*, lat. *cordi-* neutrum „Herz", griech. Stamm *νυκτ-* : skrt. *nákti-* (und *nakt-*), lat. *nocti-* „Nacht", griech. Stamm *ἄξον-* : skrt. *áksha-*, lat. *axi-* „Achse" 2c. Oder überblickt man in einem anderen Fall die Verschiedenheit der Stammbildung, z. B. in der durch alle indog. Sprachen sich ziehenden Benennung des Hundes skrt. *çvá'* St. *çvan* und *çun*, griech *κύων* St. *κυον* u. *κυν* : lat. *cani-* : germ. *hun-d-*, so wird man nicht zweifeln, daß diese Wörter auf eine einheitliche urzeitliche Bildung zurückgehen, und daß das Germanische (durch Anhängung des häufig stammerweiternden *-d*) und das Italische (durch Übergang des starken Stammes *cvan* in die i-Declination, vgl. aber *can-um*) von den ursprünglichen, im Sanskrit und Griechischen erhaltenen Stammverhältnissen abgewichen seien. Alle diese Fälle sind also für den Culturhistoriker unbedenklich verwendbar, und kann man auch häufig darüber rechten, welches die für die Ursprache anzusetzende Sprachform sei, ja, läßt sich dies bei gewissen Gleichungen wie etwa griech. *αἴξ* St. *αἰγ-* : skrt. *ajá-* „Ziege", „Bock" oder griech. *χήν*, skrt. *hańsá-s*, lat. *anser* 2c. vielleicht nie ermitteln, so kann dies doch unmöglich den Culturhistoriker von der Annahme abschrecken, daß in der indog. Ursprache Wörter für das Herz, die Nacht, die Wagenachse, den Hund, für ein ziegen- und für ein gansartiges Tier (vgl. Cap. VI) vorhanden waren.

Wie steht es nun aber mit denjenigeu Gleichungen, in welchen, abgesehen von der Identität der Wurzelsilbe, die zuweilen nach den vocalischen Steigerungsverhältnissen auch noch differenziert sein kann, in den Bildungssilben nichts sich deckendes zu finden ist? Man wird von vornherein geneigt sein, derartige Fälle als für die exacte Erschließung der indog. Sprache und Cultur ungeeignet auszuscheiden; denn wenn man bedenkt, mit welch üppig wucherndem Wachstum die Suffixbildung noch in den historischen Perioden der Sprache uns entgegentritt, so hat es offenbar etwas außerordentlich mißliches, einen Culturbegriff der Ursprache auf eine Gleichung hin zuzuschreiben, welcher auch nicht eine Spur von etymologischer Verwandtschaft in der Stamm- und Suffixbildung den Stempel indog. Gepräges verleiht. Daß zahlreiche indog. Bezeichnungen des Bettes aus einer gemeinsamen Wurzel *star* „ausbreiten" oder *kî* „ruhen" und zahlreiche

Benennungen des Stuhles aus einer und derselben Wurzel *sad* „sitzen" hervorgegangen sind (vgl. A. Pictet *Origines*[2] II p. 346 f.), diese Erscheinungen haben etwas so natürliches, daß man unmöglich aus denselben auf das Vorhandensein jener Gegenstände in der Ursprache schließen darf. Trotzdem, meine ich, müssen auch hier Unterschiede gemacht werden.

Keinesfalls wird man den Umstand, daß alle oder die meisten indog. Sprachen zur Bezeichnung eines bestimmten Begriffes eine und dieselbe Wurzel verwendet haben, immer für ein Spiel des Zufalls halten wollen. So wird man z. B. bei dem indog. Namen des Winters skrt. *himâ, hêmantá*, zend. *zim, zima, zyâo* griech. *χειμών*, lat. *hiems*, altsl. *zima*, lit. *żiemà*, altir. *gam* wegen der Verschiedenheit des Wurzelvocals und der Suffixbildung nicht bestimmen können, welches die ursprüngliche Form dieses Namens gewesen sei; trotzdem fällt unseres Erachtens der Umstand, daß die Indogermanen samt und sonders gerade diese Wurzel zur Benennung des Winters wählten so schwer in die Wagschale, daß sich das Vorhandensein eines den angeführten Bezeichnungen des Winters zu Grunde liegenden Namens für die kalte Jahreszeit mit höchster Wahrscheinlichkeit für die Urzeit ergiebt. Anders liegen die Verhältnisse bei Bildungen von solchen Wurzeln, welche durch ihre Bedeutung den Verdacht rechtfertigen, zwei oder mehr Sprachen könnten in zufälliger Übereinstimmung miteinander dieselbe Wurzel oder eine Ableitung derselben Wurzel zur Bezeichnung eines neuen Culturbegriffes verwendet haben. Wer z. B. bedenkt, in wie viel Sprachen des Erdballes das Gold als das „leuchtende" „rötlich strahlende" rc. Metall benannt wird, dem wird, selbst wenn er die Richtigkeit einer Gleichung wie griech. *χρυσός* (aus *χερ-τι-ο-ς* oder *χρῡ-τι-ος*) = skrt. *hír-aṇya* zugiebt, damit noch lange nicht die Bekanntschaft der indog. Urzeit mit dem Golde bewiesen sein. Ebenso könnte aus einer Wortreihe wie skrt. *khala* „Tenne", griech. *καλιά*, lat. *cella*, altsl. *klě-tĭ*, lit. *klě-tis* : W. *kal* (lat. *celare*, ahd. *hel-an*) nimmermehr das urzeitliche Vorhandensein von Häusern, Scheuern rc. erschlossen werden, da die betreffenden Sprachen, völlig unabhängig von einander, aus einer gemeinsamen soviel wie „bergen" („Burg") bezeichnenden Wurzel die genannten Ableitungen geschaffen haben können u. s. w.

Ist somit denjenigen Etymologien gegenüber, welche bei verschiedenartiger Suffixbildung sich nur auf die Identität der

Wurzelsilbe stützen, bezüglich ihrer culturhistorischen Ausbeutung eine besondere Vorsicht am Platze, so ist dieselbe, worauf Th. Benfey (vgl. oben p. 52 f.) mit Recht hingewiesen hat, doch auch nicht ganz überflüssig bei denjenigen Gleichungen, welche eine völlig einheitliche Bildung in den Wurzel- wie in den Suffix-silben aufzuweisen haben.

Die Suffixe einer Sprache zerfallen bekanntlich in solche, welche, aus der Vorzeit ererbt, in den historischen Epochen der Sprache erstarrt sind, und in solche, welche in denselben noch ein bildungsfähiges Leben führen. Trifft es sich nun, daß in zwei oder mehreren Sprachen dasselbe Suffix seine lebendige Kraft bewahrt hat, so kann es leicht geschehen, daß durch dieselben, das Vorhandensein etymologisch gleicher Wurzeln vorausgesetzt, in verhältnismäßig später Zeit Bildungen zustande kommen, welche durch die vollkommene Identität ihrer Laute und Silben den Schein indogermanischen oder urzeitlichen Ursprungs erwecken. Durchmustert man von diesem Gesichtspunkt etwa das Ficksche Verzeichnis der indog. Grundsprache, so wird es klar, daß eine ganze Menge der angeführten Wörter und darunter manches von culturhistorischer Bedeutung ausscheiden muß. So könnte eine Gleichung wie skrt. *paktár* „der Koch" : W. *pac* = lat. *coctor* : *coquo* zu dem Glauben Veranlassung geben, daß die Meister der Küchenkunst schon in der Urzeit eine bestimmte Classe von Gewerbetreibenden gebildet hätten. Wer aber bedenkt, daß sowohl die beiden genannten Verba wie auch die Suffixe *tar* (vgl. Whitney Indische Grammatik p. 424) und *tor* im Sanskrit und Lateinischen noch ein frisches, blütentreibendes Leben führen, wird nicht zweifeln, daß wir es hier mit einer zufälligen Uebereinstimmung zu thun haben, was in diesem Falle außerdem noch durch die späte Überlieferung des genannten Wortes wenigstens im Lateinischen bewiesen wird. Dasselbe gilt von einer Wortreihe wie skrt. *jñâtár* : *jñâ*, *γνωστήρ* : *γιγνώσκω*, lat. *notor* : *nosco* „Kenner, Bürge", durch welche, wenn sie stichhaltig wäre, ein wichtiger juristischer Begriff in die Urzeit käme. Auch von einem anderen Rechtsausdruck skrt. *ápaciti* „Vergeltung" : W. *ci* = griech. *ἀπότισις* : *τίνω* ist es sehr wahrscheinlich, daß das in beiden Sprachen noch lebendige Suffix *ti*, *σι* ein zufälliges Zusammentreffen geschaffen*) hat.

*) Bei einigen Gleichungen mit dem Suffix *-ti* läßt sich die zufällige

In anderen Fällen ist die Entscheidung darüber, ob eine Gleichung hinsichtlich der Übereinstimmung ihrer Suffixbildung zufällig sei oder nicht, sehr schwierig. Sollen wir z. B. auf eine Gleichung wie skrt. *tákshan* = *τέκτων* „Zimmermann" hin diesen Begriff der Cultur der Urzeit zuschreiben und damit schon für die älteste Epoche der indog. Entwicklung das Vorhandensein einer bestimmten Handwerkerzunft annehmen (vgl. Riedenauer Handwerk und Handwerker in den homerischen Zeiten p. 166), was, wie wir später sehen werden, culturhistorisch außerordentlich unwahrscheinlich ist. Die verbale Wurzel *taksh*, *τεκτ* (in *τεκταίνομαι*) ist in beiden Sprachen noch vorhanden, während hingegen das Suffix *-ān*, *an* = *ων*, *ον* (vgl. Bopp Vgl. Grammatik [3] III p. 287), als unmittelbar von der Verbalwurzel *nomina agentis* bildend, weder im Griechischen noch im Sanskrit lebendig genannt werden kann. Aber ist es denn ganz unmöglich, daß in den uns nicht überlieferten Epochen der griechischen und indischen Sprache das genannte Suffix bildende Kraft besessen habe? Oder hatte das Suffix *-ān*, *-ων* in der Urzeit noch eine derartige Bedeutung, daß es in Verbindung mit einem Verbalbegriff nicht sowohl denjenigen bezeichnete, welcher dauernd und gewerbsmäßig eine Thätigkeit ausübte, als vielmehr denjenigen, welcher vorübergehend sich mit etwas beschäftigte, wie etwa bei Homer das Beiwort *ἡνίοχος* „Zügelhalter" auch dem Hector beigelegt wird, als er einmal die Zügel in die Hand nimmt, oder wie die, welche in einem einzelnen Fall zum Holzfällen beordert sind, *ὑλοτόμοι* „Holzschläger" heißen? So mochte auch griech. *ποιμήν* = lit. *pëmů* in der Urzeit nicht den gewerbsmäßigen Hirten, sondern den bei einer einzelnen Gelegenheit die Herde weidenden bezeichnen.

Ja, Th. Benfey geht, wie wir oben sahen, noch weiter: In der von ihm besprochenen Gleichung

skrt. *kshurá* = griech. *ξυρόν*, *ξυρός* „Scheermesser"

ist die Kraft des Suffixes *-ra* = *-ρο* im Sanskrit und Griechischen erloschen, in ersterer Sprache sogar die Wurzel *kshu* =

Übereinstimmung auch lautgeschichtlich beweisen. Entspräche z. B. griech. *τέρψις* (*τερπ-σι*) direkt dem skrt. *tṛp-ti*, so müßte, da ein Grund für den Übergang des *τ* in *σ* hier nicht vorhanden ist, das griech. Wort **τερπ-τις* oder **ταρπ-τι-ς* lauten; *τέρψις* ist also offenbar nach Analogie der zahlreichen Nomina auf *-σι* erst auf griechischem Boden von *τέρπω*, *τέρπομαι* (= *tṛp*) abgeleitet.

griech. *ξέω* verloren gegangen. Trotzdem betont Benfey die Möglichkeit, daß in den litterärisch nicht bekannten Perioden des Indischen und Griechischen das Suffix *-ra, -ρο* noch lebendig, und im Indischen die Wurzel *kshu* noch vorhanden gewesen sein könnte. Diese Skepsis, welche imstande ist, schließlich fast gegen jede etymologische Übereinstimmung Verdacht zu erregen, ist vielleicht zu weit getrieben. Immerhin aber ist es nützlich, alle sprachlichen Möglichkeiten zur Vermeidung vorschneller Schlüsse sich vor Augen zu halten.

Endlich haben wir hier noch solcher Gleichungen zu gedenken, welche ihre Entstehung wahrscheinlicher oder möglicher Weise dem zufälligen Zusammentreffen onomatopoetischer Bildungen verdanken. Fast ausschließlich gehören hierher eine Reihe von Vögelnamen wie lat. *ulucus* : skrt. *úlûka* „Eule", skrt. *kôkilá* : griech. *κόκκυξ*, lat. *cucûlus*, altsl. *kukavica*, ir. *cói* und andere, welche sehr wohl erst in den Einzelsprachen durch Schallnachahmung entstanden sein können. Vielleicht erklären sich auch einige übereinstimmende Benennungen des Haushahnes, welcher in der Urzeit kaum bekannt gewesen sein kann (vgl. oben p. 50), wie *kṛka-vấku* „der *kṛka* sagende" (vedische Benennung des Haushahns) : griech. *κέρκος* (Hesych) oder *kukkuṭá* (ebenfalls vedisch) : ksl. *kokotŭ* in gleicher Weise. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß in einer oder der anderen Sprache durch auftretende Lautgesetze eine ursprüngliche onomatopoetische Bildung in den Rahmen regelmäßiger Substantiva hineintritt. Vgl. ahd. *gauh* : *κόκκυξ;* ahd. *hruoh, hraban* : griech. *κόραξ*, lat. *corvus;* got. *hruk* „Hahnenschrei" : *κέρκος*, ir. *cercdae gallinaceus* ꝛc.

VI. Capitel.

Wortbedeutung.

Die ursprüngliche Bedeutung der etymologisch verwandten Wortreihen. Schwierigkeit dieselbe festzustellen. Die einer Gleichung zu Grunde liegende Wurzel nicht brauchbar für culturhistorische Zwecke. Verwandtschaftswörter. Fälschliche Übertragung eines modernen Sinnes auf alte Wörter. Thätigkeitswörter, Tier- und Pflanzennamen der Ursprache.

Wenn eine culturhistorisch wichtige Gleichung somit, bevor sie als Baustein zu dem Gebäude einer indog. Culturgeschichte verwendet werden kann, einer sorgfältigen Erwägung hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitung und der Ursprünglichkeit ihres grammatischen Baues bedarf, so sind hiermit die Eventualitäten, welche den Culturforscher in der Benutzung sprachlichen Materials irre zu führen geeignet sind, noch keineswegs erschöpft. Die etymologischen Untersuchungen, welche sich auf die Erschließung des indog. Wortschatzes beziehen, begnügen sich fast ausschließlich damit, die ursprüngliche grammatische Form einer Wortreihe zu ermitteln, während die Frage nach ihrer ursprünglichen Bedeutung meist nur obenhin behandelt wird. Und doch wird jedermann zugestehen, daß für culturgeschichtliche Zwecke auf diesen Punkt alles ankommt.

Schon A. Kuhn (vgl. oben p. 25) hob die Schwierigkeit der Entscheidung hervor, wenn die Glieder einer etymologischen Kette in den Einzelsprachen eine verschiedenartige Bedeutung aufweisen. Daß griech. *δρῦς* „Eiche“, altir. *daur* „Eiche“ : skrt. *dru* „Baum“, got. *triu* „Baum“ 2c. verwandte Wörter sind, ist sicher, und doch wird sich die Frage, ob „Baum“ oder „Eiche“ ihre ursprüngliche Bedeutung sei, kaum je mit Sicherheit ent-

scheiden lassen. Ebenso decken sich griech. ὄρνις „Vogel" und got. *ara* „Adler" (vgl. altsl. *orĭlŭ*, lit. *erēlis* auch *eri-s* „Adler"); ob aber „Vogel" oder „Adler" die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war, läßt sich ebenfalls kaum ermitteln.

In anderen Fällen kann man bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit vordringen, wie wir dies bei dem Verhältnis von griech. *φηγός* „Eiche" : lat. *fagus*, deutsch *buche* (vgl. oben p. 127 Anm.) gesehen haben. In ähnlicher Weise läßt sich die primitive Bedeutung einer Wortsippe wie griech. *ὥρα* „Sommer" (in *ὀπ-ώρα*), zend. *yâre* „Jahr", got. *jêr*, böhm. *jaro* „Frühling" mit einiger Sicherheit als die des „Lenzes" feststellen. (Vgl. meine Schrift Die älteste Zeitteilung ꝛc. p. 39 und Curtius Grundzüge [5] p. 355). Beidemal sind aber die entscheidenden Momente nicht sprachlicher, sondern allgemein culturhistorischer, resp. pflanzengeographischer Natur.

Aber auch diejenigen Wortzeichen, welche in allen ihren Gliedern eine übereinstimmende Bedeutung zeigen, dürfen nicht ohne Kritik zu culturhistorischen Bestimmungen benutzt werden.

Zunächst sollte man damit aufhören, die Bedeutung der einer Gleichung zu Grunde liegenden Wurzel als charakteristisch für die Gesittung und Cultur der Urzeit anzusehen, ein Beginnen, in welchem Justi (vgl. oben p. 31), M. Müller (vgl. oben p. 36), besonders aber A. Fick (vgl. oben p. 51), am weitesten gegangen sind. In erster Linie sind die indog. Verwandtschaftswörter das Versuchsfeld für derartige Phantasien gewesen, welche den Vater zum „Schützer", die Mutter zur „waltenden Hausfrau", die Tochter zur „kleinen Melkerin", den Bruder zum „Ernährer", den Schwager (*δαήρ*) zu dem „spielenden" (als jüngeren Bruder des Mannes), die Schwester zu der „mit ihm (dem Bruder) wohnenden" u. s. w. gemacht haben. Man sollte sich erinnern, wie überaus unsicher derartige idyllische Deutungen überhaupt sind. Ob *mâtár* die „waltende Hausfrau" oder „die Bildnerin" (des Kindes), ob *duhitár* „die Melkerin"*), „den Säugling" oder „die Säugende", ob *sûnu*

---

*) „Gegen die gangbare Ableitung des Wortes von *duh*, so daß die urspr. Bed. „Melkerin" wäre, läßt sich nur einwenden, daß die entsprechenden Formen im Griechischen und Deutschen den Anlaut in *duhitár* auf ein ursprüngliches *dh* zurückzuführen mahnen, während das *d* von *duh* durch das got. *tiuhan* als ursprünglich erscheint" B. R. im Sanskritwörterbuch.

„den Erzeugten“ oder „den Erzeuger“ u. s. w. bedeutet, das ist alles mehr wie unsicher und wird sich nie entscheiden lassen.

Ferner aber lehrt eine einfache Erwägung, daß diese Bildungen, selbst wenn sie richtig gedeutet sind, gar nicht für die Zeit, welche uns hier interessiert, d. h. für die der Auflösung des sprachlichen Zusammenhangs der indog. Völker kurz vorausgehenden Epoche der indog. Culturgeschichte maßgebend sein können. Gehört z. B. *bhrâtar* „der Bruder“ wirklich zu der Wurzel *bhar* und bedeutete den „Ernährer“ (*scil.* der Schwester), so mußte diese Auffassung des geschwisterlichen Verhältnisses doch schon in derjenigen Sprachperiode gelten, in welcher die Wurzelsprache allmählich in den Charakter einer Flexionssprache überging. Dieser Zeitraum kann aber um viele Tausende von Jahren von dem, was wir unter „prähistorischer Einheit der indog. Völker“ zu verstehen haben, entfernt gewesen sein, und durch nichts kann bewiesen werden, daß den Indogermanen vor ihrer Trennung der grammatische und begriffliche Zusammenhang des Brudernamens und der Wurzel *bhar* nicht ebenso unbekannt gewesen sei, wie den Griechen das Verhältnis von *φρήτηρ* : *φέρω*, oder den Römern von *frater* : *fero*, den Deutschen von *bruder* : *(ge)bären* 2c. Übrigens giebt es, wenigstens für den Vater- und Mutternamen, eine viel ansprechendere Erklärung, welche schon von O. Böhtlingk in seiner Jakutischen Grammatik (1851) p. VII angedeutet worden ist, als die Deutung aus einer sinnvollen Sprachwurzel. Erwägt man nämlich die Wahrscheinlichkeit, daß Namen für Vater und Mutter in allen Phasen der Sprachbildung vorhanden waren, und bedenkt man, in wie eigentümlicher Weise die volltönenden und sinnvollen indog. *patar* und *mâtar* an die durch fast alle Sprachen des Erdballes sich ziehenden mehr onomatopoetischen Gebilde wie *papa* und *mama* anklingen, so wird man den Verdacht kaum unterdrücken können, daß jene indog. Wortformen nur sprachlich vervollkommnete Umbildungen unendlich viel früherer Vater- und Mutternamen sind.*)

Endlich ist zu bemerken, daß wir Indogermanen keineswegs

---

*) Vgl. das Petersburger Sanskritwörterbuch unter *pitár* und A. H. Sayce *The principles of comparative philology* ² 1875 p. 224. Vgl. auch Sir J. Lubbock Die Entstehung der Civilisation 1875 (übers. v. A. Passow) p. 360.

allein uns der sinnigen und bedeutungsvollen Verwandtschaftswörter zu erfreuen haben, wie sie oben angedeutet worden sind. Nach H. Vámbéry wenigstens (vgl. p. 64 f.) bedeutet auch in den turko-tatarischen Sprachen *ata* „Vater", den „Herrscher", *tul*, *dul* „Witwe" die „Verlassene", *aga* „älterer Bruder" den „Obersten" u. s. w. Aus all diesen Gründen scheint es mir angemessen, derartige Erörterungen dem Sprachphilosophen zu überlassen; für culturhistorische Zwecke sind sie unbrauchbar.

Ein anderer Fehler, welcher in der culturhistorischen Ausbeutung sprachlichen Materials häufig begangen zu werden pflegt, liegt darin, daß man nur zu oft einen modernen Sinn auf alte Wörter gepfropft, jungen Wein in alte Schläuche gegossen hat. Wie dies gemeint sei, zeige zunächst ein Beispiel neuerer Sprachentwicklung. Das englische Zeitwort *whrite* „schreiben" ist bekanntlich identisch mit anglſ. *vrîtan*, altn. *rîta*, ahd. *rîzan* „einritzen, eingraben", und es ist nicht zweifelhaft, daß dieses Zeitwort vorwiegend zur Benennung des Vorganges verwendet wurde, welcher von Tacitus in dem X. Capitel der Germania geschildert wird, wo von dem Einritzen gewisser Zeichen (Runen) zu Zwecken des Loses auf hölzerne Stäbchen die Rede ist. Niemand wird nun zweifeln, daß es thöricht wäre, auf die moderne Bedeutung des englischen Verbums hin, die moderne Kunst des Schreibens in die germanische Urzeit zu verlegen (vgl. oben p. 89 u. 182 Anm.).

In ähnlicher Weise aber sind oft die indog. Gleichungen mißverstanden worden. So hat das griech. *πόλις* „Stadt" = skrt. *pur*, *purí*, *púra* (nachvedisch) „Stadt" zu der Meinung veranlaßt (vgl. oben p. 35), daß die Indogermanen schon vor ihrer Trennung in Städten mit Straßen gewohnt, Wall und Graben gehabt hätten. Und doch kann nichts verkehrter als das sein. In den vedischen Gesängen sind nämlich, wie H. Zimmer Altindisches Leben p. 142 f. schlagend gezeigt hat, die *púr-as* weiter nichts als „auf erhöhten Punkten gelegene und durch Erdaufwürfe und Gräben geschützte Plätze, in denen man zur Zeit der Gefahr (im Krieg oder bei Überschwemmungen, sonst standen sie leer) sich mit Hab und Gut barg". Von Städten ist im Veda durchaus nicht die Rede. Ähnliches gilt von dem Zeitalter der Avesta (W. Geiger Ostiran. Cultur p. 412 f.) und auch von dem griech. *πόλις* läßt es sich wahrscheinlich machen, daß dieses Wort ursprünglich ausschließlich den Sinn

von *ἀκρόπολις* hatte. Für Germanen und Slaven wird überdies durch völlig unzweifelhafte sprachliche, historische und archäologische Beweise die Unbekanntschaft dieser Völker mit Städtebauten und Steinbauten überhaupt bestätigt. So würde also aus der Gleichung *πόλις* = *pur* im besten Fall nur folgen, daß die Indogermanen (oder streng genommen nur die Ario-Hellenen) vor ihrer Trennung zu ihrem Schutze Erdaufwürfe in der Art der vedischen *púras* aufzuführen gelernt hatten, nichts weiter. Schwieriger als diese sind eine Reihe anderer für den politischen Zustand der Indogermanen wichtiger Gleichungen, wie skrt. *vêçá* „Haus", griech. *οἶκος* desgl., lat. *vicus* „Quartier, Dorf", got. *veihs* „Flecken", altsl. *vĭsĭ* „Grundstück"; umbr. osc. *touta* „Stadt", altir. *tuath* „Volk", got. *thiuds* „Volk"; celt. *-dûnum* (in Eigennamen) „Stadt", engl. *town*, altn. *tûn* „Einzäunung"; irisch *treb* „Wohnsitz, Stamm", alts. *thorp* „Dorf", got. *thaúrp* „Acker" (vgl. Curtius Grundz. [5] p. 227) u. a. auf ihre urzeitliche Bedeutung zurückzuführen.

Eine andere Gleichung, aus welcher man viel mehr geschlossen hat, als darin liegt, ist skrt. *pátnî* = griech. *πότνια* „Herrin, Gattin, Hehre". Von ihr sagt A. Fick Spracheinheit p. 266, „Wie Benfey (vgl. Vorwort zu dem Wörterb. d. indog. Grundspr. von A. Fick p. VIII) zuerst erkannt hat, liegt in dieser Benennung die völlig gleiche Stellung der Frau ausgesprochen; Vielweiberei und Knechtung des Weibes ist also den Indogermanen durchaus fremd" u. s. w. Zugegeben nun, daß diese ario-hellenische Gleichung für die indog. Urzeit beweisend sei, zugegeben auch, daß sie damals wirklich die Herrin und Gattin bezeichnete*), wie es im Sanskrit der Fall ist, so kann darin doch kein Argument gegen die Annahme der Polygamie in der indog. Urzeit, auf welche, wie wir später sehen werden, viele historische Momente hinweisen, gefunden werden. Bedeutet doch im vedischen Zeitalter *pátnî* ganz unzweifelhaft „Herrin, Gattin", und ist doch **trotzdem** die Vielweiberei in diesem Zeitalter sicher nachweisbar und rechtlich gestaltet. Involvierte daher *patnia* in der Ursprache einen ehrenden Begriff und war nicht

---

*) Im Griechischen lassen sich nur die Bedeutungen „Gebieterin" z. B. *Ἄρτεμις πότνια θηρῶν* Il. XXI, 470 und „die Hehre" *πότνια Ἥρη* 2c., nicht aber die Bedeutung „Gattin" nachweisen. Vgl. aber *δέσποινα* „Hausfrau, Herrin" bei Homer und *δεσπίνας· γυναῖκας Θεσσαλοί* Hesych.

wie das lit. *pati* : *pàts* „Ehefrau" : „Ehemann" eine bedeutungslose Feminïnbildung : *patis*, welche einfach bedeutete „einen Herren habend" (vgl. skrt. *sapátnî* „denselben Herren habend, Nebenfrau" B. R.), so konnte unter polygamischen Verhältnissen möglicher Weise die erste oder die Lieblingsfrau des Herren damit benannt werden. So enthält z. B. Rigveda X, 159 (Zimmer Altind. Leben p. 159) einen Zauberspruch, in dem eine Frau eines Königs die Nebengattinnen unschädlich zu machen sucht, damit sie beim Gatten am meisten geehrt sei.

Nicht minder gewagt scheint es mir zu sein, aus dem Zusammentreffen des skrt. *padá*, zend. *padha* und griech. *πούς* in der Bedeutung „Versfuß" auf die Existenz metrischer Rede bei den Indogermanen zu schließen. Vgl. oben p. 40.

Besonders aber sind es zwei Kategorien von Wörtern, welche am meisten einer modernen Deutung ihres alten Sinnes ausgesetzt sind. Es sind dies erstens eine Anzahl von Thätigkeitswörtern, welche schon in der Urzeit geübte Fertigkeiten bezeichnet zu haben scheinen wie skrt. *pac*, slav. *peką*, griech. *πέπτω*, lat. *coquo* „kochen"; skrt. *vabh* (*vap*), griech. *ὑφαίνω*, ahd. *weban* „weben"; skrt. *siv*, lat. *suo*, slav. *sijq*, got. *siuja* „nähen"; skrt. *piñj*, lat. *pingo**) „malen" u. a. m. Daß die in den angeführten Wurzeln liegenden Thätigkeiten in der Urzeit ausgeübt wurden, liegt auf der Hand; aber fragt mich nur nicht, wie? Wohl „kocht" die Hausfrau, welche eine vortreffliche Suppe in ihrem Papinschen Kochtopf bereitet; es „kocht" aber auch der schmutzige Eskimo, der, weil seine hölzernen oder steinernen Gefäße die Hitze des Feuers nicht ertragen, so lange erhitzte Steine ins Wasser wirft, bis es siedet (vgl. Sir J. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit II p. 195). Welches sprachliche Moment giebt es denn nun, welches uns darüber belehren könnte, auf welcher Stufe zwischen den beiden angedeuteten Extremen sich unsere Ahnen vor ihrer Trennung befunden haben? Wir werden, so hoffe ich, im Laufe unserer Darstellung Gelegenheit haben, mehrere der angeführten Gleichungen für die Urzeit auf ihr rechtes Maß zurückzuführen.

Die zweite Classe von Wörtern, welche hier zu besprechen

---

*) So Fick. Anders Curtius Grundzüge [5] p. 164, wo *pingo* zu skrt. *piç* „schmücken, gestalten, bilden" (griech. *ποικίλος*, ahd. *fêh* „bunt") gestellt wird. Als Grundbedeutung wird „stechen" angenommen. „So liefert uns dies Wort die kunsthistorische Thatsache, daß das Einritzen dem Bemalen bei den Indogermanen vorausging."

wäre, bilden eine Anzahl von Tier- und Pflanzennamen, welche durch ihre Übereinstimmung in den Einzelsprachen zwar ihre urzeitliche Existenz beweisen, bei denen aber, worauf, wie wir schon oben sahen (vgl. p. 44), V. Hehn nachdrücklichst aufmerksam gemacht hat, die Sprachwissenschaft völlig außer Stand ist, den Nachweis zu führen, ob dieselben schon als Haustiere und Culturpflanzen den Indogermanen bekannt waren. Da wir indessen auch auf diesen Punkt im Verlaufe unserer Arbeit noch eingehend zu sprechen kommen werden, begnügen wir uns hier damit, hervorzuheben, daß lediglich culturhistorische, nicht sprachwissenschaftliche Momente zu einer annähernden Gewißheit in diesen Fragen führen können.

VII. Capitel.

Lehnwort.

Urverwandtschaft und Entlehnung. Beide Begriffe gehen in alten Sprachperioden in einander über. Benutzung der Lehnwörter für culturhistorische Schlüsse.

Die letzte hier zu nennende Schwierigkeit, welche der Erschließung der indog. Cultur vermittelst der Sprachvergleichung im Wege steht, betrifft das oft nicht mit Sicherheit zu ermittelnde Verhältnis zwischen altererbtem und in frühen Epochen entlehntem Sprachgut. Unser einziges sicheres Kriterium, ob wir es mit einer auf Urverwandtschaft oder auf Entlehnung beruhenden Gleichung zu thun haben, beruht ja auf der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der sich in einer Wortreihe entsprechenden Lautverhältnisse. Wir urteilen, daß slav. *chlěbu* „Brot" ein Lehnwort aus dem Germanischen (got. *hlaifs*) sei, weil slav. *ch* und got. *h* nach allem, was wir über slavisch-germanische Lautentsprechungen wissen, nicht auf einen einheitlichen und ursprünglichen Laut (*k*) zurückgehen können. Wir betrachten ferner die germanischen Wörter *pfunt, pferd, pfeil* deswegen nicht für urverwandt mit den lateinischen *pondus, paraveredus, pilum,* weil die lautgesetzliche Entsprechung eines alten *p* im Hochdeutschen *f* (*fater* : *πατήρ*), nicht aber *pf* ist u. s. w.

Ist es nun aber unmöglich, daß in frühen Sprachepochen ein Wort aus einer Sprache in die andere entlehnt wurde, zu einer Zeit, in welcher auf dem entlehnenden Sprachgebiet wichtige den Lautbestand der Sprache umgestaltende Gesetze, wie die deutsche Lautverschiebung[1], der Verlust des *p* im Irischen, des *σ*

im Griechischen u. s. w. noch nicht eingetreten, oder wenn sie schon eingetreten waren, noch nicht ihre Kraft verloren hatten? Mußte dann aber nicht der neue Ankömmling dadurch, daß er in den Mechanismus der einheimischen Lautgesetze hineingezogen wurde, bald ganz sein fremdländisches Gepräge verlieren?

So entspricht das mhd. *rüebe* dem lat. *rapa* nach den Regeln der I. Lautverschiebung (*sieben* : *septem*) vollständig und kann auf Urverwandtschaft hinweisen. Sprachlich aber ebenso möglich und culturhistorisch wahrscheinlicher ist es, daß das römische Wort zu den Germanen, welche in fast allen Beziehungen als Schüler der Römer in Ackerbau und Gartencultur auftreten, in einer Zeit wanderte, in welcher die Nachwirkungen der ersten Lautverschiebung noch stark genug in Deutschland gefühlt wurden, um auch entlehnte Wörter zurückzuführen *„to the shape which the analogy of the language and the instinctive requirements of voice and ear demanded for them“ (Sayce The principles of comparative philology* p. 204. Anm.).

Ein analoges Beispiel entnehmen wir der lateinischen Sprache. Hier ist um die Zeit der Samniterkriege das wichtige Lautgesetz der Verwandlung des intervocalen *s* in *r* zur Durchführung gelangt, so daß also ein griechisches *σ* oder ʽ an der genannten Wortstelle einem lat. *r* gegenüberstehen muß (griech. *ἔτε(σ)ος* = *vete-r-is*). Während nun z. B. lat. *pisum* : griech. *πίσος* „Erbse“ diese Forderung nicht erfüllt, erscheint lat. *pirus* : griech. *ἄπιος* (aus *ἄπισος*) „Birne, Birnbaum“ völlig regelrecht gebildet, so daß man die erste dieser beiden Gleichungen als durch Entlehnung, die zweite aber als durch Urverwandtschaft entstanden annehmen könnte. Trotzdem liegt auch hier die Möglichkeit auf der Hand, daß das griechische *ἄπι(σ)ος* aus irgend einem das intervocale *σ* vielleicht länger bewahrenden Dialekt so frühzeitig von den Italikern übernommen wurde, daß sich das Vorhandensein des griechischen *σ* und der spätere Übergang desselben auf italischem Boden in *r* erklärt.

In vielen Fällen muß die Sprachwissenschaft, wenn sie ehrlich ist, gestehen, daß sie bei ihrer gegenwärtigen Kenntnis der indog. Lautgesetze nicht imstande ist, die Frage, ob eine Gleichung alt oder entlehnt sei, mit Evidenz zu entscheiden. Ob griech. *ϝοῖνος*, lat. *vinum* ꝛc., die sich auch im armenischen *gini* (vgl. *gail* (*gayl*) „Wolf“ : europ. *valka*) wiederfinden, ob griech. *λίνον*, lat. *linum* „Flachs“, ob griech. *ὄνος*, lat. *asinus* und zahlreiche andere

durch Urverwandtschaft oder frühzeitige Entlehnung zu erklären seien, kann mit rein sprachlichen Mitteln für jetzt kaum entschieden werden.

Die Begriffe der Urverwandtschaft und der Entlehnung gehen in den älteren Sprachperioden in einander über. Stellen wir uns, wie es oben geschehen ist, z. B. die übereinstimmende Benennung des Pflügens in den europäischen Sprachen in der Weise entstanden vor, daß wir annehmen, zur Zeit der geographischen Continuität der heute europäischen Völker habe sich die W. *ar* an einer bestimmten Stelle des betreffenden Sprachgebietes zur Bezeichnung jenes Begriffes festgesetzt und von da sich allmählich zu den Nachbarn immer weiter verbreitet, so haben wir offenbar auch hier einen Akt von sprachlicher Entlehnung vor uns, welcher bis zu seiner Vollendung eine geraume Zeit in Anspruch nehmen mußte.

Diese Möglichkeit aber, daß das urverwandt scheinende erst später von Stamm zu Stamm gewandert sein kann, hat zuweilen ihre historische Bedeutung.

So hat in den Pfahlbauten der Poebne bisher nicht das Silber nachgewiesen werden können (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 21), während doch nach der gewöhnlichen Anschauung dieses Metall, wie aus der Vergleichung von oscisch *aragetud* : lat. *argentum* hervorgehen würde, den Uritalikern bekannt sein mußte. Man könnte daher vielleicht aus diesem Umstand einen Beweis gegen die Annahme, daß jene Pfahlbauten von Italikern bewohnt gewesen seien, herleiten, wenn eben nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß die Zeit jener Niederlassungen und die Zeit, wo sich in den noch dialektisch eng verbundenen Stämmen Italiens die Kenntnis des Silbers verbreitete, eine vielleicht um Jahrhunderte verschiedene gewesen sei. Haben sich doch auch frühzeitig g r i e c h i s c h e Wörter wie *θησαυρός* (osc. *thesavrom*, *thesavrei*, lat. *thesaurus*), *Φερσεφόνη* (pälign. *Perseponas*, lat. *Prosepnais*), *τύῤῥις* (osc. *tiurri*, lat. *turris*, vgl. O. Weise. Die griech. Wörter in der lat. Sprache p. 34, 195) in der Art unter den italischen Stämmen und Dialekten verbreitet, daß sie den Schein von Urverwandtschaft erwecken könnten.

Überhaupt sind hier aber noch einige Bemerkungen über die Benutzung der Lehnwörter für culturhistorische Zwecke zu machen.

Wir haben oben (vgl. p. 109) gesagt, daß ein in einer

Sprache vorhandenes Lehnwort im allgemeinen den Schluß gestatte, daß auch der von ihm bezeichnete Begriff durch das betreffende Volk aus der Fremde entlehnt sei, und gewiß ist dies im großen und ganzen richtig. Wie wir aus unseren Wörtern Tabak, Kartoffel, Champagner u. s. w. ersehen, von wo oder durch welche Vermittlung diese wichtigen Culturgegenstände uns überbracht worden sind, so lehren uns die aus lat. *murus* „Mauer" entlehnten irisch *múr*, ahd. *mûra, mûri*, neuslov. *mir*, kleinruss. poln. *mur*, lit. *múras*, alb. *mur* u. s. w., wer die Lehrmeister des nördlichen Europas im Stein- und Mauerbau gewesen sind. Oder so führt uns das lat. *mina* durch das griech. *μνᾶ* nicht nur bis zu dem hebräisch-assyrischen *maneh, mana*, von wo wieder das ägyptische *mn* und das vedisch-sanskritische *manâ'* ausgegangen sind, sondern bis in die vorsemitische Sprache Babylons, das accadische *mana'*, den Weg uns weisend, auf welchem in grauer Urzeit die Erfindung von Maß und Gewicht von Volk zu Volk sich Bahn gebrochen hat.

Trotzdem aber müssen wir uns erinnern, daß weder überall das Vorhandensein eines Lehnworts eine Entlehnung des Begriffs, noch eine Entlehnung des Begriffs allemal das Vorhandensein eines Lehnworts voraussetzt. Was den ersten dieser beiden Punkte anbetrifft, so pflegen in Zeiten, in welchen ein Volk starker culturhistorischer Beeinflussung durch ein Nachbarvolk ausgesetzt ist, auch solche Wörter aus dem einen Sprachschatz in den anderen übernommen zu werden, welche längst geläufige Dinge oder Begriffe bezeichnen. Es ist z. B. bekannt, daß der große Reichtum des englischen Sprachschatzes zum Teil auf dem Nebeneinanderbestehen synonymer „classischer" und „teutonischer" Wörter beruht, und es wäre wohl möglich, ein englisches Buch mit Ausschluß aller lateinisch-französischen und ebenso ein solches mit Ausschluß aller germanischen Bestandteile zu schreiben.

Den gleichen Fall müssen wir aber auch in früheren Sprachperioden im Auge behalten. So pflegt es zu geschehen, daß bei nahen Völker- und Culturberührungen gewisse Benennungen unsittlicher Personen oder Verhältnisse von dem niedriger stehenden Volk aus dem Sprachschatz des höher gebildeten übernommen werden: Das phönicisch-hebräische *pillegesh* „Buhle" ist in das Griechische (*παλλακίς*) und von da weiter in das Lateinische (*pelex*) eingedrungen, das griech. *πορνικός* in das armen. *pornik*

(Lagarde Armen. Stud. p. 130), das röm. *meretrix* in das irische *mertrech* (Windisch J. T. p. 687), das weißrussische *kúrva* in das lit. *kùrwa* (Brückner Die slav. Fremdwörter p. 100). Die Finnen haben sogar drei Bezeichnungen des Freudenmädchens (*huora* : schwed. *hora*, *portto* : altn. *portkona*, *kurva* : slav. *kúrva*) von ihren Nachbarn entlehnt. Trotzdem scheint mir, aus diesem Thatbestand auf das einstmalige Nichtvorhandensein unerlaubter Geschlechtsverbindungen bei jenen Völkern schließen zu wollen (vgl. z. B. Ahlqvist a. a. O. p. 214) ebenso kühn zu sein, als wenn einer behaupten wollte, die Deutschen hätten, bevor sie das franz. *maitresse* kennen lernten, nichts von Kebsen gewußt.

Oft blieben neben dem Fremdling die einheimischen Wörter bestehen, wie es zum Teil bei den ebengenannten Ausdrücken der Fall ist (vgl. griech. *πόρνη*, lat. *scortum*, lit. *kĕkszė*, germ. *hure*), oft ward aber auch der genuine Name durch den fremdländischen verdrängt, und es fehlt dann die Möglichkeit, allein aus sprachlichen Mitteln das Vorhandensein oder Fehlen des betreffenden Begriffs vor der Entlehnung zu beweisen.

Aber auch die Möglichkeit, daß eine Sprache einen entlehnten Culturbegriff aus eigenen Mitteln benennt, verwirklicht sich nicht selten. Offenbar verhalten sich die verschiedenen Sprachen, vor die gleiche Aufgabe gestellt, fremdes Culturcapital zum Ausdruck zu bringen, verschieden. Während die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee den culturhistorisch wichtigen Sprachschatz ihrer Nachbarn, so zu sagen, mit Haut und Haaren verschlungen haben, während die nordeuropäischen Sprachen indog. Stammes aus den classischen Sprachen, das Römische aus dem Griechischen ganze Wörterbücher voll Entlehnungen aufzuweisen haben, haben sich die Griechen selbst in ihrem Abhängigkeitsverhältnis dem Orient gegenüber eigenartig und schöpferisch gezeigt. Während ihre Sprache in älterer Zeit nicht 100 Lehnwörter aus dem Semitischen enthält (nach A. Müller vgl. oben p. 111), haben sie zur Bezeichnung ausländischer Dinge, wie es scheint, weit häufiger als andere Völker eigene und echt griechische Ausdrücke wie *ὕαινα* „Hyäne (: *ὗς*), *ῥινοκέρως* „Rhinoceros" (: *ῥίς* u. *κέρας*) und viele andere gebildet, die dann gewöhnlich in griechischem Kleid durch das übrige Europa gewandert sind. Die Gründe dieses sowohl im einzelnen Fall als auch im großen und ganzen verschiedenartigen Verhaltens der Sprachen sind offenbar mannigfaltige. Der größere oder geringere Grad geistiger Begabung oder cultur-

geschichtlicher Entwicklung des empfangenden Teils, die plötzliche oder allmähliche und stäte Einwirkung des gebenden Teils, der Umstand, ob ein neuer Culturgegenstand zuerst in fremdem Land geschaut oder von Fremden in das eigene Land gebracht ward, alles das mögen Factoren sein, welche hierbei zu berücksichtigen sein werden. Jedenfalls verdienen diese Fragen, denen O. Weise in einem trefflichen Aufsatz Wortentlehnung und Wortschöpfung zuerst seine Aufmerksamkeit zugewendet hat (Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. XIII p. 233 f.), eine eingehende Untersuchung.

VIII. Capitel.

Folgerungen.

Die Sprachwissenschaft ist nicht imstande, allein aus eigenen Mitteln die indog. Urzeit zu erschließen. Zusammenfassung der Bedenken gegen dieselbe. Verhältnis der Sprachvergleichung zu Geschichte und Paläontologie.

Wir sind nunmehr bei dem Punkte angekommen, wo wir uns die Frage vorzulegen haben, ob die vergleichende Sprachwissenschaft, auf ihre eigenen Mittel angewiesen, denn nun wirklich imstande sei, eine zuverlässige Erforschung der indog. Vorzeit herbeizuführen? Ich glaube, daß nach allem, was wir bisher auseinander gesetzt haben, die Antwort nur in verneinendem Sinne ausfallen kann.

Recapitulieren wir noch einmal kurz die Schwierigkeiten, welche den culturhistorischen Schlüssen aus sprachlichem Material im Wege stehen, so nimmt unter denselben die lückenhafte Überlieferung des indog. Wortschatzes die bedeutendste Stelle ein. Der Umstand, daß uns die Mittel der Entscheidung darüber fehlen, ob eine nur in einer Reihe von Sprachen belegbare Gleichung auf einer näheren Verwandtschaft der betreffenden Sprachen beruhe, oder ob auch die übrigen ursprünglich an derselben participiert haben, bewirkt, daß wir überhaupt nicht bis zu einer culturhistorischen Einheit in chronologischem Sinne vorzudringen imstande sind; denn Dinge oder Begriffe, durch deren Vorhandensein wir die Urzeit zu charakterisieren wähnen, können rücksichtlich ihres Bekanntwerdens durch Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende getrennt sein.

Auch läßt uns unsere Unkenntnis der in den vorhistorischen Epochen der Sprache wirkenden Gesetze der Wortbildung häufig

im unklaren darüber, ob eine in Wurzel- und Suffixsilben identische Wortreihe wirklich auf ein einheitliches Prototyp zurückgeht, oder ob die Übereinstimmung nicht durch gleiche Sprachvorgänge erst innerhalb des Lebens der einzelnen Sprachen erzeugt worden ist, während umgekehrt auch bei denjenigen Wörtervergleichungen, welche nur auf Wurzelverwandtschaft basieren, die Möglichkeit vorhanden ist, daß sie von einer einheitlichen Urform ausgegangen seien und erst in den Einzelsprachen die Identität ihrer Wortbildung eingebüßt haben. Ist aber nun auch eine Gleichung derart, daß wir mit Recht das Vorhandensein irgend eines bestimmten Wortes in der Ursprache folgern zu können glauben, so erhebt sich aufs neue die Frage, welches die urzeitliche Bedeutung dieses Wortes gewesen sei, und gerade hier zeigte sich die Sprachwissenschaft besonders häufig außer Stande, eine befriedigende Antwort zu geben. Schließlich ließ sich auch der Zweifel, ob eine etymologische Entsprechung auf Urverwandtschaft oder alter Entlehnung beruhe, oft in wichtigen Fällen nicht beseitigen.

Will man sich durch ein praktisches Beispiel davon überzeugen, wie überaus unsicher die nur auf Etymologien beruhenden Schlüsse über die Cultur der Indogermanen zu sein pflegen, so stelle man sich die Urteile zusammen, welche die namhaftesten Sprachforscher, Männer wie Pictet (vgl. oben p. 30), Schleicher (vgl. oben p. 33), M. Müller (vgl. oben p. 35), L. Geiger (vgl. oben p. 129), Hehn (vgl. oben p. 48), Benfey (vgl. oben p. 35, 56) und andere über die Bekanntschaft oder Nichtbekanntschaft der Indogermanen mit den Metallen ausgesprochen haben. Man wird dann finden, daß in dieser Frage nur eines sicher ist, daß nämlich das Vorhandensein keines Metalles für die Urzeit sicher, d. h. von allen oder den meisten Gelehrten gebilligt ist. Alle Metalle werden, eines wie das andere, für die Urzeit behauptet und geleugnet, obgleich doch die sprachlichen Thatsachen dieselben sind, und obgleich wir es hier nicht mit Dilettanten, sondern mit bewährten Meistern der Sprachforschung zu thun haben.

Bei so bewandten Dingen muß es nun in der That als ein überaus kühnes Unterfangen bezeichnet werden, den Widerspruch zwischen der Annahme einer verhältnismäßig hohen Cultur der ungetrennten Indogermanen und den geschichtlich überlieferten niederen Anfängen namentlich der nordeuropäischen Indoger-

manen dadurch zu erklären, daß man, wie es namentlich Benfey (vgl. oben p. 55) thut, diese letzteren infolge ihrer mühe- und entsagungsvollen Wanderungen von ihrer einstigen Culturhöhe heruntergesunken sein läßt. Diese Anschauung von dem Aufgeben einer ursprünglich vorhandenen Cultur und dem Verwildern ehemals gesitteter Stämme ist ja an und für sich denkbar; allein überblickt man den Bildungsgang der indog. Völker im allgemeinen und erwägt im besondern die Züge des Barbarentums, welche auch aus dem Altertum der Inder und Perser, der Griechen und Römer uns anstarren, so wird jene Auffassung von vornherein als äußerst unwahrscheinlich erscheinen. Sie verliert aber völlig den Boden unter den Füßen, sobald sich erweisen läßt, daß die sprachlichen Thatsachen, auf welchen die Vorstellung jenes indog. Paradieses fußt, auch einer anderen, mit den Lehren der Geschichte und Culturgeschichte verträglichen Deutung fähig sind. Daß dies wirklich der Fall ist, haben, wie wir hoffen, schon zahlreiche Beispiele der voraufgehenden Darstellung gezeigt, die folgende wird dieselben noch beträchtlich vermehren.

Wenn wir so vor einer Überschätzung der „linguistischen Paläontologie" gewarnt haben, so sind wir doch weit davon entfernt, die Bedeutung der vergleichenden Sprachforschung für vorzeitliche Studien gering anzuschlagen. Wie weit wir auch in der Geschichte eines einzelnen Volkes an der Hand historischer Zeugnisse oder vieldeutiger Mythen und Sagen vorzudringen vermögen, ein jeder weiß doch, wie bald jegliche Führung versagt. Auch die archäologische Paläontologie führt hier nur um Schritte weiter und selbst dann nur in Fällen, in denen es, wie z. B. bei den italienischen Pfahlbauten, möglich ist, die wiedererstandenen archäologischen Denkmäler mit einiger Wahrscheinlichkeit einem bestimmten Volke zuzuschreiben. Leider ist dies bis jetzt nur selten gelungen, so daß für den Culturforscher und Ethnographen auf dem Schauplatz der kühnen und weittragenden paläontologischen Fragen noch immer der völkergeschichtliche Hintergrund und damit auch jeder chronologische Anhalt mangelt. Wer waren jene Anwohner nördlicher Gestade, die uns in ihren „Kjökkenmöddings" die Spuren ihres Daseins hinterlassen haben? Waren sie von gleichem Fleisch und Blut wie die heutige Bevölkerung jener Gegenden, oder waren sie fremden Stammes? In welchem

Verhältnis standen sie zu jenen alten Europäern, die in di[illegible] Seen der Schweiz ihre Pfähle rammten und auf ihnen ihr[illegible] schmucklosen Hütten zimmerten? Muß doch die Epoche, in welche[illegible] sowohl die Kjökkenmöddinger-Menschen Dänemarks als auch di[illegible] Bewohner der Schweizer Pfahlbauten in Europa lebten, der Faun[illegible] nach zu schließen im großen und ganzen dieselbe gewesen sein werden doch aber beide alte Bevölkerungen wieder durch die groß[illegible] Kluft von einander geschieden, daß im Süden die Zähmung de[illegible] Haustiere eine schon weit vorgeschrittene ist, während im Norde[illegible] bis jetzt nur der Hund als Genosse des Menschen hat nach-gewiesen werden können.

So bleibt denn in Wahrheit zwischen der ältesten, erreichbaren Epoche der Einzelvölker und derjenigen Zeit, in welcher dieselben noch mit anderen Völkern, vielleicht mit dem ganzen indog. Stamm verbunden waren, eine breite Kluft bestehen, die, wenn auch nur an gewissen Stellen, ausschließlich an der Hand der Sprachvergleichung übersprungen werden kann. Immer aber sollte man sich erinnern, daß in den besten Fällen die Sprache nur das Knochengerüst eines Culturbegriffes hergiebt, daß es mit Fleisch und Blut nur die vergleichende Culturgeschichte umhüllen kann. Daß die Indogermanen den Begriff des Hauses kannten, lehrt, da sich sskrt. *damá*, lat. *domus*, griech. *δόμος*, slav. *domŭ* decken, der Sprachforscher, wie hingegen diese Häuser beschaffen waren, kann nur der Prähistoriker und Geschichtsforscher ermitteln. Sollen wir daher die Quintessenz unserer Darlegungen noch einmal zusammenfassen, so kann dies in den beiden Sätzen geschehen: Die Sprachvergleichung allein ist nicht imstande, die vorhistorische Cultur der Indogermanen zu erschließen, sollen wir auf diesem schwierigen Gebiete Schritt für Schritt vorwärts kommen, so kann dies nur geschehen, wenn sich Sprachforschung, Prähistorie und Geschichtsforschung zu gemeinsamer Arbeit schwesterlich die Hände reichen.

III.

Das Auftreten der Metalle,

besonders

bei den indogermanischen Völkern.

Quod superest, aes atque aurum ferrique repertum est
Et simul argenti pondus plumbique potestas.

I. Capitel.

Einleitung.

Wenn die Geschichte der menschlichen Culturentwicklung nicht unpassend einem gewaltigen Strome verglichen werden kann, der aus vielen, zum teil unentdeckten Quellen entspringend dem Ocean der Zukunft zufließt, so haben für den Culturforscher diejenigen Stellen dieses Stromlaufes ein besonderes Interesse, wo ein breiter Nebenfluß dem Mutterstrome sich verbindet, so daß dieser nun mit erhöhtem Wogenschwall dahinflutet.

Zu jenen großen Wendepunkten der Culturgeschichte darf das Bekanntwerden der Menschheit mit den Metallen mit Fug gezählt werden. Denn in so mannigfaltiger Weise durchdringen die geheimnisvollen Schätze der Tiefe, nachdem sie einmal gehoben sind, Leben und Treiben des Menschen, daß unter ihrem Einfluß allmählich eine neue Generation, ein anderes Zeitalter hervorzuwachsen scheint. Es bedurfte daher nach der Anschauung der alten Naturphilosophen eines außergewöhnlichen Ereignisses, um die metallenen Eingeweide der Erde an das Licht des Tages zu kehren. Ein ungeheuerer Brand hatte nach Lucrez *De rerum natura* V, 1250 f. einstmals weite auf metallischem Grund stehende Wälder erfaßt:

Quidquid id est, quaquomque ex causa flammeus ardor
Horribili sonitu silvas exederat altis
Ab radicibus, et terram percoxerat igni;
Manabat venis ferventibus, in loca terrae
Concava conveniens, argenti rivus et auri,
Aeris item et plumbi.

In gleicher Weise hatten sich nach Poseidonius bei Strabo c. 147 die Reichtümer Spaniens an Gold und Silber verraten.*) In der finnischen Sage (Kalevala IX) war das aus den vollen Brüsten dreier von Ukko geschaffenen Jungfrauen auf die Erde geträufelte Eisen vor seinem rasenden Bruder, dem Feuer, geflohen und hatte

In den schwankungsreichen Sümpfen
In den sprudelreichen Quellen
Auf der Sümpfe breitem Rücken
An des jähen Berges Abhang

Zuflucht gesucht, bis es von „dem ew'gen Schmiedekünstler" Ilmarinen entdeckt und in die Schmiede getragen ward u. s. w.

Versuchen wir hier die wichtigsten Seiten ins Auge zu fassen, nach denen die Metalle das Culturleben der Menschheit umgestaltet haben, so ist es fürwahr ein hartes Stück Arbeit gewesen, das auf dem Boden unserer europäischen Heimat des Menschen harrte, ehe er Raum schaffte für sich und die Seinen. Dichter Urwald, dessen Anfang oder Ende erreicht zu haben, keiner der Insassen sich rühmen kann, bedeckt das Innere. Die deutschen Ortsnamen, in denen kein Begriff mit solcher Mannigfaltigkeit wie „Wald" und „Busch" wiederkehrt, sind ein treuer Spiegel des einstigen Waldüberflusses. Ungebändigt brausen durch den Urwald die Ströme einher, bald zu wütenden Schnellen sich verengend, bald in breite Moräste sich verlaufend. *Aut silvis horrida aut paludibus foeda,* das ist die Schilderung Alt-Germaniens aus des Römers Feder. Auch die Gestade des Mittelmeers umschließt in der Urzeit noch nicht der immergrüne Gürtel, welcher heute dem Süden sein eigenartiges Gepräge aufdrückt. Der nützliche Ölbaum, die feurige Rebe, der ehrende Lorbeer, die glückverkündende Myrte, sie alle haben ihre südlich-syrische oder nördlich-pontische Heimat noch nicht verlassen. Ernster Eichenwald und düstere Fichten verhüllen noch die classischen Stätten, und nur „der sanfte Hauch, der vom blauen Himmel weht", verkündet sonnigere Zeiten.

Wie die Pflanzenwelt ist auch die Tierwelt wilder und bedrohlicher. Zwar sind die alten Rieseneinwohner Europas,

*) *Οὐ γὰρ ἀπιστεῖν τῷ μύθῳ φησὶν ὅτι τῶν δρυμῶν ποτε ἐμπρησθέντων ἡ γῆ ταχεῖσα, ἅτε ἀργυρῖτις καὶ χρυσῖτις, εἰς τὴν ἐπιφάνειαν ἐξέζεσε διὰ τὸ πᾶν ὄρος καὶ πάντα βουνὸν ὕλην εἶναι νομίσματος ὑπό τινος ἀφθόνου τύχης σεσωρευμένην.*

das Mammut und Rhinoceros längst verschwunden, auch das Renntier hat sich frühzeitig nach dem Norden zurückgezogen; aber noch streifen, zum mindesten bis in die Alpenthäler, der Ur, das Wiesent, der Elch. Eber, Wölfe und Bären sind in Überfluß vorhanden; zwischen Karpathen und Balkan muß sogar der Löwe seine gefährlichen Streifzüge unternommen haben. Langsam an den Wasseradern der Flüsse und von den Gestaden der Meere aus dringt der Mensch und mit ihm die Civilisation nach dem Inneren vor. Aber wie anders wird der harte Kampf ums Dasein mit der ehernen oder eisernen Axt geführt als mit der unbeholfenen Steinwaffe. Schneller rodet sich der Wald zum Platz für den Menschen und seine Ansiedlungen, stattlicher erhebt sich das wohlgezimmerte Wohnhaus, tiefer greift der eiserne Karst ein, um der nahrungsspendenden Erde das verheißungsvolle Korn anzuvertrauen.

Wie aber der erzgespitzte Pfeil die Beute des Waldes sicherer erlegt, so trifft auch das eiserne Schwert besser den feindlichen Mann, und nicht mit Unrecht sehen die alten Dichter den Krieg so recht als eine Ausgeburt des „eisernen" Zeitalters an, wenn auch andere der Wirklichkeit entsprechender den blutigen Streit keiner Epoche versagen:

Arma antiqua manus ungues dentesque fuerunt,
Et lapides et item silvarum fragmina rami.
(Lucrez V, 1282.)

Unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro
Pugnabant armis, quae post fabricaverat usus.
(Horaz Sat. I, 3.)

Das Eisen kämpft die Händel aus, welche die *auri sacra fames* (Vergil) erregt:

Effodiuntur opes, irritamenta malorum.
Jamque nocens ferrum ferroque nocentius aurum
Prodierat: prodit bellum, quod pugnat utroque.
(Ovid. Met. I, 140 f.)

Einfach und nur zur Befriedigung der notwendigsten Bedürfnisse gebildet sind die Gerätschaften der Steinzeit. Mit der Kunst, die Metalle zu formen, erwacht der Sinn für Schmuck und Zierat. Neben Äxten, Pfeilen und Messern finden sich nun auch Schwerter, Lanzen, Sicheln, Ohrringe, Armspangen,

Nadeln, Ringe und dergl. Die Verzierungen an diesen Gegenständen werden kühner und complicierter, Nachbildungen von Tieren und Pflanzen werden versucht (vgl. J. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit p. 14). Alle diese Kunstobjecte aber fordern eine ausgebildete und häufig geübte Geschicklichkeit, und wenn bisher jeder einzelne im Volke imstande war, was Haus und Hof bedurfte, ja selbst das einfache Thongeschirr und anspruchslose Gewebe seiner Kleider — denn beides sind uralte Künste — mit eigner Hand zu fertigen, so tauchen jetzt aller Orten Erzählungen auf von der großen Fertigkeit einzelner im Schmieden und Bearbeiten der Erze. Das Bedürfnis nach Arbeitsteilung wird deutlicher empfunden. Die Metallurgie ist der erste Grundpfeiler des aufblühenden Gewerbes.

Aber ungleichmäßig hat die Natur ihre kostbaren Metallschätze über den Erdboden verbreitet, und von dem unerschöpflichen und fabelhaften Reichtum bevorzugter Gegenden hören die Bewohner ärmerer Distrikte mit Staunen und Verlangen. So scheint das zur Herstellung der Bronze erforderliche Zinn im Altertum nur an drei, von den Centren der Cultur ziemlich entfernten Stellen gewonnen worden zu sein: im westlichen Iberien, auf den nach ihm benannten Cassiteriden und am Nordrand Irans, dem heutigen Chorassan. (Vgl. K. Müllenhoff Deutsche Altertumskunde p. 99 und K. E. v. Baer Von wo das Zinn zu den ganz alten Bronzen gekommen sein mag? Archiv für Anthropologie IX p. 263 f.). Dennoch ist die Bronzearbeit im frühsten Altertum von den Ufern des Nils bis hin nach Ninive und Babylon verbreitet. Der erfindungsreiche Mensch ist somit darauf angewiesen, die Gaben, die ihm das eigene Vaterland versagt, sich aus der Ferne zu holen, und mag auch die Habsucht das Steuer führen, wenn der zerbrechliche Kiel die unbekannte, schrecknisvolle Meeresflut durchschneidet: aus der niederen Begierde steigt der Genius des Fortschrittes, die Anfänge der Erdkunde, der Schiffahrt, des Handels und Verkehrs:

> Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
> Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.
> (Schiller.)

Phönizische Flotten segeln zu König Salomos Zeiten nach dem goldreichen Ophir in Indien, nach dem silberspendenden

Tarschîsch in Südspanien. Eine carthagische Flotte unter Himilco entdeckt auf ihrer Fahrt nach den Zinninseln die europäische Küste bis England. In der Odyssee erzählt der Taphier Mentes (Athene)

> *νῦν δ᾽ ὧδε ξὺν νηὶ κατήλυθον ἠδ᾽ ἑτάροισι*
> *πλέων ἐπὶ οἴνοπα πόντον ἐπ᾽ ἀλλοθρόους ἀνθρώπους*
> *ἐς Τεμέσην μετὰ χαλκόν, ἄγω δ᾽ αἴθωνα σίδηρον.*

Indem aber so die Metalle als wertvolle Ware von Meer zu Meer und von Küste zu Küste wandern, ward ihnen eine weitere Aufgabe von unermeßlicher Bedeutung zu teil, in der Gestalt der Münze den Verkehr sowohl zwischen den einzelnen, wie auch zwischen den Völkern zu erleichtern. Das uralte Wert- und Tauschobject der Hirten- und Ackerbauvölker ist ihr kostbarster Besitz, ihre Herden, besonders das Rindvieh, die Kuh. Lat. *Pecunia, peculium* sind bekanntlich nichts weiter als Ableitungen von *pecus* „Vieh“, im Gotischen bezeichnet *faihu*, im Angelsächsischen *feoh* noch „Geld und Vieh“ &c. Auch bei Homer sind die Rinder noch das gewöhnliche Tauschmittel; daneben kennt er aber bereits als solches die Metalle, sowohl Gold als auch Erz und Eisen:

> *ἔνθεν ἄρ᾽ οἰνίζοντο καρηκομόωντες Ἀχαιοὶ,*
> *ἄλλοι μὲν χαλκῷ, ἄλλοι δ᾽ αἴθωνι σιδήρῳ,*
> *ἄλλοι δὲ ῥινοῖς, ἄλλοι δ᾽ αὐτῇσι βόεσσιν,*
> *ἄλλοι δ᾽ ἀνδραπόδεσσι.*
>
> (Il. VII, 473 f.)

Nirgends aber läßt sich der Übergang von dem alten, einfachen Tauschverkehr zum Gebrauche der Münze besser als bei dem römischen Volke verfolgen. Die ältesten gesetzlichen Bußen sind hier noch in Schafen und Rindern festgesetzt; allmählich aber gewöhnt man sich, neben dem Vieh noch einen anderen Wertmesser, das Kupfer (*aes*, davon *aes-timare*) zu gebrauchen. Es ist ungeformt *(aes rude)* und wird beim Verkauf zugewogen, bis endlich der Staat der Willkür in Form und Feinheit des Metalles ein Ende macht, den Kupferbarren eine regelmäßige Form giebt und dem neugegossenen Stück eine Marke *(aes signatum)* aufdrückt, die, charakteristisch genug, ein Rind, ein Schaf oder ein Schwein darzustellen pflegt. Erst viel später

(*anno* 451 v. Chr.) wird das Kupfer mit Wertzeichen versehen und unabhängig von der Wage gemacht — die Münze ist fertig (vgl. F. Hultsch Griechische u. römische Metrologie p. 188 f.).

Der so in kurzen Zügen geschilderte Einfluß der Metalle auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist aber freilich — das dürfen wir nicht vergessen — erst dann ein völliger, wenn alle äußeren und inneren Vorbedingungen dazu gegeben sind, daß dieselben als Hebel eines höheren Culturfortschrittes wirken können, und es ist nichts seltenes, daß Völkerstämme, auch nach ihrem Bekanntwerden mit den Metallen, auf einer sehr primitiven Stufe ihrer Ausbeutung und Benutzung stehen geblieben sind. So bot den nordamerikanischen Indianerstämmen am Oberen See die Natur ihrer Heimat gediegenes Kupfer in solcher Menge dar, daß dasselbe der Aufmerksamkeit dieser Wilden kaum entgehen konnte. Die ersten Europäer fanden daher dasselbe auch bei ihnen bereits zu Äxten und Armspangen 2c. verwendet, doch so, daß diese Gegenstände lediglich durch Bearbeitung des Erzes vermittelst des Hammers gewonnen wurden (vgl. J. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit II p. 221 u. p. 136). Die Hottentotten verstanden sich sogar darauf, Eisenerze in zu diesem Zweck gegrabenen Löchern zu schmelzen und eiserne Waffen zu verfertigen, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich diese Kunst in sehr früher Zeit von den nordöstlichen Küsten in das Innere Afrikas verbreitet habe*). Trotzdem hatten sich aber diese Stämme in anderer Beziehung aus dem Zustande niedrigster Roheit in keiner Weise emporgeschwungen. Aber abgesehen von diesen und anderen dem Strome menschlicher Culturentwicklung fern liegenden Stämmen, ist der Appell nicht überhört worden, der aus den Eingeweiden der Erde emporschallt.

Ob und inwieweit die Indogermanen schon vor ihrer Trennung an den geschilderten Segnungen der Metalle und der Metallurgie teil genommen, oder, wenn dies nicht der Fall sein

---

*) Jedenfalls muß das Eisen im südlichen Afrika am ersten bekannt gewesen sein. Die Bachapin, ein Kaffernstamm, benennen alle Metalle vom Standpunkt des Eisens *tsipi* aus, nämlich Gold *tsipi e tseka* gelbes Eisen, Silber *tsipi e shu* weißes Eisen, Kupfer *tsipi e kubila* rotes Eisen. Vgl. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident p. 14.

sollte, von welchen Ausgangspunkten und in welchen Richtungen
die Kenntnis der Metalle sich bei den indog. Völkern ver-
reitet habe, diese Fragen sollen den Mittelpunkt der folgenden
ntersuchung bilden, welche allerdings oft genug die Grenzen
indogermanischen Völkergebietes zu überschreiten genötigt
wird.

II. Capitel.

Die Namen der Metalle im allgemeinen.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die von einem Volke gekannten und ausgebeuteten Metalle in dem sprachlichen Bewußtsein desselben eine in sich geschlossene Kette von Gegenständen bilden. Zwar folgt dies nicht aus einem etwa frühzeitig vorhandenen Gesamtnamen der unterirdischen Metallschätze. Ein solcher beginnt im Gegenteil, wie dies fast mit allen Gattungsnamen der Fall ist, erst in sehr später Zeit sich Bahn zu brechen. Ist man in früheren Epochen genötigt, eine Gesamtheit von Metallen auszudrücken, so gebraucht man *partem pro toto*, d. h. man setzt für die Gattung den Namen desjenigen Metalles, welches eine besondere Bedeutung in dem Leben der Sprechenden besitzt. In diesem Sinne werden skrt. *áyas (aes)*, zend. *ayanh*, auch *ayôkhshusta* „flüssiges Metall" (*parsi ayukhshust*, npers. *ayukhshut*), griech. *χαλκός*, hochd. *erz*, slav.-lit. *ruda* und andere, über deren eigentliche und ursprüngliche Bedeutung des weiteren zu handeln sein wird, gebraucht.

Dagegen ist das griechisch-lateinische *μέταλλον-metallum*, aus welchem einerseits neugr. *μέταλλον* und armen. *metal*, andererseits irisch *mitall* (Stokes *Irish glosses* p. 96) und die romanischen Wörter franz. *métal* rc. (vgl. Diez Etym. W.[4] p. 208) rc. hervorgehen, in der Bedeutung eines Gattungsnamens der Metalle verhältnismäßig sehr jung. Bei Herodot, wo das Wort zum ersten Male begegnet, bezeichnet *μέταλλον* ausschließlich die Grube, das Bergwerk, und nimmt die Bedeutung Metall erst in der späteren Litteratur an. Auch das natürlich entlehnte lat. *metallum* (O. Weise Die griech. Wörter im

Lat. p. 153, 458) bedeutet noch Bergwerk und Metall. Aus diesem Grunde ist die wohl zuerst von Oppert und Renan (*Histoire des langues sémit.* I[4] p. 206) versuchte Herleitung des griech. *μέταλλον* aus hebr. *mâtal* „schmieden", *m(ĕ)tîl* „geschmiedeter Stahl" sehr unwahrscheinlich; ebenso unwahrscheinlich freilich sind die Versuche, im Indogermanischen eine Etymologie zu finden (vgl. Curtius Grundz.[5] p. 551 und Bezzenbergers Beiträge I p. 335). Sicher orientalischen Ursprungs ist das albanesische *μαδέμ-ι* aus türk. *madén*, npers. *mae'dáen*. Allein steht das baskische *menasta* „Metall" (Humboldt Berichtigungen und Zusätze zum Mithrid. p. 28).

Der innerliche Zusammenhang der Metallnamen wird im Indogermanischen vielmehr durch die leicht erkennbare Regel bezeugt, daß in den einzelnen Sprachen die Metallnamen durch das gleiche Geschlecht verbunden sind, und zwar durch das Neutrum, welches man „zur Bezeichnung der toten, ruhigen Stoffe hauptsächlich erwarten dürfte" (J. Grimm Deutsche Grammatik III p. 378), im Sanskrit, Zend, Slavischen, Lateinischen und Germanischen, durch das Masculinum im Griechischen und Litauischen; das Femininum findet in der Regel keine Verwertung. Doch läßt sich die Bemerkung machen, daß in den nordeuropäischen Sprachen, je weiter nach Osten, immer mehr Ausnahmen von der ursprünglichen Regel sich finden. Im Germanischen schwankt *stahal* (Graff VI p. 827) zwischen Masculinum und Neutrum, *smîda* „Metall" ist Femininum, im Litauischen sind *rūdà* „Metall, Erz" und *geleżìs* „Eisen" Fem., im Slavischen *rûda*, *mědĭ* „Kupfer", *ocělĭ* „Stahl" Fem., *kositerŭ* „Zinn" Masc. Die historische Erklärung dieser Geschlechtsverhältnisse wird uns später beschäftigen.

Noch deutlicher aber tritt die Zusammengehörigkeit der Metalle in der bemerkenswerten Erscheinung hervor, daß schon in den ältesten Denkmälern der europäisch-asiatischen Culturvölker sich eine feste und zwar im großen und ganzen übereinstimmende Reihenfolge der Metalle findet, welche durch die vier Hauptpunkte: Gold — Silber — Kupfer — Eisen gleichmäßig charakterisiert wird. Dieselbe kehrt in den altägyptischen Inschriften, in der Bibel, in den assyrischen Keilinschriften, in den Veden wieder, und auch auf altgriechischem Boden wird man in den Hesiodeischen Weltaltern, denen der Dichter nach den vier genannten Metallen ihre Namen erteilt, nichts anderes erblicken

dürfen als eine Aufzählung mythisch-phantastischer Culturstufen an der Hand einer Reihenfolge, welche dem Dichter und seinen Zeitgenossen geläufig war.*) Auch wir werden, da sich wahrhaft historische Anhaltspunkte für eine Aufzählung der Metalle mit Rücksicht auf den Zeitpunkt ihres Bekanntwerdens erst im Laufe unserer Darstellung ergeben werden, im folgenden der genannten Reihenfolge uns anschließen. Bevor wir aber zu den einzelnen Metallen selbst uns wenden, werden wir gut thun, das Handwerk desjenigen Mannes, durch dessen Fertigkeit die Metalle ihre erste und vorzüglichste Bedeutung für die Menschheit gewinnen, des Meister Schmiedes etwas näher ins Auge zu fassen.

---

*) Diese feststehende Reihenfolge der Metalle hat dann schon ziemlich frühzeitig in nicht ganz aufgeklärter Weise Veranlassung gegeben, dieselben der in den religiösen Anschauungen der alten Völker hochwichtigen Reihe der sieben Planeten gleichzustellen und beide nach mancherlei Schwankungen bestimmten Gottheiten zuzuschreiben. Hieraus entsteht dann allmählich die alchimistische Bezeichnung der Metalle, wie sie sich um das XIII. Jahrh. festgesetzt hat:

Gold	*Silber*	*Quecksilber*	*Kupfer*	*Eisen*	*Zinn*	*Blei*
☉	☽	☿	♀	♂	♃	♄
Sol	*Luna*	*Mercurius*	*Venus*	*Mars*	*Jupiter*	*Saturnus*

Vgl. J. Beckmann Chemische Bezeichnung der Metalle in den Beitr. z. Gesch. d. Erfindungen 1792 III p. 356 f. u. Kopp Geschichte der Chemie II p. 421 f.

III. Capitel.

Der Schmied in Sage und Sprache.

Um keinen menschlichen Beruf hat die Sage goldnere Fäden gewoben wie um das Handwerk des Meister Schmiedes, welches in den mythologischen und sagenhaften Anschauungen der meisten Völker in die grauste Vorzeit gerückt wird. Wie in der Bibel (Mos. I, 4, 22) lange Zeit vor der Sindflut Thubalkain geboren wird, der Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk, so schmiedet schon im Rigveda Tvashtâ dem grimmigen Indra den Donnerkeil. Das Zendavesta kennt als Genius der Metalle einen der sieben *Amêsha speñta Kshathra vairya.* Den griechischen Olympos versieht der kunstreiche Hephästos, den lateinischen Vulcanus mit künstlicher Metallarbeit, schon in dem altehrwürdigen *carmen saliare* war der Name eines Schmiedekünstlers Mamurius genannt, und in dem Völuspaliede der Edda heißt es Str. 7:

> Die Asen einten sich auf dem Idafelde
> Haus und Heiligtum hoch sich zu wölben.
> Erbauten Essen und schmiedeten Erz
> Schufen Zangen und schön Gezäh.
> (Simrock.)

Wird aber so in den Vorstellungen der indog. Sagenwelt die Kunst des Schmiedes in die fernste Vorzeit hinauf gerückt, so liegt die für unsere ganze Untersuchung hochwichtige Frage schon jetzt nahe, ob die Indogermanen schon vor ihrer Trennung das Schmiedehandwerk gekannt haben? Denn sind wir imstande, diese Frage zu bejahen, so würde schon hieraus die Bekanntschaft der indog. Urzeit mit gewissen Metallen mit Notwendigkeit folgen; müßten wir aber dieselbe verneinen, so wäre es zwar immerhin

möglich, daß die Indogermanen die Metalle, sei es als unausgebeutete Naturkörper, sei es durch importierte Fabrikate kannten: keinesfalls aber könnten dieselben in ihrem Leben von culturhistorischer Bedeutung oder für ihren Bildungsstand maßgebend gewesen sein.

Betrachten wir zunächst die Namen des Schmiedes, wie sie bei den indog. Völkern sich finden, so ergiebt sich zuerst, daß eine etymologische Verwandtschaft derselben auf indog. Boden nicht besteht. Eine Ausnahme von dieser Regel macht nur einmal altsl. *vŭtrĭ* „Schmied" = altpreuß. *wutris* (*autre* „Schmiede"), das andremal germ. *smîdar* = altsl. *mědarĭ;* indessen können in letzterem Falle auch selbständige Ableitungen von *smîda* „Metall" und *mědĭ* „Kupfer", über deren Verhältnis unten zu handeln sein wird, vorliegen. Hingegen haben fast alle Völker genuine, und zwar gewöhnlich durch alle Dialekte sich ziehende Benennungen des Schmiedes, wie im Germanischen ahd. *smid,* agls. *smith,* altn. *smidr,* got. *smith,* im Celtischen ir. *goba,* bret. corn. cymr. *gof,* im Italischen lat. *făber*, picenisch *fâber* (*forte faber* F. Bücheler lex. it. p. IX). Auch liegt das hohe Alter dieser Wörter in ihrer frühzeitigen Verwendung zu Eigennamen ausgesprochen. Schon im Rigsmal v. 21 begegnet ein *Smidr;* dazu vergleiche man das lat. *Fabricius* und das altgallische *Gobannitio* (*Caes. de bell. gall.* VII Cap. 4), ir. *Gobanus,* cymr. *Gouannon.*

Entlehnungen aus einer indog. Sprache in die andere finden zuweilen (z. B. in lit. *rudininkas* aus poln. *rudnik* und alb. *κοβάτö-ι* : altsl. *kovačĭ*), Entlehnung aus einer nichtindog. in eine indog. Sprache sehr selten (z. B. in alb. *αλbάν-ι* aus dem Türkischen) statt. Hingegen sind die indog. Wörter für Schmied öfters über die Grenzen dieses Sprachstammes hinausgedrungen; so das germanische Wort zu den Lappen *(smirjo, smid)*, das slav. *kovačĭ* zu den Magyaren *(kovács)*, das lit. *kálwis*, lett. *kalleys* zu Liven und Esten *(kalev, kalevi)*. Letztere Entlehnung würde in sehr alte Zeit zurückgehen, wenn der Name des finnischen Nationalheros und Heldenvaters *kaleva,* der auch als Vater des ewigen Schmiedekünstlers Ilmarinen zu betrachten ist, mit Recht hierher gestellt wird.*)

*) So nach Ahlqvist Culturw. p. 58. Anders O. Donner Vergleichendes Wörterb. der finnisch-ugrischen Spr. I p. 57, der *kaleva* ꝛc. für genuin hält.

Aus alldem geht hervor, daß sich bei den indog. Völkern zwar sehr frühzeitig, aber noch nicht zur Zeit des ethnologischen Zusammenhangs mit Brudervölkern Bezeichnungen für den Schmied ausgebildet haben müssen.

Was nun den Ursprung der indog. Benennungen des Schmiedes anbetrifft, so ist dieser ein dreifacher. Dieselben sind nämlich entweder Ableitungen von Wörtern, welche Metalle oder das Metall überhaupt bezeichnen, wie griech. *χαλκεύς, σιδηρεύς* : *χαλκός, σίδηρος*, ahd. *smîdar* : *smîda*, altsl. *mědarĭ* : *mědĭ* und *kuznĭcĭ* : *kuznĭ* „*res e metallo cuso factae*", poln. *rudnik* : *ruda* 2c. Auch Bildungen wie npers. *âhangar*, kurd. *hasin-ger* „Eisen bereitend" : *âhan* „Eisen" gehören hierher. Aus benachbarten Sprachstämmen vergleiche man lapp. *ravdde* = finn. *rautio* „Schmied" : finn. *rauta* „Eisen" und türk. *temirži* „Eisenmann" : *timir* „Eisen" 2c. Oder die Namen des Schmiedes gehen zweitens aus Verbalbegriffen hervor, welche das Schmieden, ursprünglich das Hauen bezeichnen wie lit. *kálwis : kálti* = lat. *cellere*, altsl. russ. 2c. *kovačĭ* : *kovati, kują* (*ku* = lat. *cu-d-ere*, ahd. *houwan* 2c.). Drittens endlich pflegen Substantiva mit der allgemeinen Bedeutung „Arbeiter, Kunstarbeiter" in die engere Bedeutungssphäre des Schmiedes überzugehen. So skrt. *kârmârá* = *karmâra* : W. *kar* „machen", lat. *faber* : *facio*, ir. neben *goba cerd* (*aerarius* vgl. Windisch J. T. p. 420) zur ebengenannten W. *kar* gehörig, welche auch im Zigeunerischen (*kér-av*) speciell zur Bezeichnung der Schmiedearbeit (*kérav búti* „schmieden") verwendet wird (vgl. jedoch unten p. 235). Am deutlichsten läßt sich dieser Übergang aber am germanischen Worte got. *smitha*, altn. *smiðr* 2c. verfolgen. Dasselbe hat in den älteren Sprachepochen noch durchaus die Bedeutung des lat. *faber*, weswegen neben ahd. *êrsmid, chaltsmid* 2c. auch agls. *vîgsmið*, altn. *ljôðasmiðr, bölvasmiðr* „Unheilschmied", agls. *vundersmið* Beóv. 1682, ahd. *urtailsmit* 2c. 2c. gesagt wird (vgl. Wackernagel Kl. Schriften I p. 49). Genau dieselbe Bewandtnis hat es mit dem westfinnischen Namen des Schmiedes *seppä*, welcher diese Bedeutung nicht ursprünglich gehabt haben kann. In der Volkssprache begegnen finn. *runoseppä* „Meister in der Runendichtung", *purrenseppä* „erfahren im Zimmern der Boote", estn. *kingsepp* „Schuhmacher", *rätsepp* „Schneider" u. a. m. (vgl. Ahlqvist Culturw. p. 57).

Eine wenigstens für spätere Zeiten nicht uninteressante Bezeichnung des Schmiedes bietet schließlich das alb. *jěßjιr-ι* =

Αἰγύπτιος, ngr. *Γύφτος*, engl. *Gypsies*, span. *Gitanos*, eigentlich „Zigeuner". Denn von diesen wird in Orient und Occident zumeist das Gewerbe des Kaltschmiedes (ahd. *chaltsmid* „der ohne Feuer schmiedende") ausgeübt. Die Benennungen des Schmiedes in den Zigeunermundarten selbst (vgl. A. Pott Die Zigeuner in Europa und Asien I p. 147) bieten außer dem oben angeführten nichts von Bedeutung.

Ganz analoge sprachliche Verhältnisse wie bei den Namen des Schmiedes finden sich in den Benennungen seiner Utensilien und Werkzeuge. So läßt sich in den griechischen Wörtern für diese Dinge (der Amboß hom. *ἄκμων*, der Blasebalg hom. *ἡ φῦσα*, der Schmiedehammer hom. *ἡ ῥαιστήρ* und *ἡ σφῦρα*, die Feuerzange *ἡ πυράγρη* später *κάρκινοι* „Krebsscheren", die Schmelzöfen hom. *χόανοι* : *χέω*, später *κάμινος*, *θέρμαστρα*, *βαῦνος*) auch nicht eine Spur von Verwandtschaft mit den italischen Wörtern (*incus*, [ins alb. *κούδενε-α* entlehnt und von *cudere* gebildet, wie *ambosz*, ahd. *anapôz* : *pôzan*, „*fundere*" und altsl. *nakovalo* : *kovati* oder lit. *priėkālas* (altpr. *preicalis*) : *kálti*], *follis*, *malleus*, *forceps*, *fornus*, *fornax* entdecken, da man nicht die Wurzelverwandtschaft von *θέρμαστρα* : *θερμός* und *fornax* : *formus* „heiß" als einen culturhistorischen Zusammenhang zwischen beiden Wörtern beweisend wird ansehn wollen.

Aber auch in den ältesten Denkmälern der Inder und Iranier führt trotz ihrer nahen Verwandtschaft das einzige vergleichbare Stück metallurgischer Thätigkeit, der Schmelzofen ganz verschiedene Namen. Im Rigveda heißt derselbe nämlich

dhmâtá' (*dhmâ'tâ* „der Schmelzer"): *dham*, *dhmâ*, blasen, vgl. *dhmâtás dṛtis* „Blasebalg",

im Avesta aber

saêpa (*ayôsaêpa*, *erezatosaêpa*): *sif* „bohren*)" (Justi).

Dazu ist schon in der für die Kenntnis der altiranischen Metallurgie wichtigsten Stelle des Avesta Vend. VIII, 254 f. (vgl. K. Z. XXV p. 578 f.) der Schmelzofen mit einem evident semitischen Worte zend. *tanûra*, hebr. *tannûr*, welches auch im

---

*) A. Fick Vergl. Wörterbuch I [3] stellt hierher griech. *κίβδη* Metallschlacke, *κίβδων* Bergmann &c. (?) W. Geiger Ostiran. Cultur p. 388 leitet *saêpa* von einer W. *sip* (npers. *siftan* „härten") und zend. *pisra*, ebenfalls „Schmiede", von skrt. *piç* „schmücken" ab. Nach K. Geldner (K. Z. XXV p. 585) sind auch zend. *khumba* und *aoni* Schmelzvorrichtungen.

Neupersischen und Afghanischen ꝛc. wiederkehrt, bezeichnet. Nicht unmöglich wäre, daß auch das Vorgebirge der eisenreichen Laconica, *Ταίναρον*, in unmittelbarer Nähe der altphönicischen Niederlassungen auf Kythera gelegen, hiervon seinen Namen empfing, ebenso wie eine andere hebräisch-phönicische Bezeichnung der Schmelzhütte *zâr(ĕ)phat*: *zâraf* „schmelzen" in dem Namen der griechischen Insel Serîphos (auch im phön. *Sarepta*) wiederkehrt (vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 252).

Daß die ursprünglichen Werkzeuge des Schmiedes aus Stein bestanden, zeigt die Häufigkeit der Namen derselben, welche aus dem alt-indog. Worte für Stein skrt. *áçman* = altsl. *kamenĭ* ꝛc. hervorgehen. Hierher gehören im Germanischen altn. *hamarr* = ahd. *hamar*, got. *aúhns* = ahd. *ofan;* im Griechischen *ἄκμων* „Amboß" und *κάμινος* „Ofen", welches als Lehnwort in die slavischen Sprachen und weiter (nsl. *komen*, bulg. *kumin*, ngr. *καμίνι*, magy. *kemény*) gedrungen zu sein scheint, nach J. Schmidt W. Ak. p. 70 auch *ἰπνός* „Ofen"; im Sanskrit *áçman* „Hammer" und „Amboß" und (später) *açmanta* „Ofen".

Ehe man sich darauf versteht, die Bälge der Tiere (griech. Hesych *θυλλίς*, lat. *follis*, got. *balgs* vgl. Curtius Grundzüge[5] p. 496) zu Blasebälgen zusammenzunähen, wird man sich mit den Fittigen großer Vögel beholfen haben, wie es denn Rigveda IX, 112, 2, der ältesten Stelle auf indog. Boden, welche uns in eine Schmiedewerkstätte führt, heißt:*)

> Der Schmied mit Reisig auf dem Herd
> Und in der Hand den Flederwisch,
> Mit Amboß und mit Feuersglut
> Wünscht einen reichen Kunden sich.

In die westfinnischen Sprachen hat auch hier von germanischem und litu-slavischem Boden aus eine starke Entlehnung statt gefunden (vgl. Ahlqvist Culturw. p. 60 f.). So entspricht, um hier nur ein instructives Beispiel anzuführen, finn. *paja*, estn. *paja* und *pada* „Schmiede" germanischem *potta, pott, potte* „Topf", lit. *pūdas* und erinnert so an Zeiten, in welchen der Schmied, wie später die Zigeuner, von Ort zu Ort zog und an jeder Stelle seine Werkstatt aufzuschlagen imstande war. Einen gewissen

*) Vgl. Geldner u. Kaegi 70 Lieder d. Rigveda p. 167. Der Vogelfittig = *parṇá çakunā́nâm*.

Gegensatz zu diesen wandernden Schmieden, aber ebenfalls auf die primitiven Anfänge des Gewerbes hinweisend, bilden die öffentlichen und gemeinsamen Schmieden des deutschen Mittelalters, in denen jeder noch seinen geringen Bedarf selbst sich anfertigte. Auch Homer scheint dieselben zu kennen. Wenigstens wird Od. XVIII, 328 die Schmiede (χαλκήιος δόμος) auf gleiche Stufe mit der λέσχη der „Volksherberge" hebr. *lish(ĕ)kâh* gestellt.

Wenn somit nach dem Ausgeführten aus der Sprache die Bekanntschaft der ältesten Indogermanen mit dem Schmiedehandwerk in keiner Weise hervorgeht, so könnte man doch geneigt sein, dieselbe aus der Übereinstimmung gewisser Sagenkreise zu folgern, welche sich schon in sehr früher Zeit um den Schmied und sein Gewerbe gebildet zu haben scheinen. Wir meinen hier in erster Linie die auffällige, schon von A. Kuhn (K. Z. IV p. 95 f.) hervorgehobene Verwandtschaft, welche zwischen der classischen Hephästos- und Dädalossage einerseits und der germanisch-nordischen Völundr-Wielantsage, wie sie in der Völundarkvida und Wilkinasage dargestellt ist, andererseits zu constatieren ist.

Zunächst springt nämlich eine Eigenschaft in die Augen, welche Völundr, der Schmied des Nordens, mit Hephästos-Vulcanus, dem Schmiede des Südens, teilt. Wie ersterer von dem König Niđudr, damit er auf Säwarstadr zurückbleibe, an den Sehnen durchschnitten und so gelähmt wird, so führt auch Hephästos schon bei Homer den Beinamen κυλλοποδίων „der krummfüßige" und ἀμφιγυήεις „der auf beiden Beinen hinkende", erscheint also an den Füßen mit einem Gebrechen behaftet, welches er nach den einen mit auf die Welt gebracht, nach anderen durch seinen Sturz vom Olympos sich zugezogen hat. Bemerkenswert erscheint auch, daß Völundr in seiner Gefangenschaft der Königstochter Bödvildr Gewalt anthut, so wie Hephästos der Athene nachstellt, als sie Waffen bei ihm anfertigen lassen will.

Noch handgreiflicher sind die verwandtschaftlichen Züge zwischen der Wielant- und Dädalussage. Wie Völundr vom König Niđudr mit Gewalt auf Säwarstadr zurückgehalten wird, so Dädalos vom Minos. Das Wolfsthal, in welchem ersterer haust, künstliches Schmiedewerk verfertigend, vergleicht sich passend dem Labyrinth, in welchem Dädalus seine kunstvollen Arbeiten

erſinnt. Wie Völundr ſich mit dem von ihm ſelbſt erfundenen Flügelkleid in die Lüfte ſchwingt, ſo entflieht auch Dädalos auf gleichem Wege. Im Norden iſt es der Bruder des Völundr, Egill, der mit dem Flügelkleid einen durch die Liſt des Bruders verunglückten Verſuch macht und zu Boden fällt, im Süden der Sohn des Dädalos Ikaros, der, allerdings durch eigene Unvorſichtigkeit, ſamt ſeinen Flügeln ins Meer ſtürzt.

Trotz der unleugbaren Übereinſtimmung dieſer Vorſtellungsreihen müſſen wir aber dennoch begründete Bedenken tragen, ihre Ausbildung auf indog. Urſprünge durchweg zurückzuführen.

Zunächſt iſt die Geſtalt des Hephäſtos in keiner Weiſe mit der des Dädalos zu identificieren; denn wenn auch erſterer von Pindar als *δαίδαλος* bezeichnet wird, ſo iſt doch die Bedeutung dieſes Wortes (: *δαιδάλλω* „künſtlich verfertigen“) eine ſo allgemeine, daß hieraus nimmermehr die urſprüngliche Einheit jener beiden mythiſchen Figuren gefolgert werden kann. Im ganzen claſſiſchen Altertum hat dagegen Dädalos, der Heros der Holzſchnitzerei und Architektur, mit Metallarbeit nichts zu ſchaffen (vgl. L. Preller Griech. Mythol. I p. 123), und die wahrſcheinlich älteſte Verknüpfung ſeines Namens mit dem phöniciſch-ſemitiſchen Kreta deutet auf den orientaliſchen Urſprung der an ihn ſich knüpfenden Sagen nicht undeutlich hin.

Was hingegen Hephäſtos betrifft, deſſen Name eine Deutung leider noch nicht gefunden*) hat, ſo kann es nicht zweifelhaft ſein, daß derſelbe noch in der griechiſchen Vorzeit die reine, aber wie in dem Agni des Veda göttlich verehrte Naturkraft bezeichnet habe. So kann noch der Dichter von Il. II, 426 in dieſem Sinne ſagen

σπλάγχνα δ' ἄρ' ἀμπείραντες ὑ π ε ί ρ ε χ ο ν Ἡ φ α ί σ τ ο ι ο

und auch der italiſche Hephäſtos *Volcanus* birgt, wenn er mit Recht von ſkrt. *varç* „glänzen“, *várças* „Glanz“ (nach Graßmann K. Z. XIV p. 164) abgeleitet wird, deutlich den Grundbegriff des Feuerglanzes in ſich.**)

---

*) M. Müller identificiert *Ἥφαιστος* mit ſkrt. *yávishṭa* „der jüngſte“, einem ſtehenden Epitheton von *Agni*, A. Kuhn mit *sabhêyishṭa* „der häuslichſte“ (vgl. *Vesta*, *ἑστία*) K. Z. XVIII p. 212.

**) Indeſſen iſt *Volcanus* vielleicht gar kein italiſches Wort. Nahe zu liegen ſcheint das Heſychiſche *Γελχάνος· ὁ Ζεὺς παρὰ Κρησίν*, das auch in-

Aber auch die Vorstellung, daß die in ihrem Ursprunge dünne, wackliche und flackernde Natur des Feuers sich mit dem Hinken des Menschen vergleichen lasse, scheint indogermanisch zu sein. Der lahme Hephästos der Griechen findet nämlich eine merkwürdige Parallele in dem Epitheton *apád* „fußlos", welches allerdings nur einmal im Rigveda (IV, 1, 11) neben *açîrshá* „kopflos" dem Agni gegeben wird. War aber diese Auffassung des Feuers uralt, so muß dieselbe auch bei den Germanen, welche nach Cäsar *de bell. gall.* VI *cap.* 21 sehr lange an der Verehrung der Naturgewalten festhielten, gegolten haben (*deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum aperte opibus iuvantur, Solem et Vulcanum et Lunam*) und konnte, nachdem sich die bildende Thätigkeit des Feuers in der Person des Wielant-Völundr personificiert hatte, leicht auf diesen übertragen werden.

Wenn wir so den Zug der Lahmheit, welchen der griechische und germanische Schmiedegott mit einander teilen, als indog. Erbgut anerkennen zu müssen geglaubt haben, so scheinen uns hingegen die Übereinstimmungen der Wielant-Dädalussage auf demselben Wege entstanden zu sein, auf welchem auch die Sagen des Hercules und Odysseus (*Tacitus Germ.* cap. 3) nach dem Norden gedrungen sind; d. h. durch Wanderung, sei es nun von dem griechischen Massilia durch Gallien nach dem Rhein oder von der Adria und Thracien her, „wo wir galatische und germanische Völker, die Skordisken und Bastarnen in naher Berührung mit Griechen finden" (vgl. A. Holtzmann Germanische Altertümer hrsg. von A. Holder p. 115). War dem aber so, so mußte notwendiger Weise alles, was bei den Griechen von Dädalos erzählt wurde, im Norden auf den Heros des Schmiedehandwerks übertragen werden; denn hier repräsentierte ja dieses das Höchste, was man an Kunstfertigkeit zu leisten imstande war, und so ist es natürlich, wenn Dädalus mit *smeidar* (Graff Sprachsch. VI p. 828) und Labyrinth nordisch mit *Völundarhûs* wiedergegeben ward.

---

schriftlich (auf einer Münze) belegt ist; vgl. Voretzsch *dial. cret.* p. 6. Auch auf etrurischen Denkmälern begegnet *Velchanu*, das aber von Corssen Die Sprache der Etrusker I p. 969 als Personenname gedeutet wird.

Der echt etruskische Vulkan ist vielmehr *Sethlans*. Er ist es hier, der mit dem Schlag seines Hammers den Jupiter von der Minerva entbindet, vgl. H. Blümner *De Vulcani in veteribus artium monumentis figura. Diss. Vratislaviae* 1870.

Diese Auffassung des Sachverhaltes ist aber um so wahrscheinlicher, als sich durch fast das ganze Europa zahlreiche und in die Augen springende Züge der Verwandtschaft in den meisten der um das Schmiedehandwerk sich schlingenden Sagen und Anschauungen ziehen, deren Erklärung ohne die Annahme einer an der Hand der Ausbreitung der Schmiedekunst selbst sich vollziehenden Entlehnung von Volk zu Volk kaum möglich sein dürfte. Es wird aber für unsere Zwecke von einem besonderen Interesse sein, die wichtigsten dieser Übereinstimmungen der europäischen Schmiedesagen hier in kürze zu verfolgen.

Weitverbreitet ist zuerst die Ansicht, daß das Schmiedehandwerk von übermenschlichen Wesen erfunden worden sei und noch von ihnen ausgeübt werde. Im germanischen Norden sind dies einerseits die Riesen, deren Waffen Eisenstangen sind, und in deren Welt der Eisenwald liegt. Auch Namen wie *Jarnsaxa* und *Jarnglumra* (*iarn* „Eisen") begegnen bei ihnen (vgl. K. Weinhold Altn. Leben p. 93). Andererseits aber und besonders werden die Zwerge (ahd. *twerc*, agls. *dveorg*, altn. *dvergr*), deren zweite gemeingermanische Benennung (ahd. *alp* „Elbe", agls. *älf*, altn. *âlfr*) A. Kuhn (K. Z. IV p. 110) mit dem Namen der indischen *ṛbhú* zusammenstellt, und die er als die Geister der verstorbenen Menschen deutet (*pitáras*, *πατέρες*), auf dem gesamten germanischen Sprachgebiet als die eigentlichen Behüter und Bearbeiter der unterirdischen Metallschätze angesehen. Nach der Wilkinasage wird Wielant von seinem Vater Wade erst zu Mimir, als er aber da von Siegfried wie die anderen Gesellen mißhandelt wird, zu zwei Zwergen im Kallovaberge in die Lehre gebracht. Auch in der Völundarkvida ward Völundr *âlfa liođi* „*alforum socius*" und *vîsi âlfa* „*alforum princeps*" genannt.*)

*) Durch den Umstand, daß in der prosaischen Einleitung der Völundarkvida Völundr als Sohn eines Finnenkönigs bezeichnet wird, sieht sich M. Sjoegren in einem interessanten Aufsatz *De Finnis aliisque Tschudicis gentibus scientia et usu metallorum antiquitus insignibus*, vgl. *Bulletin scientifique publié par l'académie imp. de Saint-Pétersbourg* VI p. 163 f., veranlaßt, in den nordischen Alfen ein finnisches Volk zu erblicken. C. Hofmann (Germ. VIII p. 11) will sogar das altn. Völundr aus dem finnischen *valaa* „gießen" erklären. Derartigen Herleitungen steht aber die Abhängigkeit der westfinnischen Völker in der Terminologie des Schmiedehandwerks, auf welche wir schon flüchtig hingewiesen haben, entgegen. Mit der Zeit sind allerdings die Finnen, wie ein Blick in das Kalevala oder das Kalevipoeg (eine estnische Sage, verdeutscht von Carl Reinthal. Verhandlungen der gel.

Den nordischen Riesen entsprechen im Süden die **Kyklopen**, welche von Homer allerdings noch nicht mit dem Schmiedehandwerk in Verbindung gebracht werden, sondern von denen erst die spätere Sage berichtet, daß sie auf Sicilien und an anderen vulkanischen Örtlichkeiten als Gesellen des Hephästos dröhnend das Erz für Götter und Menschen im Feuer bereiten. Aber auch die Vorstellung des Schmiedes in Zwergsgestalt fehlt auf dem classischen Boden nicht. Die bildende Kunst scheint den Hephästos in alter Zeit zwergartig dargestellt zu haben (vgl. Preller Griech. Myth. I p. 123). Jedenfalls glich das Hephästosbild im Tempel zu Memphis, über welches Kambyses seinen Hohn äußerte, einem Zwerg oder Kobold. Vgl. Herod. III Cap. 37: *ἔστι γὰρ τοῦ Ἡφαίστου τὤγαλμα τοῖσι Φοινικηΐοισι Παταΐκοισι ἐμφερέστατον, τοὺς οἱ Φοίνικες ἐν τῇσι πρῴρῃσι τῶν τριηρέων περιάγουσι· ..... πυγμαίου ἀνδρὸς μίμησίς ἐστι.* Später scheint die Idee der zwergenhaften Gestalt vom Hephästos auf seine Gehilfen übertragen worden zu sein. So führt uns ein Basrelief aus der Sammlung des Louvre in die Werkstatt des Hephästos, wo der Meister nebst einigen Satyrn in voller Arbeit sich befindet. Neben dem Schmiedeofen aber, aus welchem die lodernde Flamme herausschlägt, sitzt eine zwergartige langbärtige, buckelige Gestalt in sich gebückt, mit Kennerblick die Politur eines vor ihr ruhenden Helmes prüfend (vgl. E. Guhl u. W. Koner Das Leben der Griechen u. Römer [4] p. 281).

Endlich ist mir das wahrscheinlichste, daß auch die bekanntesten unter jenen rätselhaften vorderasiatisch-griechischen Dämonen,

---

estn. Gesellschaft zu Dorpat IV u. V) lehrt, tüchtige Schmiedemeister geworden, so daß der verhältnismäßig späte Verfasser der prosaischen Einleitungen der Eddalieder leicht darauf kommen konnte, den germ. Völundr als Finnen aufzufassen. Vgl. noch Förstemann Geschichte d. d. Sprachstammes I p. 454.

Natürlich ist auch eine Herleitung aus dem Celtischen versucht worden, worüber man H. Schreiber Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland IV p. 103 f. vergleiche.

Freilich ist auch die von J. Grimm (Myth. [3] p. 351) versuchte Deutung des altn. *Völundr*, aglſ. *Vêland*, ahd. *Wielant* aus dem Germanischen (altn. *vêl* „*ars*, *τέχνη*, ahd. *list*") sehr zweifelhaft. Auch kann altn. *Völundr* lautlich nicht direkt dem aglſ. *Vêland*, ahd. *Wielant* entsprechen, sondern weist eher auf Entlehnung aus dem Süden hin.

Bezüglich der Erschließung dieser Namen scheint man mir also bis jetzt über ein *non liquet* nicht hinauszukommen.

welche zur Metallurgie Beziehungen haben, wie Kabiren, Telchinen, Korybanten rc. die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, auf welche wir noch zurückkommen werden, durch ihren Namen (Fingerlinge, Däumlinge, Pygmäen) in den Kreis jener Vorstellungen gehören. Keinesfalls wird man die abenteuerlichen Deutungen des Wortes *δάκτυλοι* bei den Alten (vgl. Pollux II, 156 und sonst) gelten lassen wollen.

Wie das Staunen der Menschheit über die wunderbare Kunst, welche es versteht, das harte Metall im Feuer zu schmelzen und kostbare Dinge aus ihm zu schmieden, dazu geführt hat, die Erfindung derselben überirdischen Wesen zuzuschreiben, so kann man sich auch die Ausübung derselben durch irdische Geschöpfe nicht ohne die Zuhilfenahme geheimnisvoller und zauberhafter Mittel vorstellen. Diese Anschauung gilt wiederum durch ganz Europa. Die schon erwähnten *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι* werden bereits in der ältesten Nachricht, welche über dieselben erhalten ist, in dem epischen Fragment der Phoronis (vgl. Schol. zu Apoll. A. I, 1126) *γόητες* „Zauberer" genannt, ein stehendes Beiwort für dieselben, welches in der späteren Litteratur häufig wiederkehrt.*) Auf irischem Boden ruft S. Patrick (vgl. Windisch J. T. I, 7, 48) verschiedene Tugenden an *fri brichta ban ocus goband ocus druad* „gegen die Zaubersprüche von Weibern, Schmieden und Druiden". Auch die bekannten slavischen Heiligen Kuzma und Demian, die sonst für geschickte Ärzte (*φαρμακεῖς* wie die Dactylen) gelten, treten in russischen Volkserzählungen „als heilige und übernatürliche (*γόητες*) Schmiede im häufigen Kampf mit Schlangen" auf (vgl. *W. R. S. Ralston Russian Folk-Tales* p. 70 und *The songs of the Russian people* p. 198). Nicht minder ist die germanische Figur des Wieland eine durchaus zauberische Persönlichkeit, und auch im finnisch-estnischen Norden kann eine

---

*) Die angeführte Stelle der Phoronis lautet:

Ἔνθα γόητες,
Ἰδαῖοι Φρύγες ἄνδρες, ὀρέστεροι οἰκί' ἔναιον
Κέλμις Δαμναμενεύς τε μέγας καὶ ὑπέρβιος Ἄκμων,
Εὐπάλαμοι θεράποντες ὀρείης Ἀδρηστείης,
Οἳ πρῶτοι τέχνην πολυμήτιος Ἡφαίστοιο
Εὗρον ἐν οὐρείῃσι νάπαις ἰόεντα σίδηρον·
Ἐς πῦρ τ' ἤνεγκαν καὶ ἀριπρεπὲς ἔργον ἔδειξαν.

Vgl. Strabo c. 473 *ἄλλοι ἄλλως μυθέουσιν, ἀπόροις ἄπορα συνάπτοντες·..... πάντες δὲ καὶ γόητας ὑπειλήφασι......*

gute Schmiedearbeit der Zauberkunst nicht entbrechen. Jedenfalls zeigt die Art und Weise, in welcher sowohl in der Wilkinasage (vgl. p. 94 der v. Hagenschen Ausgabe) als auch in dem Kalevipoeg (vgl. Ges. VI, 399—416) die Herstellung berühmter Schwerter geschildert wird, daß sich zur Zeit dieser Denkmäler die Phantasie des Volkes die Thätigkeit geschickter Schmiede nicht ohne geheime Künste vorstellen konnte. In Griechenland und Deutschland werden fast völlig sich deckende Züge von dem Vorhandensein unsichtbar arbeitender Schmiedemeister erzählt. Schon Pytheas in seiner *γῆς περιόδῳ* berichtete, daß auf den Inseln Lipara und Strongyle unsichtbare Schmiedearbeit getrieben werde. Man lege das unbearbeitete Eisen hin und nehme dann am anderen Tag das fertige Schwert oder einen anderen gewünschten Gegenstand in Empfang (vgl. Schol. zu Apoll. A. IV, 761). Genau dieselbe Sage wird in England und Deutschland, besonders im Niedersächsischen erzählt*) (vgl. K. Z. IV p. 96 f.).

Beachtung verdient auch die Dreizahl der mythischen Schmiedekünstler (*Κέλμις*, *Δαμναμενεύς*, *Ἄκμων*, vgl. p. 233 Note), der wir oben bei den Griechen begegnet sind, und die bei Germanen und Romanen widerkehrt. Nicht nur Völundr hat in dem eddischen Lied zwei Brüder, ein altes deutsches *buoch* nennt ausdrücklich als die berühmtesten *smittemeister* drei Schmiede Mime, Hertrich und Wieland, und ebenso berichtet eine prosaische Auflösung des altfranzösischen Romans von Fierabras von drei Brüdern Galand (= Wieland), Magnificans und Ainsiax, die neun berühmte Schwerter schmiedeten (vgl. W. Grimm Die deutsche Heldensage p. 146 u. 43).

Wenn aber so der höchste Grad menschlicher Geschicklichkeit den Schmieden zugeschrieben wird, so ist es begreiflich, daß dieselben auch anderen Fertigkeiten als nicht fernstehend gedacht werden. Besonders ist hier neben der schon berührten ärzt-

---

*) Ganz ähnlich wird von den Veddahs auf Ceylon berichtet: „Sie trugen, sobald sie Waffen bedurften, bei Nachtzeit ein Stück Fleisch in die Werkstatt eines Schmiedes, hingen ein ausgeschnittenes Blatt von der Form der gewünschten Pfeile daneben, und war das Werk nach also angegebenem Muster vollendet, so holten sie es wieder ab und brachten noch mehr Fleisch." Vgl. Lubbock Die vorgesch. Zeit I p. 60. Auch in ganz Afrika galten die Eisenarbeiter für Zauberer, selbst in Abessynien, wo die Fellahs allein im Besitze der Geheimnisse der Metallurgie sind. Vgl. F. v. Rougemont Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident p. 14.

lichen Thätigkeit der Schmiede die Ton-, Dicht- und Tanzkunst zu nennen. Wie die Ἰδαῖοι δάκτυλοι, wenn sie auch in erster Linie die Kunstdämonen ältester Metallarbeit sind, doch auch zuerst Tonstücke aus Phrygien nach Griechenland gebracht und den dactylischen Rhythmus erfunden haben sollen, so ist auch den germanischen Elben ein „unwiderstehlicher Hang zu Musik und Tanz" eigen (vgl. Grimm Myth. [3] p. 438). Auf keinen Begriff wird das Wort Schmied und Schmieden so häufig angewendet wie auf den des Gedichtes, des Liedes (altn. *ljôđasmiđr,* ahd. *leodslaho,* Verse schmieden ꝛc.), und noch im späteren Mittelalter sind dichtende Schmiede bekannt (vgl. W. Wackernagel Kleinere Schriften I p. 49).

Der mystische Zug, welcher auf der Entstehung kunstvoller Schmiedearbeit ruht, tritt aber noch in einem anderen, den griechischen und deutschen Schmiedesagen gemeinsamen Punkte hervor: es ist dies das trug- und listvolle Element, welches gerade den besten Arbeiten inne zu wohnen pflegt. Die unsichtbaren Fesseln, mit denen Hephästos sein eheliches Lager umschmiedet, der Thron der Hera ἀφανεῖς δεσμοὺς ἔχων, das bis in die spätesten Geschlechter Unheil stiftende Halsband der Harmonia sind hierfür Zeugen auf classischem Boden. Ebenso ist auf germanischem Völundr-Wielant ein trugvoller Gesell. Nachdem er die Söhne König Niđudrs getötet hat, heißt es von ihm:

Aber die Schädel — unter dem Schopfe
Schweift' ich in Silber, — schenkte sie Niđudrn.
Aus den Augen macht' ich — Edelsteine,
Sandte sie der falschen — Frauen Niđudrs
Aus den Zähnen — dann der zweie
Bildet' ich Brustgeschmeid — und sandt' es Böđvildr.
(Simrock.)

Auch Reigin und Mime werden von der deutschen Sage als listige und ränkereiche Schmiede geschildert. Im finnischen Kalevala werden die Schwerter bei Hiisi, dem bösen Princip, scharf geschliffen, und Hiisis Vöglein, die Hornisse (vgl. IX, 230 f.), ist es, welche das Zischen böser Schlangen, das schwarze Gift der Nattern u. s. w. in den Stahl hineinträgt.

Einen interessanten Beleg für die Auffassung des Schmiedes als eines Zauberers und Betrügers würde ferner die Wortreihe zend. *kaqeredha* „boshaft", armen. *kakard* γόης, φαρμακεύς

(P. de Lagarde p. 72), osset. *k'ard* „Schmied", ir. *cerd**) „Schmied" bieten, wenn diese Wörter mit Recht zusammengestellt sind. Am charakteristischsten aber hat sich diese Vorstellung bei den Germanen weiter gebildet.

War hier Wielant allmählich der listenreiche und tückische Zauberer geworden, so mußte, als die christliche Welt dem Norden die Bekanntschaft mit dem Teufel vermittelte, die Person des tückischen Schmiedes den Priestern äußerst willkommen erscheinen, um den christlichen Begriff des Bösen an ihr der heidnischen Menge zu veranschaulichen. Unzweifelhaft haben in der altdeutschen Auffassung nunmehr Schmied und Teufel zahlreiche Züge gemeinsam. Der Teufel ist der *swarze* Meister in der rußigen Hölle, er schmiedet und baut wie Wieland, vor allem aber ist er *hinkebein (diable boiteux)* wie der nordische Völundr und der griechische Hephästos, mit welchem letzteren er außerdem noch den Sturz aus dem Himmel (Luc. 10, 18) gemein hat**) (vgl. J. Grimm Myth. [3] p. 945 und III [4] p. 294). Wie lange aber in Deutschland die Spuren der Vorstellung sich erhielten, daß der Schmied ein Zauberer und mit dem Teufel im Bund sei, zeigt die interessante Erzählung des Pfarrers Petersen aus dem XVII. Jahrh. (bei G. Freytag Bilder aus der deutschen Vergangenheit IV p. 50 f.) von dem „Erbschmied", welcher einem unbekannten Dieb durch allerhand teuflische Künste das Auge ausschlagen soll.

Den Übergang der Schmiedekunst aus den Händen göttlicher und überirdischer Wesen in die der Menschen und die allmähliche Entstehung einer eigentlichen Schmiedezunft veranschaulicht uns das germanische Altertum aufs beste. Während, so viel ich weiß, in der classischen Überlieferung kein Held oder Halbgott namhaft gemacht wird, welcher seinen Schild oder sein Schwert sich selbst geschmiedet hätte, begegnen uns unter den Germanen zahlreiche

---

*) Das irische Wort (Stokes *Irish glosses* p. 58) stammte dann aus der Zeit des Aufenthaltes celtischer Stämme in Kleinasien her (vgl. jedoch oben p. 225).

) Auch die häufige mhd. Benennung des Teufels ***vâlant*, ***valantinne*** ꝛc. (vgl. J. Grimm Myth. [3] p. 943 und III [4] p. 293), die aber deutlich auf ursprüngliches *f* hinweist, möchte man gern mit *Wieland* ꝛc. zusammenbringen. Man könnte an eine volksetymologische Verdrehung des alten *Wêland*, *Wieland* unter Anlehnung an mhd. ***vaelen*** (franz. ***faillir***, lat. ***fallere***) denken, wenn ***vâlant*** ꝛc. nicht viel früher als ***vaelen*** belegt wäre.

Recken aus edelem Geschlechte, welche sich darauf verstehen, ihren Bedarf an Schmiedewerk selbst zu verfertigen. Ich nenne hier Skallagrim, Kveldulfs Sohn, auf Island (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 93), jung Siegfried, den Longobardenkönig Albuin u. a. (vgl. Paulus Diac. I, 27). Namen anderer mythisch-historischer Schmiede sind: Mime, Hartrîch, Eckenbrecht, Mimringus, Madelgêr, Amilias u. a. Begüterte Männer legen sich in ihrem Walde Schmiedewerkstätten an, deren Stellen, namentlich auf Island und im westlichen Deutschland, durch Kohlen und Schlacken noch kenntlich sind. Auch in Irland waren die ältesten Schmieden in tiefer Waldeinsamkeit gelegen (vgl. *O'Curry Manners and customs* II p. 246), und ebenso findet in der estnischen Sage (VI, 147 f.) Kalevipoeg*) erst nach langer Wanderung die einsame Schmiede, in welcher er sein Wunderschwert erhalten soll, im dichtesten Walde versteckt:

> Endlich fiel dem rüst'gen Wandrer
> Auch das schöne Thal ins Auge.
> Als er diesen Raum betreten,
> Drang des Blasebalges Brausen
> Und der Schall der Hammerschläge,
> Die im Takt den Amboß trafen,
> Schon von fern ihm in die Ohren u. s. w.

Die Fridolinsage, welche an solchen Waldschmieden haftet, zieht sich durch alle germanischen Stämme (vgl. Weinhold a. a. O. p. 94 f.). Geschickte Schmiede stehen im höchsten Ansehen. König Geiserich erhebt sogar einen derselben in den Grafenstand, und die Tötung eines Schmiedes, vor allem eines Goldschmiedes, wird überall in den Gesetzen mit viel größeren Summen bedroht als die anderer Knechte (vgl. Wackernagel Kl. Schriften I p. 46).

In Finnland stehen noch heute die Schmiede in höchster Achtung. Man bringt ihnen Branntwein ꝛc., um sie bei guter Laune zu erhalten, und das Sprichwort lautet:

---

*) Der estnische Heldenjüngling läßt sich in mancher Beziehung mit Sigurd-Siegfried vergleichen. Wie dieser bei dem Schmied Mime den gewaltigen Amboß mit dem Hammer *in die erde* schlägt, so spaltet Kalevipoeg mit dem Wunderschwerte den

> schweren Amboß
> Nebst dem dichtberingten Klotze,
> Der ihn trug, bis auf den Boden.

Reines Brot genießt der Schmieder,
Beßre Bissen stets der Hämmerer.

(Vgl. Ahlqvist a. a. O. p. 60).

Die Sitte endlich, dem Schwerte wie einem lebenden Wesen einen eigenen Namen beizulegen, vgl. Siegfrieds Balmung, Wielands Mimung, Beóvulfs Nägling, Rolands Durndart rc. scheint sich auf die germanischen Stämme zu beschränken.

IV. Capitel.

Das Gold.

Das sagenumwobene Gold, das in dem Sande der Flüsse glitzert und in den Adern der Berge in meist unvererztem, gediegenem Zustand lagert, dessen lieblicher Glanz die Begierde des Wilden in gleicher Weise erregt, als die Leichtigkeit seiner Bearbeitung den Kunstsinn des höher stehenden herauszufordern scheint, das vielgepriesene und vielgeschmähte Gold, das von moralisierenden Dichtern bald als *melius irrepertum* bald als *ferro nocentius* gescholten, von allen aber gleichmäßig begehrt wird, hat schon in einer vor allen geschichtlichen Anfängen liegenden Zeit seine hohe Stellung in der Wertschätzung des Menschen sich erobert. Zwar wissen die Alten von einer Zeit zu erzählen, in welcher nach den Worten des Lucrez (V, 1272):

> *fuit in pretio magis aes, aurumque iacebat*
> *propter inutilitatem*;

allein diese Anschauung von der einstigen Geringschätzung des Goldes anderen Metallen gegenüber findet keinen Anhalt an den thatsächlichen Verhältnissen.

Schon das Morgenrot der geschichtlichen Überlieferung beleuchtet ein durch den Zusammenfluß des edelsten Metalles reich gesegnetes Land Ägypten (vgl. Lepsius Die Metalle in den ägyptischen Inschriften. Abh. der Berl. Ak. d. W. phil.-hist. Cl. 1871 p. 31 f.). Besonders häufig erscheinen in den Abbildungen und Inschriften die Äthiopen und Südländer überhaupt, wie sie aus ihrer goldreichen Heimat am roten Meer und arabischen Meerbusen reichen Tribut in Form von Beuteln,

Ringen, Platten, Stangen, Ziegeln darbringen. Aber auch die Assyrier, die *Rotennu* der Inschriften, und mannigfache Stämme Syriens, die Tahi, die Chetiter, das Volk von Megiddo werden als goldzollende Tributpflichtige dargestellt, was darauf schließen läßt, daß im Libanon in alten Zeiten außer auf Kupfer, auch auf Gold mit Erfolg gegraben worden sein mag.

Der Name des Goldes lautet im Ägyptischen *nub*, koptisch *noub*, woher Nubien seinen Namen zu haben scheint. Das figürliche Zeichen des Goldes, welches sich in Benihassan noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten hat, stellt ein zusammengelegtes Tuch mit zwei Zipfeln dar, in welchem die Goldkörner durch Schwenken gewaschen werden. Auf dem älteren Zeichen erkennt man noch den Sack, aus dem das Wasser abträufelt (vgl. hebr. *sâqaq*, griech. *σακκέω*). In Theben wird der Sack von zwei Leuten in der Luft geschwenkt. Darüber steht „Bereitung des Goldes". In den altägyptischen Inschriften wird ein doppeltes Gold unterschieden: *nub en set* „Gold des Felsens", Berggold und *nub en mu* „Flußgold", welches letztere noch heute von den Negern am blauen Nil unter dem Namen Tibber in Federspulen gesammelt wird.

Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieses letztere überall zuerst die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gelenkt habe. Denn wenn es wahr ist, was Strabo c. 146, vielleicht mit einiger Übertreibung, aus dem metallreichen Iberien berichtet, daß in dem Goldsande der Turdetanischen Flüsse sich zuweilen halbpfündige Massen (*πάλαι**) genannt) finden, wird ähnliches in den Zeiten einer erst beginnenden Ausbeutung auch bei Flüssen anderer goldreicher Länder der Fall gewesen sein.**) Doch scheint auch das edele Metall der Berge im grauen Alter-

---

*) Wohl ein iberisches Wort. Vgl. Plinius hist. nat. XXXIII c. 4 s. 21: *Aurum arrugia quaesitum non coquitur, sed statim suum est. Inveniuntur ita massae. Nec non in puteis etiam denas excedentes libras Palacas Hispani vocant, alii palacurnas; iidem quod minutum est, balucem vocant.* Vgl. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 240.

**) Die Alten wußten vielfach von früher goldführenden Strömen zu erzählen. So soll (nach Strabo c. 626) der auf dem Tmolus entspringende Paktolus dem Krösus seine unermeßlichen Reichtümer zugeführt haben. Aber schon zu Strabos Zeit *ἐκλέλοιπε τὸ ψῆγμα*.

m dem Menschen noch bei geringerer Arbeit erreichbar gewesen sein als jetzt. Polybios (bei Strabo c. 208) erzählt, daß bei en Norischen Tauriskern sich eine so ergiebige Goldgrube fand, aß, wenn man auf zwei Fuß die obere Erde abräumte, man ofort ausgrabliches Gold antraf u. s. w.

In dem alten Ägypten geht daher auch die bergmännische Gewinnung des Goldes in die grausten Zeiten zurück. Eine sehr interessante Beschreibung der altägyptischen Goldbergwerke, wie sie schon von den alten Königen eingerichtet sein sollen, ist uns von Diodorus Siculus (III Cap. 12—14) überliefert worden. Mit grellen Farben wird hier das Elend der Tausende von unglücklichen, durch den Machtspruch der Könige zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilten Verbrecher geschildert, wie sie in Fesseln, ohne Rast bei Tag und Nacht, angetrieben von den unbarmherzigen Peitschenhieben ihrer Aufseher, mit Lämpchen an den Stirnen, wie Geister durch die finsteren Stollen huschend, ohne Pflege ihres Körpers, ohne Kleidung ihrer Scham ihre harte Arbeit verrichten, so daß der Schriftsteller mit den Worten schließt: *αὐτὴ γὰρ ἡ φύσις, οἴομαι, ποιεῖ πρόδηλον ὡς ὁ χρυσὸς γένεσιν μὲν ἐπίπονον ἔχει, φυλακὴν δὲ χαλεπήν, σπουδὴν δὲ μεγίστην, χρῆσιν δὲ ἀνὰ μέσον ἡδονῆς δὲ καὶ λύπης.*

Die Goldbereitung selbst wird in folgender Weise dargestellt: „Das in der Grube gewonnene Golderz wird durch Kinder aus dem Stollen zu Tage gebracht, an den Mundlöchern von alten, schwachen und zu anderen Arbeiten untauglichen Leuten in Empfang genommen und zu den Aufbereitungswerkstätten getragen, wo die Arbeiter dasselbe in Empfang nehmen. Nun müssen die jüngern und stärkeren Arbeiter die Stücke Erz in steinernen Mörsern bis zur Erbsengröße zerstampfen; das also zerstampfte Erz kommt zu den Mühlen, wo es unter Mühlsteinen zu dem feinsten Mehle gemahlen wird, eine Arbeit der Frauen. Die hierauf folgende Operation, eine Sache geschickter Arbeiter, besteht darin, daß das Erzmehl auf einer schiefen Ebene hingebreitet, mit Wasser übergossen und zuerst schwach, dann aber stärker mit den Händen aufgerührt wird. So werden die leichteren, erdigen Teile ausgewaschen und über die schiefe Ebene hin durch das Wasser abgeschlemmt; nur die besseren und schwereren Teile bleiben liegen und werden alsdann durch Drücken mit Schwämmen völlig gereinigt; die Schwämme nämlich nehmen

nur die leichteren Teile in ihre Poren auf und lassen das Schwere und Glänzende auf der Tafel zurück." Weiter wird dann von dem Schmelzen der so gewonnenen Goldteilchen eingehend gehandelt, worauf einzugehen wir uns hier versagen dürfen.

Schon die Nachbarschaft des durch reiche Goldlager und durch die früh gehandhabte Technik der Goldbereitung und Goldverarbeitung ausgezeichneten Landes macht es wahrscheinlich, daß auch die durch zahlreiche geschichtliche Beziehungen mit Ägypten verbundenen semitischen Völker schon in den ältesten Zeiten ihrer Geschichte das kostbare Metall schätzen und suchen gelernt haben. Und wirklich scheint die Bekanntschaft mit dem Golde bei den Semiten sogar in die Zeit ihrer Urgemeinschaft zurückzugehen. Das folgt aus der Übereinstimmung der Namen dieses Metalles bei mehreren semitischen Völkern: hebr. *zâhâb*, arab. *dsahab*, chald. *d(ĕ)hab*, syrisch *dahbo*, ursem. *ḏahabu*. Ein anderer Name des Goldes assyr. *hurâṣu* = hebr. *chârûz* (nur poetisch gebraucht) ist nur den Nordsemiten eigen. Beide Wörter bezeichnen das „schimmernde, glänzende" Metall. Eine dritte Bezeichnung hebr. *ketem* (syn. von *zâhâb*) kehrt im Ägyptischen wieder (Z. f. ägypt. Spr. und Altertk. X p. 44 und 114 und XII p. 149).

Eine besondere, mit diesen Wörtern nicht zusammenhängende Bezeichnung des Goldes *gush-kin*, welche das „biegsame Metall" bedeuten soll, besaß die sumerische Bevölkerung Babylons. Doch kommt dies Wort, wie auch die übrigen sumerischen Metallnamen mit Ausnahme des Kupfers, erst in verhältnismäßig jungen Texten vor, und auch die sprachliche Bildung desselben (mit zusammengesetzten Ideogrammen) soll nach F. Hommel (Die vorsemitischen Culturen Leipzig 1883 p. 409 f.) darauf hinweisen, daß die Sumerier erst in Babylon oder von hier aus die meisten Metalle und unter ihnen das Gold kennen lernten.

Durch das alte Völkerthor medisch-semitischen Verkehrs, durch die Pässe der Zagroskette begeben wir uns zum ersten Male auf indogermanisches Gebiet. Ein Dreieck, gezogen von dem nördlichsten Punkte des Persischen Golfes und dem südlichsten des Kaspischen Meeres bis zu den Mündungen des Ganges schließt im großen und ganzen die Wohnsitze einer Reihe von Völkern ein, welche, wie wir schon gesehen haben, seit den frühsten Zeiten ihrer Geschichte durch das engste Band der Sprache und Sitte verbunden gewesen sind, den indisch-iranischen Völkerzweig. War diesem in der Epoche seines engeren geographischen Zusammen-

hanges schon das Gold bekannt? Wir dürfen, meine ich, diese Frage mit „Ja“ beantworten. Einmal entspricht der altindische Name dieses Metalles vedisch *hiranya* nicht nur in der Wurzelsilbe, sondern, worauf, wie wir gesehen haben, ein besonderes Gewicht zu legen ist, auch in den Suffixen dem *zaranya* des Avesta. Die vorderasiatische *Anaitis* wurde bei den Persern Ζαρῆτις „die goldene“ genannt (vgl. Hesych Ζαρῆτις· Ἄρτεμις· Πέρσαι u. Windischmann die persische Anaitis p. 25). In allen neuiranischen Dialekten, im npers. *zarr, zar,* im kurd. *zer, zir, zêr,* im afghan. *zar* balučî *zar* (Z. K. M. IV p. 425), im bucharischen *ser* (Klaproth *As. Polygl.* p. 252), parsi *zar* kehrt das Wort wieder, und zweifelsohne auch in dem versprengtesten Teil des Iranischen, dem Ossetischen, wo es *suzgharin* (im digorischen Dialekt *sugh-zarine*) lautet. Daneben steht vereinzelt parsi *telî,* npers. *tilah, tilé, tilâh,* arab. *ṭelá* (vgl. Z. d. M. G. XXXVI p. 61).

Fern den irano-indischen Sprachen liegt, wie in anderer Beziehung, das Armenische auch in der Benennung des Goldes, soweit das iranische *zar* nicht in Gestalt von Lehnwörtern wie *zarik* „Flittergold“ 2c. (vgl. Z. d. M. G. XXXV p. 558) eingedrungen ist. Dieselbe lautet hier *oski* und ist vielleicht in Beziehung zu bringen mit georgischem, in einige nord- und westkaukasische Sprachen übergegangenem *okro, oker* „Gold“.*) Im übrigen sind die kaukasischen Goldnamen (lesghisch *maesed, misidi* 2c. und mizdžeghisch *deši, dešau* 2c.) völlig alleinstehend und dunkel, wie die Sprachen, denen sie angehören.

Dagegen läßt sich das Bekanntsein der indo-iranischen Urzeit mit dem Golde noch durch eine geographisch-historische Combination wahrscheinlich machen. Wenn schon durch eine einfache Betrachtung der Richtungen, in welchen sich die älteste Ausbreitung der beiden genannten Völker vollzog, zu der Annahme führen muß, daß — man mag dabei über die Urheimat der un-

---

*) Ganz unmöglich scheint es mir zur Erklärung des armen. *oski* mit Pictet I p. 157, I [2] p. 184 und P. de Lagarde Armen. Stud. p. 120 an finn. *vaski* „Kupfer, Erz“ zu denken. Ein derartiger Bedeutungsübergang ist auf indog. Boden nicht nachweisbar, und nichts spricht dafür, daß „die Metalle aus den Bergwerken turanischer Völker zu den Armeniern gekommen“ sind.

16*

getrennten Indogermanen denken, wie man will — die noch vereinigten Sitze der Indo-Iranier zwischen dem Oberlauf der beiden Ströme Oxus und Jaxartes in den ungemein fruchtbaren Thalebenen der alten Sogdiane einstmals gelegen haben, so wird diese Annahme durch die gemeinsame Erinnerung an den gewaltigsten Strom der alten Heimat, den Jaxartes, welche sich sowohl bei den Indern als bei den Iraniern erhalten zu haben scheint, um so glaubhafter gemacht. In den Hymnen des Rigveda wird nämlich öfters ein mythischer Fluß des höchsten Nordens, die *Rasâ'* erwähnt, ein Name, der genau dem *Ranha* des Avesta entspricht und mit großer Wahrscheinlichkeit den Jaxartes oder Araxes, wie ihn Herodot nennt, bezeichnet (vgl. oben p. 97). Lagen aber die Hütten des irano-indischen Urvolkes an den Gestaden dieses Flusses, so muß ihren Bewohnern auch der goldreiche Polytimetos, welcher heute noch *Zerafschân* „der goldführende" heißt, bekannt gewesen sein, der sein Wasser zwar in den Oxus ergießt, aber mit seinem Oberlauf nahe an das Stromgebiet des Jaxartes herantritt.

Indessen auch nach ihrer Loslösung aus der gemeinsamen Heimat müssen die beiden Völker häufig mit goldführenden Strömen in Berührung gekommen sein. Sowohl der Hindukusch als besonders der Himâlaya entsenden Ströme, die reichlichen Goldsand von dem Gebirge herabschwemmen (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 147). In den Anschauungen der Alten, bei Herodot und Megasthenes, gilt Indien daher infolge einer fälschlichen Ausdehnung des ihnen von den nordwestlichen Gegenden Bekannten für ein goldgesegnetes Land. Plinius (hist. nat. VI, 23) weiß von einer Gold- und Silberinsel Chryse und Argyre (ostwärts von der Gangesmündung, später *χρυσῆ χερσόνησος* j. Malaka; vgl. Kiepert Handbuch d. a. G. p. 42) zu erzählen. „Du goldreiche Sindhu", „Du Strom im goldenen Bette" *(hiranyáyî, hiranyavartanî)* heißt es im Rigveda vom Indus, an dessen Mündung das Volk der *Abhîra (Ophir)* wohnt (vgl. oben p. 216). Aber auch Goldgruben scheint man in jener Zeit schon gekannt zu haben, wie überhaupt der Heißhunger nach dem kostbaren Metall gerade bei den frommen Sängern des Rigveda am unverhülltesten hervortritt. Auch die Sitte, das gewonnene Gold durch Wasser zu reinigen, die uns schon in Ägypten begegnete, wird in vedischen Texten erwähnt *(adbhyô' hiranyam punanti)*; vgl. Zimmer Altind. Leben p. 49 f. Eine üppige Terminologie blüht in der

späteren Sanskritsprache für das von Allen begehrte Metall empor.*)

Von diesen späteren Goldnamen des Sanskrit will ich nur einen hervorheben, welcher in dem Gewande einer Fabel schon in sehr früher Zeit seinen Eingang in das Abendland gefunden hat. Herodot (III Cap. 102—105), und nach ihm andere, berichtet nämlich von einem streitbaren Volk im Norden Indiens, welches auf Kamelen früh beim ersten Morgenstrahl in die Wüste hinausreite, um Gold zu holen. „Es giebt dort nämlich Ameisen von der Größe zwischen Hund und Fuchs und einer außerordentlichen Schnelligkeit, die nach Ameisenart in dem Erdboden sich anbauen und Hügel von goldartigem Sande aufwerfen. So galt es denn, diesen Goldsand eiligst auf die Kamele zu laden und noch vor der kühlen Tageszeit heimzukehren. Denn wenn die Ameisen sich während der Hitze versteckt hielten, so kommen sie später aus ihrem Bau und von ihrem Geruch geleitet, jagen sie den Goldräubern nach." Auf diese im Altertum weit verbreitete Sage spielt auch die Glosse Hesychs *μεταλλεῖς · μύρμηκες* an. In der That wird nun von den Indern eine von dem nordindischen Stamm der Darada, die eben von den Alten als Goldjäger bezeichnet werden, gebrachte Art Goldes *pipîlika* „Ameise" (*Mahâbhârata* 2 1860) genannt, und es wäre nach Lassen wahrscheinlich, daß mit diesem Namen eine auf den sandigen Ebenen Tibets noch jetzt lebende Gattung von Murmeltieren gemeint wurde, welche nach Art der Ameisen in Gesellschaften zusammenleben und Höhlen bauen. Der von diesen Tieren aufgewühlte Sand, welcher öfters Gold enthalten mochte, konnte in den indischen Goldsuchern leicht die Meinung erwecken, als ob jenen Tieren ein besonderer Instinct für die Auffindung der Metalle innewohne.

Eine andere Erklärung der Sage von den goldgrabenden Ameisen nimmt an, daß unter jenen rätselhaften Tieren ein Tibetanischer Menschenschlag zu verstehen sei, und wirklich sollen

---

*) Vgl. Pott Etym. Forschungen II p. 410 f. Derselbe bespricht die indischen Goldnamen nach den vier Kategorien: Glanz und Farbe, wirklicher oder eingebildeter Fundort, Eigenschaften oder lobende Epitheta, ungewisse Abkunft. Vgl. ebendaselbst über die skrt. Namen der übrigen Metalle.

Der *Râjanighaṇṭu Narahari's* (in der Mitte des XIII. Jahrh. unserer Zeitrechnung) ed. R. Garbe Leipzig 1882 nennt 42 Namen für Gold (vgl. p. 33 f.).

neuere Durchforschungen Tibets auf zahlreiche in Gesellschaften lebende Familien Tibetanischer Goldgräber geführt haben, welche in strenger Winterkälte, in Pelze und Felle bis über die Ohren eingehüllt, von wilden und großen Hunden beschützt, mit langen eisernen Spaten nach dem reichlich vorhandenen Golde graben (vgl. Ausland 1873 No. 39).

Nachdem wir so die alten Culturstaaten des Orients von den Ufern des Nils bis zum Oxus und Indus durchwandert und überall gefunden haben, daß die Freude an dem kostbaren Metall und die Sehnsucht nach ihm bis in nur an der Hand der Sprachen erschließbare Vorzeiten zurückgeht, wenden wir uns unserem heimatlichen Erdteil **Europa** zu.

Auch diesem hat die Natur nicht gänzlich das erste ihrer Güter versagt. Schon die Alten berichten von dem Reichtum Spaniens, Galliens, der Schweiz, Noricums, Macedoniens. Nach und nach hat man auch in Großbritannien und Irland, in Böhmen, Österreich, Ungarn, im Sande der Donau, des Rheines, der Mosel, der Eder, der Schwarza, der Rhone &c., das Gold, wenn auch oft nur als kärglichen Lohn einer mühevollen Arbeit gefunden. Die prähistorischen Funde Alteuropas können uns für das erste Auftreten des Goldes in Europa keine historischen Anhaltspunkte geben. In den Pfahlbauten der Poebne ist weder Gold noch Silber gefunden worden, obgleich der dort entdeckte Bernstein auf weitgehende Handelsverbindungen schon in jener Zeit schließen läßt. Auch in den Schweizer Pfahlbauten begegnet unser Metall überaus selten, wie zu St. Aubin und Moeringen in Fingerringen, Rosetten und anderem Schmuck von Gold. Zu den bedeutendsten Goldfunden Europas gehören ohne Zweifel die den Hallstätter und den Schliemannschen Ausgrabungen in Mycenae entstammenden, die, so viel interessantes sie dem eigentlichen Archäologen gebracht haben, doch für unsere hier zu verfolgenden Zwecke nur von geringer Bedeutung sind. Vertrauen wir uns daher auch hier unserer Führerin, der Sprachwissenschaft, an, welche uns zunächst zu dem Ausgangspunkt europäischer Civilisation, auf die classischen Stätten des Mittelmeergebietes, geleiten möge!

Das Gold heißt im **Griechischen** *χρῡσός*, ein Wort, welches von verschiedenen Gelehrten auf die Stammformen **χερ-τιος* oder auch **χρῡ-τιος* zurückgeführt, den oben aufgezählten irano-indischen Namen des Goldes zur Seite gestellt und so als Argument für die Bekanntschaft der indog. Urzeit mit dem Golde

benutzt wird. Ich will hier nicht auf die mir unüberwindbar scheinenden grammatischen Schwierigkeiten dieser Zusammenstellung eingehen, ich möchte nur das hervorheben, daß, selbst die Richtigkeit einer Stammform wie *χερ-τιος* oder *χρῦτιος* für *χρῦσός* zugegeben, aus derselben wegen der völligen Verschiedenheit ihrer Suffixe den asiatischen Wortformen gegenüber nimmermehr auf das Vorhandensein eines Wortes für Gold in dem Wortschatze der indog. Ursprache ein zuversichtlicher Schluß gezogen werden darf (vgl. oben p. 190). Von dem bei Hesych als phrygisch bezeichneten *γλουρός* und dem ebendaselbst ohne *ἐθνικόν* stehenden *χλουνός* würde, da diese Wörter auf die Grundformen **γολ-Ϝορος* u. **χολ-Ϝονος* zurückzugehen scheinen, dasselbe gelten.

Alle Schwierigkeiten schwinden, sobald wir uns mit Renan, V. Hehn, Benfey und anderen entschließen, in dem griech. *χρυσός* ein Lehnwort aus hebr. *chârûz*, assyr. *hurâṣu* zu erblicken, das den Phöniciern, an die hier in erster Linie als Vermittler zu denken ist, bei dem nahen verwandschaftlichen Verhältnis ihrer Sprache zu dem Nordsemitischen wohl bekannt sein konnte und, wie neuere Inschriftenfunde (vgl. V. Hehn Culturpflanzen u. Haustiere [4] p. 461) gelehrt haben, auch als der gewöhnliche Name des Goldes bekannt war. Daß die Phönicier, von deren Geschicklichkeit im Bergbau offenbar Hiob 28, 1—11 („Es hat das Silber seine Gänge, und das Gold seinen Ort, da man es schmelzet" u. s. w.) handelt, die ersten Goldgruben in Hellas, auf der Insel Thasos und am Pangäon eröffnet haben, ist eine längst bekannte Thatsache. Herodot, der ihre an der Südküste von Thasos verlassenen Gruben besichtigt hatte, erzählt, daß die Phönicier hier einen ganzen Berg umgekehrt hätten. *Auri metalla et flaturam,* sagt Plinius VII, 197, *Cadmus Phoenix ad Pangaeum montem invenit.* Ein Verzeichnis der von den sagenhaft reichen Königen Vorderasiens und Griechenlands ausgebeuteten Gruben giebt Strabo*) c. 680. Auch Arabien ist ein Hauptherd des semi-

---

*) *ὡς ὁ μὲν Ταντάλου πλοῦτος καὶ τῶν Πελοπιδῶν ἀπὸ τῶν περὶ Φρυγίαν καὶ Σίπυλον μεττάλλων ἐγένετο· ὁ δὲ Κάδμου [ἐκ τῶν] περὶ Θρᾴκην καὶ τὸ Παγγαῖον ὄρος· ὁ δὲ Πριάμου ἐκ τῶν ἐν Ἀστύροις περὶ Ἄβυδον χρυσείων, ὧν καὶ νῦν ἔτι μικρὰ λείπεται· πολλὴ δ' ἡ ἐκβολὴ καὶ τὰ ὀρύγματα σημεῖα τῆς πάλαι μεταλλείας· ὁ δὲ Μίδου ἐκ τῶν περὶ τὸ Βέρμιον ὄρος· ὁ δὲ Γύγου καὶ Ἀλυάττου καὶ Κροίσου ἀπὸ τῶν ἐν Λυδίᾳ .....* τῆς μεταξὺ Ἀταρνέως τε καὶ Περγάμου πολίχνη ἐρήμη ἐκμεμεταλλευμένα ἔχουσα τὰ χωρία.* Vgl. Groskurds Übersetzung III p. 98.

tischen Goldreichtums gewesen. Da die Züge der Phönicier aber nach den östlichen Gestaden und Küsten Griechenlands schon im XIII. Jahrhundert stattgefunden haben, so erklärt es sich, warum schon im Anfang der griechischen Überlieferung *χρυσός* völlig heimisch geworden und in Personen- und Ortsnamen häufig verwendet wird. Übrigens gilt *cum grano salis* von dem über der Homerischen Welt ausgebreiteten Goldglanz, was ein berühmter Altertumskenner (Schömann) darüber bemerkt: „Sollte wirklich jemand im Ernst bezweifeln können, daß dies alles nur poetisches Gold sei, mit welchem ihre Heroen auszustatten den griechischen Sängern ebenso wenig schwer wurde als den mittelalterlichen Dichtern die Helden der germanischen Sage, wo es auch des roten Goldes die Fülle giebt"?

Ebenfalls aus dem semitischen Vorderasien, wenn auch in viel späterer Zeit und nicht mehr durch phönicische Vermittlung, dringt dann nach Griechenland das zuerst bei Herodot erscheinende *μνᾶ* (lat. *mina*) aus assyr. *manah*, welches südostwärts schon im vedischen Zeitalter nach Indien gekommen war (*manâ'* vgl. Zimmer Altind. Leben p. 50 f. und oben p. 204). A. Sprenger Die alte Geographie Arabiens §§ 53, 54—58 möchte noch einen anderen, von dem rohen Gold im Griechischen gebrauchten Ausdruck *ἄπυρος* aus dem Semitischen (arab. *ôfer*, *afîr* „rot", womit er auch das von ihm an der arabischen Küste gesuchte *Ophir* verbindet) als durch Volksetymologie entstanden ableiten, was bei der völlig klaren und verständlichen Bedeutung von *ἄπυρος* „feuerlos, nicht ins Feuer gebracht" (im Gegensatz zu *ἄπεφθος* „geläutert" = hebr. *pâz* „gereinigtes Gold") sehr gewagt ist. Vgl. Schliemanns Ilios p. 292 f.

War so der Glanz des Goldes zuerst den Griechen von der semitischen Welt her aufgegangen, so mag doch sehr frühzeitig zu den Hellenen durch die Vermittlung der pontischen Colonien auch die Kunde von den reichen, in den Schluchten des Ural und Altai schlummernden Metallschätzen gedrungen sein.

Wiederum ist es Herodot (IV Cap. 23—31), der berichtet, daß in einem Lande nordöstlich von den pontischen Factoreien, wo acht Monate im Jahre der Boden hart gefroren bleibe, und die Luft dicht „mit Federn" gefüllt, die Aussicht über die Gegend winterlich verschleiere, ein einäugiges Volk wohne, welches die Scythen Arimaspen nennen. Bis zu den Kahlköpfen, deren Name Argipäer sei, wären hellenische Kaufleute vorgedrungen, nicht

ohne daß sie vorher ein Gebirge (den Ural) überschreiten mußten. Über sie hinaus sei aber noch kein Grieche vorgedrungen; denn hohe und unwegsame Gebirge wehrten den Verkehr (Westende des Altai). Nur so viel wisse man mit Bestimmtheit, daß gegen Morgen die Issedonen säßen, deren Bräuche man auch kenne. Was man aber von dem Lande der Arimaspen und den gold-hütenden Greifen wüßte, hätte man von den Issedonen erfahren". In der That muß der an dem Westende des Altai einheimische türkisch-tatarische Zweig des ural-altaischen Sprachstammes schon in einer sehr frühen Zeit auf die von der Natur ihm dargebrachten Schätze aufmerksam geworden sein. Trotz der heutigen ungeheuren geographischen Ausdehnung seiner Völker, unter denen ich nur die bekannteren Jakuten, Baschkiren und Kirgisen, die Uiguren, Usbeken, Turkmanen und die Osmanlis der europäischen und asiatischen Türkei nennen will, kehrt doch fast auf der ganzen Strecke von der Straße der Dardanellen bis zu den Ufern der Lena derselbe Name des Goldes *altun*, *altyn*, *ũltyn* rc.*) wieder, ein Wort, das bis in den äußersten Nord-Osten Asiens, in samojedische und tungusische Sprachen, vorgedrungen ist und etymologisch kaum von dem Namen des goldreichen Altai wird getrennt werden können (vgl. Klaproth Sprachatlas z. *Asia polyglotta* p. VIII u. XXVIII). Noch bemerkenswerter aber ist, daß man auf den goldenen und silbernen Geräten, welche in dem Altaischen Gebiete aus den alten Tschudengräbern in Menge ausgegraben worden sind, nach Sjögren (vgl. a. oben p. 231 a. O. p. 170) das Bild jenes fabelhaften Tieres der Alten wahrgenommen hat.

Es trat also diese fremde nordische Welt wie ein Land der Märchen und Wunder mit den Vorposten hellenischer Civilisation in Berührung, und es ist leicht möglich, daß in diesen Zusammenhang gerückt, noch eine andere der schönsten Sagen des classischen Altertums, der Zug der Argonauten nach dem goldenen Vließ, eine eigentümliche Bedeutung gewinnt. Dieser Ansicht war schon Strabo c. 499, welcher von dem Goldreichtum des Kolcherlands berichtet und erzählt, daß die Barbaren in durchlöcherten Trögen

---

*) Nur im Jakutischen bezeichnet *altun* nicht das Gold, sondern das Kupfer, während ersteres in sehr seltener Weise von dem turko-tatarischen Wort für Silber her als „rotes Silber" *kysylü kömys* bezeichnet wird. Vgl. im späteren Sanskrit *mahârajata* „großes Silber" = Gold.

und zottigen Fellen das Gold in den Bergströmen auffingen. Daher sei dann die Fabel von dem goldenen Vließ entstanden.*) Übrigens war die Argonautensage ursprünglich nicht bei den Hellenen, sondern bei den Minyern einheimisch, d. h. sie war mit großer Wahrscheinlichkeit eine phönicisch-semitische Schiffahrtsage (vgl. Kiepert Lehrbuch d. alten Geographie p. 242 u. Peters Zeittafeln [5] p. 11), die dann allerdings in echt griechischem Geiste weitergebildet worden ist.

Wir gehen nunmehr zu den italischen Stämmen der Apenninhalbinsel über. Der lateinische Name des Goldes ist im Lateinischen *aurum*, im Sabinischen (*Paul. Diac.* p. 9, 3) *ausum*, was auf eine italische Stammform *ausom* schließen läßt. Da wir schon gesehen haben, daß in den Pfahlbauten der Poebene, den wahrscheinlich ältesten Denkmälern italischer Stämme, kein Gold nachgewiesen werden konnte, andererseits aber gezeigt werden wird, daß kein zweiter indog. Name des Goldes in dem Verhältnis der Stammesverwandtschaft mit lat. *aurum* steht, so folgt hieraus mit Wahrscheinlichkeit, daß das ital. *ausum* als Bezeichnung des Goldes in Italien selbst sich fixiert haben muß.

Wie die Italer zu diesem Worte gekommen sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht ermitteln. Sie können es aus eigenem Sprachgut gebildet haben, das Wörter wie lat. *aurora* = **ausosa* „die leuchtende“, umbr. *ose*, pälign. *uus* (*αὐκλήρως ἕως ὑπὸ Τυρρηνῶν* Hesych., vgl. Bücheler lex. it. Bonnae 1881): W. *us* „brennen“ aufweist. Sie können es, wie V. Hehn p. 461 zu vermuten scheint, den Etruskern entlehnt haben, die ebenfalls ein *Usil „sol et eos“* besaßen. Doch macht mich W. Schmidt darauf aufmerksam, daß, wie er aus der Inschrift einer goldenen Spange:

mi araϑia velavešnaš zama θiman

„dies (ist des) Arnth Velavešna Gold-Spange“ folgert, im Etruskischen das Gold vermutlich *zam* oder *zama* benannt gewesen sei.

Auch an iberisch-baskisch *urrea, urregorria* „Gold“ könnte man denken, wenn sich das italische Wort mit ursprünglich in-

---

*) *παρὰ τούτοις δὲ λέγεται καὶ χρυσὸν καταφέρειν τοὺς χειμάρρους, ὑποδέχεσθαι δ' αὐτὸν τοὺς βαρβάρους φάτναις κατατετρημέναις καὶ μαλλωταῖς δοραῖς· ἀφ' οὗ δὴ μεμυθεῖσθαι καὶ τὸ χρυσόμαλλον δέρος.*

lautendem *s* irgendwie damit vermitteln ließe. Umso klarer und deutlicher sind die Wege des Goldes, die von Italien nach dem übrigen Europa führen.

Alle celtischen Sprachen haben ihr Wort für Gold dem Lateinischen entlehnt. Irisch *ór*, gen. *óir*, cymr. *awr*, cambr. *our*, *eur* 2c. sind aus lat. *aurum* hervorgegangen. Wir haben hier einen für den Sprachforscher so erfreulichen Fall, wo es ihm an der Hand zwingender Lautgesetze möglich ist, das Lehnsverhältnis zweier Wörter auf das unzweideutigste zu constatieren. Die italische Form *ausom* müßte nämlich, bei der Voraussetzung der Stammesverwandtschaft mit dem Celtischen, z. B. im Irischen seinen inlautenden Spiranten verloren haben, wie das Verhältnis von ir. *siur* „Schwester“ aus **sisur* = lat. *soror* aus **sosor* deutlich darthut, nimmermehr aber dürfte derselbe mit einem dem Celtischen ganz fremden Lautübergang zu *r* geworden sein.*)

Auch ein wichtiger chronologischer Anhalt läßt sich so ermitteln. Die Verwandlung des intervocalen *s* in *r* ist im Lateinischen um die Zeit der Samniterkriege durchgeführt, im Volksmund also schon um mindestens 50 Jahre früher vorbereitet worden. Diese Zeit stimmt aber aufs beste mit der Epoche des großen celtischen Völkerstoßes gen Ost und Süd überein, der dem römischen Kalender den schwarzen Tag an der Allia einfügte und den trotzigen Gallier nach der italischen Sage den 1000 Pfund römischen Goldes gegenüber noch sein Schwert in die Wagschale werfen ließ. Nach dieser Zeit werden die Gallier als sehr goldliebend und goldreich geschildert (vgl. Diod. Sic. V Cap. 27). Wie lange übrigens der irische Zweig der Celten auf ausländisches Gold angewiesen war, beweist die Erzählung von dem ersten *cerd* oder Goldschmied *Creidne*:

> *Creidne was drowned — the cunning Cerd,*
> *Upon the wide sea of dangerous waters,*
> *Whilst bringing over golden ore*
> *Into Erinn out of Spain*

(vgl. *Manners and customs* III p. 210).

---

*) Auch die Spuren des auslautenden *m* des lat. *aurum* sind noch im Altir. erhalten. Vgl. bei Stokes *Irish glosses* p. 162 den Vers *Is ór nglan* „*he is pure gold*“.

Wie das italische Gold nach dem celtischen Westen gedrungen ist, so ist es auch zu den illyrischen Stämmen der nördlichen Balkanhalbinsel gewandert. Der einzige Überrest derselben, das heutige Albanesisch, bietet das mit Sicherheit aus *aurum* entlehnte *ἄρ*, best. *ἄρ-ι*; daneben kommt ein zweites Wort *φλορί*, best. *φλορί-ου*, im gegischen Dialekt *φλγορί*, best. *φλγορίνι* für gemünztes Gold vor, welches, ebenso wie das mgr. *φλωρί*, *φλουρί*, aus *florinus*, *fiorinus* rc. hervorgegangen ist.

Die älteste Entlehnung des italischen *aurum* aber, insofern sie noch zur Zeit der Unverletztheit des intervocalen *s* erfolgt ist, hat mit großer Wahrscheinlichkeit (vgl. V. Hehn p. 498) in die baltischen Wörter preuß. *ausis* und lit. *áuksas* statt gefunden, welche letztere Form mit dem vor dem Spiranten eingeschobenen Guttural sich aus den Lautneigungen dieser Sprache (vgl. *túkstantis* : got. *thusundi*) ungezwungen erklärt. Was den Gang dieser Entlehnung anbetrifft, so ist es bekannt, daß schon in sehr früher Zeit adriatisch-baltische Handelswege bestanden haben, auf denen das kostbarste Gut des Nordens, der Bernstein, dem italischen Süden zugeführt wurde. Schon in den Pfahlbauten der Poebne treffen wir Bernsteinperlen an (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 29). Auf diesem Wege aber mag auch der Norden als Austausch für das wertvolle Produkt seiner Meere manches Stück edlen und unedlen Metalles aus dem Süden empfangen haben. In ähnlicher Weise findet sich auch der Name des Zinnes, wie er in Italien galt, in den nordischen Sprachen wieder, was wir unten zeigen werden. Auch in das Altskandinavische ist, obschon in viel späterer Zeit, das lat. *aurum* eingedrungen. Durch die Römer lernten die Isländer das erste gemünzte Gold kennen und benannten es *eyrir*, gen. *eyris*, pl. *aurar*, gen. *aura* im Gegensatz zu dem ihnen längst bekannten ungemünzten *gull*, welches gewöhnlich in Form von Ringen (*baugr*) aufbewahrt wurde.*)

*) Eine ganz andere Erklärung des altn. *eyrir* giebt Ahlqvist Die Culturwörter in den westfinn. Spr. p. 192, indem er dasselbe zu altn. *eyra* pl. *eyru*, gen. *eyrna* (got. *ausô*, lat. *auris*) „Ohr" stellt, was sich daraus erklären lasse, daß man in früheren Zeiten die Ohrlappen gewisser Tiere als Scheidemünze gebrauchte. Ein Analogon bilde russ. *polúschka* = „halbes Öhrlein".

Verlassen wir jetzt wiederum für einen Augenblick unseren Erdteil, um uns einem neuen Herd der Ausbreitung des Goldes, um uns Iran zuzuwenden. Der iranische Name des Goldes ist nämlich, und zwar zu einer Zeit, in welcher die alten Suffixe noch nicht wie im heutigen Neupersischen und Afghanischen verloren gegangen sein konnten, in fast sämtliche ostwärts gelegene Sprachen der Völker finnischen Stammes eingedrungen. Er lautet mordv. *sirnä*, tscher. *šörtne*, wog. *sorni*, ostj. *sôrni*, wotj. u. syrj. *zarni*. Auch die Magyaren (vgl. ung. *arany*) haben denselben schon in ihre neue Heimat mitgebracht. Hingegen haben die westfinnischen Sprachen unter germanischem Cultureinfluß sämtlich das germanische Wort Gold in sich aufgenommen, das finnisch *kúlda*, estn. *kuld*, lapp. *golle* rc. lautet. Daß wir es hier aber keinesfalls mit zufälligen Beziehungen zu thun haben, zeigen aufs deutlichste die völlig analogen Verwandtschaftsverhältnisse der Namen eines anderen Metalles, des Eisens, wie wir unten weiter erörtern werden.

Inmitten dieser römischen Einflüsse einer- und dieser iranischen andererseits liegt das geographisch sich berührende Gebiet zweier großer Völker, welche innerhalb des Kreises der indog. Spracheinheit nach der gewöhnlichen Ansicht durch ein engeres Band der Verwandtschaft mit einander verbunden sind, das Gebiet der litu-slavisch-germanischen Völker. Wie wir schon oben der Entsprechung von germ. *smîda* und slav. *mědĭ* begegnet sind, so werden wir späterhin noch mancherlei Berührungen der Nordstämme in metallurgischen Dingen antreffen. Auch das Gold wird bei Slaven und Germanen übereinstimmend benannt: germ. got. *gulth* entspricht dem durch alle Slavinen sich ziehenden altsl. *zlato*. Da der litauisch-preußische Name des Goldes hiervon abweicht, so scheint zu der verhältnismäßig sehr frühen Zeit, in welcher sich auf dem germanisch-slavischen Sprachgebiet ein dem slav. *žlŭtŭ*, lit. *geltas*, skrt. *hárita* (vgl. oben p. 172) nahestehendes Adjectivum in der Bedeutung „Gold" festsetzte, der baltische Völkerzweig schon abseits gewohnt zu haben. Die Letten mögen früher ein dem lit. *áuksas* entsprechendes Wort besessen und es später gegen das slav. *zelts* eingetauscht haben.

Lange Zeit ist übrigens den Nordstämmen das Gold nur durch auswärtige, zuerst wohl durch östliche Beziehungen (vgl. Baumstark Ausf. Erläuterung des allg. Teiles der Germania

p. 291) bekannt gewesen, ehe sie dasselbe in ihren eigenen Bergen und Strömen finden lernten. Möglicher Weise kann daher das iranische Wort einen Einfluß auf die Wahl des germano-slavischen Ausdrucks ausgeübt haben. Trotzdem aber hat die *auri sacra fames*, ungeachtet der idealisierenden Worte des Tacitus Germ. Cap. 5: *Argentum et aurum propitiine an irati di negaverint, dubito. Nec tamen affirmaverim nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere: quis enim scrutatus est? Possessione et usu haud perinde afficiuntur* rc. sehr frühzeitig, wie zahlreiche Stellen der Alten beweisen (vgl. Baumstark a. a. O. p. 292), auch den Norden erfaßt. Nirgends hat der Fluch, welcher an den goldenen Schätzen der Tiefe hängt, einen großartigeren Ausdruck gefunden, als im deutschen Nibelungenlied. Um des gleißenden Metalles willen lernt der blondhaarige Sohn Germaniens seinen Arm dem Landesfeinde verkaufen, und die Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum des Südens an demselben ist nicht am wenigsten der immer sich wiederholende Impuls des Andringens der Nordstämme an das alte Römerreich gewesen, dem dieses zuletzt erlag.

Fassen wir zusammen, so hat sich ergeben, daß sowohl bei den semitischen Völkern wie auch bei dem indisch-iranischen Zweig der Indogermanen, d. h. also fast in ganz Vorderasien die Bekanntschaft mit dem Gold in proethnische Zeitläufte zurückgeht. Ein Zusammenhang der hier bestehenden Namen des Goldes unter einander oder mit dem ägyptischen und sumerischen läßt sich indes nicht erweisen.

Von Vorderasien ist das Gold einerseits durch phönicische Vermittlung nach Griechenland, andererseits von iranischem Boden aus zu den östlichen Finnen gewandert. Einen großen Einfluß auf die weitere Verbreitung des Goldes in Europa muß Italien ausgeübt haben. Das in seiner Herkunft nicht ganz aufgehellte lateinische Wort ist zu den Celten, zu den Albanesen, zu den Litauern, in späterer Zeit auch zu den Skandinaviern gedrungen. Die Slavo-Germanen haben eine gemeinsame Benennung des Goldes, welche sich sehr frühzeitig, vielleicht durch Anregung von dem Osten, auf dem genannten Sprachgebiet festgesetzt haben muß. Von den Germanen haben die Finnen der Ostsee ihre Bezeichnung des Goldes erhalten.

Hingegen scheinen die ursprünglich um den Altai („den
ldreichen") gruppierten Völker turko-tatarischen Stammes be-
ts in ihrer Urheimat die Schätze ihrer goldreichen Berge ge-
nt zu haben und Sagen von ihnen sind schon zu Herodots
ten zu den Vorposten griechischer Cultur am Pontus ge-
ngen.

V. Capitel.

Das Silber.

Von den verschiedenen Schwankungen, welchen die oben charakterisierte Aufzählung der Metalle in den Denkmälern der ältesten Völker ausgesetzt ist, muß hier der Kampf hervorgehoben werden, welchen in früherer Zeit das Gold noch mit dem Silber um die Zuerkennung des Vorranges zu führen hat. Gerade in den ältesten hieroglyphischen Inschriften findet nämlich bei Aufzählung der Metalle und anderer Kostbarkeiten das Silber weit häufiger vor dem Golde seine Stellung als hinter demselben, und auch von den assyrischen Denkmälern läßt sich zum mindesten behaupten, daß die Nennung des Silbers vor und hinter dem Golde eine gleich häufige ist.

Diese hieraus sich ergebende Bevorzugung des Silbers vor dem Golde für eine sehr alte Culturepoche der Menschheit hat ohne Zweifel ihren Grund in dem späteren und seltneren Auftreten jenes Metalles in dem Kreise der orientalischen Völker und der Menschheit überhaupt, eine Erscheinung, auf welche auch archäologische Thatsachen deutlich hinweisen (vgl. Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit p. 3, 20, 22, 25). Allerdings scheinen schon die Ursemiten (vgl. F. Hommel Die Namen der Säugetiere 2c. p. 415) ein Wort wie für Gold so auch für Silber (assyr. *ṣarpu* = arab. *ẓarfu*[n], neben assyr. *kaspu* = hebr. *kesef*) besessen zu haben; aber auf indogermanischem Boden fehlt es nicht an klaren Beweisen eines verhältnismäßig späten Bekanntwerdens dieses Metalles. Die älteste Zusammenstellung der Metalle im alten Indien (*Vâjasanôyisaṁhitâ* XVIII, 13) nennt hinter *hiraṇya* „Gold" unmittelbar *áyas* „Erz", resp.

„Eisen", im Rigveda kommt das spätere Wort für Silber *rajatá* (eine deutliche Adjectivbildung von der W. *arg* „hell sein", wie *darçatá* „ansehnlich" von der W. *dark* und *yajatá* „verehrungswürdig" von der W. *yag*) nur einmal in dem adjectivischen Sinn von „weißlich" von einem Roß gebraucht vor, und wenn in einem anderen vedischen Text (*Taittirîyasamhitâ* 1, 5, 1, 2) unser Metall noch mit dem weitläufigen Ausdruck *rajatám hiranyam* „weißliches Gold",*) welches nicht würdig ist als Opferlohn gespendet zu werden (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 52 f.), umschrieben wird, so ist dies derselbe Vorgang wie im Altägyptischen, in dem *hat*, kopt. *chat* das Silber, eigentlich aber „hell, weißglänzend" bezeichnet und als Determinativum das Zeichen des Goldes neben sich hat. Auch in dem Sumerischen bedeutete das übrigens ganz allein stehende *ku-babbar* „Silber" eigentlich „weißes" oder „glänzendes" Metall (F. Hommel Die vorsemit. Culturen p. 409).

Zuerst tritt in der indischen Litteratur *rajatá* als Substantivum in der Bedeutung „Silber" im Atharvaveda auf**) (vgl. Zimmer a. a. O. p. 53).

Die iranischen Dialekte, bei denen die übereinstimmende Benennung des Goldes auf eine uralte Bekanntschaft mit diesem Metalle schließen ließ, gehen in der Bezeichnung des Silbers gänzlich auseinander. Das dem skrt. *rajatá* etymologisch entsprechende *erezata* beschränkt sich auf die Sprache des Avesta. Die Afghanen haben keinen eigenen Namen für das Silber, sondern benennen es *spîn zar* d. h. „weißes Gold". Npers. *sîm*, kurd. *ziw* gehören nach Spiegel (Tradit. Lit. d. Parsen II p. 370) zu griech. ἄσημος „ungeprägt", ngriech. ἀσῆμι „Silber", nach P. de Lagarde (Symmikta II p. 4) zu dem gleichzuerwähnenden ägypt. *äsem* „Goldsilber" (?) Eine zweite npers. Bezeichnung *naeqra* „*argentum liquatum*", Mundart von Jezd *nuqrja*

*) Eine andere Erklärung des skrt. *rajatám hiranyam* giebt A. Kuhn Zeitschrift f. ägyptische Sprache und Altertumskunde 1873 p. 21 f. Er faßt es als Silbergold = ägypt. *äsem* (?)

**) Der *Râjanighantu* ed. R. Garbe p. 35 nennt 17 spätere Benennungen des Silbers, von denen die von dem Monde hergenommenen *candralôhaka* „Mondmetall", *candrabhûti* „von dem Aussehen des Mondes", *candralôhaka* „Mondmetall", *candrahâsa* „wie der Mond weißlich glänzend" culturgeschichtlich interessant sind (vgl. oben p. 222 Anm.).

(Z. d. M. G. XXXV p. 403), baluĉî *nughra* ist arabisch (*nukrah*). Die Osseten endlich haben ihr Wort *ävzist, avžeste* offenbar ostfinnischen Sprachen wotj. *azveś*, syrj. *eziś*, ung. *ezüst* entlehnt, ein Culturweg, dem wir bei der Besprechung der Metalle noch öfters begegnen werden.

Lehrt somit eine genaue Betrachtung des Indischen und Iranischen, daß die Bekanntschaft mit dem Silber bei diesen Völkern nicht in ein hohes Altertum zurückgehen kann, so ergiebt sich damit von selbst, daß die Übereinstimmung des skrt. *rajatá*, zend. *erezata*, armen. *artsath* mit dem lat. *argentum*, auf welche man die Annahme, daß den Indogermanen vor ihrer Trennung das Silber bekannt gewesen sei, gegründet hat, was wenigstens ihre Bedeutung anbetrifft, ein zufälliges sein muß, was, wie wir oben (vgl. p. 181) gezeigt haben, sprachlich wohl möglich ist.

Immerhin mag indessen das Zusammentreffen des Zend und Sanskrit mit dem Armenischen auf einem faktischen Zusammenhang beruhen. In dem gesamten Vorderasien ist offenbar Armenien das silberreichste Land. Nach Strabo (c. 530) konnte Pompeius dem besiegten Tigranes nicht weniger als 6000 Talente Silbers auflegen. Besonders in der Nähe von Trapezunt wurden zu Marco Polos Zeit ergiebige Silberminen betrieben (vgl. Ritter Erdkunde X p. 272). Im N. W. von Beiburt liegt ein Berg, der noch heute *Gumish-Dagh* „Silberberg" heißt und auf ihm eine Bergwerkstadt *Gumishkhana* „Silberstadt", in der noch im Jahre 1806 monatlich 50000 Piaster trotz der rohen Bebauung gewonnen wurden (vgl. A. Soetbeer Edelmetall-Production Ergänzungsheft Nr. 57 z. Petermanns Mitteilungen p. 37).

Sollte vielleicht auch das heutige Erzirûm (*Arzen-Rûm*), in dessen Nähe sich ebenfalls Silberminen befanden (vgl. Ritter Erdkunde X p. 757), von dem Silber (*artsath*) seinen Namen haben?

Nehmen wir also an, daß in dem silberreichen Armenien sich zuerst ein früheres Adjectivum in der Bedeutung Silber (armen. *artsath*) fixierte, so konnte diese Bezeichnung leicht nach dem silberarmen Iran (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 147 u. 389 f.) und zu den Iraniern des Avesta, namentlich wenn deren Heimat neuerdings mit Recht mehr in die Nachbarschaft Armeniens, nach Medien verlegt wird (vgl. Spiegel Eranische

Altertumskunde III p. 734 f. und Z. d. M. G. XXXV p. 629 f.), übertragen, und von da auf dem uralten Handelsweg zwischen Iran und Indien längs dem Kabulfluß nach Hindostan gebracht werden.

Auch ist Armenien noch in anderer Richtung ein Ausgangspunkt für die Bekanntschaft mit dem Silber gewesen, wie das Eindringen des armenischen Wortes in zahlreiche kaukasische Sprachen (Awarisch *aratz*, Čari *araz*, Quasi-Qumuq *arz* u. s. w., vgl. Klaproth *Asia polyglotta* [2] p. 105) zeigt.

Im südlichen Europa steht das griech. *ἄργυρος* durch sein Suffix *-υρος* vereinzelt innerhalb der indog. Silbernamen da. Ein indog. *argn̥tam* „Silber" würde hier **αργετος* (vgl. Brugman Curt. Stud. I p. 330) gelautet haben, und es ist bei dem Vorhandensein von Wörtern wie *ἀριδείκετος*, *ἀμαιμάκετος* u. a. nicht abzusehen, warum, wenn eine so ausgeprägte Bezeichnung vorhanden gewesen wäre, dieselbe bei den Griechen hätte verloren gehen sollen.

Dieselben haben also ihr Wort selbständig aus eigenen Sprachmitteln, nach dem Muster von Wörtern wie *λαμυρός*, *στωμύλος* 2c., gebildet, und dasselbe gestattet keine Vermutung über die Seite, von welcher her die Griechen zuerst das weißliche Metall kennen lernten. Doch führt die Überlieferung auch hier merkwürdiger Weise wenigstens in die Nähe Armeniens, an die Gestade des Pontus Euxinus. Schon Homer (Il. II, 857) nennt die pontische Stadt *Ἀλύβη* mit den Worten:

τηλόθεν ἐξ Ἀλύβης, ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη,

und wenn auch in dem silberreichen Attika, dessen Bergwerke indessen erst kurz vor den Perserkriegen einige Bedeutung erlangt haben (vgl. J. F. Reitemeier Geschichte des Bergbaues u. Hüttenwesens bei den alten Völkern 1785 p. 67), die Erfindung des Silbers dem Stammheros *Erichthonius* zugeschrieben wurde, so sollte er sie doch nach einer anderen Nachricht dem fernen Scythien verdanken. *Argentum*, sagt Plinius *hist. nat.* VII, 97, *invenit Erichthonius Atheniensis, ut alii Aeacus* und *Hygini fab.* (ed. M. Schmidt) p. 149 heißt es: *Indus rex in Scythia argentum primus invenit, quod Erichthonius Athenas primum attulit.*

Für ein späteres Auftreten des Silbers im alten Griechenland spricht aber auch der Umstand, daß die Verwertung des Stammes *ἀργυρο-* in Orts- und Personennamen fast völlig mangelt,

während die von *χρυσο-* (vgl. oben p. 248) häufig ist. Beachtung verdient auch, daß bei Homer der Stamm *ἀργυρο-* in Zusammensetzungen nur 4 Mal, der Stamm *χρυσ-*, *χρυσο-* hingegen 13 Mal vorkommt.

In Italien hat sich die Kenntnis des Silbers verhältnismäßig früh verbreitet, worauf die Übereinstimmung des osc. *aragetud* = lat. *argentum* hinweist. Doch scheinen die Pfahlbauer der Poebne dasselbe noch nicht gekannt zu haben (vgl. W. Helbig a. a. O. p. 21). Von Italien ist das römische Wort auf ähnlichen Pfaden wie das Gold in das große Gebiet der celtischen Sprachen eingedrungen, wo es altceltisch *argento* in *Argento-ratum*, *Argento-magus*, altir. *argat*, cymr. *ariant*, bret. *archant*, corn. *arhanz* lautet.*) Von zwei anderen irischen Benennungen des Silbers *cerb* und *cim (b)* (Windisch J. T. s. v.) ist das erste dunkel, das zweite hat die ursprüngliche Bedeutung Tribut (vgl. *cimbid* der „Gefangene"); vgl. A. Pictet *Origines*[2] I p. 188 Note. Zu Strabos Zeit (c. 191) wurden in Gallien neben *σιδηρουργεῖα* auch *ἀργυρεῖα* „Silberbergwerke" betrieben. Zweitens ist das römische Wort ostwärts zu den illyrischen Stämmen gewandert und heißt im Albanesischen *ἐργ̇ένt-ι* (*ergjúnt*, *argjánt*, *argjan*, *argjǘnt rgjánt*, *ardžánt* nach G. Meyer), so daß also die illyrischen Stämme erst von den den Metallreichtum der illyrischen Berge ausbeutenden Römern (vgl. Ortsnamen wie *Argentaria*) die Bezeichnungen der Edelmetalle (*ἀρ-ι* und *ἐργ̇ένt-ι*) empfangen zu haben scheinen. Eine zweite alb. Bezeichnung des Silbers *σέρμε-α* u. *σερμά-ja* entstammt dem Türkischen (*sermaje* „Gold, Kapital"). Verwandt scheinen aber auch serb. *srma* „Silber", altserb. *sirŭma* „*filum*", türk. *sirmâ* „Golddraht", griech. *σύρμα* „*filum*" (vgl. Miklosich Die Fremdw. in den slav. Sprachen p. 127).

Eine sichere Spur, woher das an Silber arme Italien zuerst das weißliche Metall erhalten habe, läßt sich nicht entdecken. Haben seine Bewohner es in der Form von Münzen, Schmuckgegenständen, Gefäßen 2c. (vgl. *talentum* : *τάλαντον*, *phalerae* : *φάλαρα*, *cratera* : *κρατήρ* 2c.) zuerst aus den Händen griechischer Händler und Colonisten empfangen, so konnte, wenn dem ita-

---

*) Vgl. E. Windisch bei A. Fick Wörterb. II [3] p. 801: „*Arget* ist nach meiner Ansicht Lehnwort, ebenso *carpat* = *carpentum*, die beiden einzigen mir bekannten Wörter mit *-anta-* im Irischen."

lischen Bauer aus dem Munde des hellenischen Schiffers dessen *ἄργυρος* entgegenklang, das fremdklingende Wort leicht im Suffixe der heimatlichen Mundart angepaßt werden.

Die indog. Sprachen des nördlichen Europa werden durch eine gemeinsame Benennung des Silbers

got. *silubr*, altsl. *sĭrebro*, lit. *sidābras*, preuß. *sirablan acc.*

verbunden. Das germanische Wort ist einerseits in das Lappische (*silbba*), andererseits unter west-gotischem Einfluß (vgl. J. Grimm Gesch. d. deutschen Sprache p. 11) in das Baskische, wo es *cilarra* lautet, eingedrungen. Doch ist kaum anzunehmen, daß in den einheimischen Dialekten der Iberischen Halbinsel, deren außerordentlicher Silberreichtum (vgl. Strabo c. 147 f.) den ältesten Völkern bekannt war, nicht schon vorher genuine Namen des Silbers vorhanden gewesen sein sollten. Eine Spur derselben enthält vielleicht der iberische *Orospĕda* = „Silberberg“ (Strabo c. 161).

Was nun aber die angeführte Wortreihe der nordeuropäischen Stämme anlangt, so ist es unwahrscheinlich, daß dieselbe auf eine gemeinsame nordeuropäische Stammform (etwa *sirapra* vgl. Fick Wörterb. II [3] p. 483) zurückzuführen sei. Im Gegenteil weisen die Lautverhältnisse auf wenn auch alte Entlehnungen hin, deren Ursprung kaum im Indogermanischen zu suchen sein dürfte. Schon V. Hehn (a. a. O. p. 499) hat die scharfsinnige Hypothese aufgestellt, daß die nordeuropäischen Namen des Silbers mit der bereits erwähnten pontischen Stadt *Ἀλύβη*, das dann nach griechischem Lautgesetz für *Σαλύβη* „Silberstadt“ zu nehmen wäre, zu combinieren seien, und so würden wir zum dritten Male zu den Bergeszügen des Schwarzen Meeres geführt werden. Südlich würde sich diese Wortreihe dann vielleicht auf semitischem Boden, und zwar in dem schon genannten assyrischen *ṣarpu* fortsetzen. Gerade die *Rotennu* oder Assyrier aber sind es, welche auf den alt-ägyptischen Denkmälern Silber in Form von Gefäßen und im rohen Zustand darbringen (vgl. Lepsius a. a. O. p. 52).

Ganz unerklärlich ist das thracische *σκάρκη*, das die Hesychische Glosse *σκάρκη · Θρᾳκιστὶ ἀργύρια* bringt.

Nicht von Armenien, wohl aber von dem benachbarten Iran aus hätte sich die Kenntnis des Silbers zu den westfinnischen Völkern verbreitet, wenn wir der Zurückführung der Benennungen dieses Stammes finn. *hopea*, estn. *hōbe*, *hōbbe*, weps.

hobed, wot. *opëa, ōpëa,* liv. *öbdi, übdi,* tschud. *hobet* auf das persische *sepid*, kurd. *sipi* „weiß" rc., wie sie Sjögren (vgl. *Bulletin de l'académie de St. Pétersbourg* VI p. 172) will, vertrauen dürften. Ahlqvist (a. a. O. p. 67) vermag diese Wörter nicht zu erklären.

Übrigens würde das Vordringen des Silbers aus den pontischen Gegenden zu den Barbaren des Nordens in den Zeiten Herodots noch nicht stattgefunden haben, da dieser Schriftsteller sowohl den eigentlichen Scythen als auch den östlicheren Massageten mit ausdrücklichen Worten (vgl. IV *cap.* 71 *ἀργύρῳ δὲ οὐδὲν οὐδὲ χαλκῷ χρέονται*, vgl. auch I *cap.* 215) die Kenntnis und den Gebrauch dieses Metalles abspricht.

Die älteste Nachricht von dem Vorhandensein des Silbers in Deutschland erhalten wir durch Cäsar (VI *cap.* 28), der von dem Gebrauch silberbeschlagener Trinkhörner berichtet. Tacitus (Germ. *cap.* 5) kennt silberne Gefäße als auswärtige Geschenke im Besitz der Vornehmen. Silberminen im Lande selbst müssen damals noch unbekannt gewesen sein. Zwar wurde im Jahre 47 n. Chr. *in agro Mattiaco* von Curtius Rufus eine Silbergrube durch seine Soldaten eröffnet, doch scheint dieselbe wegen geringer Ergiebigkeit bald wieder eingegangen zu sein (vgl. Tac. Ann. XI *cap.* 20). Ein regelmäßiges Silberbergwerk wird erst zur Zeit Ottos des Großen im Harz eingerichtet. Hiermit stimmt überein, daß in den deutschen Ortsnamen durch Zusammensetzung mit Silber gebildete Wörter vor 1100 nicht vorkommen (vgl. Förstemann Deutsche Ortsnamen p. 139). Dasselbe gilt von den Personennamen.

Zum Schluß dieser Besprechung der indog. Silbernamen sei hier noch eines vereinzelten Wortes gedacht, welches im Munde wandernder Zigeunerscharen aus Indien nach Europa verschlagen ist: zig. *rub*, *rupp* entspricht skrt. *rûpya*, hind. *rupâ*, wie auch der zigeunerische Name des Goldes *sonakai, sonegai* rc. aus indischem skrt. *svarná*, Hindi *sônâ* rc. hervorgeht (vgl. Pott Zigeuner II p. 274 u. 226).

Überblicken wir noch einmal die Benennungen des Silbers, welche uns bei indog. und nichtindog. Völkern begegnet sind, so stimmen dieselben, soweit sie etymologisch klar sind, darin überein, daß sie das Silber als das weiße oder weißliche Metall benennen. Interessant ist daneben der in den turko-tatarischen Sprachen weit verbreitete (vgl. J. Klaproth Sprach-

atlas p. XXXVI) Name des Silbers *kömüš, kömüs, kümüs*, insofern er auf die Stammsilbe *köm* „bergen" zurückgehend das Silber als das verborgene, versteckte Metall bezeichnet und so die verhältnismäßig schwierige Gewinnung desselben andeutet (vgl. H. Vámbéry Die primitive Cultur ꝛc. p. 173). Nicht selten aber sind wir Spuren des Gebrauches begegnet, das später bekannt gewordene Silber geradezu nach seinem Vorgänger, dem Golde, als das weiße Gold zu bezeichnen, und es ist dies um so begreiflicher, als man vielleicht von einer sorgfältigen Behandlung des Goldes selbst zur ersten Kenntnis des Silbers vorgeschritten ist.

Es ist bekannt, daß dem Golde, sowohl dem in den Bergwerken gewonnenen als dem im Flußsand gefundenen, in verschiedenen Mischungsproportionen das Silber innezuwohnen pflegt. Diese Mischung von Gold und Silber wird in den altägyptischen Inschriften *àsem* genannt und in den Aufzählungen der kostbaren Metalle und Edelsteine unmittelbar hinter das Gold gestellt. Es steht in großen Ehren. „Gold der Götter, *àsem* der Göttinnen" heißt es von der Isis. Nach den neueren Untersuchungen von C. R. Lepsius (vgl. Abh. d. Berl. Ak. d. W. 1871 p. 129) entspricht nun diesem ägyptischen *àsem* sachlich und etymologisch genau das hebr. *chash(ĕ)mal*, wenigstens sachlich aber das griechische *ὁ ἤλεκτρος* („der strahlende" : *ἠλέκτωρ* „Sonne"), dessen lat. Abbild *electrum* Plinius (XXXIII, 23) mit den Worten definiert: *omni auro inest argentum vario pondere, alibi nona, alibi octava parte. Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur.* In der That liegt bei Stellen wie Od. IV, 73 f.:

φράζεο
χαλκοῦ τε στεροπὴν κὰδ δώματα ἠχήεντα
χρυσοῦ τ' ἠ λ έ κ τ ρ ο υ τε καὶ ἀργύρου ἠδ' ἐλέφαντος

oder in der Homerischen Eiresione v. 10

ἐπ' ἠλέκτρῳ βεβαυῖα

die Übersetzung des Wortes *ἤλεκτρος* — Lepsius unterscheidet *ὁ ἤλεκτρος* „Silbergold" (vgl. Antigone v. 1083), *ἡ ἤλεκτρος* „Bernsteinverzierung", *τὸ ἤλεκτρον* „Bernstein" — mit Goldsilber jedem Unbefangenen viel näher als die gewöhnliche mit Bernstein. Gegenstände aus Electron wie Spangen und Becher

sind in Hissarlik in der zweiten und besonders in der dritten Stadt gefunden worden (vgl. Schliemann Ilios p. 388 u. 527); doch wird in der Ilias das Goldsilber noch nicht genannt.

Auch Herodot versteht wahrscheinlich unter seinem *λευκὸς χρυσός*, das Crösus neben *ἄπεφθος χρυσός* „geläutertem Gold" (hebr. *pâz*) I *cap.* 50 nach Delphi sendet, und an welchem der lydische Paktolus besonders reich war (vgl. Kiepert Lehrb. der alten Geogr. p. 114), dieses Electrum. Endlich stehe ich auch nicht an, dasselbe in dem celtisch-irischen Worte *findruine* wiederzufinden. Ich nehme nämlich an, daß dasselbe aus **find-or-uine* entstanden ist und, im Gegensatz zu *dergor* dem roten (*derg*) Gold, das weiße (*find*) Electrum bezeichnet. Es steht zwischen *créduma* „Bronze" und Gold und wird neben dem Silber genannt. Becher, Schildbuckel und ähnliches wird aus ihm gebildet (vgl. Windisch I. T. und *O'Curry Manners and customs of the ancient Irish ed. by W. K. Sullivan**) I p. CCCCLXVI f.).

So hoffen wir den Nachweis geführt zu haben, daß in der Culturgeschichte das Silber gewöhnlich nach dem Golde eintritt, von welchem es häufig seine Benennung als „weißes Gold" empfängt.

Den Indogermanen kann es vor ihrer Trennung nicht bekannt gewesen sein.

Schwieriger ist es, die Spur der Wege aufzudecken, welche die Kenntnis dieses Metalles von Volk zu Volk gewandert ist. Irren wir nicht, so ist Armenien mit den angrenzenden Gebieten des Schwarzen Meeres ein Hauptherd seiner Verbreitung gewesen. Das armen. *artsath*, das in den Kaukasus eingedrungen ist, war vielleicht auch für den iranischen Dialekt des Avesta und für Indien das Vorbild einer sehr alten Benennung des Silbers. Dem pontischen *'Αλύβη*, auf das schon Homer den Ursprung dieses Metalles zurückführt, entstammen vielleicht die nordeuropäischen Namen got. *silubr* 2c.

Im Innern Europas haben die Celten und Albanesen

---

*) Sullivan dagegen meint: *findruini was probably bronze coated with tin or some white alloy like that of tin and lead.* Er geht von der offenbar jüngeren Form *finnbruithne*, *finnbruinni* aus und zerlegt dieselbe in *find*, *finn* (*white*) und *bruinni* (*boiled*) „*that is a white tinned or plated surface*".

ihre Bezeichnung dem Lateinischen entlehnt; dieses und das Griechische haben aus eigenem Born geschöpft. Bemerkenswert ist, daß die Finnen, die in der Benennung des Goldes so große Abhängigkeit verrieten, genuine, allerdings nur in den westlichen einer- und in den östlichen Dialekten andererseits übereinstimmende Namen des Silbers zu haben scheinen.

Auch in den türkisch-tatarischen Sprachen erfreut sich das Silber einer einheitlichen, auf hohes Alter schließen lassenden Benennung.

VI. Capitel.

Das Kupfer.

Wenn es überhaupt zuverlässige, auf linguistischer Basis ruhende Culturschlüsse giebt, so gehört zu den bestbegründeten derselben der, daß das Kupfer bereits in den proethnischen Epochen der gesamten europäisch-asiatischen Menschheit bekannt war. Das häufige Auftreten dieses Metalles in gediegenem Zustand nicht minder wie die das Auge des primitiven Menschen besonders erregende Röte seiner Farbe (vgl. oben p. 172) mögen am frühesten die Aufmerksamkeit auf dasselbe gelenkt haben.

Im alten Ägypten gehört das gewöhnlich unter den Tributgaben asiatischer Völker genannte Kupfer, welches hier *χomt* heißt, zu den ältesten Metallen. Sein Zeichen [Hieroglyphe] scheint in seiner ursprünglichsten Form einen Schmelztiegel dargestellt zu haben (Lepsius a. O. p. 91).

Im Sumerischen ist das Wort für Kupfer *urud* der einzige Metallname, welcher nicht mit zusammengesetzten Idiogrammen geschrieben wird, was nach F. Hommel Die vorsemit. Culturen p. 400 f. auf das relativ höchste Alter dieses Metalles schließen läßt.

Der ursemitische Name des Kupfers lautet hebr. *n(ĕ)choshet*, arab. *nuhâs*, syr. *nechosch*, chald. *nechasch* = ursem. *nahâšu* (Hommel). Doch haben die Babylonier das sumerische Wort in ihre Sprache aufgenommen, wo es *erû* lautet. Wenn das letztere in der That, wie F. Lenormant (*Les noms de l'airain et du cuivre, Transactions of the Society of Biblical Archaeology* VI p. 347), will, mit arab. *ijâru*ⁿ „Kupfer, Messing" zusammen-

hängt, so würde dieses Wort auf einen sehr alten Zusammenhang der Semiten und Sumerier deuten.

Aber auch die Finnen, um uns in den Osten und Norden des indog. Sprachgebiets zu wenden, müssen, bevor sie ihre alte Heimat am Ural verließen, schon das Kupfer gekannt haben. Finnisch *vaski*, lapp. *veśk, vieśk* (vgl. ung. *vas*, das aber „Eisen" bedeutet) kehrt im ugrisch-ostjak. *woh* „Geld, Metall" wieder, während Kupfer *pataroh* heißt, welches nach Ahlqvist soviel wie „schwarzes Kupfer" (Schwarzkupfer) bedeuten würde. In der Vorstellung der Finnen ist das Kupfer durchaus das älteste Metall. Kupfern ist der Sampo, den Ilmarinen schmiedet, ein kupfernes Männchen fällt dem Wäinämöinen die Rieseneiche und auch der ewige Schmiedemeister Ilmarinen wird mit einem kupfernen Hammer geboren. Vielleicht kann man aus den Spuren alter Kupferbergwerke in Sibirien, den sogenannten Tschuden-Schürfen, auf eine uralte bergmännische Gewinnung des Kupfers durch die ältesten Finnen schließen. Doch wußten die Wogulen bei der Ankunft der Russen nichts mehr von Bergbau, und Ahlqvist (a. a. O. p. 63 f.) vermutet daher, daß dieselben nach Bekanntschaft mit dem Eisenhandel den alten Kupferbergbau vergessen hätten.

Endlich sind auch die turko-tatarischen Völker im Besitz eines genuinen und sehr alten Ausdruckes für das Kupfer *bakir pakir*, alt. *pakras* (vgl. Vámbéry Primitive Cultur p. 174).

Wenn somit alle diejenigen Völker, welche den indog. Sprachstamm von Alters her umgeben haben, schon in den frühesten Epochen ihrer Geschichte das Kupfer gekannt haben, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß die Kenntnis dieses Metalles auch den noch ungetrennten Indogermanen nicht entgangen sei. In der That weist die Gleichung

lat. *aes*, got. *aiz*, skrt. *áyas*, zend. *ayaṅh*

direkt hierauf hin. Gegen dieselbe lassen sich vom Standpunkt der Form aus keine der von uns oben (vgl. p. 188 f.) besprochenen Bedenken geltend machen. Gerade die Schwierigkeit, eine entsprechende Etymologie dieser Wortreihe zu finden (vgl. Pictet *Origines* [2] I. p. 190), deutet auf ihr hohes Alter. Hingegen bedarf die Feststellung ihrer ursprünglichen Bedeutung allerdings einer näheren Erörterung. Das italische *aes* (vgl. umbr. *ahesnes* = lat. *ahenus*) bedeutet sowohl das im Bergwerk gewonnene R o h-

kupfer als auch das künstlich mit Zinn vermischte Kupfer, das Erz. Die germanischen Wörter got. *aiz* (= *χαλκός*), nord. *eir*, agls. *âr* (engl. *ore*), ahd., mhd. *êr* haben den gleichen Sinn. Am weitesten hat sich wohl die Bedeutung des engl. *ore* entwickelt, unter welchem Erze jeder Art verstanden werden können, wie unter unserem *erz*, ahd. *aruz* (siehe unten). Das Rohmetall meinen Stellen wie Otfried I, 1, 69 *zi nuzze grebit man ouh thar er inti kuphar*, und noch im 15.—16. Jahrhundert wird lat. *aes* außer mit *erze* oder *eer, er* mit Kupfer glossiert. Noch im Jahre 1561 gebraucht der Schweizer Josua Maaler anscheinend gleichbedeutend *erin* und *küpferin geschirr* 2c.

Dem gegenüber scheint nun auf den ersten Blick in dem asiatischen Teil des indog. Sprachgebietes *áyas* ausschließlich in der Bedeutung „Eisen" zu herrschen. Nicht nur wird in den Wörterbüchern des Avesta (Justi) und Sanskrit (Böhtlingk-Roth) *ayanh-áyas* durchweg mit „Eisen", „Metall überhaupt" übersetzt, sondern es haben auch die modernen Ausläufer unserer Gleichung in den neuiranischen Dialekten npers. *âhan, vuhen* (Mundart von Jezd Z. d. M. G. XXXV p. 377), balučî *âsin*, kurd. *asen, asin, hâsin, hesin, avsin* unzweifelhaft die Bedeutung „Eisen", nicht „Kupfer".

Indessen weisen doch nach den neueren Untersuchungen Zimmers (vgl. Altindisches Leben p. 51 f.) deutliche Spuren darauf hin, daß *áyas* im vedischen Zeitalter außer Metall im allgemeinen ursprünglich „Erz", nicht „Eisen" bedeutet habe. Die sicheren Bezeichnungen des letztgenannten Metalles (des Eisens) in den vedischen Schriften *çyâmám áyas* (Av. 11, 3, 7 neben *lôhitam* „Kupfer") oder auch bloß *çyâmá*, wörtlich „dunkelblaues Erz" (vgl. aus späterer Zeit *kâlâyasá* „dunkelblaues"- und *kṛshṇâyas* „dunkeles" *áyas*) tragen den Stempel der Neuheit unverkennbar an sich. Es sind Ableitungen von dem ursprünglichen *áyas-aes*, das ihnen anhaftet, wie den ägyptischen Namen des Eisens das Determinativum des früher bekannten Kupfers beigegeben wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 108). Auch werden im Rigveda die mit Ebern verglichenen Blitzstrahlen *áyôdaṁshṭra* „mit ehernem Gebiß", die Sonne aber im Abendstrahl *áyaḥsthûṇa* „auf ehernen Säulen ruhend" genannt, was sich beides nur auf die Farbe des Kupfers, nicht auf die des Eisens beziehen kann. Außer diesen Ausführungen Zimmers scheint mir aber auch die schon erwähnte älteste Zusammenstel-

lung der vedischen Metallnamen in der *Vâjasanêyi-saṁhitâ* XVIII, 13 *hiraṇyam, áyas, çyâmám, lôhám, sîsam, trápu* für *áyas* als Erz zu sprechen. Der Erklärer *Mahîdhara* giebt allerdings *áyas* durch *lôhám*, welches bei den älteren Commentatoren „Kupfer", in späterer Zeit „Eisen" bedeutet, *çyâmám* durch *tâmraloham* „Kupfer" und *lôhám* durch *kâlâyasá* „Eisen" wieder. Allein abgesehen davon, daß so Eisen zweimal genannt sein würde, widerspricht auch die Etymologie sowohl von *çyâmá* eigentl. „dunkelblau" (*κύανος* (?) Curtius Grundz. [5] p. 546) als auch von *lôhá* eigentl. „rot" (lat. *raudus* Fick Wörterb. I [3] 201) diesen Erklärungen gänzlich. Alle Schwierigkeiten schwinden, sobald wir *áyas* durch Erz *brass* übersetzen, welches in der später von den Indern angenommenen Achtzahl der Metalle (*ashṭadhâtu*) als *pittalá* oder *pîtalôha* mit genannt wird. So erhalten wir Gold (und Silber), Erz, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn (vgl. M. Müller Vorlesungen ꝛc. II p. 220 und dazu p. 551 Anm.).

Endlich aber ist auch unter dem *ayaṅh* des Avesta, namentlich wo es zur Verfertigung von Waffen und Geräten verwendet wird, nicht Eisen, sondern Erz, Bronze zu verstehen. Mit Recht hebt W. Geiger (Ostiran. Cultur p. 148) hervor, daß die Adjective, welche dem *ayaṅh* im Avesta beigegeben werden (*raocahina, ἐρυθρός, zairi, zaranya αἶθοψ*), ausschließlich zur Bezeichnung des Erzes, nicht des Eisens passen.

Hoffen wir somit den Nachweis geführt zu haben, daß, was die Gleichung *áyas-aes* anbetrifft, die europäischen Sprachen die ursprünglichere Bedeutung bewahrt haben als die asiatischen, in denen offenbar unter dem Einfluß frühzeitiger Eisentechnik das alte Wort für Kupfer, Erz allmählich den Sinn von Eisen annahm — ein häufiger Sprachvorgang (vgl. finn. *vaski* „Kupfer" : ung. *vas* „Eisen", aglſ. *âr* : engl. *ore* „Metallstufe", ſkrt. *lôhá* „Kupfer", dann „Eisen" u. s. w.) —, so sind wir damit keineswegs am Ende unserer Betrachtungen angekommen.

Im Europäischen bedeutet ja *aes-aiz* sowohl das Kupfer als auch das Erz, und so stehen wir nunmehr vor der dem Prähistoriker vielleicht wichtigsten Frage dieser Untersuchung, ob die genannte Gleichung in der Urzeit das Rohkupfer oder das mit Zinn legierte Kupfer, die B r o n z e bedeutet habe, ob das von Pictet behauptete und seitdem fast in der Wissenschaft ein=

gebürgerte indogermanische Bronzevolk eine Fabel oder eine Wahrheit sei, ob wir uns die Ausbreitung des indog. Urvolkes vorzustellen haben als die von Kriegern, welche bewaffnet mit bronzenem Speer, Schwert, Schild und Helm, von den Gaben einer höheren Civilisation begleitet, leichtlich die unarischen Völker mit ihren Steinwaffen zu Boden warfen.

Ich glaube, daß nichts für, alles gegen diese Annahme spricht. Die von den europäischen Sprachen zäh bewahrte älteste Bedeutung „Kupfer", der in Cap. III hervorgehobene Mangel jedwedes verwandtschaftlichen Ausdruckes für die Technik des Schmiede- und Gießehandwerks und endlich das Fehlen einer jeden Spur eines gemeinsamen Namens für das zur Herstellung der Bronze notwendigen Zinnes, das wir im Cap. IX näher erörtern werden, und das selbst Pictet trotz aller seiner etymologischen Künste nicht zu leugnen wagt, alles das beweist zusammengenommen, daß, wenn überhaupt von einer Benutzung des Metalles in der indog. Urzeit die Rede war, dieselbe nur in der Weise geschehen sein kann, daß man, wie es die nordamerikanischen Indianer thaten, das rohe Kupfer durch bloßes Bearbeiten mit dem steinernen Hammer in Ringe, Armbänder, Beile, Äxte rc. umformte. Eine sorgfältige Betrachtung der indog. Waffennamen rc., welche den Schluß dieser Abhandlung bilden soll, wird uns wieder zu der Frage, ob und wie weit die Indogermanen von dem Kupfer Gebrauch machten, zurückführen. Bemerkt sei beiläufig, daß die Existenz eigentlicher Kupferperioden in Europa bisher nur für Ungarn und Irland (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I p. 55) angenommen wurde, daß aber neuerdings Prof. Virchow in dem kupferreichen Spanien aus der Ebene des Guadiana an Waffen und Werkzeugen ebenfalls das Vorhandensein einer localen Kupferzeit festgestellt haben soll*) (vgl. Correspondenz-Blatt d. d. Ges. f. Anthropol. rc. XII p. 73).

Nach allem, was wir wissen, kann also *áyas-aes* in der Urzeit nur das unvermischte Rohkupfer bezeichnet haben und muß, wahrscheinlich durch die Bedeutung „Metall überhaupt" hin-

---

*) Auf der Anthropologenversammlung im Jahre 1882 zu Frankfurt a/M. hat V. Groß auch in neuen Ausgrabungen von Pfahlbauten in der Schweiz das Dasein einer reinen Kupferperiode gefunden zu haben behauptet. Über die Kupferzeit in der Troas vgl. Schliemann Ilios p. 282.

durch, bei den arischen Indog. allmählich zur Bezeichnung des Eisens verwendet worden sein.

Wir haben aber gesehen, daß im ganzen nur vier Familien des indog. Stammes das alte Wort für Kupfer *áyas-aes* bewahrt haben. Die Gründe, warum die übrigen dasselbe verloren, lassen sich nur vermuten. Möglich, daß ihr Weg bei der allmählichen Ausbreitung der Indogermanen nicht durch Kupferdistrikte führte, und sie so des Begriffes und Wortes zugleich verlustig gingen. Möglich auch, und vielleicht wahrscheinlicher, daß die, ich möchte sagen, zarte Constitution des zwei-spirantigen *áyas* besonders geeignet war, in den Stürmen der Lautverschiebungen und Lautverluste unterzugehen. Was wäre z. B. im Griechischen, das sowohl *j* als *s* eingebüßt hat, aus den obliquen Casus des alten *áyas* geworden? Bemerkenswert aber und für das hohe Alter der Gleichung beweisend ist, daß diejenigen Sprachfamilien, welche das urzeitliche Wort bewahrten, auch an dem sächlichen Geschlecht der Metallnamen überhaupt (vgl. Cap. II) festgehalten haben, welches nur in solchen Sprachen verloren gegangen ist, die *áyas* durch neuere Ausdrücke ersetzt haben. Offenbar erklärt sich dies daraus, daß man bei der ältesten Benennung der Metalle von dem Worte *áyas* „Kupfer" ausging und nach ihm von goldglänzendem (= Gold), weißlichem (= Silber), bläulichem (= Eisen) *áyas* redete. (Vgl. oben p. 218 Anm.)

Noch aber kann ein zweiter Ausdruck für Kupfer mit großer Wahrscheinlichkeit bis in die indog. Vorzeit zurückverlegt werden.

Es ist dies das schon oben genannte Sanskritwort *lôhá,* urspr. „Kupfer" (B. R.), das in balučî *rôd,* pehl. *rôd,* npers. *rôi „aes",* armen. *aroyr* „Messing" (vgl. Hübschmann Z. d. M. G. XXXIV p. 133) wiederkehrt, und mit altsl. *ruda „metallum",* lat. *raudus,* altn. *rauði* verglichen werden muß.

Es bezeichnete das Kupfer nach seiner hervorstechendsten Eigenschaft als das „rote" und hat im Lauf der Zeit vielfach seine Bedeutung verändert, worauf wir noch zu sprechen kommen.

Wenn wir somit aus triftigen Gründen uns für die Ansicht entschieden haben, daß die Gewinnung und der Gebrauch der Bronze den Indogermanen vor ihrer Trennung noch unbekannt waren, so liegt für den Prähistoriker die Frage nahe, ob es nicht an der Hand der Sprachwissenschaft möglich sei, den Ausgangspunkt und die Wege zu ermitteln, von welchem aus und auf denen sich die Kenntnis der Bronze unter den indog. Stämmen

verbreitete. Denn dies ist ja auch noch heute eine brennende Frage der Anthropologie, und wenn auch die meisten immer mehr sich der von Lindenschmit mit so viel Glück vertretenen Meinung, nach welcher die zahlreichen Bronzefunde des westlichen und nördlichen Europa ebenso vielen Beweisen eines ausgedehnten etrurisch-griechischen 2c. Handelsverkehrs entsprechen, zuwenden, so fehlt es andererseits doch nicht an solchen, welche an der Existenz selbständiger irischer, nordischer 2c. Bronzereiche zäh festhalten.

Leider aber ist die Sprache in dieser Frage nur eine unvollkommene Führerin. Es giebt kein phönicisches, etrurisches, griechisches oder sonst ein Wort für die Bronze, welches etwa seinen Weg zu den westlichen und nördlichen Indogermanen Europas genommen hätte und uns so als Leitstern dienen könnte. Als die Indogermanen das neue Metall, gleichviel ob seine Herstellung oder in fertigen Produkten kennen lernten, benannten sie es, wie es auch andere Völker, wie es Ägypter *(χomt)* und Semiten (hebr. *n(ĕ)choshet*) thaten, mit denjenigen Namen, welche bei ihnen für das Kupfer vorhanden waren.

Eine höchst bemerkenswerte Ausnahme hiervon macht nur das Sumerisch-Accadische. Hier ist neben dem schon genannten *urudu* eine bestimmte Bezeichnung der Bronze *zabar* vorhanden. Außerdem wird in einem bilinguen magischen Hymnus an den Feuergott *(Gibil)* ausdrücklich von der Herstellung der Bronze, d. h. der Mischung von Kupfer und Zinn gesprochen. Da dies die älteste überhaupt bekannte Stelle ist, welche von der Bronzefabrication handelt, will ich sie (aus F. Lenormant *Les noms de l'airain et du cuivre*, *Transactions of the Society of Biblical Archaeology* VI p. 346; vgl. F. Hommel Die vorsemitischen Culturen p. 277, 409) hierher stellen. Sie lautet im Accadischen:

> *urudu anna χiχibi zae men*
> *Le cuivre l'étain mélangeur + leur tu es,*

im Assyrischen:

> *sa erî u anaki muballilsunu atta*
> *Du cuivre et de l'étain leur mélangeur (c'est) toi.*

Vielleicht befinden wir uns in der That hier dem Ausgangspunkt der Bronzeindustrie sehr nahe. Das accadische *zabar*, welches hier genuin zu sein scheint (vgl. F. Lenormant a. a. O.

p. 335), ist in sehr früher Zeit in die semitischen Sprachen (assyr. *šiparru*, arab. *zifr*) gewandert.

Aber auch die ägyptische Bronzetechnik kann ursprünglich kaum eine einheimische gewesen sein. Nicht nur werden, wie wir schon bemerkt haben, auf den altägyptischen Denkmälern besonders Kupfer und Erz von asiatischen Völkern, namentlich auch von den Assyriern (den Rotennu) eingeführt, sondern es ist auch im hohen Grade auffällig, daß ein eigentlicher Name für das Zinn sich in dem Altägyptischen bis jetzt nicht hat nachweisen lassen (vgl. Lepsius a. a. O. p. 114).

Ähnliche Umstände aber machen es wahrscheinlich, daß auch bei den indog. Völkern Bronzegegenstände lange Zeit von außen eingeführt worden sind, ehe man selbst die Herstellung des kostbaren Mischmetalles erlernte. Das Zinn tritt, wenigstens bei den europäischen Indogermanen, nach sprachlichem Ausweis, sowohl im Süden als auch im Norden, in den meisten Fällen von der Fremde entlehnt, verhältnismäßig spät auf; doch diesen Gegenstand denken wir in unserem Cap. IX weiter zu verfolgen.

Hingegen müssen wir uns nunmehr der übrigen neben und nach *áyas* in den indog. Sprachen emporblühenden Terminologie des Kupfers und Erzes zuwenden, die beide, wie wir schon gesehen haben, schwer von einander getrennt werden können. Sehen wir zunächst, in welcher Weise die asiatisch-indogermanischen Sprachen Ersatz für das in eine andere Bedeutungssphäre übergegangene *áyas* gefunden haben, so bieten die sanskritischen Benennungen des Kupfers und Erzes (vgl. Pott Etym. Forsch. II p. 414 und Narahari's *Râjanighanṭu* ed. Garbe p. 35 f.) keine Zusammenhänge mit Wörtern anderer Sprachen dar. Der häufigste der späteren Sanskritnamen des Kupfers ist *tâmra, tâmraka* „das dunkle Metall", von Interesse ist auch der Ausdruck *mlêcchamukha* „von der Farbe des Gesichtes der Barbaren" ꝛc.

Hingegen weisen die iranischen Dialekte fast durchgängig Entlehnungen aus der Fremde auf, welche sich teilweis über sehr weite Sprachgebiete erstrecken.

Vom Norden her ist zunächst in das Ossetische (*arkhiy, arkhọy, arkhüy*) das ostfinnische wotj. *irgon*, syrja-wogul. *ärgin*, tscher. *vörgĕne* eingedrungen (vgl. oben p. 258 über das osset. Wort für Silber). Von Norden her stammt auch npers. *birinǰ*, kurd.

birinǰ, pirinǰok, welches wahrscheinlich zu armen. *pḷindz* = χαλκός gehört. Dieses selbst scheint mit georgischem *ṡpilendsi* „Kupfer" (*Asia polyglotta* [2] p. 117 (vgl. armen. *oski* „Gold" : georg. *okro*)) zusammenzuhängen.*) Erst modern-slavischem Einfluß verdanken vielleicht kurd. *mys*, mazender. *mis, mers*, npers. *mys, mis* (vgl. Z. d. M. G. XXXV p. 391), buchar. *miss*, kirgis. *moes* ihr Dasein; vgl. altslav. *mědĭ*, poln. *miedź*, oberserb. *mjedź* u. s. w.

Türkischen Ursprungs ist afghanisch *bagir*, awarisch (im Kaukasus) *bach*, alban. *bakε̱ρ-ι*, ngriech. μπακάρι, serb. *bakar*, bulg. *bakŭr*.

Vom semitischen Süd-Westen her ist arab. *zifr* (vgl. oben p. 273) ins Kurdische (*sipir, sifr, J. of the American Or. Soc.* X p. 151) eingewandert.

Von diesen zeitlich späteren und geringeres Interesse bietenden Verhältnissen Irans gehen wir nach **Europa** über.

Die älteste Benennung des Erzes und Kupfers auf der **Balkanhalbinsel** ist das schon bei Homer geläufige χαλκός. Von diesem Worte läßt sich zunächst behaupten, daß es im Verhältnis zu σίδηρος „Eisen" ein offenbar älterer Bestandteil der griechischen Sprache ist; denn während von dem Stamme χαλκο- schon in der homerischen Zeit eine ansehnliche Menge lebendiger Ableitungen wie χάλκεος, χάλκειος, χαλκεύς, χαλκεύω, χαλκεών, χαλκήιος, χαλκήρης vorhanden ist, steht diesem wuchernden Sprachtrieb σίδηρος, σιδήρεος nackt und einsam gegenüber, und erst später beginnt auch dieser Stamm Knospen zu treiben.

In seiner Verwendung zur Bildung von Personennamen läßt sich das Verhältnis von χαλκο- : σιδηρο- vergleichen mit dem von χρυσο- : ἀργυρο-; d. h. σιδηρο- „Eisen" wird zur Namengebung so gut wie nicht verwendet. Merkwürdiger Weise herrscht im Norden Europas gerade der umgekehrte Zustand. Germanische Eigennamen werden zwar mit *îsen* „Eisen" (und mit *gold*),

*) F. Justi *Dictionnaire Kurde-Français* p. 46 stellt die kurdischen Wörter, P. de Lagarde Armen. Stud. p. 129 auch das armenische *pḷindz* zu zend. *berejya*. Indessen ist die Bedeutung des nur einmal im Avesta vorkommenden *berejya* (*aonyaṭ haca parôberejyâṭ* vd. 8, 254) völlig unsicher. Justi übersetzt: „vom Zinn hinweg, welches mit Kupfer verschmolzen wird," Spiegel ähnlich, Geldner (K. Z. XXV p. 578): „aus der Feuervorrichtung eines Verzinners", Geiger Ostiran. Cultur p. 149 endlich faßt *aonya parôberejya* als eine besondere Art Zinn gegenüber *aonya takhairya*. Pott (Zeitschrift f. d. Kunde des M. IV p. 264) vergleicht mit den kurdischen Wörtern (*birinǰ* rc.) sogar die europäischen Namen der Bronze (*bronce* rc.).

nicht aber mit *êr* „Kupfer" (und mit *silber*) gebildet. Auch in den slavischen Personennamen kommen von Metallen nur *zlato* „Gold", *strebro* „Silber" (das bei anderen Völkern zu diesem Zwecke nicht gebräuchlich) und *gvozdije* „Eisen", nicht aber Kupfer vor (vgl. G. Kreck Einleitung in die slav. Litteraturgeschichte p. 151).

Endlich sind mir auch bei den Celten nur mit *haiarn* „Eisen" gebildete Personennamen wie cymr. und arem. *Haiarn*, *Hoiarn*, *Hoiarnscoet*, *Cathoiarn*, *Haelhoiarn* u. s. w. (Zeuß. *G. C.* [2] p. 106) bekannt.

So weisen schon diese Thatsachen mit großer Deutlichkeit darauf hin, daß bei den Nordstämmen im Gegensatz zu dem Süden die Metalle erst durch die Bekanntschaft mit dem Eisen einen tieferen Einfluß auf das Leben der Menschen gewonnen haben. Daß dem gegenüber aber die griechische Metallurgie vor dem Eisen schon des Kupfers oder Erzes sich bedient hatte, beweist außer dem schon Gesagten auch der Umstand, daß der älteste Name des Schmiedes (*χαλκεύς*) und der Schmiede (*χαλκεών*, *χαλκήιος δόμος*) aus *χαλκός* und nicht aus *σίδηρος* gebildet ist. So bestätigt die Sprache für Griechenland selbst jene alte Überlieferung des Hesiod (vgl. Lucrez V, 1282), nach welcher die Menschen des dritten Zeitalters:

χαλκῷ δ'εἰργάζοντο· μέλας δ'οὐκ ἔσκε σίδηρος.

Die älteste Bedeutung von *χαλκός* „Kupfer" ist noch an Stellen wie Od. I, 182, wo erzählt wird, wie der Taphierkönig Mentes nach (dem kyprischen) Temese segelt, um *χαλκός* für *σίδηρος* einzutauschen, deutlich sichtbar. Auch dann, wenn *χαλκός* neben Gold und anderen Besitztümern in den Schatzkammern der Könige erwähnt wird, ist offenbar das rohe Kupfer gemeint, ebenso, wenn es (wie Il. VII, 472) als Tauschmittel verwendet wird. Einige Gelehrte wie Gladstone (Homer und sein Zeitalter), Buchholz u. a. bleiben bei dieser Bedeutung stehen und weisen das Homerische Zeitalter einer reinen Kupferperiode zu. Der letztere (Die homer. Realien I, 2 p. 323) beruft sich hierbei auf das Beiwort *ἐρυθρός*, welches einmal (Il. IX, 365) dem *χαλκός* gegeben wird. Doch bedeutet *χαλκός* an dieser Stelle nach dem oben Gesagten unzweifelhaft das rohe Kupfer, während die übrigen und häufigen Epitheta von *χαλκός* *αἶθοψ* „funkelnd", *φαεινός* „glänzend", *νῶροψ* „blendend" viel eher auf die Bronze als auf

das Kupfer hinweisen. Auch gehört, wenn man die Resultate der Schliemannschen Ausgrabungen maßgebend für homerische Verhältnisse sein lassen will, die dritte, verbrannte Stadt von Hissarlik, das Troja Schliemanns, durchaus dem Bronzealter und nicht, wie noch Gladstone glaubte, der Kupferzeit an.

Endlich glaube ich, daß *χαλκός* bei Homer auch „Metall" im allgemeinen bedeutet, obgleich sich dies kaum beweisen lassen wird. Doch deuten Umstände wie der, daß *χαλκεύς* sowohl für den *χρυσοχόος* Od. III, 432 „Goldarbeiter" als auch für den *σιδηρεύς* Od. IX, 391 gebraucht wird, darauf hin. Wenn hingegen Schömann Griechische Altertümer I [3] p. 85 behauptet, daß *χαλκός*, von Angriffswaffen gesagt, immer „Eisen" bedeute, so ist dies völlig unbegründet. Die Schliemannschen Ausgrabungen haben aus der dritten Stadt bronzene Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Äxte, Dolche 2c. zu Tage gefördert.

Übrigens sollen sich die Alten auf die Kunst, das Kupfer wie das Eisen zu härten, verstanden haben, wenn wir ihren ziemlich späten Überlieferungen glauben dürfen.*) In der schönen Quelle *Πειρήνη* zu Corinth wurde nach Pausanias II, 3, 3 der *Κορίνθιος χαλκὸς* in glühendem Zustand (*διάπυρος καὶ θερμός*) zu diesem Zwecke eingetaucht. Doch berichtet Homer von dieser Kunst noch nichts. Die Stelle Od. IX, 391, wo von dem Schmied die Rede ist, der ein Beil in kaltes Wasser eintaucht, bezieht sich auf das Eisen.

Wenig Sicheres läßt sich über die Herkunft des Wortes *χαλκός* ermitteln. Ganz unwahrscheinlich scheint mir seine Anknüpfung an das skrt. *hrîku*, *hlîku* „Zinn" (Curtius Grundz. [5] p. 197). Nicht nur daß der Bedeutungsübergang Zinn in Kupfer meines Wissens ohne Analogon dastehen würde, so ist auch die Bedeutung des nur einmal neben *jatuka* „Lack" mit *trápu* „Zinn" wiedergegebenen Sanskritwortes (vgl. B. R. Scrtw.)

---

*) Vgl. Proclus zu den angeführten Versen Hesiods: *Δηλοῖ ὅτι τῶν σωμάτων τὴν ῥώμην ἤσκουν οἱ ἐν τούτῳ τῷ γένει τῶν δ' ἄλλων ἀμελοῦντες, περὶ τὴν τῶν ὅπλων κατασκευὴν διέτριβον καὶ τῷ χαλκῷ πρὸς τοῦτο ἐχρῶντο, ὡς τῷ σιδήρῳ πρὸς γεωργίαν, διά τινος βαφῆς τὸν χαλκὸν στερροποιοῦντες, ὄντα φύσει μαλακόν· ἐκλιπούσης δὲ τῆς βαφῆς ἐπὶ τὴν τοῦ σιδήρου καὶ ἐν τοῖς πολέμοις χρῆσιν ἐλθεῖν.* Vgl. Rossignol *Les métaux dans l'antiquité „Sur la trempe que les anciens donnèrent au cuivre"* p. 237—242 u. Schliemann Ilios p. 537, 814.

eine so überaus vereinzelte, daß man unmöglich mit ihr operieren kann.

Mehr Wahrscheinlichkeit hat die außer von G. Curtius auch von anderen namhaften Sprachforschern wie A. Fick (Vergleichendes Wörterb. I [2] p. 578) und J. Schmidt (Zur Geschichte des indog. Voc. II p. 67 und 208) gebilligte Identification des griechischen Wortes durch die Stammform *χαλχο-* mit den litu-slavischen Benennungen des Eisens lit. *geležìs*, preuß. *gelso*, altsl. *želězo*. Ist dies richtig, so wäre in den genannten Sprachen, welche sämtlich das alte *áyas* eingebüßt haben, ein anderer uralter Name des Kupfers — denn das hätte die Gleichung wie im Griechischen ursprünglich bezeichnet — bewahrt geblieben.

Ansprechender aber scheint mir zur Erklärung der Wortreihe *χαλκός* — *geležìs* — *želězo* an eine frühzeitige Entlehnung mit den griechischen Colonien am Pontus als Ausgangspunkt zu denken. Das griech. *χαλκός*, das im Volksmund auch *χαλχός* (vgl. G. Meyer Griech. Grammatik p. 186) lauten mochte, wäre dann in der allgemeinen Bedeutung „Metall“ = „Eisen“ zu den wohl noch ganz metalllosen Litu-Slaven gewandert in einer Zeit, in welcher das Lautgesetz lit. *g*, *ż*, slav. *ž*, *z* = *gh*, *χ* noch nicht eingetreten war oder die Kraft der Analogie noch nicht verloren hatte (vgl. oben p. 202). Es ist vielleicht gut, daran zu erinnern, daß zwischen der Anlegung griechischer Emporien am Pontus und der ersten slavischen Überlieferung an anderthalb tausend Jahre liegen.

Jedenfalls muß die Bekanntschaft mit dem Eisen bei den preußisch-litauisch-slavischen Völkern, da auf ihrem ganzen Sprachgebiet das gleiche Wort wiederkehrt, verhältnismäßig (vgl. p. 292) frühzeitig sich verbreitet haben. Da demgegenüber das Kupfer (Erz), wie wir gleich sehen werden, bei dem slavischen und baltischen Sprachzweig verschiedene Benennungen führt, so spricht auch dies dafür (vgl. oben p. 275), daß das erste im Norden b e a r b e i t e t e Metall das Eisen gewesen sei.

Ein Anhalt für die Erklärung des griech. *χαλκός* ist allerdings auch so nicht gewonnen. Eng verknüpft mit dem Namen des Metalles erscheint die bei Homer schon genannte Stadt Chalcis auf Euböa, ein Wort, welches nach Plinius hist. nat. IV, 12, 21 einst die ganze Insel bezeichnet haben soll. In der That wäre nach späterer Überlieferung Chalcis ein Mittelpunkt bergmännischer und metallurgischer Thätigkeit gewesen (vgl. Buch-

holz Die homerischen Realien I, 2 p. 322). Trotzdem ist indes Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 255 der Ansicht, daß der Städtename Chalcis, „da die Ebene und Kreidefelsen der Umgegend kein Metall enthielten", lieber von einem Hauptausfuhrartikel Euböas, der Purpurschnecke *κάλχη*, *χάλχη* als von *χαλκός* „Kupfer" abzuleiten sei. Eine Anknüpfung bietet sich also auch so nicht dar.

Unzweifelhaft ward dem an Kupfer armen Hellas die Hauptmasse dieses Metalles aus Asiens Schätzen zugeführt oder von dort geholt. Scheute man doch schon zu Homers Zeit nicht die gefahrvolle Meerfahrt nach dem kupferreichen (*πολύχαλκος*) Temese auf der metallreichen Insel Kypros, die von phönicischen Colonien (Temese = sem. *t-m-s* „Schmelzhütte" Kiepert a. a. O. p. 134) bedeckt war.

Außer den dortigen Gruben aber standen den Phöniciern die Kupferminen der Kaukasusländer (Hesek.*) XXVII, 13), der Sinaihalbinsel, des Libanon, der Troas (Strabo c. 606) u. s. w. offen. Es liegt daher sachlich der Gedanke sehr nahe, das griechische *χαλκός* aus irgend einer vorderasiatischen Sprache abzuleiten; aber noch hat sich eine nur einigermaßen plausible Zusammenstellung (vgl. oben p. 110) nicht gefunden.

Ehe wir aber das griechische *χαλκός*, das sich auch in das neugriech. *χαλκός*, *χάλκωμα*, kyp. *xárkoman* (G. Meyer Griech. Grammatik p. 154) und von da in das zigeun. *charkom* (vgl. Pott Zigeuner II p. 168) fortgepflanzt hat, verlassen, müssen wir noch einer sehr merkwürdigen Zusammensetzung mit *χαλκός*, des altgriech. *ὀρείχαλκος* gedenken.

Zum ersten Mal in der griech. Litteratur wird diese Metallgattung in dem Homerischen Hymnus auf die Venus VI, 9 genannt, wo von künstlichen Blumen aus *ὀρείχαλκος* und kostbarem Gold die Rede ist. Eine zweite Stelle findet sich in dem angeblich Hesiodeischen Schild des Hercules V, 122

κνημῖδας ὀρειχάλκοιο φαεινοῦ,
Ἡφαίστου κλυτὰ δῶρα, περὶ κνήμῃσιν ἔθηκεν

---

*) „Javan, Thubal (Tibarener am Pontus) und Mesech (Moscher ebend.) haben mit Dir gehandelt, und haben Dir leibeigene Leute und Erz auf Deine Märkte gebracht." Javan bedeutet nach Gesenius Hebr. Handwörterbuch[6] p. 352[b] eine Stadt in Arabien, wo nach Lenormant (*Transactions of the Society of Biblical Arch.* VI p. 347 f.) auch *Mâkan*, die Hauptquelle des accadisch-assyrischen Kupferbedarfs, gelegen war.

Was dachten sich die alten Dichter unter jenem sonderbaren Worte, das etymologisch doch nichts anderes als Erz des Berges bezeichnet? Während bei den Hesiodeischen Versen, welche offenbar an Homer Il. XIX, 613 erinnern

τεῦξε δέ οἱ κνημῖδας ἑανοῦ κασσιτέροιο

der Gedanke nahe liegt, daß *ὀρείχαλκος* = *κασσίτερος* sei, scheint hingegen in dem Homerischen Hymnus ein dem Golde sehr nahe stehendes Metall gemeint zu sein. Diesen Sinn hat aber *ὀρείχαλκος* bestimmt an der drittältesten Stelle der griechischen Litteratur, an welcher es genannt wird, in dem Kritias des Plato, welcher bei der Schilderung seines fabelhaften Atlantidenstaates dasselbe mehrfach erwähnt. Die Insel bringt das Metall, welches jetzt nur noch dem Namen nach bekannt ist, damals aber mehr als bloßer Name war (*τὸ νῦν ὀνομαζόμενον μόνον, τότε δὲ πλέον ὀνόματος*) an verschiedenen Stellen hervor. Nach dem Golde ist es das geschätzteste Metall (113). Mit demselben ist die Mauer der Akropolis überzogen (116). Im Innern des Tempels war die Wölbung von Elfenbein mit Verzierungen von Gold und *ὀρείχαλκος*; auch Wände, Säulen und Fußboden waren mit demselben belegt (116). Der Gebrauch, welcher hier von dem *ὀρείχαλκος* gemacht wird, erinnert lebhaft an die Verwendung des Electrums im Palaste des Menelaos (vgl. oben p. 263), und so liegt die Annahme nahe, daß, wenn die Alten überhaupt, wenigstens ursprünglich, mit dem Namen einen Begriff verbanden, was doch wahrscheinlich ist, sie das in den ältesten Culturepochen viel verwendete Goldsilber im Auge hatten, dem sie, neben *ἤλεκτρος*, die Bezeichnung „Erz" (= „Metall") des Berges geben konnten, ähnlich wie die Ägypter das von seinem Silbergehalt noch nicht befreite Gold *nub en set* „Berggold" nannten. In der That wird *ὀρείχαλκος* einmal von Suidas mit *εἶδος ἠλέκτρου* glossiert, wenn hierauf auch nicht viel zu geben ist. Immerhin scheint mir diese Erklärung ungezwungener als die, welche Rossignol in seinem Buch *Les métaux dans l'antiquité* p. 220 giebt.*) Je

*) *Cependant les poètes se rappelant les services nombreux que le cuivre avait rendus et l'estime singulière où l'avaient d'abord tenu les hommes, idéalisèrent ce métal et l'appelèrent orichalque ou cuivre de montagne par excellence de ὄρος et de χαλκός.* Rossignol unterscheidet überhaupt im Gebrauch des Wortes *ὀρείχαλκος* 3 Epochen: 1) *âge mythique de l'orichalque*, 2) *âge réel de l'orichalque*, a) *le cuivre pur*, b) *l'alliage du*

mehr indessen in Griechenland die Verwendung des Electrums abnahm, umsomehr mußte auch der Ausdruck *ὀρείχαλκος* in der Luft schweben. In dem späteren Griechenland ward es daher zur Bezeichnung des dem Goldsilber äußerlich nicht unähnlichen Messings (*χαλκὸς λευκός*) verwendet,*) welches ursprünglich direkt in Bergwerken, wo sich Kupfer mit Zink vermischt vorfand, gewonnen und erst später durch künstliche Mischung hergestellt worden zu sein scheint. Nach Lepsius (Zeitschrift für ägypt. Sprache und Altertk. X p. 116 f.) würde auch *χαλκολίβανος* in der Septuaginta „Erz vom Libanon" = „Messing" oder „Prinzmetall" sein.

Sehr frühzeitig lernten das griech. *ὀρείχαλκος* die Römer kennen, deren älteste Dichter durch die volksetymologische Bildung *aurichalcum* : *aurum* verführt, in demselben ein ganz fabelhaftes Metall erblickten. Später bedeutet *aurichalcum*, *orichalcum* auch hier „Messing".

Wenden wir uns nunmehr von Griechenland den nördlich gelegenen indog. Völkergebieten zu, auf denen allen bis hin zum Meere das alte *áyas-aes* spurlos verschwunden ist, so ist zunächst zu beklagen, daß sich im Albanesischen kein genuiner Name des Kupfers erhalten hat. Neben dem schon erwähnten *bákŭr*, *bakŭr* und dem lateinischen *kjípre-a* „Bronze" findet sich hier noch der Ausdruck *tutš* oder *tunš* (*τουνö-ι*, serb. *tuč* „Glockenspeise, Messing, Bronze", bulg. *tučŭ* „Bronze"), welcher türkischen Ursprungs ist.**)

Der fast in allen Slavinen gleiche Name des Kupfers und Erzes lautet altsl. *mĕdĭ* (vgl. oben p. 277) und kann meines Wissens nicht auf eine slavische Wurzel zurückgeführt werden. Wahrscheinlich ist derselbe auf dem Wege alter Entlehnung aus dem ahd. *smîda* „Metall", „metallenes Geschmeide" hervorgegangen, wenngleich die slavische Form eher ein germ. **smeida* voraus-

---

cuivre et du zinc, c) *l'alliage du cuivre et de l'étain*, 3) *âge latin de l'orichalque* (*aurichalcum*).

*) Vgl. Strabo c. 610 *ἔστι δὲ λίθος περὶ τὰ Ἄνδειρα, ὃς καιόμενος σίδηρος γίνεται· εἶτα μετὰ γῆς τινος καμινθεὺς ἀποστάζει ψευδάργυρον* (Zink), *ἡ προσλαβοῦσα χαλκὸν τὸ καλούμενον γίνεται κρᾶμα ὅτινες ὀρείχαλκον καλοῦσι* (*κρᾶμα, ὁ κεκραμένος χαλκός* = Messing).

**) Alb. *ζίλε*, welches J. Grimm Geschichte der deutschen Sprache p. 9 mit Erz, p. 11 mit Eisen übersetzt, ist offenbar nichts weiter als *ζίλjε-ja* „gegossene Schelle" bei Hahn Alb. Stud. p. 37 (d. Lexicons).

setzt. Besonders spricht aber für die Entlehnung das im Gegensatz zu den anderen panslavischen Metallnamen, in Uebereinstimmung aber mit dem germ. *smîda* sich befindende weibliche Geschlecht des slav. *mědĭ*. Es müßten also die „geschmiedeten" (ahd. *gesmîde* Geschmeide, Metall, Metallrüstung, Metallschmuck) Gegenstände, welche in verhältnismäßig früher Zeit von germanischem Boden zu den slavischen Stämmen eingeführt wurden, Helme (got. *hilms* = altsl. *šlěmŭ*), Brünnen (ahd. *brunja* = altsl. *brŭnja*, vgl. irisch *bruinne* „Bauch"), Pfeile (ahd. *strâla* = altsl. *strěla*), Schwerter (got. *mêki* = altsl. *mĭčĭ*), Äxte (ahd. *barta* = altsl. *brady*), Beile (ahd. *dehsala* = altsl. *tesla*), Pfannen (ahd. *scart* = altsl. *skrada*) u. s. w. aus Kupfer oder Bronze bestanden, und die Slaven nach ihrem germanischen Gesamtnamen *(smîda, gesmîde)* ihr Wort für Kupfer, Erz *(mědĭ)* gebildet haben, ähnlich wie der ostfinnische Name des Eisens aus dem iranischen Wort für Messer (vgl. Cap. VII) u. s. w. hervorgegangen ist. Vgl. auch altsl. *kuznĭ (: kovati) „res e metallo cuso factae," kuznĭnŭ „aeneus", kuznĭcĭ χαλκεύς* (Miklosich Lexicon p. 321). Geht aber hieraus hervor, daß die Slaven die Verarbeitung des Kupfers erst von ihren germanischen Nachbarn kennen lernten, so stimmt hiermit überein, wenn Wocel (vgl. oben p. 91) berichtet, daß in den als Urheimat der Slaven anzunehmenden Gegenden ostwärts der Karpathen neben reichlichen Eisenfunden Kupfer- und Bronzefunde nicht zu constatieren seien. Übrigens berichtet auch Herodot von den pontischen Scythen (IV *cap.* 62) *ἀργύρῳ δὲ οὐδὲν οὐδὲ χαλκῷ χρέονται.*

Nicht teil an dem germanisch-slavischen *smîda-mědĭ* nehmen, wie schon erwähnt, die baltischen Sprachen, deren Benennung des Kupfers und der Bronze *wãrias* (vgl. auch *szwitwaris, skaĩstwaris* neben *misingi* „Messing"), preuß. *wargian* ganz vereinzelt zu stehen scheint. Indessen ist vielleicht auch hier eine Anknüpfung möglich. Wir haben im Avesta bereits den Genius der Metalle *kshathra vairya* kennen gelernt, dessen Name häufig geradezu zur Bezeichnung des Metalles bei Klammern, Pfeilen, Messern 2c. verwendet wird (vgl. Justi Handw. p. 93). Doch konnte, was Yasht 4 4 *haca starâi vairyâi* „von dem metallenen Dolche" bezeugt, *vairya* auch ohne Hinzusetzung von *kshathra* = *metallicus*, *aeneus* gebraucht werden. Iranischem *vairya* aber würde lit. *wãrias* genau entsprechen. Es würde sich

also hier eine neue Spur (vgl. oben p. 183) einer engeren Berührung des baltischen Nordens mit Iran zeigen.

Wie der ganze europäische Osten, so hat auch der celtische Westen bis auf eine im nächsten Cap. zu besprechende Spur den ursprünglichen Namen des Kupfers verloren. Ersetzt ist derselbe durch ein gemeinceltisches Wort ir. *umae*, *uim* (vgl. *umaide*, *umamail* „*aereus*“, *umhaidhe* χαλκεύς) altcymr. *emed*, ncymr. *efydd* vgl. Stokes *Irish glosses* p. 83, das ursprünglich das unvermischte Kupfer bezeichnet hat, wie die Zusammensetzung *créd* (Zinn) + *umae* für Bronze zeigt. Leider habe ich keinen Anhalt für die Ermittlung der Herkunft dieses Wortes, das jedenfalls nicht lateinisch ist, finden können. Einige bei O'Reilly mitgeteilte irische Ausdrücke für das Kupfer wie *crón*, *cruan* (vgl. *Manners and customs* III p. 566), *unga* ꝛc. übergehe ich. Als ganz dunkel muß in seinem zweiten Teil auch das bei Stokes (Beiträge IV p. 422) mitgeteilte *or-ubimnit* bezeichnet werden, welches mit *auri-calcum* glossiert wird.

Allein auch im Lateinischen und in den germanischen Sprachen sind, nachdem gemischtes und ungemischtes Kupfer in dem uralten *aes*, *aiz* zusammengefallen waren, neue und deutlichere Ausdrücke zur Unterscheidung des Kupfers und der Bronze notwendig geworden. Bedeutungsvoll wird hier wiederum die Insel, von der aus schon Ägypten und dem homerischen Griechenland das Kupfer zugeführt worden war, Kypros. Die erzreiche (*aerosa*, *πολύχαλκος*) Insel Kypros, so nach ihrem Cypressenreichtum im Munde der Phönicier (*gopher* = *κυπάρισσος*) genannt, die zuerst den metallischen Reichtum ihrer Berge ausbeuteten, kam im Jahre 57 vor Christo in den Besitz der Römer, und das feine Produkt der kyprischen Kupferbergwerke (*aes Cyprium*, *χαλκὸς κύπριος*) übertrug bald seinen Namen auch auf das gleiche Metall anderer Länder. Langsam bahnt sich nun das lat. *aes Cyprium* oder vielmehr seine volkstümliche Form *cuprum* (zuerst bei Spartianus Hist. Aug. I p. 725), *cupreum*, *cyprinum* einen weiten Weg nach fast allen Himmelsrichtungen. Zunächst dringt das Wort in das romanische Sprachgebiet ein, wo es aber nur im Französischen (*cuivre* = *cupreum*) bewahrt ist. Die übrigen romanischen Sprachen bedienen sich des lateinischen *aeramen*, *aeramentum* „Kupfergeschirr“ (wie griech. *χάλκωμα* vgl. oben p. 278). So it. *rame*, wal. *arame* (aber

alame „Messing"*), sp. *arambre*, *alambre* (daher auch bask. *alamerea* neben dem wohl genuinen *urraida*), pr. *aram*, fr. *airain*. Ostwärts von Italien kehrt, wie wir schon sahen, *cuprum* im alb. *κjίπρε̱-α* „Kupfer" wieder; vgl. auch nserb. *kupor*, oserb. *kopor*. Am intensivsten aber haben die germanischen Sprachen das lat. Wort in sich aufgenommen. Es lautet: ahd. *chuphar*, mhd. *kupfer*, *kopfer*, engl. *copper*, dän. *kobber*, schwed. *koppar*, altn. *koparr*. Von dem hohen germanischen Norden aus ist es einerseits in das Irische *(copar)* und Cornische (*cober* Zeuß *G. C.* [2] p. 1069), andererseits in das Finnische *(kupari)*, Lappische *(kuoppar)*, Estnische *(kubar-waśk)* eingedrungen. Lappisch *air*, *aírra* ist altn. *eir*, got. *aiz*.

Viel unsicherer ist dagegen die ursprüngliche Herkunft desjenigen Wortes, mit welchem heute in dem größten Teil Europas das Kupfererz bezeichnet wird, unser *bronze*, fr. *bronze*, ital.-span. *bronce*, ngriech. *μπροῦνζος* (mgriech. vgl. *ἔχει καὶ δύο πόρτας προύτζινες*), altsl. *brozenŭ „fuscus"*, nsl. *brunc*, serb. russ. *bronza*, alb. *brunze* rc. Dasselbe lautet in seiner ältesten, mittellateinischen Gestalt *bronzium (aes, cuprum; bronzina tormentum bellicum; bronzinum vas* vgl. *Du Cange Gloss. mediae et infimae Latinitatis)* und ist nach den einen eine Ableitung des ursprünglich deutschen Adj. *bruno* „braun", *brunizzo*, *bruniccie (brunitius)*, also „das bräunliche Metall", nach anderen ist es hervorgegangen aus dem ebenfalls mittell. *obryzum* (*obryzum aurum* = *χρυσίον ὄβρυζον* „Gold, welches die Feuerprobe bestanden hat", *obrussa* die „Feuerprobe des Goldes" schon bei Cicero), die Bronze nach ihrer goldähnlichen Farbe bezeichnend**); vgl. Diez Etym. W. d. rom. Spr. I [4] p. 69. Ob hierher auch die nordischen Namen der Bronze

isl. *bras*, agls. *braes* (engl. *brass*), ir. *prás*

zu stellen sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Neben den bisher erörterten Ausdrücken taucht nun auf hochdeutschem Sprachgebiet, und zwar nur auf diesem, schon in

---

*) Nach Rossignol a. a. O. p. 268 sind die anderen romanischen Namen für das Messing fr. *laiton*, ital. *ottone*, span. *laton* auf lat. *aes luteum* „gelbes Erz" zurückzuführen, nach F. Diez Etym. W. d. rom. Spr. [4] p. 230 auf rom. (it.) *latta* „weißes Blech" (eigentl. *plata*).

**) „Das romanische Wort müßte in Italien geprägt worden sein, wo der Anlaut *o* leicht abfallen und *n* vor dem Dental leicht eintreten konnte" vgl. Diez a. a. O.

ahd. Epoche ein anderer Ausdruck für die Bronze auf: ahd. *aruz, aruzi, erezi,* unser *erz,* der auch in Ortsnamen wie *Aruzapah, Arizperc, Arizgrefti, Arizgruoba* wiederkehrt und auch in einige nichtind. Sprachen wie estn. *ärts,* ung. *ercz* eingedrungen ist. Leider ist auch sein Ursprung völlig in Dunkel gehüllt; jedenfalls aber hat er nichts mit *aiz, êr* zu thun. Auch deckt er sich mit diesem nicht ganz in der Bedeutung; denn während von den beiden Adj. mhd. *êrîn* und *erzîn* ersteres nur auf das Kupfer oder die Bronze angewendet wird (also = lat. *aeneus, aereus, aheneus*), bedeutet *erzîn,* nhd. *erzen* ganz allgemein *metallicus.**)

Das deutsche *messing* endlich, das seit dem XII. Jahrhundert vorkommt, altn. *mersing* fem. agls. *mäsling* ist ebenso wie poln. *mosiądz*, oserb. *mosaz*, nserb. *mesnik* 2c. ein Lehnwort aus dem lat. *massa* „Klumpen, Metallklumpen"; vgl. auch mhd. das und die *messe,* schweiz. *mösch* „Messing". Jedenfalls ist diese Ableitung wahrscheinlicher als die von Kopp Geschichte der Chemie IV p. 113 mitgeteilte, nach welcher das germanische Wort ursprünglich „mossynöcisches Erz" bedeute, gemäß einer Stelle des Aristoteles *de mirabilibus auscultationibus: φασὶ τὸν Μοσσύνοικον χαλκὸν λαμπρότατον καὶ λευκότατον εἶναι, οὐ παραμιγνυμένου αὐτῷ κασσιτέρου ἀλλὰ γῆς τινος* (Galmei, Zinkerz) *γινομένης συνεψομένης αὐτῷ.*

Die Übersicht über die Resultate dieser Auseinandersetzungen vgl. Cap. VIII.

---

*) In Grimms Deutschem Wörterb. unter „Erz" und „Kupfer" finden sich eine Reihe lautlich unmöglicher Combinationen über die Etymologie des deutschen *erz.* Auch die Zusammenstellung mit lat. *raudus, rudus,* mit der Weigand Deutsches Wörterb. übereinstimmt, ist unmöglich. Woher käme das *a* in *aruz?*

VII. Capitel.

Das Eisen.

Das schwer zu bearbeitende Eisen (*πυλύκμητος σίδηρος*), welches sich heute die Welt erobert hat und zu den verbreitetsten Mineralien des Erdbodens gehört, besitzt die Eigentümlichkeit, daß, gleichwie es, das Meteoreisen ausgenommen, nur in vererztem und darum weniger augenfälligen Zustand vorkommt, auch von Menschenhand geschmolzen und verarbeitet, dem Zahne der Zeit einen geringeren Widerstand als die übrigen Metalle entgegenstellt. Die prähistorische Archäologie befindet sich daher ihm gegenüber in der schwierigen Lage, oft nicht entscheiden zu können, ob das Fehlen des Eisens in bestimmten Culturschichten der Unkenntnis der Menschen mit demselben oder der zerstörenden Macht der Zeit zuzuschreiben sei. Dieselbe ist daher mehr als bei jedem anderen Metalle auf historische und linguistische Zeugnisse angewiesen. Dieselben lehren, daß der Gebrauch dieses Metalls in den Culturstaaten des Orientes über die geschichtlichen Anfänge hinaus, jedenfalls aber auf dieselben zurückgeht. Lepsius hat in seiner oft citierten Abhandlung das Eisen unter dem Namen *men* bereits in den ältesten ägyptischen Inschriften nachgewiesen. Dasselbe, in den Abbildungen durch seine blaue Farbe kenntlich, wird schon in der frühesten Zeit zu Geräten und Waffen aller Art verwendet. Immerhin wird aber die Priorität des Kupfers auch hier durch den bereits erwähnten Umstand wahrscheinlich gemacht, daß das Wort für Eisen durch das Zeichen des Kupfers determiniert wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 108).

Die semitischen Sprachen bedienen sich eines gemeinschaftlichen Ausdruckes für das Eisen: hebr. *bar(ĕ)zel*, syr. *parzel*,

assyr. *parzillu* (arab. *firzil* „Eisenstecken"), was auf ihre uralte Bekanntschaft mit diesem Metalle (ursem. *parzillu*) hinweist. Auch wird schon im alten Testament das Eisen zu Geräten, als Talent (I. Chron. 23, 14. 30, 7), zu Nägeln und Thürbeschlägen und auch zu Waffen (I. Sam. 17, 7) verwertet, wenngleich es bemerkenswert ist, daß Bronze weit häufiger als Eisen (in den vier ersten Büchern Mose ist das Verhältnis 83 : 4) genannt wird. Nach F. Hommel hätten die Semiten wie die meisten Namen ihrer Metalle so auch den des Eisens von den Sumeriern, wo er *barsa* lautet, entlehnt (Die vorsem. Culturen p. 409), was jedenfalls sehr frühzeitig geschehn sein müßte.

Für die Erklärung dieses Wortes liegt es, da schon in den hieroglyphischen Inschriften die Landschaft *Pers* d. i. Persien als ein Hauptausfuhrort des Eisens genannt wird (vgl. Lepsius a. a. O. p. 104), nahe, an den alten Namen dieser Landschaft altpers. *Pârsâ*, assyr. hebr. *Pâras*, arab. *Fars* zu denken. Sumerisch *barsa*, assyr. *parzillu* würde also das „persische Metall" (vgl. *cuprum* = *Kupfer*) bedeuten.

Wurden so die Iranier früh von außen her auf den Metallreichtum ihrer Berge an Eisen aufmerksam gemacht, so erklärt es sich umso ungezwungener, daß das aus der Urzeit übernommene zend. *ayanh* allmählich in die Bedeutung des bald die Industrie beherrschenden Eisens übergegangen ist. Daß jedenfalls das letztere in verhältnismäßig früher Zeit den iranischen Stämmen bekannt war, beweist eine den meisten ihrer Dialekte, ja sogar dem versprengten Ossetischen gemeinsame Benennung desselben: afghan. *ôspanah*, *ôspînah*, osset. *afseindg*, *awseindg*, Pamird. *išn*, *spin* 2c. (vgl. W. Tomaschek Centralas. Stud. II p. 70). Justi (*Dictionnaire Kurde-Français* p. 439) stellt zu diesen Wörtern auch zend. *haosafna*, welches er (Handw. s. v.), Geldner (K. Z. XXV p. 579), und Geiger (Ostiran. Cultur p. 148) mit „Kupfer", Spiegel aber (Avesta, übersetzt Vend. VIII, 254 = VIII, 90) mit „Eisen" übersetzt; doch hält H. Prof. Hübschmann, welcher die iranischen Benennungen des Eisens auf eine Grundform wie etwa **ásp-na* zurückführt, dies für unmöglich (brieflich).

Übrigens werden von Herodot (VII cap. 61 u. 84) die Perser durchaus als mit e i s e r n e n und ehernen Waffen ausgerüstet geschildert. Auch zu den stammverwandten Scythen war schon zu Herodots Zeit die Kenntnis des Eisens gedrungen. Der Geschichtsschreiber erzählt IV cap. 62, daß im Cult des Ares

ein eiserner Säbel (*σιδήρεος ἀκινάκης*) als Sinnbild dieses Gottes verehrt wurde, und die Verwendung dieses Metalles im Gottesdienst läßt auf eine sehr alte Bekanntschaft mit demselben schließen, während der Gebrauch des Kupfers (Erzes) ausdrücklich von dem Schriftsteller für die Scythen in Abrede gestellt wird (IV cap. 71). Merkwürdiger Weise wird von den benachbarten und an Kleidung und Lebensweise den Scythen ähnlichen (*ἐσθῆτά τε ὁμοίην τῇ Σκυθικῇ φορέουσι καὶ δίαιταν ἔχουσι* I cap. 215) gerade das Gegenteil berichtet: *χρυσῷ δὲ καὶ χαλκῷ τὰ πάντα χρέονται .... σιδήρῳ δὲ οὐδ' ἀργύρῳ χρέονται οὐδέν* (I cap. 215). Es scheinen also die Massageten den uralischen Völkern, von deren uraltem Kupferreichtum wir oben berichtet haben, näher gestanden zu haben.

Das armenische Wort für Eisen *erkath*, nach der Analogie von *artsath* „Silber" gebildet, ist wie der armen. Name des Goldes und Kupfers aus kaukasischen Sprachen (georgisch *rkina*, *kina* „Eisen", lasisch *erkina* „Eisen", *rk'ina* „Messer" *Asia polyglotta* [2] p. 113, 122) eingedrungen.

Besondere Bezeichnungen für das gehärtete Eisen, den Stahl, scheinen in Vorderasien verhältnismäßig spät aufgekommen zu sein; doch hat eine derselben eine über ein ungeheures Gebiet ausgedehnte Verbreitung gefunden:

Npers. *pûlâd*, syr. *p-l-d* (Paul de Lagarde Ges. Abh. p. 75), kurd. *pila*, *pola*, *pulad* 2c. (Justi *Dictionnaire Kurde-Français* p. 84), pehlevi *pôlâwat*, armen. *polovat* (Lagarde Armen. Stud. p. 130), türk. *pala*, russ. *bułatŭ*, klruss. *bułat* (Miklosich Fremdw. s. v.), mizdžeghisch *polad*, *bolat*, mong. *bolot*, *bülät*, *buriät* (Klaproth *Asia polyglotta* [2] p. 282, Sprachatl. V, A. Pott Zeitschrift f. d. K. d. M. p. 262). Wo aber und worin ist der Ursprung dieser Wortreihe zu suchen?

Von einem besonderen Interesse ist auch die ossetische Benennung des Stahles *andun* (*Asia polygl.* [2] p. 95), insofern sie wiederum aus den permischen Sprachen (wotj. *andan*, syrj. *jendon*) entlehnt ist, übrigens auch im Kaukasus (mizdžeghisch *andun*, Klaproth Sprachatlas V) wiederkehrt. So haben wir also zum dritten Mal ostfinnische Wörter im Ossetischen angetroffen, den Namen des Silbers (*ävzist*), des Kupfers (*arkhoy*), des Stahles (*andun*), wozu wir unten (cap. IX) noch den des Bleies (*iždi*) stellen werden, so daß die Osseten aus der Zeit ihres Zusammenhangs mit ihren iranischen Brüdern nur Bezeichnungen für das Gold

(*sugh-zarine*) und Eisen (*afseinâg*) mitgebracht zu haben scheinen. Die culturhistorischen Beziehungen des Ossetischen zum finnischen Osten aber erklären sich umso leichter, als nach den ossetischen Sagen einstmals der ossetische Stamm bedeutend weiter nordwärts, als dies gegenwärtig der Fall ist, verbreitet war (*Asia polygl.* ² p. 83).

Sehr kurz können wir uns über die indischen Verhältnisse fassen. Daß hier das Eisen erst gegen den Ausgang der vedischen Periode mit Sicherheit nachzuweisen ist, haben wir bereits oben (vgl. p. 268), wo auch die ältesten Namen dieses Metalles genannt sind, erfahren. Die späteren Bezeichnungen desselben (vgl. Pott Etymologische Forsch. II p. 416 und *Narahari's Râjanighaṇṭu* ed. Garbe p. 41, 42) bieten nichts von Interesse. Einer derselben skrt. *çastrá* eigentl. „Waffe" ist im Munde der Zigeuner *saster* neben *absin* „Stahl" (= kurd. *avsin*) in die Welt gewandert.

Wir gehen nunmehr nach Europa und zwar zuerst nach dem alten Hellas über, um uns auch hier nach Anhaltepunkten für das erste Auftreten des Eisens umzusehn.

Das veilchenfarbige (*ἰόεις*), glänzende (*αἴθων*) oder graue (*πολιός*) Eisen spielt schon in der homerischen Dichtung eine bedeutende Rolle, wodurch einer der merkwürdigsten Unterschiede zwischen dem Schliemannschen Hissarlik, dessen sämtliche fünf vorhistorische Städte das Eisen nicht zu kennen scheinen, und dem homerischen Zeitalter bedingt wird. In Mykenae (vgl. Schliemann *Mycènes* p. 141 f.) war hingegen das Eisen in Form von Messern, Schlüsseln ꝛc. bekannt; doch glaubt Schliemann die Funde, welche dies beweisen, erst dem Anfang des V. Jahrh. v. Chr. zuweisen zu sollen. Das Eisen wird bei Homer wie das Kupfer als Tauschmittel benutzt, wie dieses liegt es in den Schatzkammern der Reichen. Bei den Leichenspielen des Patroklus (Il. XXIII, 825 f.) setzt Achilleus als Preis einen Eisenklumpen aus (*σόλον αὐτοχόωνον* d. h. „roh gegossen, nicht bearbeitet"; an Meteoreisen ist nicht zu denken), von welchem der glückliche Gewinner 5 Jahre seinen Eisenbedarf entnehmen soll.*) In

*) *ἕξει μιν καὶ πέντε περιπλομένους ἐνιαυτοὺς*
χρεώμενος· οὐ μὲν γάρ οἱ ἀτεμβόμενός γε σιδήρου
ποιμὴν οὐδ' ἀροτὴρ εἶσ' ἐς πόλιν, ἀλλὰ παρέξει

„Man kann diese Stelle entweder so verstehen, daß der Gewinner des *σόλος* aus demselben auf fünf Jahre alle notwendigen eisernen Utensilien in

erster Linie dient es als Material zur Anfertigung ländlicher Gegenstände; aber auch Beile, Schwerter, Schlachtmesser, Keulen, Pfeilspitzen werden häufig als aus Eisen gefertigt genannt. Ja, *σίδηρος* bedeutet zuweilen geradezu Beil und Schwert. Trotzdem haben wir schon darauf hingewiesen, daß das sprachliche Verhältnis von *χαλκός* : *σίδηρος* auf ein historisches *prius* des ersteren mit großer Wahrscheinlichkeit hinweist.

Auch hat sich in Griechenland schon in sehr früher Zeit eine bestimmte Tradition über die Herkunft des Eisens festgesetzt. Dieselbe wird nämlich nach einer sehr alten Überlieferung in die Nachbarschaft des Pontus Euxinus, auf den phrygischen Ida zurückgeführt, in dessen waldigen Thälern die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, Kelmis, Damnameneus und Akmon das bläuliche Eisen gefunden und bearbeitet haben sollen. Sowohl in dieser, oben bereits mitgeteilten Stelle der *Phoronis*, der ältesten, welche die idäischen Dactylen erwähnt (vgl. oben p. 233), als auch in den begleitenden Worten des Scholiasten (*γόητες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς. Καὶ δημιουργοὶ σιδήρου λέγονται πρῶτοι καὶ μεταλλεῖς γενέσθαι.* Schol. Apoll. A. I, 1126), ist aber ausschließlich von dem Eisen, nicht von anderen Metallen die Rede, so daß erst spätere die letzteren noch hinzugefügt zu haben scheinen. Das Parische Marmor (*ἀφ᾽ οὗ Μίνως ὁ πρῶτος ἐβασίλευσε καὶ Κυδωνίαν ᾤκισε καὶ σίδηρος εὑρέθη ἐν τῇ Ἴδῃ, εὑρόντων τῶν Ἰδαίων Δακτύλων Κέλμιος καὶ Δαμναμενέως ἔτη* 1168 *βασιλεύοντος Ἀθηνῶν Πανδίονος*) giebt sogar ein bestimmtes Jahr für die Entdeckung des Eisens an.

Wüßten wir nur etwas von den Sprachen der kleinasiatischen Nationen, so würde sich vielleicht das innerhalb der indogermanischen Metallnamen völlig vereinzelte griech. *σίδηρος* (dor. u. aeol. *σίδαρος* Sapph. 119) leicht und ansprechend erklären. Beachtung verdient vielleicht, daß der Stamm *σιδηρο-*, der, wie wir sahen, sonst in Orts- und Personennamen fast nicht verwendet wird, im Lycischen in beiden wiederkehrt. Vgl. *Σιδα-*

Vorrat, und zwar in der Stadt, schmieden läßt und sie dann zu Hause für das jedesmalige Bedürfnis bereit liegen hat; oder man kann annehmen, daß der Landmann dem Schmiede je nach Bedürfnis von seinem Eisenvorrate liefert, wie dies noch heut zu Tage auf dem Lande nicht selten geschieht, woraus man dann die Existenz von Dorf- oder Wanderschmieden folgern müßte". (Vgl. Buchholz Die hom. Real. I, 2 p. 336.)

ροῦς, Σιδηροῦς Stadt und Hafen in Lycien, *Σιδαρύντιος* Einwohner (Pape Eigennamen s. v.) und *Σιδάριος* Personenname in einer lycischen Inschrift (M. Schmidt *The Lycian Inscriptions* p. 12). Wer aber will sagen, ob wir hier nicht griechische Eindringlinge vor uns haben? Die Herleitungen aus dem Indogermanischen, welche versucht worden sind, scheinen mir alle sehr problematischer Natur.*)

Einen eigentlichen Namen für den Stahl, dessen Herstellung durch Ablöschen dem Homerischen Zeitalter wohl bekannt war (vgl. Od. IX, 391), besitzt die Homerische Sprache nicht. *Κύανος* (= skrt. *çyâmá* „dunkelblau“?) bedeutet nach der überzeugenden Untersuchung von Lepsius (a. a. O. p. 130) „nie und nirgends etwas anderes als einen blauen Farbestoff, den man meist aus Kupferblau direkt oder dadurch herstellte, daß man einen blauen Glasfluß daraus machte und diesen pulverisierte.“

Der erste Ausdruck für den Stahl ist in der griechischen Sprache vielmehr das zuerst von Hesiod (scut. 137) genannte *ἀδάμας, αντος*, das hier mit Bezug auf eine Sturmhaube (*κυνέη*) gebraucht wird. Dieses Wort pflegt bekanntlich zu der Wurzel *δαμ* in *δάμνημι, δαμάω* ꝛc. gestellt zu werden, so daß es wie hom. *ἀδάμαστος* das „unbezwingbare“ *sc.* Metall bezeichnen würde. Bedenkt man indessen die für die Bezeichnung eines so verhältnismäßig jungen Begriffes wie des Stahles nach Form und Bedeutung auffällige Bildung des griech. *ἀδάμας*, so wird man den Verdacht nicht unterdrücken können, daß wir hier in gräcisierter Form ein Wort des Auslandes, vielleicht eben jenes kaukasische

---

*) Curtius Grundzüge [4 u. 5] p. 246 vergleicht skrt. *svĭditas* „geschmolzen“ und *svêdanî* „eiserne Pfanne“, ahd. *sweizjan frigĕre* und meint *σίδηρος* bedeute „ausgeschmolzen“. Eine Bekanntschaft der Indogermanen mit dem Eisen folge indessen daraus nicht. Pott Et. Forsch. I [1] p. 127 zieht lit. *swidùs* (wie auch G. Meyer Griech. Gr. p. 197) und lat. *sīdus, sīderis* aus **sīdesis* heran. Ist letzteres richtig, so kann natürlich nur von einer Wurzelverwandtschaft mit *σίδηρος* die Rede sein. Trotzdem fassen einige Culturforscher (vgl. Lenormant Anfänge d. Cultur p. 58) deswegen das griechische Wort als Meteoreisen auf (*sīdus* „Gestirn“), wozu jeder Grund fehlt. Auch das koptische *benipe* „Eisen“, welches hierbei gewöhnlich als Analogon herangezogen wird, weil es Brugsch dem ägypt. *baa en pe-t* gleichgesetzt und als Meteoreisen aufgefaßt hatte, erfährt nach Lepsius p. 108 f. eine ganz andere Deutung. Ja, sogar den *σόλος αὐτοχόωνος* des Homer hat man, wie schon angedeutet, für Meteoreisen erklärt (vgl. Ratzel Vorgesch. d. europ. Menschen p. 283).

undan, vor uns haben. Mit Sicherheit ist jedenfalls eine zweite und häufigere Benennung des Stahles als *ἀδάμας χάλυψ* (auch *χαλυβδικός* Eur. Her. 162), welches zuerst bei Aeschylus Prom. 133 genannt wird:

> *κτύπου γὰρ ἀχὼ χάλυβος διῇξεν ἄντρων μυχόν*

aus kaukasisch-pontischen Gegenden nach Griechenland eingewandert. Dieses Wort geht ohne Zweifel auf den Namen des nordischen Volkes der Chalyber *(Χάλυβες, Χάλυβοι)* zurück, welche das Altertum sowohl nördlich des Pontus und Kaukasus als auch südlich bis Armenien und Paphlagonien mit schwankend angegebenen Wohnsitzen kennt, und welches nach einstimmigen Zeugnissen sich durch Bergwerke auf Eisen und Eisenmanufaktur auszeichnete. So werden die *σιδηροτέκτονες Χάλυβες* schon von Aeschylus Prom. 715 im unmittelbaren Anschluß an die Nomaden-Scythen *(Σκύθαι νομάδες)* genannt, wozu die Hesychischen Glossen *Χαλύβοι· ἔθνος τῆς Σκυθίας, ὅπου σίδηρος γίνεται* und *Χαλυβδική· τῆς Σκυθίας, ὅπου σιδήρου μέταλλα* stimmen. Xenophon unterscheidet in seiner Anabasis zweierlei Chalyben, die einen zwischen Araxes und Kyros, die anderen als die Unterthanen der Mossynöken im Pontus. Von letzteren heißt es V, 5, 1 *ὁ βίος ἦν τοῖς πλείστοις αὐτῶν ἀπὸ σιδηρείας* u. s. w.

Daß auch die Tibarener und Moscher der Bibel in die Pontusgegenden weisen, ist schon gesagt (vgl. oben p. 278 Anm.). Ebenso mag das „nordische" Eisen, welches Jerem. 15, 12 genannt wird, hierher gehören.

Wie das griech. *σίδηρος*, so steht auch das lat. *ferrum* ohne jeden Anschluß innerhalb der indog. Metallnamen.*) Auch fehlt es nicht an Zeugnissen, welche das Fehlen des Eisens im ältesten Latium beweisen. Unter den Zünften des Numa wird der *faber ferrarius* vermißt. Dazu ist der Gebrauch des Eisens in den ältesten Cultussatzungen überall ausgeschlossen. Mit einem bronzenen Messer muß der römische Flamen Dialis sich den

*) Den Versuch, *ferrum* mit indog. Metallnamen zu vergleichen, haben Pictet *Origines*[2] I p. 197, der es mit skrt. *bhadrám* „Eisen" (?) zusammenstellt, und Lottner K. Z. VII p. 183, der an isl. *bras* denkt, gemacht. Vgl. noch Pott Et. Forsch. II p. 278, Schweizer K. Z. I p. 478, Fick Vergl. Wörterb. II p. 169. Alle diese Deutungsversuche sind im höchsten Grade unbefriedigend.

Bart schneiden, mit einem ehernen Pflug muß das Gebiet einer neuen Städtegründung umzogen werden u. s. w. (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebene p. 80, 81). Damit stimmt überein, daß in den Pfahlbauten der Poebene, welche die Vorfahren der Römer bewohnten, Eisen nicht gefunden worden ist (vgl. Helbig a. a. O. p. 21).

Von welcher Seite her lernten aber die Römer zuerst das wichtige Metall kennen, das später bei ihnen doch so gewöhnlich wurde, daß der Schmied *faber ferrarius* heißt, und Schwert und Pflug metonymisch *ferrum* genannt werden? Vielleicht weist das lat. *ferrum* selbst den Weg; denn da dasselbe unschwer auf **fersum* zurückgeht, so stehe ich mit anderen wie Lenormant, O. Weise (Griech. Wörter im Lat. p. 153) rc. nicht an, es mit den oben angeführten Ausdrücken der semitischen Sprachen hebr. *bar(ĕ)zel* rc. in Verbindung zu bringen. Daß direkte, d. h. durch Griechen nicht vermittelte Übertragung phönicisch-karthagischer Wörter in das Lateinische stattgefunden hat, zeigen Fälle wie lat. *palma*: hebr. *tâmâr*, *tomir* und lat. *pavo* im Verhältnis zu griech. *ταώς* (vgl. V. Hehn Culturpflanzen [3] p. 240 u. 311, O. Weise Griechische Wörter im Lat. p. 136 u. 108). Bekannt ist auch, daß die Phönicier ihre Seefahrten wenigstens bis *Caere* (vgl. Mommsen Röm. Gesch. I [3] p. 128) ausdehnten. Einige Tagereisen nördlich aber von der hier errichteten punischen Faktorei lag die eisenreiche Insel Elba

Insula inexhaustis Chalybum generosa metallis (Vergil),

Αἰθάλη die „rußige" bei den Griechen genannt.

Indem wir nunmehr von dem Süden zu dem breiten Rücken unseres Erdteils emporsteigen, finden wir den Mangel an Eisen in der ältesten uns geschichtlich überlieferten Zeit überall durch klare historische Zeugnisse hervorgehoben. Und zwar läßt sich die Bemerkung machen, daß derselbe in der Richtung nach Nord-Ost im Zunehmen begriffen ist. Nach der Germania des Tacitus (*cap.* 6) „war Eisen in Deutschland nicht in Menge vorhanden" *(ne ferrum quidem superest)*. Im Norden wußte schon Cäsar von den Britannen, daß Eisen nur am Meere, und auch hier nur in unbedeutendem Maße vorkäme *(de bell. gall.* V *cap.* 12*)*. Im Osten nennt Tacitus in dem Stamm der Ästier den preußisch-lettischen Sprachzweig. Hier heißt es schon (*cap.* 45): *rarus ferri, frequens fustium usus.* Seine Kenntnis beschließt das Volk der *Fenni*

erster Linie dient es als Material zur Anfertigung ländlicher Gegenstände; aber auch Beile, Schwerter, Schlachtmesser, Keulen, Pfeilspitzen werden häufig als aus Eisen gefertigt genannt. Ja, *σίδηρος* bedeutet zuweilen geradezu Beil und Schwert. Trotzdem haben wir schon darauf hingewiesen, daß das sprachliche Verhältnis von *χαλκός* : *σίδηρος* auf ein historisches *prius* des ersteren mit großer Wahrscheinlichkeit hinweist.

Auch hat sich in Griechenland schon in sehr früher Zeit eine bestimmte Tradition über die Herkunft des Eisens festgesetzt. Dieselbe wird nämlich nach einer sehr alten Überlieferung in die Nachbarschaft des Pontus Euxinus, auf den phrygischen Ida zurückgeführt, in dessen waldigen Thälern die *Ἰδαῖοι Δάκτυλοι*, Kelmis, Damnameneus und Akmon das bläuliche Eisen gefunden und bearbeitet haben sollen. Sowohl in dieser, oben bereits mitgeteilten Stelle der *Phoronis*, der ältesten, welche die idäischen Dactylen erwähnt (vgl. oben p. 233), als auch in den begleitenden Worten des Scholiasten (*γόητες δὲ ἦσαν καὶ φαρμακεῖς. Καὶ δημιουργοὶ σιδήρου λέγονται πρῶτοι καὶ μεταλλεῖς γενέσθαι.* Schol. Apoll. A. I, 1126), ist aber ausschließlich von dem Eisen, nicht von anderen Metallen die Rede, so daß erst spätere die letzteren noch hinzugefügt zu haben scheinen. Das Parische Marmor (*ἀφ' οὗ Μίνως ὁ πρῶτος ἐβασίλευσε καὶ Κυδωνίαν ᾤκισε καὶ σίδηρος εὑρέθη ἐν τῇ Ἴδῃ, εὑρόντων τῶν Ἰδαίων Δακτύλων Κέλμιος καὶ Δαμναμενέως ἔτη* 1168 *βασιλεύοντος Ἀθηνῶν Πανδίονος*) giebt sogar ein bestimmtes Jahr für die Entdeckung des Eisens an.

Wüßten wir nur etwas von den Sprachen der kleinasiatischen Nationen, so würde sich vielleicht das innerhalb der indogermanischen Metallnamen völlig vereinzelte griech. *σίδηρος* (dor. u. aeol. *σίδαρος* Sapph. 119) leicht und ansprechend erklären. Beachtung verdient vielleicht, daß der Stamm *σιδηρο-*, der, wie wir sahen, sonst in Orts- und Personennamen fast nicht verwendet wird, im Lycischen in beiden wiederkehrt. Vgl. *Σιδα-*

Vorrat, und zwar in der Stadt, schmieden läßt und sie dann zu Hause für das jedesmalige Bedürfnis bereit liegen hat; oder man kann annehmen, daß der Landmann dem Schmiede je nach Bedürfnis von seinem Eisenvorrate liefert, wie dies noch heut zu Tage auf dem Lande nicht selten geschieht, woraus man dann die Existenz von Dorf- oder Wanderschmieden folgern müßte". (Vgl. Buchholz Die hom. Real. I, 2 p. 336.)

nommen wurde, in denen er nun got. *eisarn*, altſ. *îsarn*, agſ. *îsern* (engl. *iron*), altn. *îsarn, jârn*, ahd. *îsarn* lautet. Überall verratet das den germaniſchen Sprachen fremde Suffix *-arn* die Entlehnung aus der Fremde.

Die germaniſchen Völker übernehmen nun ihrerſeits die Culturaufgabe, das wertvolle Geſchenk des Weſtens weiter oſtwärts zu vermitteln. Im Altnordiſchen wird eine beſtimmte Gattung des Eiſens, der im Norden häufig vorkommende Raſeneiſenſtein *(ferrum ochraceum) rauđi* genannt. Dieſes Wort hat in den übrigen germaniſchen Sprachen keine Anknüpfung, ſchließt ſich aber zu einer Reihe mit altſl. *ruda* „Metall“, lit. *rūdà* (dies ein ſlaviſches Lehnwort vgl. A. Brückner Die ſlav. Lehnw. im Litauiſchen p. 128), Wörter, deren Zuſammenhang mit lat. *raudus*, ſkrt. *lôhám* ꝛc. wir bereits oben (p. 271) kennen gelernt haben. Demnach bedeutete altn. *rauđi* urſprünglich Kupfer, dann ohne Zweifel das rote, erzartige Eiſen, eben den Raſeneiſenſtein. Dieſes Wort iſt nun aus dem Nordiſchen durch das Finniſche in die übrigen weſtfinniſchen Sprachen eingedrungen, ſo daß es der eigentliche weſtfinniſche Ausdruck für das Eiſenerz geworden iſt: finn. *rauta*, eſtn. u. wepſ. *raud*, liv. *raud*, *rôda*, *raod*, lapp. *ruovdde*. Auch ſonſt ſind zahlreiche finniſche Ausdrücke für das Eiſen und ſeine Bearbeitung germaniſch-nordiſchen Urſprungs. So *malmi*, *malvi* „Eiſenerz“, *takki rauta* (ſchwed. *tackjern*) „Roheiſen“, *melto-rauta*, auch bloß *melto*, *mento*, *manto*, lapp. *malddo* (ſchwed. *smälta*) „ungehämmertes Eiſen“ ꝛc.; auch die Benennungen der Schmelzhütte und des Hochofens ſind entlehnt. Daneben fehlt es nicht an einer Reihe genuiner Wörter (vgl. Ahlqviſt Culturw. p. 67 f. und *Bulletin de l'acad. de St. Pétersbourg* VI p. 178). Denn das muß zugegeben werden, daß die Finnen, einmal hingewieſen auf den Reichtum ihrer Seen und Sümpfe (vgl. das oben p. 214 über die Geburt des Eiſens Mitgeteilte) bald zu großer Fertigkeit im Eiſenhandwerk ſich emporſchwangen, ja vielleicht ihre germaniſchen Nachbarn überflügelten. Lebendiges Zeugnis ihrer Eiſenſchmiedekunſt legen die überaus häufig mit *rauta* „Eiſen“ zuſammengeſetzten Orts- und Diſtriktnamen der Finnen ab, wie *Rautajärvi, Rautawesi, Rautakangas* und viele andere, wie auf althochdeutſchem Boden *Isarnho, Isanpach, Isanhus* ꝛc. (vgl. Förſtemann Deutſche Ortsnamen p. 139).

Eine ganz andere Erklärung der weſtfinniſchen Wörter

(finn. *rauta* ꝛc.) giebt Lenormant (sowohl Die Anfänge der Cultur I p. 79 als auch *Transactions of the Soc. of Bibl. Arch.* VI p. 354), indem er dieselben mit dem obengenannten accad. *urudu* „Kupfer" vergleicht und auch die litu-slavischen Ausdrücke *ruda* ꝛc. aus ihnen hervorgehen läßt, eine Anschauung, welche dann erst discussionsfähig wäre, wenn sich der finnische Ursprung der Accadier wirklich beweisen ließe.

Zunächst glauben wir daher an der auf Sjögrens und Ahlqvists Autorität fußenden Darstellung festhalten zu müssen.

Der germanische Ausdruck für das Eisen *(rauta = rauđi)* findet sich aber nur in den westlichen Sprachen finnischen Stammes, wie ein gleiches mit dem germanischen Namen des Goldes der Fall war (vgl. oben p. 253). Im Osten des genannten Sprachgebietes gilt wie für das Gold, so auch für das Eisen ein anderes Wort: ostj. *karti,* wotj. *kort,* syrj. *kört,* tscher. *kirtni*, wog. *ker*, *kier*, das sich, ebenso wie der ostfinnische Name des Goldes, nur durch Zurückführung auf das iranische Sprachgebiet erklären läßt. Hier bedeutet altir. *kareta,* npers. *kârd*, buchar. *gârd*, kurd. *ker*, osset. *khard* ꝛc. „das eiserne Messer", und es ist unschwer begreiflich, wie wilde Barbarenstämme das niegesehene Metall nach dem Werkzeug benannten, in welchem es ihnen zuerst oder zumeist aus den iranischen Culturländern zugeführt werden mochte. Auch im Slavischen (poln. *kord* ꝛc.) und Litauischen (*kárdas* poln. Lehnw. „Schwert", vgl. A. Brückner a. a. O. p. 202) ist das Wort bekannt.

Inmitten dieser Strömungen von Ost und West liegt das litu-slavische Sprachgebiet mit einem gemeinsamen Namen des Eisens lit. *geleżìs*, lett. *dzelse*, preuß. *gelso*, altsl. *želězo.* Wir haben uns schon oben (p. 277) für die Verknüpfung dieser Wörter mit dem griech. *χαλκός* ausgesprochen, doch so, daß wir eher an eine sehr alte Entlehnung der Litauer und Slaven von den pontischen Colonien her als an Urverwandtschaft denken.

Endlich bleibt mir in Europa noch eine ebenso interessante als leider dunkle Bezeichnung des Eisens zu nennen. Es ist das albanesische *χέκουρ-ι, hékur,* auch *ékur.* Es ist der einzige nicht ostensibel aus der Fremde entlehnte Metallname dieser Sprache, welcher allen Mundarten derselben gemeinsam ist. Das einzige, woran man vielleicht zur Erklärung dieses dunklen Wortes denken könnte, wäre, da das anlautende *χ, h* des Albanesischen, wie mir

H. Prof. G. Meyer mitteilt, unorganisch sein kann, das armenische *erkath*, georg. *rkina* u. s. w. (vgl. oben p. 287).

Verhältnismäßig jung sind, wie sich nicht anders erwarten läßt, auch im Norden die Namen des Stahles.

Immerhin haben die germanischen Sprachen eine in allen Dialekten übereinstimmende Benennung desselben: ahd. *stahal*, mhd. *stahel*, *stachel*, *stâl*, altn. *stâl*, engl. *steel*, welche beweist, daß die Kunst das Eisen zu härten, hier früh bekannt war. Das germanische Wort, welches offenbar zu ahd. *stachila*, *stachulla* „*cuspis*“ gehört und eine ähnliche Bedeutungsentwicklung wie lat. *acies ferri* = *chalybs* (vgl. unten) aufweist, ist dann nicht nur in das Lappische *stalle* (der finnisch-estnische Ausdruck ist *teräs*, *teras* = lett. *têrauds*), sondern auch ins Altpreußische (*panu-staclan*) und in zahlreiche slavische Sprachen, russ. *stalĭ*, kleinruss. *stal* 2c. gewandert.

Wie hier vom Westen, so beweist sich der Slavismus auch vom Osten in seinen Benennungen des Stahles abhängig. Russ. *bułatŭ* 2c. haben wir in seinem Zusammenhang mit Vorderasien schon kennen gelernt. Vgl. ferner serb. *čelik*, alb. *tšelik*, türk. *čelik*, pers. *čaluk*; russ. *haralugŭ*, džagat. *karâlûk*, endlich auch poln. *demeszek* „damasciertes Eisen“, serb. *demiškinja*, türk. *dimiški*, ngr. *διμισκί* (Damascus).

Die weiteste Verbreitung aber hat in Europa das lat. *acies* (= *nucleus*) *ferri* gefunden, das sich im Mittellateinischen zu *aciare*, *aciarium* entwickelt. Aus diesem letzteren gehen einerseits it. *acciajo*, span. *acero*, altport. *aceiro*, fr. *acier*, wal. *otzel*, ung. *atzél*, süd- und westslav. *ocĕlĭ*, *ocel*, andererseits it. *acciale*, ven. *azzale*, ahd. *ecchil*, *ecchel* 2c. (nsl. *jeklo*) hervor (vgl. Diez. Etym. Wörterb. [4] p. 5).

Litauisch-Altpr. *plienas*, *playnis* ist mir dunkel.

VIII. Capitel.

Kupfer, Bronze, Eisen in ihrer historischen Aufeinanderfolge.

Nachdem wir so das umfangreiche Material der indog. Kupfer-,
:z- und Eisennamen übersehen und besprochen haben, dürfte
am Platze sein, die historischen Resultate, zu welchen wir
ommen zu sein glauben, hier in aller Kürze zusammenzufassen.
Zuvörderst konnte das Kupfer das proethnischste aller Metalle
annt werden. Für die indog. Urzeit wurde dies durch die
ichung *áyas-aes* bewiesen, welche ursprünglich weder das Eisen
h die Bronze (Mangel gemeinsamer Zinnnamen), sondern eben
das unvermischte Schwarzkupfer bezeichnen konnte. Daneben
vielleicht noch ein zweiter Ausdruck *lôhá-raudus* vorhanden,
cher das Kupfer als das „rote" benannte. Trotzdem kann
r auch dieses Metall, da das Vorhandensein reiner Kupfer-
iden problematisch ist, und die indog. Sprachen in der
rminologie des Schmiedehandwerks jeglicher Gemeinschaft ent-
ren, vor der Trennung der Völker noch nicht zu metallurgischen
ecken verwendet worden sein, wenn es auch nicht ausgeschlossen
daß Stückchen des kostbaren Metalles zu verschiedenen Schmuck-
enständen (skrt. *maṇi*, zend. *minu*, griech. *μάννος*, lat. *monile*,
sl. *monisto*, ahd. *menni*) gebraucht wurden. Die indog. Urzeit
örte vielmehr dem sogenannten Steinalter an, wie Cap. X
Besprechung der indog. Waffennamen ꝛc. noch direkt beweisen
Abgesehn von jenen uralten Bezeichnungen des Kupfers
ß also bei dem allmählichen Aufblühen des Schmiedehandwerks
des Goldes und Silbers so auch die hauptsächlichste Termi-

nologie des Kupfers, Erzes und Eisens erst nach der Trennung der Einzelvölker sich festgesetzt haben, ohne daß sich in derselben weitgehende ethnologische, teilweis auf erkennbarer, teilweis auf nicht mehr erkennbarer Entlehnung (vgl. oben p. 201 f.) beruhende Zusammenhänge übersehen ließen.

Was nun das historische Verhältnis der Benennungen des Eisens und des Kupfers (Erzes) anbetrifft, so ergiebt sich für Europa im Süden und im Norden ein geradezu entgegengesetzter Zustand.

In den südlichen Landschaften, in Griechenland und Italien ist die Bearbeitung der Bronze der des Eisens voraufgegangen. Dies wird nicht nur durch ausdrückliche historische Überlieferung, sondern auch durch eine Reihe sprachlicher Thatsachen bezeugt, wie die, daß in der ältesten Sprache Griechenlands der Stamm *χαλκο-* in viel höherem Grade bildungs- und ableitungsfähig ist als der Stamm *σιδηρο-*, oder die, daß den hellenischen Eigennamen, sowohl Ort- als Personennamen zwar häufig der Name des Kupfers (Erzes), fast nie aber der des Eisens zu Grunde liegt. Woher der Süden Europas dieses letztere Metall empfangen habe, läßt sich nur vermuten. Die griechische Überlieferung weist mit großer Bestimmtheit auf Kleinasien, der Name des Stahles (*χάλυψ*) direkt auf pontische Gegenden hin. Das lat. *ferrum* ist vielleicht aus dem Semitischen (hebr. *bar(ĕ)zel*) hervorgegangen.

Gerade umgekehrt stehen die Dinge im Norden Europas. In zwei Gruppen finden sich hier etymologisch übereinstimmende Namen des Eisens: einmal das celtisch-germanische *iarn-eisarn*, das andre Mal das litu-slavische *geležìs-želězo*. Beide Gruppen scheinen in sehr früher Zeit aus Benennungen des Kupfers oder Erzes hervorgegangen zu sein, und zwar die celtisch-germanischen Wörter aus einem hypothetisch für das Celtische anzusetzenden **ais, *eis, *îs* (= lat. *aes*) + dem specifisch celtischen Suffix *-arn*, die litu-slavischen Wörter aus dem durch Vermittlung der pontischen Colonien dem Norden zugeführten griech. *χαλκός* (*χαλχός*). Demgegenüber erweisen sich die eigentlichen Namen des Kupfers (Erzes) in den nordischen Sprachen als alleinstehend, zum teil auch als aus der Fremde, der slavische *(mědĭ)* als aus dem Germanischen, der litu-preußische *(wārias)* als aus dem Iranischen, der germanische (ahd. *chuphar*) als aus dem Lateinischen entlehnt. Dunkel ist das celtische ir. *umae* 2c. Eigennamen werden im

Norden hauptsächlich, vielleicht ausschließlich mit den Benennungen des Eisens gebildet.

Wenn demnach alles dafür spricht, daß im Norden Europas erst nach der Bekanntschaft mit dem Eisen das Schmiedehandwerk sich entwickelt habe, so können doch schon vor derselben durch auswärtigen Verkehr bronzene Gegenstände daselbst verbreitet gewesen sein. Leider kann die Sprache in der wichtigen Frage nach der Herkunft der Bronze nicht von Entscheidung sein, da in der älteren Zeit, wie es auch auf anderen Sprachgebieten der Fall ist, die Benennungen des Kupfers mit dem seiner Mischung mit Zinn zusammenfallen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den arischen Indogermanen, so kann in den ältesten Denkmälern derselben, im Veda und Avesta *áyas-ayaṅh* nur die Bronze, das Erz bezeichnet haben, eine Bedeutung, die allerdings auf beiden Sprachgebieten allmählich in die des Eisens übergegangen ist. Mit Sicherheit läßt sich dieses Metall erst in dem Ausgang der vedischen Periode in Indien nachweisen. In Iran muß es, da in den meisten iranischen Dialekten, auch im Ossetischen ein gemeinsamer Ausdruck für dasselbe existiert (afghan. *ospana*), schon in der Zeit bekannt gewesen sein, welche dem Auseinandergehn der iranischen Stämme vorausging.

Das Armenische hat an dem iranischen Worte keinen Anteil, sondern benennt das Eisen anscheinend mit einem kaukasischen Ausdruck.

IX. Capitel.

Zinn und Blei.*)

Die archäologischen Untersuchungen haben über das Auftreten des Bleies und Zinnes im Verhältnis zu einander und zu den übrigen Metallen noch nicht zu einem entscheidenden Resultat geführt. Während man früher glaubte, daß das Zinn, welches in den Schweizer Pfahlbauten, in Hallstadt (vgl. Lubbock Die vorgesch. Zeit p. 20) ꝛc. gefunden worden ist, zu den ältesten Metallen gehöre, das Blei dagegen zugleich mit dem Silber erst in der sogenannten Eisenzeit aufträte (vgl. Lubbock a. a. O. p. 15), ist heute, besonders durch die Schliemannschen Ausgrabungen, diese Anschauung durchaus unhaltbar geworden. In Hissarlik findet sich in allen fünf vorhistorischen Städten Blei, in keiner Zinn. In Mykenae, wo bekanntlich fast ausschließlich die Bronzezeit herrscht, ist ebenfalls reichliches Blei entdeckt worden (vgl. Schliemann *Mycènes* p. 145).

In den alten Aufzählungen der Metalle bildet das Blei durchaus den Schluß der feststehenden Reihenfolge. Das Zinn, welches bei den Hebräern (vgl. Moses IV, 31, 22) ebenfalls

*) Vgl. den überaus gelehrten und inhaltsvollen Artikel *zin* in Schades Altdeutschem Wörterbuch [2] 1872—82, in welchem ein ausführliches Bild des ältesten Zinnhandels entworfen wird. Während ich also den Leser, welcher sich über diesen Gegenstand näher unterrichten will, auf diese gründliche Arbeit in sachlicher Beziehung verweise, muß ich hinzufügen, daß die sprachlichen Zusammenstellungen Schades, welche vielfach von obiger Darstellung abweichen, nicht mit gleicher Zuversicht aufzunehmen sind.

erst am Ende genannt wird, findet dagegen in den assyrisch-akkadischen Inschriften in der Regel zwischen Silber und Bronze, jedenfalls vor dem Eisen (vgl. Lenormant *Transactions of the Soc. of Bibl. Arch.* VI p. 337, 345) seine Stellung, was auf ein hohes Alter dieses Metalls in Mesopotamien schließen läßt.

Die Überlieferung fast aller Culturvölker kennt allerdings schon von Anfang an zwei besondere Ausdrücke für Blei und Zinn. Die Bibel *'operet* und *b(ĕ)dîl*, der Veda *sīsa* und *trápu*, der Avesta *sru* (vgl. Justi Handw. p. 308) und *aonya*, Homer *μόλυβος* und *κασσίτερος* das Lateinische *plumbum* und *stannum*, wenn es auch zweifelhaft sein kann, ob diese Ausdrücke wirklich überall das bezeichneten, was wir heute im wissenschaftlichen Sinne unter Blei und Zinn verstehn (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV p. 125 f.). Eine bemerkenswerte Ausnahme machen, wie schon erwähnt, nur die ägyptischen Inschriften, in denen Lepsius (vgl. a. a. O. p. 114) neben *ṭehṭ*, *ṭehṭi*, *ṭehṭu*, welches nach Ausweis des Koptischen „Blei" bedeutet, kein besonderes Wort für das Zinn hat nachweisen können. Öfter aber geschieht es, daß ein und dasselbe Wort in zwei Sprachen bald das eine, bald das andere Metall bezeichnet. So bedeutet im Accadisch-Assyrischen *anna-anaki* ohne Zweifel das Zinn (vgl. oben p. 272), während eben dieses Wort im hebr. *ănâk* die Bedeutung „Blei" angenommen hat. Ebenso verhält sich slav. *olovo* „Blei": lit. *alwas* u. s. w.

Nicht selten haben auch die Sprachen namentlich uncivilisierter Völker für beide Metalle nur ein Wort aufzuweisen, wie mordv. *kivä*, tscherem. *vulna*, syrj. *eziś* (auch Silber), wotj. *uzveś* (auch Silber). Auf einen gleichen Zustand weist übrigens auch das lat. *plumbum nigrum* „Blei" und *plumbum album* „Zinn" hin.

Das Zusammenfallen beider, chemisch doch ganz verschiedenen Metalle im sprachlichen Ausdruck mag in der Ähnlichkeit ihrer Farbe und ihres Aussehens, sowie in der Beschränktheit ihrer Verwendung seinen Grund haben. Jedenfalls scheinen erst vorgerücktere metallurgische Kenntnisse Blei und Zinn durch besondere Benennungen unterschieden zu haben.

Was aber den sprachlichen Charakter der Blei- und Zinnnamen anbetrifft, so erweist sich derselbe als der von oft weit über Land und Meer ausgebreiteten oder versprengten Wander-

wörtern, und wenigstens auf indog. Gebiet hat niemand, auch nicht Pictet, gewagt, einen derselben als urindogermanisch in Anspruch zu nehmen. Sehr schwierig aber, ja vielleicht unmöglich ist es, den Ausgangspunkt dieser culturhistorisch so bedeutenden Wortreihen mit Sicherheit festzustellen, und ich fürchte von Anfang an, daß wir über ziemlich bescheidene Zusammenstellungen des Verwandten und einzelne Anhaltepunkte nicht weit hinaus kommen werden. Doch ist dies Pflicht zu bemerken gegenüber dem völlig unwissenschaftlichen Gebrauch, welchen Männer wie Pictet, Lenormant und viele andere von den in Frage stehenden Wortreihen gemacht haben, so daß sie alles beweisen konnten, was sie beweisen wollten.

Die älteste in Europa begegnende Benennung des Zinnes ist bekanntlich das homerische, aber auf die Ilias beschränkte *κασσίτερος*, dessen Übersetzung mit Zinn (*plumbum album*) sich auf das ausdrückliche Zeugnis des Plinius hist. nat. XXXIV, 16, 47 stützt.*) Verzierungen an Panzern, Schilden und Wagen sind aus Zinn verfertigt. Selbst Beinschienen aus Zinn, die aber vielleicht nur mit Zinn belegt sind, werden genannt. Es führt das Beiwort *ἑανός*, das nach Curtius (Grundzüge [5] p. 376) zur Wurzel *ves* gehört und „umhüllend" bedeutet. Bereits Herodot III *cap.* 115 weiß, daß der *κασσίτερος* (ebenso wie *τὸ ἤλεκτρον*) aus dem fernsten Westen, wo seine Kenntnis endet, von den *Κασσιτερίδες* nach Hellas gekommen sei. Doch ist er über die wirkliche Lage derselben im unklaren, und erst die Römer haben den Namen Cassiteriden auf die durchaus keine Metallgruben enthaltenden Scillyinseln übertragen (vgl. Kiepert Lehrb. d. alten Geogr. p. 528). Zinn wird vielmehr seit Alters bis in unsere Tage an der südwestlichen Küste Englands, im heutigen Cornwall gewonnen, wo es Cäsar *de bell. gall.* V *cap.* 12 kennt.**) Kurze Zeit nach ihm beschrieb Diodorus V *cap.* 22 ausführlich die bergmännische Gewinnung des Zinnes an diesem Orte und seinen Transport quer durch Gallien nach Massilia und Narbo (vgl. O. Schade Altd. Wörterbuch p. 1272). Als Vermittler zwischen

---

*) *Sequitur natura plumbi, cuius duo genera, nigrum atque candidum. Album habuit auctoritatem et Iliacis temporibus, teste Homero, cassiterum ab illo dictum.*

**) *Nascitur ibi plumbum album in mediterraneis regionibus, in maritimis ferrum, sed eius exigua est copia; aere utuntur importato.*

Britannien und Hellas sind in ältester Zeit ohne Zweifel die Phönicier zu denken. Dies folgt nicht nur aus allgemeinen Erwägungen, sondern auch aus der bestimmten Überlieferung des Plinius VII, 197: *Plumbum ex Cassiteride insula primus adportavit Midacritus.* Midacritus aber ist natürlich der phönicische *Melkart*, griech. Ἡρακλῆς, der die Phönicier auf ihren Seefahrten als schützender Gott begleitete. Auch läßt sich das griech. *κασσίτερος*, welches im Griechischen ohne Etymologie dasteht, mit semitischen Zinnnamen assyr. *kâsazatirra*, akkad. *id-kasduru*, arab. *kazdir* (vgl. Lenormant. a. a. O. p. 337) zusammenstellen. Das griechische Wort ist dann einerseits in die slavischen Sprachen altsl. *kositerŭ*, nsl. *kositer*, kroat. *kositar*, serb. *kositer*, poln. *kositarz*, russ. *čistĭsĭ* (altpr. *cassoye* „Messing"?? Schade a. a. O. p. 1265) und ins Walachische *kositoriŭ*, andererseits aber, offenbar erst mit den Eroberungszügen Alexanders des Großen, in das Sanskrit (*kastîra*, vgl. P. W. II p. 192) eingedrungen. Das arabische Wort hat eine weite Wanderung in die afrikanischen Sprachen (*kesdir*) angetreten.

Mit dieser Zusammenstellung ist nun keineswegs der ursprüngliche Ausgangspunkt unseres Wortes ermittelt. Am ehesten wird man nach dem oben Erörterten an die celtischen Sprachen zu denken geneigt sein. Der älteste Ausdruck für das Zinn lautet hier, im Altir. *créd*, gen. *créda*, (vgl. *créd-umae* „Zinn-Kupfer" = Bronze, *Sullivan Customs and manners* I CCCCIX Anm. 748). *Creidne* ist der älteste Eigenname eines Schmiedes (*cerd*) in Irland, was für die uralte Bekanntschaft der Iren mit dem *créd* spricht (vgl. *Manners and customs* III p. 210). Da für das irische Wort jede ansprechende Etymologie fehlt (vgl. Fick Wörterb. II p. 70 u. 802), so rechtfertigt sich vielleicht die an Kenner des Celtischen zu richtende Frage, ob sich ir. *créd* etwa mit den angeführten griechisch-semitischen Zinnnamen in irgend welche Beziehung bringen lasse?

Giebt so schon das griech. *κασσίτερος* eine Anzahl von Rätseln zu raten auf, so knüpfen sich an das ebenfalls schon homerische *μόλιβος* (Il. XI, 237) und *μόλυβδος* in *μολυβδαίνη* (Il. XXIV, 80) „Blei" noch zahlreichere Controversen. Zunächst haben mehrere Sprachforscher *μόλυβος* und das lat. *plumbum*, das in den romanischen Sprachen und im Albanesischen (*πλjουμπ-bi*) wiederkehrt, auf einen gemeinsamen Stamm zurückgeführt, den sie bald als **μλομβο* (G. Meyer Griech. Grammatik), bald

als *mluva* (Curtius Grundzüge [5] p. 370), bald als *mlubo* (Fick Wörterb. II [3] p. 200) angesetzt haben. Ist dies richtig, so müßte die Bekanntschaft mit dem Blei in eine Zeit zurückgehen, wo das Sprachgebiet der Griechen und Italer noch geographisch verbunden war. Allein man wird zugeben, daß dies dem völligen Auseinandergehen der griechischen und römischen Metallnamen gegenüber (*aurum* : *χρυσός*, *argentum* : *ἄργυρος*, *aes* : *χαλκός*, *ferrum* : *σίδηρος*, *stannum* : *κασσίτερος*) sehr unwahrscheinlich ist. Ich möchte daher eher mit Saalfeld Griechische Lehnwörter im Lateinischen p. 28 an eine alte Entlehnung des lat. *plumbum* aus *μόλυβος* denken. Der Svarabhakti-Vocal *o* des griechischen Wortes konnte in einem westlichen Dialekt Griechenlands leicht verschwinden, so daß vielleicht **μλυβος* oder **μλυ̨βος*, möglicher Weise auch **βλυβος* (vgl. rhodisch *περιβολιβῶσαι* „mit Blei befestigen", G. Meyer Griech. Gramm. p. 166) gesprochen wurde, woraus dann lat. *plumbum* wie *tem-p-lum*, *exem-p-lum* hervorging.

Eine weitere Frage ist, ob die germanischen Benennungen des Bleies ahd. *pliu*, *pliuwes*, mhd. *blî*, *blîwes*, altn. *blý*, das auch in westfinnische Sprachen (finn. *plyijy*, *lyijy*, lapp. *blijo*, *lagjo*), denen ein gemeiner Name für Zinn oder Blei durchaus fehlt, eingedrungen ist, mit dem lat. *plumbum* etwas zu thun haben. Grimm im Wörterbuch leugnet dies und deutet Blei als das „*lividum*, blaue, bläuliche Metall." Allein die beiden Wörter *blau* und *blei* repräsentieren, trotz O. Schade a. a. O. p. 1269, völlig verschiedene Vocalreihen, welche nicht miteinander vermengt werden dürfen. Aber auch die Urverwandtschaft der germanischen Wörter mit *plumbum* (vgl. Corssen Kritische Nachtr. p. 174 u. 175) oder ihre Entlehnung aus demselben hat bis jetzt durch keine sprachlichen Analoga wahrscheinlich gemacht werden können.

Aber kehren wir zu dem griechischen Wort zurück, so macht die Unsicherheit seiner auslautenden Silbe (*μόλιβος*, *μόλυβος*, *μόλυβδος* (wie *χάλυβ-χαλυβδικός*), sowie der Mangel jedweder ansprechenden Ableitung sehr mißtrauisch gegen seine griechische Herkunft. Im südlichen Spanien, das bei seinem Silberreichtum auch an Blei nicht arm sein konnte, wird im Gebiet der Mastarner, bei den Säulen des Hercules eine Stadt *Μολυβδίνη* genannt. Hängt vielleicht der griechische Name mit ihr zusammen? Oder ist das Hindostanische *mulwa* (vgl. Pott. Etym.

F. I[1] p. 113), zig. *molliwo* (vgl. Pott Zigeuner II p. 456) doch nicht, was allerdings das wahrscheinlichste, eine Entlehnung aus ngriech. *μολύβι* (vgl. *χάλκωμα* = zig. *charkom*), sondern bewahrt die Erinnerung an irgend einen orientalischen, frühzeitig in das Abendland gewanderten Namen des Bleies? Wir wissen es nicht, und werden es wohl auch nicht wissen.

Etwas durchsichtiger als diese Verhältnisse im Süden Europas sind drei Wortreihen, welche von italisch-romanischem Boden aus sich nach dem Norden erstrecken. Am Anfangspunkt der ersten steht das lat. *stannum*, welches aber die Bedeutung „Zinn" nachweislich erst im IV. Jahrh. nach Chr. angenommen hat und vorher verschiedene Bleilegierungen bezeichnete (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV p. 127). Das lateinische Wort hat sich zunächst in die romanischen Sprachen: it. *stagno*, sp. *estaño*, fr. *étain*, fortgepflanzt. Doch gehen diese Bildungen nicht auf *stannum* selbst, sondern auf die ältere und volkstümliche Form dieses Wortes *stagnum*, *stagneus*, *stagnatus* zurück (vgl. Diez Etym. Wörterb.[4] p. 306). Die Herkunft von *stannum*, *stagnum* selbst ist ungewiß.

Zweitens haben die celtischen Sprachen das römische Wort übernommen: ir. *stan*, *stain*, *sdan*, arem. *stéan*, *sten*, *stin*, cornisch *stéan*, cymr. *ystaen* „Zinn". Diese Lehnwörter haben offenbar den einheimischen Ausdruck *créd* in den Hintergrund gedrängt.

Sehr verlockend ist es endlich, auch die germanischen Wörter altn. agls. *tin*, ahd. *zin*, das wiederum in das Polnische (*cyna*) und Litauische (*cìnas*) und vom Norden her in die meisten westfinnischen Sprachen (*tina*) gewandert ist, hierher zu stellen. Doch verbieten die Gesetze der deutschen Lautverschiebung, nach welchen ein niederd. *t*, hochd. *z* keinem lat. *st* entsprechen kann, dies völlig. Leider muß überhaupt die Herkunft des germanischen Wortes als völlig dunkel bezeichnet werden, und weder die Ableitung desselben aus chines. *tschîna* nach aus malay. *tîmah* hat eine Spur von Wahrscheinlichkeit für sich. Am wenigsten anstößig ist noch eine Anknüpfung des germ. Wortes an altn. *teinn*, got. *tains*, agls. *tân*, ahd. *zein* „Zweig, dünnes Metallstäbchen" (vgl. Fick Wörterb. III[3] p. 121), in welcher Form die Germanen durch ausländische Kaufleute zuerst das Zinn könnten kennen gelernt haben.*)

*) Wesentlich anders ist die Verknüpfung der angeführten Wörter bei

Eine zweite Entlehnung aus italischem Sprachgut möchte ich in den litu-slavischen Wörtern lit. *alwas* (livisch *alu*) „Zinn", preuß. *alwis*, altsl. rc. *olovo* „Blei" (daher auch ung. *ólom*) annehmen, wodurch eine interessante Parallele zu der oben besprochenen Reihe *aurum-áuksas* gewonnen wird. Ich bin nämlich der Ansicht, daß dieselben aus dem lat. *album sc. plumbum* hervorgegangen sind, dem eigentlichen Ausdruck für „Zinn" im classischen Latein (Vgl. *Caesar de bello gallico* V *cap.* 12 und Plinius hist. nat. XXXIV, 16, 47). Wie aber statt des volleren *aes Cyprium* auch bloß *Cyprium* für das Kupfer gesagt werden konnte, so ist es leicht möglich, daß im Volksmund das bequemere *album*, welches in den übrigen italischen Dialekten (vgl. umbr. *alfu* „*alba*", *alfer* „*albis*", osc. *Alafa-ternum* vgl. Bücheler *lex. ital.* IV) und wohl auch im Lateinischen frühzeitig wie *alvum* (vgl. Diez Etym. Wörterb. [4] p. 10) gesprochen wurde, statt *plumbum album* galt. Die Entlehnung hätte statt gefunden zu einer Zeit, wo das Gesetz der Svarabhakti noch nicht auf gemeinslavischem Boden gewirkt hatte (vgl. J. Schmidt Zur Geschichte des indog. Voc. II p. 146).

Eine dritte sich weit ausdehnende Kette bilden endlich it. *peltro*, span. und portug. *peltre*, altfr. *peautre*, niederl. *peauter*, engl. *pewter*, ir. *péatar*, cymr. *ffeudur* rc. „Zinn". Nach den romanischen Sprachgesetzen geht diese Sippe von Italien aus. Doch ist ihr eigentlicher Ursprung unbekannt (vgl. Diez Etym. Wörterb. [4] p. 240).

Abgesehen von diesen zum größten Teil auf den Süden Europas zurückgehenden Zinn- und Bleinamen bleiben im Norden der Erwähnung noch zwei Reihen übrig, welche beide das Blei bezeichnen, nämlich erstens:

mhd. *lôt*, nnl. *lood*, fries. *lâd*, aglſ. *leád*, engl. *lead*, ir. *luaidhe*, *luaighe*,

zweitens:

russ. *svińéc*, lit. *szwinas*, lett. *swins*,

letzteres dunkelen Ursprungs, aber in finnische Sprachen (liv. *svina*)

O. Schade a. a. O. p. 1263 f. Dieser geht von den celtischen Wörtern aus und läßt aus diesen lat. *stannum* durch Entlehnung entstehen. Vgl. dagegen *Manners and customs* I, CCCCIX. Aus einer celtischen Form, der die Vorsetzpartikel *es*, *is* oder *ys* (S. denkt wohl an cymr. *ystaen*, das er fälschlich in *ys- taen* trennt) gefehlt habe, seien dann auch die germ. Wörter hervorgegangen.

und auch in das zig. *swinzi* eingedrungen. Merkwürdig ist dabei die estnische Bezeichnung *sea tina* „Schweinezinn", hervorgegangen durch mißverständliches Zusammenwerfen von russ. *svińéc* und altsl. *svinija* „Schwein". Über die ostfinnischen Sprachen sei die Bemerkung gemacht, daß der Name des Bleies hier zuweilen außer mit dem des Zinns auch mit dem des Silbers wechselt, wie ja das Silber besonders häufig zusammen mit Bleierzen vorkommt. So syrj. *ezis* „Silber" und „Blei", wotj. *azveś* „Silber", *uzveś* „Blei und Zinn", *söd uzveś plumbum nigrum, tödi uzveś, plumbum album* (vgl. oben p. 301). Überall aber sehen wir, wie jung die Kenntnis dieser Metalle im hohen Norden ist.

Indem wir nunmehr nach Vorderasien übergehen, begnügen wir uns hier damit, das Verwandte, unter Voranstellung der indog. Sprachen, einfach neben einander zu setzen (vgl. Pott Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes IV p. 260 u. 261):

1) (? zend. *aonya**) Vend. 8, 254), armen. *anag* — hebr. *ănâk*, assyr. *anaku*, arab. *anuk*, syr. *anchâ*, äthiop. *nâk*. „Zinn" (vgl. oben p. 272).
2) zend. *sru*, npers. *surub* (vgl. Justi Handw. p. 308), buchar. *ssurb*, afgh. *s̄urp* — arab. *úsrub* (vgl. Klaproth *Asia polygl.* p. 57) „Blei".
3) (hindi *rânga* (skrt. *ranga***)), buchar. *ârsis*, npers. *arzîz*, armen. *arčič*, zig. *arczicz* (vgl. Pott Zigeuner II p. 58), kurd. *resas*, *erssas*, *rüsas* (*Journ. of the American Or. Society* X p. 150) — arab. *razaz* „Zinn und Blei".
4) osset. *kala*, kurd. *kalai*, hindost. *kelley*, npers. *kalay*, parsi *kalâjin* (Z. d. M. G. XXXVI p. 61), ngriech. *καλάϊ*, alban. *kaláj* — arab. *q'alay*, türk. *kalay*, tat. *ckalai*, tscherk. *galai*, georg. *kale*, *kalai*. Das verbreitetste Wort für „Zinn" im Orient. Vgl. Klaproth *Asia polygl.* p. 97 u. 122.

---

*) O. Schade a. a. O. p. 1267 verknüpft zend. *aonya* mit ung. *ón* „Zinn" und erblickt darin eine Spur alten iranisch-magyarischen Handelsverkehrs (?). Geldner übersetzt *aonya* mit Ofen. Ähnlich Lagarde Armen. Stud. p. 12; vgl. oben p. 226 Anm.

**) Nach R. Garbe Die ind. Mineralien p. 37 Anm. 1 ist skrt. *ranga*, welches sonst „Farbe" bedeutet, möglicher Weise „unter dem Einfluß des Bengali-Alphabets", erst aus *vanga* „bengalisch" = „Zinn" entstanden. Aus Bengalen wurde das Zinn nach dem an diesem Metall armen Vorderindien importiert.

5) osset. *išdi* (Klaproth p. 89) — *čagat. žes*, alt. *jes*, mong. *dzes* (vgl. Vámbéry Primitive Cultur p. 175) „Blei".
6) zig. *sjscha*, skrt. *sîsa* „Blei".
7) kurd. *kurguschum*, afgh. *kourghâchem* — osm. *kuršun*, *čag. kurgašun*, alt. *korgoži̇n*, mong. *chorgholtsin* „Blei" (vgl. Vámbéry a. a. O. p. 175).

Die mannigfaltigen Sanskritwörter für Blei und Zinn vgl. bei Pott Etym. Forsch. II[1] p. 414 f. und R. Garbe Die indischen Mineralien p. 36 u. 37. Von Interesse ist ein späterer Name des Bleis *yavanêshṭa* „bei den Javana (Joniern) geschätzt".

Hiermit ist die Reihe der sechs, dem früheren Altertum bekannten Metalle abgeschlossen. Zu diesen tritt dann im IV. und III. Jahrhundert allmählich noch die Kenntnis des Zinkerzes (Galmei) und des Quecksilbers hinzu. Das erstere, zuerst in der oben mitgeteilten Stelle des Aristoteles (vgl. p. 284) bemerkt, wird von den Römern (Plinius) mit dem aus dem griech. *καδμεία*, *καδμία* entlehnten Worte *cadmea*, *cadmia* „Galmei" benannt, das sich in die romanischen Sprachen span. port. *calamina* franz. *calamine* fortgepflanzt (vgl. O. Weise Griechische W. im Lateinischen p. 154 u. 365) hat. Das deutsche *zink*, das zuerst im XV. Jahrh. vorkommt (vgl. Kopp Geschichte der Chemie IV p. 116), ist dunkel; man hat an das ahd. *zinco* „weißer Fleck im Auge" gedacht. Vgl. O. Schade Altd. Wörterbuch Art. *zinke*).

Das Quecksilber wird zuerst von Theophrast als *χυτὸς ἄργυρος* „flüssiges Silber" erwähnt (vgl. Kopp a. a. O. p. 172). Daneben tritt dann später der Ausdruck *ὑδράργυρος* für das künstlich aus Zinnober (*cinnabari* = *κινναβάρι*) bereitete Quecksilber. So unterscheiden auch die Römer zwischen *argentum vivum* und *hydrargyrus* „Silberwasser". Beide Bezeichnungen des Lateinischen sind dann weiterhin das Vorbild für die meisten Benennungen des Quecksilbers in den europäischen und vorderasiatischen Sprachen geworden (vgl. Pott Z. f. d. Kunde des M. IV p. 263). Doch liegt die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes außerhalb unserer Aufgabe.

X. Capitel.

Altindogermanische Waffennamen.

Fassen wir das Hauptresultat unserer bisherigen Untersuchung hier noch einmal zusammen, so war es dieses, daß den Indogermanen vor ihrer Trennung die Metalle mit alleiniger Ausnahme des Kupfers nicht bekannt waren, und daß selbst dieses letztere bei dem Mangel jeglicher Schmiedekunst von keiner culturhistorischen Bedeutung sein konnte. Ist dies aber richtig, so muß eine kurze Besprechung der altindogermanischen Waffennamen, denen wir in einzelnen Fällen die Benennungen wichtiger Werkzeuge zur Seite stellen werden, zu dem gleichen Resultate führen, d. h. dieselben müssen, soweit sie bereits in vorhistorischen Perioden vorhanden waren, nicht nur nicht die Kenntnis der Metalle oder metallurgischer Fertigkeit voraussetzen, sondern auch, sei es in sprachlichen, sei es in historischen Zeugnissen, direkte Spuren eines vormetallischen Zeitalters aufweisen.

Eine Vergleichung der indisch-iranischen Sprachen zeigt zunächst, daß auf diesem Gebiete eine nicht unbedeutende Zahl gemeinsamer Waffennamen vorhanden ist. Es sind dies:

1) Bogen	skrt. *dhánvan*	= zend. *thanvana*
2) Bogensehne	skrt. *jyā́*	= zend. *jya* (*βιός*); vgl. auch skrt. *snā́van* = zend. *snâvare* (*νεῦρον*)
3) Pfeil	skrt. *íshu*	= zend. *ishu* (*ἰός*)
4) Waffe	skrt. *vádhar*	= zend. *vadare*
5) Schleuderwaffe	skrt. *áçan*	= zend. *asan*, (*ἄκων*)
6) Speer	skrt. *r̥shtí*	= zend. *arshti*, altp. *arshtis*

7) Spieß skrt. *çûlá* = zend. *sûra*, altp. *σύρας μα-χαίρας* Hesych
8) Schwert skrt. *así* = altp. *ahi* (*ahifrashtâd*, „Be-strafung durch das Schwert")
9) Messer skrt. *kṛtí* = zend. *kareta*
10) Axt skrt. *tḗjas* = zend. *taêzha* und skrt. *tak-shaṇî* = zend. *tasha*
11) Keule skrt. *vájra* = zend. *vazra*
[12) Schild skrt. *phara* = zend. *spâra*, npers. *sipar*?]

Ein Blick auf die vorstehenden Gleichungen lehrt, daß für eigentliche Schutzwaffen nur die eine, noch dazu sehr zweifelhafte Entsprechung *phara-spâra* „Schild", npers. *sipar* zu finden ist. Auch ist es merkwürdig, daß im Rigveda der Schutz des Schildes noch nicht gekannt zu sein scheint, wie derselbe auch im Avesta nur selten zur Anwendung kommt (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 444). Verschieden sind ferner die Benennungen des Panzers. Vedisch *várman* bedeutet im Avesta noch allgemein „Hülle, Schutz" (z. B. den Leib als Hülle der Seele). Altiranische Ausdrücke sind *vârethman, vairi* (von gleicher Wurzel wie *várman*), *zrâdha, kuiris*. Von diesen scheint *zrâdha*, parsi *zreh*, npers. *zirah*, kurd. *ziri, zirkh* ꝛc., wenn es richtig von der W. *zrâd* „rasseln" = skrt. *hrâd* abgeleitet wird, direkt auf Metallbenutzung hinzuweisen. *zrâdha* ist offenbar der eiserne Schuppenpanzer, den die Perser auf ihren Zügen nach Griechenland trugen (*κιθῶνας χειριδωτοὺς ποικίλους λεπίδος σιδηρέης ὄψιν ἰχθυοειδέος* Herod. VII *cap.* 61). Auch ein gemeinsames Wort für den Helm, dessen Backenstücke *çiprâ* gleichwohl schon im Rigveda erwähnt werden, ist nicht vorhanden. Die skrt. Ausdrücke *çirastrâṇa, çirastra, çîraska, çîrshaka, çîrsharaksha* ꝛc. : *çiras* und *çîrshán* „Kopf" sind, ebenso wie zend. *sâravâra* : *sâra* „Haupt", augenscheinlich jungen Ursprungs. Zend. *khaodha* „Helm", pehl. *khôdh*, npers. *khôi*, osset. *khode*, armen. *koyr* ist zwar gemeiniranisch, bedeutet aber ursprünglich die spitze iranische Mütze, wie aus der altpersischen Bezeichnung eines Teiles der Scythen *Çakâ Tigrakhaudâ* „Spitzmützen" und aus Herodot VII *cap.* 64 hervorgeht: *Σάκαι δὲ οἱ Σκύθαι περὶ μὲν τῇσι κεφαλῇσι κυρβασίας ἐς ὀξὺ ἀπηγμένας ὀρθὰς εἶχον πεπηγυίας* (vgl. Hübschmann Z. d. M. G. XXXVI p. 133, Spiegel Keilinschr.[2] p. 221, Tomaschek Centralasiat. Stud. II. p. 76). Im Gegensatz zu dieser Tiara des Fußvolks führte

die persische Reiterei schon in den Perserkriegen eherne und eiserne Helme (Herod. VII *cap.* 61 und 84); auch werden solche bereits im Avesta (*ayôkhaodha*) genannt. Zend. *rânapâna* „Schenkelschützer" = Beinschiene ist nicht altertümlich.

Unter den Angriffswaffen nimmt in der Ausrüstung des vedischen Kriegers der Bogen die erste Stelle ein. Er wird daher von den alten Sängern mit glühender Begeisterung gepriesen (vgl. Rigv. VI, 65, 1 und 2):

„Der Wetterwolke gleichet die Erscheinung,
Wenn in der Schlachten Schoß der Krieger wandelt.
Des Panzers Weite schütze Deinen Körper,
Und unverwundet gehe ein zum Siege!

Kampfpreis und Küh' erbeute uns der Bogen,
Der Bogen siege in des Kampfes Hitze,
Der Bogen macht dem Feinde Angst und Grauen,
Der Bogen geb' im Siege uns die Welt!
ꝛc.

Bogen und Bogensehne sind, wie wir oben sahen, im Indischen und Iranischen übereinstimmend benannt. Aber schon bei den Pfeilen beginnt die Verschiedenheit. Es werden nämlich im Rigveda zwei Gattungen von Pfeilen, eine ältere und eine jüngere, unterschieden: „Er, der mit Gift bestrichene, hirschhörnige, und er, dessen Maul Erz ist." (*ấlâktâ yấ rúruçîrshny átho yásyâ áyo múkham,* Rigv. VI, 75, 15; vgl. Zimmer Altind. Leben p. 299), welche letztere Sorte die Inder zur Zeit der Perserkriege führten: *Ἰνδοὶ — τόξα καλάμινα εἶχον καὶ οἰστοὺς καλαμίνους, ἐπὶ δὲ σίδηρος ἦν,* Herod. VII *cap.* 66. Sprachlich stimmt nun auf den beiden Völkergebieten nur ein Ausdruck für den Pfeil überein, nämlich: skrt. *íshu* = zend. *ishu* (*ἰός*), Pamird. *wašú, wešú, wišú* Tomaschek p. 69, der natürlich ursprünglich die ältere Gattung (vgl. skrt. *ishurdigdhâ* „vergifteter Pfeil") bezeichnete. Die übrigen Benennungen des Pfeiles bei Indern und Iraniern *çârî, çárya, bâṇa* : zend. *tighri*, npers. ꝛc. *tîr* (vgl. Justi Handw. und P. de Lagarde Ges. Abh. p. 201), *ayôaghra* haben nichts mit einander gemein. Besondere Beachtung verdient noch eine iranische Bezeichnung des Pfeiles *asti*, eigentlich „Knochen" (*ὀστέον, os*). Übrigens zogen nach Herodot auch Perser, Meder und Scythen mit Bogen und Pfeil bewaffnet in den Kampf.

Neben dem somit in einer indo-iranischen Epoche jeder

metallischen Zuthat noch entbehrenden Pfeile steht als weitere Waffe im Fernkampf der Schleuderstein (vgl. noch ved. *ádri* neben *áçan*), deren sich die indo-iranischen Helden nicht minder wie die homerischen zur Zeit unserer Überlieferung noch bedienen, indem sie denselben entweder durch die bloße Kraft des Armes (*açânô aremô-shûta* „durch den Arm entsendete Schleudersteine") oder mit künstlich gefertigten Schleudern (zend. *fradakshana*) entsenden (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 446). Den Übergang zum Nahkampf vermittelt die schon der arischen Urzeit bekannte Lanze (vedisch *ṛshṭí*, *çáru* ꝛc., zend. neben *arshti* = skrt. *ṛshṭí*, *çûra* = skrt. *çûlá*, auch *dâuru* (*δόρυ*) *dru*, *añhva*, *arezazhi*.*)

Nach dem oben über die Pfeile Bemerkten ist auch bei der Lanze ursprünglich nur an hornene oder steinerne Spitzen zu denken, da kein Volk bei dieser Metall, bei jenen kein Metall verwendet haben wird. So führen bei Herodot VII *cap.* 69 die Äthiopen kleine rohrerne Pfeile mit Steinspitzen, aber auch an ihren Lanzen ist statt des Eisens geschärftes Hirschhorn. Ebenso haben die Sarmaten (Pausanias I, 21, 5) *ὀστεΐνας* (zend. *asti*) *ἀκίδας ἐπὶ τοῖς ὀϊστοῖς*, aber auch *ἐπὶ τοῖς δόρασι αἰχμὰς ὀστεΐνας ἀντὶ σιδήρου*.

Die uralte und gefürchtete Waffe des Nahkampfes ist ferner bei Indern und Iraniern die Keule (*vájra* = *vazra*, *vádhar* = *vadare*), mit der sowohl geschleudert als geschlagen wird. Mit ihr verrichtet Indra seine gewaltigen Heldenthaten, mit ihr schlägt der „Keulenträger" (*vajrín*, *vájrabâhu*, *vájrahasta*) den Unhold *vṛtrá*. Auch im Avesta erscheinen die Götter, besonders Mithra, mit ihr bewaffnet, *Keresâspa*, der Held der iranischen Vorzeit, führt den Beinamen *gadhavara* „Keulenträger" (vgl. W. Geiger a. a. O. p. 444 f.), und noch bei *Firdusi* trägt der rechte Held seinen *gurz* (= *vazra*) an der Seite (vgl. P. de Lagarde Ges. Abh. p. 203).

Auch das Schwert muß wegen der Gleichung skrt. *así* = altp. *ahi* (lat. *ensis*) der indo-iranischen Urzeit zugeschrieben werden. Doch spricht alles dafür, daß dieses Wort ursprünglich nichts weiter als „Schlachtmesser" bedeutete, wie es auch Böhtlingk-Roth für das Sanskritwort annehmen. An der oft citierten Stelle Herod. VII *cap.* 61 f., wo der Schriftsteller eine Truppen-

*) Nach W. Geiger Ostiran. Cultur p. 446 wäre *arezazhi* „Sieger im Kampf" nicht die Lanze sondern der Bogen.

schau über fast ganz Asien und Afrika abhält, werden bei keinem der aufgezählten Stämme *ξίφη*, sondern immer nur *ἐγχειρίδια* also „kurze Messer" erwähnt. Speziell die Perser tragen *ἐγχειρίδια* an der rechten Seite am Gürtel. Ob der scytho-persische *ἀκινάκης* (Herod. III *cap.* 118, 128; IV *cap.* 62; VII *cap.* 54) nur die persische Bezeichnung dieses *ἐγχειρίδιον* ist, oder ob er etwas anderes bedeutet, ist nicht auszumachen. So ist ohne Zweifel das skrt. *así* (altp. *ahi*) ziemlich identisch mit dem altiranischen Ausdruck *kareta* (= skrt. *kṛtí*), welches sowohl „von dem chirurgischen Messer des Arztes" als auch von dem eigentlichen Schlachtschwert gebraucht wird (vgl. W. Geiger a. a. O. p. 449). Der *kareta* ist aus Erz — einmal ist *ayañh* sogar = *kareta* — und zweischneidig. Bei der frühzeitigen Bekanntschaft der Iranier mit dem Eisen (vgl. oben p. 286) mochte derselbe bald auch aus diesem Metalle angefertigt werden. Jedenfalls zeigt die intensive Ausbreitung des iranischen Wortes (npers. *kârd*, kurd. *ker*, osset. *khard*, Pamirdialekte *čéd*, *čîd*, *čĭt* Tomaschek p. 69) nach dem Norden, teils in der Bedeutung „Schwert" (altsl. *korŭda*, nslov. *korda*, kroat. *korda*, serb. *korda*, *čorda* lit. *kárdas*, poln. *kord*, alb. *kordŭ*, magy. *kard*, macedo-romunisch *κοάρντα*), teils in den von „Eisen" (vgl. oben p. 295) am besten, daß das kurze Schlachtmesser eine Hauptwaffe der iranischen Stämme gewesen sein muß.

Endlich ist auch das Beil, die Streitaxt, eine beliebte Waffe des Nahkampfes auf indo-iranischem Völkergebiet. Vedisch heißt sie *svádhiti*, *paraçú*, der echte scytho-iranische Ausdruck ist *σάγαρις*, ein Wort, das bei Herodot VII *cap.* 64 durch *ἀξίνη* „Axt" übersetzt wird. Vielleicht ist auch dieses nordwärts vorgedrungen und kehrt im altsl. *sěkyra*, nslov. *sekira*, magy. *szekerize*, ngriech. *τζεκιύριον* (Miklosich *Lexic. palaeosl.* s. v.) wieder. (Unsicheres über die Herleitung von *ἀκινάκης* und *σάγαρις* vgl. bei P. de Lagarde Ges. Abh. p. 203.) Mit Sicherheit hat wenigstens ein anderer Name des Beils eine nördliche Wanderung von iranischem Boden aus zu Slaven und Finnen angetreten. Pers. *tabar*, *tabr*, baluči *towâr*, Pamird. *tipár* kehrt nicht nur in fast allen Slavinen (altruss. *toporŭ* u. s. w. Miklosich Fremdw. p. 132), sondern auch im ungar. *topor*, tscher. *tavár* 2c. (Ahlqvist p. 30) wieder.

Nach Tomaschek (Centralasiat. Stud. II p. 67) würde auch mordv. *uzere*, *uzyr* „Axt", liv. *vazâr*, estn. *wazar* u. s. w. aus iranischen Dialekten (wakhi *wağak* 2c. „Axt, Hohleisen") stammen.

So müssen also Indo-Iranier zur Zeit ihrer Trennung der Schutzwaffen, vielleicht mit Ausnahme des Schildes, noch gänzlich entbehrt haben. Zum Angriff war ihnen Pfeil und Bogen, Keule, Lanze und Schlachtmesser gegeben. Niemand wird aber nach dem Ausgeführten behaupten, daß diese Gegenstände die Bekanntschaft der indo-iranischen Urzeit mit den Metallen mit Notwendigkeit oder nur mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen.

Hingegen haben wir gesehen, daß in späterer Zeit nicht selten von Iran aus wichtige Waffenstücke nach dem Norden eingeführt worden sind.

Auch die Armenier erscheinen mit ihren Waffennamen in der Regel von Persien abhängig (vgl. *zên* „Waffe" = zend. *zaệna*, *zrah* „Panzer" = zend. *zrâdha*, *salaüart* „Helm" = zend. *sâravâra*, syr. *sanvartâ*, *tapaṛ* „Axt" = npers. *tabar*, *têg* „Lanze" = npers. *têğ*, skrt. *téjas*, *aspaṛ* „Schild" = npers. *sipar*, *soür* „Schwert" = altpers. *σύρας* (vgl. oben p. 310), *nizak* „Speer" = npers. *nêza*, *dažnak* „Dolch" = npers. *dašna*, *patkandaṛan* „Köcher" = npers. *paikân* „Pfeil" + *dârân* „Pfeilhalter"). Urverwandt ist armen. *net* „Pfeil" = skrt. *naḍá* „Schilfrohr". Dunkel sind mir *wahan* „Schild" und *aleln* „Bogen".

Im südlichen Europa fällt zunächst das völlige Auseinandergehen des Griechischen und Lateinischen in der Benennung der Waffen in die Augen. Man vergleiche:

Panzer *ϑώρηξ* — *lorica*
Helm *κόρυς*, *πήληξ*, *τρυφάλεια*, *κυνέη*, *κράνος* — *cassis*, *galea*
Beinschienen *κνημῖδες* — *ocreae*
Schild *ἀσπίς*, *σάκος*, *λαισήϊον* „Tartsche" — *scutum*, *clypeus*
Lanze *ἔγχος*, *ἐγχείη*, *δόρυ*, *ζυστόν*, *μελίη* — *hasta*, *veru*, *vericulum*, *pilum* ꝛc.
Schwert *ξίφος*, *φάσγανον*, *ἄορ* — *gladius*, *ensis*
Bogen *τόξον*, *βιός* — *arcus*
Pfeil *οἰστός*, *ἰός*, *βέλος* — *sagitta*
u. s. w.

In der That findet sich in den gräco-italischen Wörterverzeichnissen, wenn man etwa von *aclis*, *idis* = *ἀγκύλη*, *ἀγκυλίς* „Riemen am Wurfspieß, Wurfspieß" absieht, bei dem eine Entlehnung nicht ausgeschlossen ist (vgl. O. Weise Griech. W. im Lat. p. 75), kaum eine mit Recht hierher zu stellende Gleichung.

Umso auffälliger und beweisender (vgl. oben p. 182) ist die nicht unbedeutende Menge von Entsprechungen, welche auf diesem Gebiete das Griechische mit den arischen Sprachen gemeinsam hat. Es sind dies besonders folgende:

Bogen	*βιός*	— skrt. *jyâ'* „Bogensehne"
Pfeil	*ἰός*	— skrt. *ishu*
Lanzenspitze	*ἀϑήρ*	— skrt. *atharí*
Wurfgeschoß	*κῆλον*	— skrt. *çâri'*
„	*κέστρος*	— skrt. *çastrá*
Speer	*δόρυ*	— zend. *dâuru*
Schleuderstein	*ἄκων*	— skrt. *áçan*
Beil	*πέλεκυς*	— skrt. *paraçú*
Schild	*σάκος*	— skrt. *tvac* eigentl. „Haut" (?)
[Rasiermesser	*ξυρός*	— skrt. *kshurá*
Spindel	*ἄτρακτος*	— skrt. *tarkú*
Pflugschar	*εὐλάκα* lac.	— skrt. *vṛka*].

Auch ein gemeinsames Wort für Kampf und Kämpfen (skrt. *yudh*, zend. *yud* = *ὑσμίνη*) haben Griechen und Arier gemein. Dem gegenüber ist von italisch-arischen Gleichungen nur die *ensis-así* „Schwertmesser" (vgl. oben p. 183) zu nennen, an der aber, was wenigstens die Wurzelsilbe anbelangt, doch vielleicht das griechische *ἄορ* (aus **n̥sór* vgl. *centum*, *çatá*, *ἑκατόν*) teil nimmt. Über sab. *curis* „Lanze" vgl. oben p. 184.

Auch aus der altgriechischen Bewaffnung blicken uns aber überall Züge eines barbarischen und metalllosen Zeitalters entgegen. Von Schutzwaffen reichen nur die Benennungen des Schildes über griechischen Boden hinaus. Der bis auf die Füße reichende (*ποδηνεκές*), den ganzen Mann deckende (*ἀμφίβροτον*) homerische Schild *σάκος* verrät, ebenso wie hom. *βοῦς*, *βῶς* „Stier" und „Schild" (vgl. auch *ῥινός*), durch seine Übereinstimmung mit skrt. *tvac* „eigentl. Haut" (*tvac*: *σάκος* = *tvám* : *σέ*) das Material, aus dem er ursprünglich ausschließlich verfertigt war. *Ἀσπίς*, welches bei Homer sowohl den großen (*μέγας*, *στιβαρός*, *κρατερός*) als auch den kleineren, kreisrunden (*πάντοσ' ἐΐσος*) Schild bezeichnet, scheint sich mit lit. *skýdas* „Schild" (vgl. Bezzenberger in seinen Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I p. 337) zu decken. *Ἰτέα* ist der aus Ruten geflochtene Schild, vgl. *ἰτέα* „Weide" (V. Hehn Culturpflanzen [3] p. 16). *Θυρεός* (: *ϑύρα*) ein „thürförmiger" Schild wird von späteren Schriftstellern besonders mit Bezug auf celtische Waffen gebraucht.

Πάρμη-parma endlich ist ein griechisch-römischer Ausdruck ungewisser Herkunft für den kleinen Schild. Der Panzer hom. *θώρηξ* scheint skrt. *dhâraka* zu entsprechen, das aber noch allgemein „Behälter" bedeutet. Auch die „Benennungen des Helmes sind specifisch griechische Wörter; *κυνέη* (: *κύων*) ist ursprünglich eine Kappe aus Hundsfell; doch kommt schon bei Homer die *κυνέη χαλκήρης* oder *πάγχαλκος* neben der *κυνέη ταυρείη*, *κτιδέη*, *αἰγείη* vor (vgl. oben zend. *ayôkhaodha*).

Unter den Angriffswaffen ragt auch in die homerische Zeit noch die Keule (*ῥόπαλον*, *κορύνη*) hinein, mit welcher der griechische Nationalheros Herakles seine Abenteuer bestand. Sie war nach Theokr. 25, 208 ebenso wie die Keule des Kyklopen Polyphem (Od. IX, 120) aus dem Holz des wilden Ölbaums (*ἐλαΐνεον*) geschnitten. Mit ihr jagt Orion das Wild in der Unterwelt (Od. XI, 572), den Keulenträger (*κορυνήτης*) Ereuthalion schlägt der jugendliche Nestor (Il. VII, 136); aber aus den Schlachten der homerischen Kämpfer scheint sie verschwunden.

Auch der Bogen (*βιός*, *τόξον* = *taxus* „Eibe") bildet in der Armatur des homerischen Hopliten nicht mehr einen regelmäßigen Bestandteil. Doch gab es Völkerschaften wie die in ihrer Culturentwicklung überhaupt zurückgebliebenen Lokrer, welche allein „auf den Bogen vertrauend und die wohlgedrehte Flocke des Schafes gen Ilion gezogen waren" (vgl. Il. XIII, 713 f.) Wie sehr aber gerade der Bogen die Hauptwaffe der griechischen Vorzeit ausmacht, zeigt am besten das Beispiel des Herakles, welcher noch im Hades

> *γυμνὸν τόξον ἔχων καὶ ἐπὶ νευρῆφιν οἰστόν,*
> *δεινὸν παπταίνων, αἰεὶ βαλέοντι ἐοικώς*
> (Od. XI, 607)

dem Odysseus entgegentritt. Auch der barbarischen Sitte, die Pfeilspitze mit Gift zu bestreichen (*ἰοὺς χρίεσθαι*) wird einmal in der Odyssee (I, 260) Erwähnung gethan, und vielleicht bedeutet das griech. *ὀϊστός*, für das bisher eine passende Etymologie nicht gefunden ist, als möglicher Weise aus **ο-Ϝισ-τός* (lat. *virus*, skrt. *vishá* „Gift" = **Ϝισ-ος*, *ἰός*) entstanden, geradezu „den vergifteten" *sc.* *ἰός* „Pfeil".*) Die Feldsteine (*λίθος*,

---

*) Wir würden diese Etymologie mit mehr Zuversicht behaupten, wenn *ο* als prothetischer Vocal vor *Ϝ* wie vor *λ*, *ν*, *ρ* u. *μ* mit Sicherheit nachzu-

χερμάδιον), welche auch die homerischen Helden noch zu schleudern pflegen, sind schon erwähnt worden.

Die Lanze ist, was den Schaft anbetrifft, das geglättete (ξυστόν : ξέω) Holz der Eiche (δόρυ) oder Esche (μελίη), ἔγχος, ἐγχείη sind dunkel.*) Die Lanzenspitze αἰχμή entspricht lit. jëszmas „Bratspieß", preuß. *aysmis*. Über ihre Beschaffenheit verrät die Sprache unmittelbar nichts; doch lehrt die Scene der Odyssee in der Höhle des Polyphem, wie man in einer metall-losen Urzeit schnell und einfach durch Ausglühn im Feuer eine dauerhafte Lanzenspitze hergestellt haben wird. Ein ebenfalls altgriechischer, wenn auch nicht bei Homer, so doch bei den Tragikern und bei Herodot belegter Ausdruck ist λόγχη, der sich einer ausgebreiteten, freilich nicht ganz durchsichtigen Verwandtschaft erfreut. Auf der einen Seite scheint sich nämlich dieses Wort an das Semitische hebr. *rômah*, ursem. *rumhu* (vgl. Bezzenbergers Beitr. I p. 274, 291 und oben p. 60) anzuschließen, auf der anderen wieder mit dem lat. *lancea*, das einen langen, leichten, mit lederner Schlinge versehenen Speer bezeichnet und besonders von celtischen und iberischen Waffen gebraucht wird (vgl. Diefenbach *Origines Europ.* p. 372), irisch *laigen* altsl. *lą̌šta* zusammenzuhängen.

Das altgriech. ξίφος „Schwert", welches nach den Ausgrabungen in Mykenae (vgl. Schliemann Mycènes p. 361 f.) eine Länge von ungefähr $^3/_4$—1 Meter hatte, und das ursprünglich nach Schliemanns Meinung von dem viel kürzeren φάσγανον „Schlachtmesser" (φάσγανον aus *σφάγανον : W. σφαγ) scharf geschieden war, bildet mit den Beinamen τανυήκης, ὀξύς, μέγας, στιβαρός, ἀμφήκης „zweischneidig", χάλκεος, κωπήεις ꝛc. die wichtigste und angesehenste Waffe für den griechischen Hopliten. Für die Erklärung dieses Wortes stehen sich zwei Meinungen gegenüber, die eine, welche ξίφος an indog. Wörter, nämlich an ahd. *scaba* „Hobel", altn. *scafa* „Schabeisen" (ξίφαι Hesych) anknüpft (vgl. A. Fick Wörterb. I [2] p. 808, Curtius Grundz. [5] p. 699), die andere, welche das griechische Wort aus orientalischen Sprachen äg. *sefi*,

weisen wäre (vgl. G. Meyer Griech. Gramm. p. 100). Man denke jedoch an Fälle wie ὄρυζα „Reis" = skrt. *vrîhí*, Ὄαξος : Fάξιοι „Stadt u. ihre Bewohner auf Kreta" ꝛc. (G. Curtius Grundz. [5] p. 570 f.)

*) Fick in Bezzenbergers Beitr. z. Kunde d. indog. Spr. I p. 341 stellt ἔγχος zu W. ἐγχ = νεχ „stehen", altsl. *nizą, nisti* „*penetrare*", *noží* „Messer" (?)

arab. *seif-un* &c. ableitet (vgl. F. Müller Beiträge II p. 490—91, A. Müller in Bezzenbergers Beitr. I p. 300). Ich gestehe, daß mir die letztere Anschauung die wahrscheinlichere zu sein scheint. Jedenfalls ist es sehr merkwürdig, daß in Hissarlik in keiner der sieben prähistorischen Städte eine Spur von Schwertern gefunden worden ist, ein Umstand, den Schliemann als Beweis dafür auffaßt, durch welch langen Zeitraum die Dichtung Homers von der Eroberung Trojas getrennt sei (vgl. Ilios p. 539). Auch steht *ξίφος*, wenigstens in der homerischen Sprache, noch ganz ohne Ableitungen da und wird zur Bildung von Eigennamen ursprünglich nicht verwendet, während z. B. die Wörter für Lanze *ἔγχος* und namentlich *αἰχμή* häufig diesem Zwecke dienen. Ich bin also der Meinung, daß die Griechen aus der Urzeit nur ein kurzes, steinernes Schlachtmesser (*ἄορ* = *así*, lat. *ensis*) besaßen, welches, ebenso wie der altertümliche Ausdruck *ἄορ*, allmählich durch das aus Asien eingeführte metallene *ξίφος* verdrängt wurde.

Übrigens lehren uns in jedem Falle die Ausgrabungen in Hissarlik, wie weit noch in die metallene Zeit das steinerne Zeitalter mit Hämmern, Äxten, Beilen, Sägen, Quetschern &c. aus Stein, mit knöchernen oder elfenbeinernen Nadeln, Pfriemen &c. hineinragt. Gladstone (Homer und sein Zeitalter p. 48) hat daher nicht so Unrecht, wenn er meint, daß unter jenen Beilen und Äxten (*ἀξίναι, πελέκεις*), mit denen das gemeine Kriegsvolk z. B. um das Schiff des Protesilaos ringt (Il. XV, 711), noch manches steinerne Stück sich befunden haben mag.

In Italien läßt sich der Übergang aus der Stein- zur metallischen Zeit noch ziemlich deutlich verfolgen. Während in den Pfahlbauten der Lombardei die steinernen Waffen und Geräte noch weitaus die vorherrschenden sind, hat in den südlich des Po gelegenen Ansiedlungen die Bronzetechnik schon bedeutende Fortschritte gemacht, Steinmanufactur ist selten geworden. Auf nachweisbar latinischem Boden endlich hat noch niemals eine steinerne Waffe nachgewiesen werden können (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 25. u. 91). Da nun die Besiedelung der Halbinsel durch italische Stämme ohne Zweifel vom Norden nach dem Süden vorschreitet, so sieht man, wie mit dieser allmählichen Annäherung an die Cultur des Mittelmeergebietes die Vervollkommnung der Bronzetechnik Schritt hält.

Die älteste und heiligste Waffe Italiens ist der Speer,

nach dessen sabinischem Namen *curis* (vgl. oben p. 184) Quirinus und die Quiriten benannt sein sollen, und der in der Regia an heiliger Stätte aufbewahrt (Plutarch Romulus 29), wie der scythische *ἀκινάκης*, geradezu als Mars verehrt wurde. Altlateinische Benennungen des Speeres sind *hasta* (lat. *hastatus* = umbr. *hostatir*), die schwere Lanze der servianischen Phalanx, *contus* (griech. *κοντός*, skrt. *kunta* vgl. J. Schmidt Verwandtschaftsverh. p. 62), *veru* (lat. *veru* = umbr. *berva verua* vgl. Bücheler *lex. ital.* X), *pilum* (*ὑσσός*), die Wurfwaffe der römischen Legion, vielleicht etruskischen Ursprungs, da man unter altetruskischen Waffen den eisernen Teil eines *pilum* gefunden hat (vgl. J. Marquardt Römische Staatsverwaltung II p. 318, 328). Lanzenspitzen sind sowohl in den Pfahlbauten der Poebne als auch in der Necropole von Alba Longa häufig gefunden worden.

Hingegen fehlen an beiden Stätten — und hierdurch wird, was wir oben von dem griech. *ξίφος* gesagt haben, aufs beste bestätigt — fast vollständig Waffen „welche dem geläufigen Begriff des Schwertes entsprächen“ (Helbig a. a. O. p. 20 u. 78, vgl. jedoch p. 135). Die in den Pfahlbauten gefundenen dolchartigen Messer, ursprünglich wohl *ensis* (*así*) genannt, ein Wort, das sich später in den ausschließlichen Gebrauch der Dichter flüchtete, überschreiten in ihrer Klinge niemals die Länge von 15 Centimetern. Auch im alten Rom aber fehlt es nicht an Spuren eines seltenen Gebrauches des Schwertes (vgl. Helbig a. a. O. p. 79). Der eigentliche lateinische Ausdruck für das Schwert ist *gladius*, ein Wort, welches nach dem II. punischen Kriege das verhältnismäßig kurze, zweischneidige, zugespitzte spanische Schwert bezeichnete, das in dieser Zeit von den Römern übernommen wurde, vor der angegebenen Zeit aber der Name einer längeren, dem gallischen Schwerte (*praelongi ac sine mucronibus* Livius XXII *cap.* 46) ähnlichen Waffe gewesen zu sein scheint.

Dieser Umstand sowie das Verhältnis, in welchem das lat. *gladius*: altir. *claideb*, mittelir. *cloideam*, corn. *cledyf* steht, macht es wahrscheinlich, daß die Römer Wort und Waffe erst durch ihre Berührung mit den Celten kennen gelernt haben, wie ja die Römer, was ihren Waffenvorrat betrifft, fortwährend in lebhaftem Austausch erst mit den italischen, dann mit den nor-

dischen Völkern standen,*) womit indessen nicht gesagt sein soll daß die Römer nicht schon vor dieser Zeit, sei es durch griechische oder lateinische Beziehungen, metallene (bronzene) Schwerter besessen haben könnten, für deren Bezeichnung eben das alte *ensis* noch ausreichen mochte. Wie *gladius* das alte *ensis* aus dem Sprachgebrauch verdrängt hat, so wird *gladius* wiederum im Volksmund überflügelt durch eine in der Kaiserzeit in Rom für das breite, zweischneidige Schwert aus Griechenland (*σπάθη*) eingedrungene Bezeichnung *spatha*, welche in fast sämtliche romanische Sprachen (span. *espada*, franz. *épée*), aber auch ins Germanische (ahd. *spato*, mhd. *spaten*), u. s. w. übergegangen ist. (Vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 422 u. Diez Etym. W. [4] p. 301).

Pfeil und Bogen, von den Bewohnern der oberitalischen Pfahlbauten häufig gebraucht, sind schon in der Bewaffnung des servianischen Heeres völlig zurückgetreten, und selbst das Corps der leichtbewaffneten *rorarii* bedient sich nur des Wurfspießes und der aus Griechenland eingeführten Schleuder (*funda* : *σφενδόνη*), nicht des Bogens. Erst später wird diese Waffe durch die Hilfs- und Bundesvölker wieder in Rom bekannter.

Unter den Schutzwaffen geht auch hier nur die Benennung des Schildes über die italischen Sprachen hinaus. Lat. *scutum* (*θυρεός*), der ursprünglich samnitische, lange, viereckige Schild, gehört zweifelsohne zu griech. *σκῦτος* „Haut, Leder" (vgl. *σάκος* = skrt. *tvac*). Verlockend nahe liegt auch ir. *sciath*, altsl. *štitŭ*, ja selbst germ. *schild;* doch machen die lautlichen Verhältnisse große Schwierigkeiten. *Clupeus*, *clipeus* (*ἀσπίς*): *καλύπτω* „verbergen" (Fick Wörterb. II [3] p. 72) = altn. *hlíf* „Schild" (?) ist der runde eherne Schild, mit welchem im servianischen Heere die Bürger der ersten Classe bewaffnet waren, die der zweiten und dritten trugen das *scûtum.* Der Eindruck, welchen die Einführung der metallenen, in den Pfahlbauten natürlich noch nicht vorhandenen Schilde auf die italischen Bauern machte, läßt sich, wie Helbig Die Italiker in der Poebne p. 78 richtig bemerkt, aus den Mythen erkennen, welche an die *ancilia* der Salier anknüpfen. „Ein bronzener Schild — so erzählte man — fiel vom Himmel herab oder wurde durch göttliche Schickung in der Regia des Numa gefunden. Damit das Gottes-

*) Vgl. Sallust Cat. 51, 38 *Arma atque tela militaria ab Samnitibus ..... sumserunt.*

geschenk nicht von Feinden entwendet werde, ließ Numa durch den schmiedekundigen Mamurius elf ganz gleiche Schilde arbeiten, welche mit ihrem Vorbilde zur Ausrüstung der zwölf Salier dienten." *Parma-πάρμη* ist schon erwähnt, *cetra-καίτρεαι* (vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 294) ist ein offenbar barbarisches Wort.

Für den Helm giebt es zwei lateinische Ausdrücke: *cassis, cassidis* für den metallenen, erst ehernen, dann seit Camillus (Plutarch Camill. 40) eisernen Helm, *galea* für den ledernen (*κυνέη*). A. Fick (Wörterb. II [3] p. 266 u. 56) führt das erstere der beiden Wörter, das unmöglich aus dem griech. *κόρυς* entlehnt sein kann, auf eine W. *skad* „bedecken", skrt. *chad*, zu der auch *squâma* gehören soll, zurück; dem zweiten, *galea*, das auch in das altsl. *galija* sowie in fast alle slavischen Sprachen (vgl. auch mhd. *galîe*) entlehnt ist, soll ahd. *hulja*, *hulla* „Kopfbedeckung" entsprechen. Letzteres ist lautlich sehr unwahrscheinlich. Ich möchte lieber das lat. *galea* nebst seinen älteren Formen *galear*, *galenus*, *galenum* an das griech. *γαλέη*, *γαλῆ* „Wiesel" anknüpfen, wie ja Dolon in der Ilias (X, 334) gerade eine *κυνέη κτιδέη* d. h. eine Haube aus Wieselfell trägt (vgl. übrigens schon oben p. 79).

Der Panzer *lorica*, ein Wort, das natürlich mit *θώρηξ* nichts zu thun hat, ist ursprünglich der Lederkoller, d. h. eine Zusammenfügung über einander befestigter Riemen (*lora*) von Sohlleder. *Lorica, quod e loris de corio crudo pectoralia faciebant: postea subcidit Gallica e ferro sub id vocabulum, ex annulis ferrea tunica. Varro de l. L.* 5, 116. *Thorax* und *kataphractes* sind griechisch. Die *ocreae* (*κνημῖδες*) endlich waren, wenn die Zusammenstellung mit lit. *aũklė* = *auklja* (Fick Wörterb. II [3] p. 34) richtig ist, ursprünglich Fußbinden.

Wenn so weder die *πανοπλία* des homerischen Helden, noch der glänzende Waffenschmuck des römischen Legionars die Spuren der primitiven Kriegsausrüstung auf altclassischem Boden uns haben verbergen können, um wie viel zahlreichere Züge der Urzeit werden uns auf diesem Gebiete erwarten, sobald wir die Grenzen der celtisch-germanisch-slavischen Nordstämme betreten.

Die einzige Schutzwaffe ist hier bis tief in die historischen Zeiten hinein der Schild, dessen nordische Namen ir. *sciath*, germ. got. *skildus*, ahd. *scilt* 2c., altsl. *štitŭ* wir schon in ihrem

dunklen Verhältnis zu lat. *scutum* erwähnt haben. Nachzutragen ist hier noch altpr. *staytan*, eine Entlehnnng aus poln. *ščyt štitŭ*). Der nordische Schild ist das viereckige große, breite, den ganzen Mann deckende *scutum* (*θυρεός*); runde Schilde schreibt Tacitus *Germ.* cap. 43 nur den östlichen Völkern als Ausnahme zu. Er war entweder ein Weidengeflecht (griech. *ἰτέα*) mit Lederüberzug (Tac. *ann.* II *cap.* 14), oder er bestand aus dünnen Brettern, die von dem Holz der Eibe (*O'Curry Manners and customs* I p. CCCCLXV), der Erle (ir. *fern* „Schild": *fernog* „Erle" Windisch J. T.) oder der Linde (ahd. *linta*, aglſ. *lind* „Schild") geschnitten waren. Die Vorderseite pflegte man mit grellen Farben zu bemalen (Tacitus *Germ.* cap. 6). Neben Rot war Weiß besonders beliebt. Weiße Schilde trugen die cimbrischen Reiter (Plutarch Mar. 25), *hvitte scilti* haben im Hildebrandslied Vater und Sohn, *finden*, ein irischer Name des Schildes (vgl. Windisch J. T. p. 550), ist offenbar von *find* „weiß" abzuleiten. Eine andere, in den nordischen Sprachen überaus weit verbreitete Benennung des großen, den Körper deckenden Schildes ist ferner it. *targa*, span. portug. *tarja*, franz. *targe*, altn. *targa*, *törguskiöldr*; aglſ. *targe* (ahd. *zarga* „Schutzwehr"), cymr. *taryan*, ir. *target* „Tartsche", ein Wort leider ungewisser Herkunft (vgl. Diez Etym. W. [4] p. 315). Metallene Zuthaten in Gestalt von Buckeln, Ringen ꝛc. geben erst später den nordischen Schilden einen festeren Halt.

Sehr langsam, aber teilweis noch an der Hand der Sprache verfolgbar, verbreitet sich im Norden die ursprünglich von barbarischer Tapferkeit verachtete Sitte, den Leib durch enganliegende Bepanzerung vor den feindlichen Geschossen zu schützen. Ohne Zweifel haben die Celten ihre Bezeichnung des Panzers ir. *luirech*, cymr. *lluryg* aus dem lat. *lorica* entlehnt (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 53 u. Windisch J. T. s. v.), wie auch die Collectivbezeichnung der römischen Bewaffnung (*arma* besonders „Schutzwaffen": *tela*) ins Irische (*arm* Windisch J. T.) übergegangen ist. Der mit *luirech* gemeinte lederne Koller hat sich in Irland überaus lange anstatt metallener Wehr erhalten. Küraſſe von sieben wohlgegerbten Ochsenhäuten und ähnliches werden in den irischen Texten mehrfach erwähnt (vgl. *Manners and customs* I p. CCCCLXXIV). Ein irischer Ausdruck für die Bepanzerung lautet ferner *conganchness*, welchen Sullivan geneigt ist von *congan*, pl. *congna* „Horn" abzuleiten, und in

ihm eine Benennung für den von Tacitus (hist. I cap. 79) und anderen den Quaden zugeschriebenen Hornpanzer zu erblicken.*)

Hingegen mögen die festländischen Gallier, denen von Plinius (hist. nat. XXXIV, 17) ausdrücklich selbsterfundene Metallarbeit zugeschrieben wird, frühzeitig den Übergang zu ehernen oder eisernen Panzern gemacht haben. Nach Tac. *ann.* III cap. 43 hatten die Gallier sogar über und über in Eisen gehüllte (*ferrati*) Leute, die mit dem rätselhaften Ausdruck *cruppellarii* benannt wurden. Nach Diod. V cap. 30 hätten schon zu Cäsars Zeiten die Gallier eiserne, ja goldene Panzer besessen.

Bei den Germanen waren, als Tacitus schrieb, Panzer selten (Germ. cap. 6) oder so gut wie nicht vorhanden (*ann.* II cap. 14). Die reiche Rüstung, welche nach Plutarch (Mar. 25) die Cimbern hatten, muß daher entweder fremde Beute gewesen oder in der Phantasie des Schriftstellers entsprungen sein. Der gesamte Osten scheint erst durch die Berührung mit dem celtischen Westen die Kenntnis des Panzers empfangen zu haben: got. *brunjô*, ahd. *brunja*, agls. *byrne*, altn. *brynja*, altsl. *brnja*, *bronja*, auch altfr. *broigne*, *brunie*, prov. *bronha*, mittellat. (813) *brugna* gehen sehr wahrscheinlich auf das celtische irisch *bruinne* „Brust“ zurück, wie unser *panzer*, mhd. *panzier*, altfr. *panchire*, span. *pancera*, it. *panciera* aus it. *pancia*, span. *panza* ꝛc. „Wanst“ (*pantex*) hervorgeht. Ebenso entspringen mhd. *harnasch*, altn. *hardneskja*, altfr. *harnas*, fr. *harnois*, span. ꝛc. *arnes*, it. *arnese* in letzter Instanz aus celtischem ir. *iaran*, cymr. *haiarn* ꝛc. „Eisen“ (vgl. Diez Etym. W. [4] 26). Unser ziemlich modernes Wort *kürass* gehört zunächst zu fr. *cuirasse* und weiter zu prov. *coirassa*, span. *coraza*, it. *corazza* eigentlich „Lederweste“ (: *corium*), vgl. Diez a. a. O. p. 108. Einheimische Ausdrücke für den Panzer sind bei den Germanen ahd. *halsperga*, agls. *healsbeorg*, altn. *hâlsbiorg* (franz. *haubert*) und got. *sarva*, agls. *searo*, ahd. *gisarawi*, welcher letztere auch in das Litauische *szárwa* eingedrungen ist und mehr zur Bezeichnung einer vollständigen Rüstung dient. Übrigens ist auch bei der altgermanischen Brünne ursprünglich nur an den ledernen Koller zu denken. Erst all-

---

*) Die Anfertigung hörnerner Panzer aus Pferdehufen (ὁπλή) bei den Sarmaten, von denen wahrscheinlich (vgl. Ammianus Marcellinus XVII, 12) die Quaden dieselbe kennen gelernt hatten, wird interessant von Pausanias I, 21, 8 beschrieben.

mählich lernt man, eiserne Ringe oder Schuppen auf demselben anzunähen und der eigentlichen Brünne (Brustschutz) Brünnenärmel (*brynstûkur*), Brünnenhandschuhe (*brynglofar*) u. s. w. hinzuzufügen (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 210 f.).

Ebenso wird die Seltenheit des **Helmes** im Norden durch unzweifelhafte historische Zeugnisse bewiesen (vgl. Baumstark Ausf. Erläut. I p. 331). Die Vorstufe zu dem ehernen Helm bildet auch hier die lederne Kappe oder der geflochtene, lederne oder hölzerne Helm, den Herodot noch bei asiatischen Völkern kennt (VII *cap.* 79). Die celtischen Namen des Helmes (vgl. ir. *cath-barr*, *at-cluic* &c.) bieten, wenn man von dem nur bei O'Reilly überlieferten *galiath* = *galea* absieht, keine Anknüpfung, weder an das Römische noch an das Germanische. Hingegen stimmen in einer sehr merkwürdigen Weise die germanischen Wörter got. *hilms*, ahd. agls. altf. *helm*, altn. *hjâlmr* nicht nur unter sich, sondern auch mit dem altsl. *šlĕmŭ*, altruss. *šelom* überein, aus welchem dann wiederum das lit. *szálmas* durch Entlehnung (Brückner Die slav. Fremdw. p. 140) entstanden ist. Fick (Wörterb. II [3] 697) vermutet, daß auch die slavo-germanische Übereinstimmung auf einer alten Entlehnung seitens der Slaven beruhe (vgl. oben p. 281);*) jedenfalls aber weist die Sprache auf das Vorhandensein einer uralten, wenn auch noch so barbarischen Kopfbedeckung bei Slaven und Germanen hin.

Kommen wir nunmehr auf die **Angriffswaffen** der Nordstämme zu sprechen, so ist auch bei ihnen, wie wir es im Süden gefunden haben, der Bogen in den Hintergrund getreten und mehr zu den Nomadenvölkern des Ostens geflüchtet (Tac. Germ. cap. 46). Doch ist er aus der Bewaffnung keines derselben ganz geschwunden (vgl. Holtzmann Germ. Altert. p. 145). Er ist aus Ulmen- oder Ebenholz geschnitzt und heißt daher geradezu *âlmr* oder *ýr* im Nordischen. Auch hörnerne Bogen, wie sie bei Homer (vgl. Il. IV, 105) vorkommen, werden bei den Hunnen genannt. Für die uralte Bekanntschaft der Nordvölker mit dem Bogen bürgt ferner eine nicht unbeträchtliche Zahl gemeinsamer Ausdrücke für ihn und seine Geschosse. So lautet eine altirische Benennung des Pfeiles *diubarcu* (vgl. *O'Curry Manners and customs* I p. CCCCLIII f.), die augenscheinlich in

---

*) Eine andere altsl. Benennung des Helmes *čalma* hält Fick dagegen für urverwandt mit *hilms*.

ihrem zweiten Teil *-arcu* dem gemeingermanischen Namen des Pfeiles altn. *ör*, g. *örvar*, got. *arhvazna*, agls. *earh* ebenso wie dem lat. *arcus* „Bogen" entspricht.*) Daß dies der mit einer Stein- oder Hornspitze versehene Pfeil ursprünglich war, wie er bei Sarmaten (Paus. I, 21, 21), Hunnen (Ammian. Marc. XXXI, 2, 9), Äthiopen (Herod. VII *cap*. 69) historisch bezeugt wird, ist einmal bei der großen Menge derartiger, auf celtisch-germanischem Boden gefundenen Geschosse an sich glaublich, wird aber auch dadurch wahrscheinlich, daß auf beiden Sprachgebieten der altertümliche Ausdruck durch neue aus der Fremde entlehnte, offenbar den mit Eisen versehenen Pfeil bezeichnende *termini* verdrängt worden ist. So ist in die celtischen Sprachen das lat. *sagitta*, ir. *saiget*, *saiged*, cymr. *saeth* eingedrungen (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 57), und die germanischen haben das lat. *pilum* in Gestalt von ahd. *phîl*, *pfeil*, agls. *pîl*, scand. *pîla* in sich aufgenommen.

Weitere, scheinbar auf Urverwandtschaft beruhende Entsprechungen im Norden sind ahd. *strâla* „Pfeil" = altsl. *strěla*, lit. *temptyva* „Bogensehne" = altsl. *tętiva* (Fick), lit. *lankas* „Bogen" (Kurschat *liñkis* „Bogenlinie") = altsl. *ląka* u. a. Altir. *túag* „Bogen" kann lautlich nicht, wie Pictet II [2] p. 77 will, dem griech. *τόξον (taxus)* entsprechen.

Mehr in der Sage als in Wirklichkeit ragt die Keule noch in das nordische Altertum hinein. Immerhin wird sie als unregelmäßige Waffe weiter geführt (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 204). Zur Zeit des Tacitus bildete sie noch eine Hauptwaffe der aistischen (litu-preußischen) Völker (vgl. Tac. *Germ*. cap. 45: *rarus ferri, frequens fustium usus*). Auch die *cateja* der Alten (vgl. Diefenbach *Origines Europ*. p. 287) scheint eine keulenartige Waffe der Celten und Germanen gewesen zu sein.

Hingegen hat eine andere wichtige Gattung von Waffen, welche nicht nur dazu dient, im Nahkampf den Feind zu Boden zu strecken, sondern auch mit kühnem Wurf geschleudert, den Gegner trifft, im Norden ihre lebendige Kraft bewahrt: Streithammer, Axt und Beil. Besonders der erstere, der steinerne Hammer, ist in die religiösen Anschauungen der Indogermanen aufs innigste verflochten. Aus der Hand des deutschen Ge-

---

*) Der Übergang von der Bedeutung „Bogen" in die des Pfeiles findet eine Parallele in mhd. *vliz*, *flitsch* : niederd. *flits* Pfeil, it. *freccia*, span. *frecha*, *flecha*, fr. *flèche* ꝛc. Vgl. Diez Etym. W. [4] p. 147.

wittergottes fliegen bald Keil, bald Keule, bald Hammer; Indra schleudert den *áçman* (Rigv. IV, 3, 1; I, 18, 1, 9), Zeus den *ἄκμων* (Hes. Theog. 722). Das germ. altn. *hamarr*, altſ. *hamur*, aglſ. *hamor*, ahd. *hamar* ist vielleicht*) selbst etymologisch mit ſkrt *áçman*, ſlav. *kamenĭ* „Stein" verwandt. Daneben lehren direkte historische und sprachliche Zeugnisse, wie lange der Stein zur Anfertigung der genannten Waffenstücke verwendet wurde. In der Schlacht bei *Magh Tuired* (*Manners and customs* I p. CCCCLVII) waren gewisse Krieger bewaffnet *„with rough-headed stones held in iron swathes"* (Steinhämmern mit eisernen Bändern). Im Hildebrandlied klingen die Steinäxte (*staimbort chludun*), als die Helden auf einander stürzen. Und noch in der Schlacht von Hastings (1066): *Jactant Angli cuspides et diversorum generum tela, saevissimas quoque secures et lignis imposita saxa* (*Manners and customs* I p. CCCCLIX). „Ja, steinerne Äxte wurden noch gegen Ende des XIII. Jahrh. von den Schotten geschwungen, die William Wallace gegen die Engländer ins Feld führte" (Helbig Die Italiker in der Poebne p. 43). Gemeinsame Benennungen der in Rede stehenden Begriffe sind neben dem europ. *ἀξίνη*, lat. *ascia*, got. *aqizi* (Fick Wörterb. I [3] 480): altir. *biáil* = ahd. *bîhal;***) ahd. *barta* „Axt" (vgl. *staimbort*) = altſl. *brady;* ahd. *dehsala* „Beil" = altſl. *tesla* (lit. *teszlyczià*); lit. *kúgis* „Hammer" = altſl. *kyj;* altſl. *mlatŭ* „Hammer" = lat. *martellus* (?); altpr. *wedigo* „Axt" = lit. *wedegà*, lett. *wedga* u. a. Merkwürdig ist, daß die Alten, abgesehen von den Nachrichten über die fränkische *francisca* (vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 345), uns über diese Waffen der indog. Nordstämme wenig überliefern; doch dient auf den archäologischen Denkmälern das Beil oder die Axt als stehendes Attribut barbarischer Völker (vgl. V. Hehn Culturpflanzen [3] p. 503).

Ich übergehe den mannigfaltigen Gebrauch, welcher namentlich in der altirischen Kriegsführung (*Manners and customs* I p. CCCCLVI f.) von formlosen und geformten Steinen gemacht wird, um mich den beiden Hauptteilen der nordischen Angriffswaffen Speer und Schwert zuzuwenden.

---

*) Nach Curtius Grundz. [5] p. 131, anders Fick Wörterb. III [3] 64.

**) Indessen möchte Windisch (Kurzgef. Irische Gramm. p. 114 Note) beide Wörter als Entlehnungen aus dem Romanischen, vgl. ital. *pialla*, betrachten (?).

Der nordische Speer ist ursprünglich der ungeheuer lange Schaft aus Eschenholz (*μελίη*, altn. *askr* „Lanze"; auch im Hildebrandlied kämpft man *ascim*), der geglättet (altn. *skafinn*, *ξυστόν*) und vorn statt des Eisens mit einer knöchernen oder steinernen Spitze versehen oder durch Feuer gehärtet wird (*telum praeustum*, *ἀκόντιον ἐπίκαυτον*). Noch die Germanen des Tacitus, welche doch die mit einem schmalen und kurzen Eisen versehene *framea* (Germ. cap. 6) schon besaßen, führten in den Kämpfen mit dem Germanicus nur im ersten Treffen eigentliche Spieße, sonst eben im Feuer gehärtete Schäfte (Tac. ann. II cap. 14).

Unter den zahlreichen nordischen Benennungen der verschiedenen Speergattungen, deren viele bekanntlich durch die Alten selbst uns überliefert sind — man vergleiche bei Diefenbach *Origines Europaeae* die Artikel *ἄγγωνες*, *cateja*, *framea*, *gesum*, *mataris*, *lancea*, *sparus* — ist keine so interessant wie das germanische ahd. *gêr*, *kêr*, agls. *gâr*, altn. *geir*, daneben auch *azgêr*, *ätgâr*, *atgeir*. Niemand wird bezweifeln, daß diese Wörter mit dem irischen *gai*, *ga* „Speer" zu verbinden seien, welches nach den Gesetzen dieser Sprache auf eine Grundform **gaisas* (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 57) zurückgeht und in derselben in das lat. *gaesum* und griech. *γαῖσος* (vgl. Diefenbach *Origines Europaeae* p. 350 f.) entlehnt ist. Die Frage ist nur, ob wir es, was die celtisch-germanischen Wörter angeht, mit Urverwandtschaft oder Entlehnung zu thun haben. Für erstere wird sich derjenige entscheiden müssen, welcher mit Fick (Wörterb. II [3] p. 785) die nordische Wortreihe für etymologisch verwandt mit skrt. vedisch *hé̂shas* hält, eine Gleichung, gegen die sich vor allem das einwenden läßt, daß das sanskritische Wort nach B. R. nicht etwa „Geschoß" oder dergl. sondern nur „Verwundung, Wunde" bedeutet.

Auch würde bei dieser Gleichstellung ein höchst merkwürdiges iranisches Wort *gaêsu**) (das skrt. *hé̂shas* nicht entsprechen könnte) ohne Erklärung bleiben, welches nach Justi (Handwörterbuch der Zendspr. p. 98 f.) im Avesta „Lanze" und

---

*) Tomaschek Centralas. Stud. II p. 66 stellt zu zend. *gaêsu* sariqoli *ǧisk* „Schlägel, Klöppel" (?). Bickel K. Z. XII p. 438 f. erklärt zend. *gaêsu* für urverwandt mit lat. *veru* (italische Grundform *gveru* vgl. oben p. 319), was lautlich wohl möglich.

„Lanzenträger" („Keule" und „Keulenträger") bedeutete, und das man, wenn diese Erklärung richtig ist, nicht von den europäischen Wörtern wird trennen können.

Ich möchte daher, wie es schon V. Hehn Culturpflanzen[3] p. 502 andeutet, lieber von dem iranischen Worte ausgehen und annehmen, daß dasselbe zur Zeit der celtischen Beutezüge in Mysien, Lydien, Phrygien u. s. w. im dritten Jahrhundert in die Sprachen der celtischen Stämme überging. Merkwürdig ist in dieser Beziehung eine im asiatischen Galatien zu Ankyra gefundene Inschrift *γαιζατοδιαστου* (vgl. Diefenbach a. a. O. p. 352). Zur Zeit der Brennuszüge mag dann das Wort (*γαῖσος*) in Griechenland bekannt geworden sein. Von den Celten ist dann das Wort, als noch das intervocale (aber tönend gewordene, man vergl. die griech. Formen mit ζ) *s* erhalten war, also in gleicher Sprachperiode wie der oben (p. 293) erörterte Name des Eisens, zu den germanischen Völkern gewandert, die demnach das Eisen vielleicht zuerst am Gere kennen lernten. Daß dies sehr frühzeitig geschehen ist, lehrt abgesehen von der sprachlichen Form der germanischen Wörter (*s* ζ = *r*) die häufige Verwendung derselben zur Bildung von Eigennamen (vgl. Förstemann Altdeutsches Namenbuch I p. 471). Eine besondere Erwähnung bedarf noch das altn. *kesja*, welches ebenfalls einen (mit einem sehr langen Eisen versehenen) Ger (*brynthvari* „Brünnenbrecher") bedeutet (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 194). Hat dieses im Nordischen kaum genuine Wort mit ir. *gai*, **gaisas* etwas zu thun, so müßte es bereits zu einer Zeit, wo noch die Wirkungen der ersten Lautverschiebung (*g* : *k*) in Kraft waren, von dem Altnordischen übernommen worden sein, wofür allerdings analoge Beispiele fehlen. Im Vorbeigehen will ich hier noch auf eine dem Speer verwandte, bei Celten und Germanen übereinstimmend benannte Waffe, die Sturmgabel aufmerksam machen. Sie heißt im Irischen *gabul*, *gablach*, *gabalca* (vgl. *Manners and customs* I p. CCCCLVI), was dem deutschen *gabel* genau entspricht.

Gegenüber dem Speere ist das Schwert im Norden eine junge Waffe. Zwar gilt dies nicht von den gallischen Celten, denen nach zahlreichen Zeugnissen (vgl. A. Holtzmann German. Altertümer p. 140) sehr frühzeitig Schwerter bekannt waren (vgl. auch oben p. 319 über *claideb*). Doch von den Germanen sagt Tacitus *Germ.* cap. 6 ausdrücklich *rari gladiis utuntur*,

und Germanicus (ann. II *cap.* 14) hebt deutlich den Vorteil hervor, in welchem sich die Römer mit kurzem Spieß und Degen bewaffnet auf waldigem Terrain vor den großen Schilden und Speeren der Germanen befänden.*)

Indessen scheint diese *raritas gladiorum* mehr bei den westlichen als bei den östlichen Germanen zu finden gewesen zu sein; denn daß nach dem Osten Europas frühzeitig durch iranischen Einfluß metallene Schwerter vorgedrungen sind, zeigt erstens die ungeheure Verbreitung, welche das iranische *kareta* in der Bedeutung „Degen, Schwert" daselbst gefunden hat (vgl. oben p. 295), zweitens aber die ausdrückliche Überlieferung der Alten. Gerade den östlichen Germanen schreibt Tacitus (Germ. *cap.* 43) *breves gladii* zu. Nach Strabo c. 306 besaßen die Roxolanen, ein sarmatisches Volk, neben rohledernen (*ὠμοβόϊνος*) Helmen und Panzern auch *ξίφη*. Nach Tacitus hist. I *cap.* 79 waren dieselben so groß, daß sie mit beiden Händen regiert werden mußten. Müllenhoff (Monatsberichte d. Berliner Acad. d. W. 1866 p. 571) möchte in den *Σαυρομάται* sogar „Klingenführer" (: zend. *saora* „Klinge") erblicken. Diesen Überlieferungen scheint allerdings die Nachricht des Pausanias (I, 21, 8) zu widersprechen, nach welcher die Sarmaten gänzlich in metalllosen Zuständen verharrten (*Σαυρομάταις γὰρ οὔτε αὐτοῖς σίδηρός ἐστιν ὀρυσσόμενος οὔτε σφίσι ἐσάγουσιν*). Doch ist der Begriff der Sarmaten, namentlich bei den Späteren, ein so weiter, daß es sehr gut Schwerter besitzende und keine Schwerter besitzende neben einander geben konnte.

Mit der ursprünglichen Unbekanntschaft der nordischen Indogermanen mit dem metallenen Schwerte stimmt es auch überein, daß ein gemeinsamer Ausdruck für dasselbe zwischen Celten, Germanen und Lituslaven oder zwischen zweien dieser Stämme sich nicht findet. Die Gleichung altsl. *mĭčĭ* = got. *mêki*, agls. *mece*, altn. *maekir* beruht nach Miklosich Die Fremdw. in den slav. Sprachen auf Entlehnung seitens der Slaven, was

*) Wenn Dio Cassius XXXVIII, 49 schon die Germanen des Ariovist mit großen und kleinen Schwertern bewaffnet sein läßt, so ist zu bedenken, daß dieselben lange Jahre auf celtischem Boden gestanden hatten. Von den Schwertern der cimbrischen Reiter (Plutarch Mar. 25) gilt dasselbe wie von ihren Panzern und Helmen (vgl. oben). Vgl. Baumstark Ausführl. Erläut. I p. 307.

allerdings Matzenauer (vgl. Kreck Einleitung in die slav. Litteraturg. p. 45) bezweifelt.

Mit Sicherheit aber gehen mehrere nordische Namen des Schwertes aus der Benennung des Messers, und zwar des steinernen Messers hervor. Das classische Beispiel hierfür ist das germanische altn. *sax*, alts. *sahs*, agls. *seax*, ahd. *sahs* „kurzes Schwert", Wörter, die etymologisch zu dem lat. *saxum* „Fels, Stein" gehören. Auch von mittelalterlichen Geschichtsschreibern wird uns dieses Wort, von dem der Stamm der Sachsen seinen Namen hat (vgl. auch Förstemann Altdeutsches Namenbuch I p. 1065), in dem Compositum *scramasaxus* überliefert. Den ersten Teil dieses Wortes leitet Diefenbach (vgl. *Orig. Europ.* p. 418) von den altgermanischen Formen unseres nhd. *schramme* ab, was aber, da *scrâma* auch an und für sich ein Waffenname ist, sehr unwahrscheinlich ist. Dürfte man vielleicht in *scrâma* die latinisierte Form des altn. *skâlm* (vgl. auch thrakisch *σκάλμη*) „Messer, Schwert" erblicken?

Denselben Ursprung wie das germ. *sahs* hat das slav. *noži* „Messer, Schwert", das sich nach Fick Wörterb. II [3] p. 592 zu preuß. *nagis*, lit *titnagas* „Feuerstein" stellt. Ähnliche Herkunft ist daher auch für andere Benennungen des Schwertes, wie got. *hairus*, alts. *heru*, agls. *heor*, altn. *hiörr* oder agls. *bill*, alts. *bil* (nicht mit *bîhal* „Beil" zu verwechseln) u. a. zu vermuten. Verhältnismäßig jung ist derartigen Bildungen gegenüber das agls. *îren* (häufig im Béovulf) „Schwert", eigentl. „Eisen", das also auf gleicher Linie mit zend. *ayaṅh* (vgl. oben p. 313) und griech. *σίδηρος* (*ἐφέλκεται ἄνδρα σίδηρος*) steht. Auch ein lateinisches Lehnwort haben wir unter den germanischen Namen des Schwertes zu verzeichnen : altn. *gladêl* = lat. *gladiolus*.

Wie spät übrigens die Herstellung metallener Schwerter bei den germanischen Stämmen ist, zeigt nicht am wenigsten der schon oben p. 238 hervorgehobene Brauch, denselben Eigennamen beizulegen, was doch offenbar auf eine große Seltenheit dieser Waffenstücke schließen läßt.

Nachdem wir so das indog. Gebiet durchwandert haben, soll noch zum Schluß ein flüchtiger Blick auf den finnischen Osten geworfen und untersucht werden, ob die Abhängigkeit der Westfinnen von den benachbarten Culturvölkern, welche wir in der Benennung der Metalle wahrnahmen, eine Parallele in

der Bezeichnung der Waffen findet. Und dem ist in der That so. Die älteste Nachricht, welche uns bei Tacitus *Germ.* cap. 46 über die *Fenni* erhalten ist, berichtet bekanntlich über die Bewaffnung derselben: *non arma .... vestitui pelles ... sola in sagittis spes, quas inopia ferri ossibus asperant.* Diese Angabe des Schriftstellers wird nun durch die linguistische Betrachtung der westfinnischen Waffennamen auf das treffendste bestätigt (vgl. das Material bei Ahlqvist Die Culturwörter in den westfinnischen Sprachen p. 237—241). Wo immer in der finnischen Bewaffnung die Wahrscheinlichkeit der Metallbenutzung anfängt, hört die Genuität ihrer Bezeichnungen auf. Einheimische Benennungen haben daher Bogen (finn. *jousi*), Pfeil (*nuoli*) und Köcher (*viini*). Noch spät sind im Norden die Finnen als Meister in der Kunst des Bogenschießens berühmt; vgl. Weinhold Altn. Leben p. 206. Auch ein genuines Wort für den Panzer giebt es finn. *luusto* von *luu* „Knochen", ohne Zweifel einen knöchernen Brustschutz bezeichnend. Dagegen wird der eiserne Harnisch durch Entlehnungen (*pantsari, harniska,* liv. *bruńńa*) benannt. Entlehnt ist auch der Name des Schildes (*kilpi* : altn. *hlîf*), des Schwertes (finn. *miekka* : altn. *maekir, kalpa* : schwed. *glaf*, *korti* : russ. *kortikŭ*) und des eisernen Speeres (finn. *keihäs* : altn. *geir* od. *kesja*), während die genuinen Ausdrücke für den Spieß (finn. *saitta* und *tuura*) noch die ursprüngliche Bedeutung „Stange, Pfahl" haben. Das Messer (finn. *veitsi*) ist genuin benannt. Für die Axt hat das Finnische entlehnte Benennungen (*kirves* : lit. *kiŕwis, tappara* : russ. *toporŭ*, vgl. oben p. 313, *partuska* : germ. *bard, bardisan, hellebard*), während andere nahverwandte Sprachen dieselbe genuin benennen.

„Als Erklärung dieses Verhältnisses im Finnischen," sagt Ahlqvist, „läßt sich nur annehmen, daß die Finnen wohl auch eine eigene Benennung für die in früheren Zeiten gebrauchte Steinaxt gehabt, später aber, als sie anfingen, im Handel Äxte aus Eisen von den cultivierten Nachbarn zu erhalten, nahmen sie mit dem fremden Werkzeug auch dessen fremden Namen an."

So haben sich auf dem Feld der indog. Waffennamen für die Bezeichnung der Schutzwaffen keinerlei Benennungen ergeben, welche darauf schließen lassen könnten, daß man sich auf die Herstellung derselben schon in der Urzeit verstanden habe. Eine Ausnahme hiervon machen nur einige allerdings nicht

ganz sicher übereinstimmende Namen des Schildes, wie skrt. *phara* = zend. *spâra*, griech. *ἀσπίς* = lit. *skŷdas*, lat. *scutum* = ir. *sciath*, lat. *clupeus* = altn. *hlîf*.

Als Angriffswaffen gebraucht die Urzeit Pfeil und Bogen, Keule, Schleuderstein, Lanze und Beil, lauter Waffen, die, wie jede Ausgrabung lehrt, sehr wohl ohne alle metallene Zuthat hergestellt werden können, und, worauf sprachliche und historische Zeugnisse hinweisen, auch hergestellt worden sind.

Auch ein kurzes, steinernes Schlachtschwert (*sahs*) mag schon von dem Urvolk geführt worden sein, das allmählich, ebenso wie seine ursprüngliche Bezeichnung (skrt. *así*, altp. *ahi-*, lat. *ensis*, griech. *ἄ-ορ*), durch das metallene Schwert (griech. *ξίφος* = arab. *seif-un*, lat. *gladius* = ir. *claideb*, altsl. *mĭčĭ* = got. *mêki*) verdrängt wurde.

IV.

Die Urzeit.

πολλὰ δ᾽ ἂν καὶ ἄλλα τις ἀποδείξειε τὸ παλαιον Ἑλληνικὸν ὁμοιότροπα τῷ νῦν βαρβαρικῷ διαιτωμενον.

Thukyd. I, 6, 4.



I. Capitel.

Einleitung.

Die voraufgehende Abhandlung über das Auftreten der Metalle, besonders bei den indog. Völkern, hat, so hoffen wir, uns die Wege geebnet zu einer richtigen und methodischen Auffassung der indog. Urzeit. Denn wenn wir oben ausführlich erörtert haben, wie das Auftreten der Metalle und die allmählich fortschreitende Kenntnis ihrer Verarbeitung gleichsam eine neue Culturwelt dem Menschen eröffnet, so müssen wir, nachdem nachgewiesen worden ist, daß die ältesten Indogermanen die Kenntnis der Metalle und der Metallurgie noch nicht besaßen, unsere Vorstellung von der culturgeschichtlichen Entwicklung des Urvolks von vornherein auf dasjenige Maß zurückführen, welches einer jene Hebel der Gesittung entbehrenden Cultur entspricht.

Das lebensvolle Bild einer solchen haben uns in Europa die Pfahlbauten der Schweiz vor Augen geführt, deren älteste Überreste bekanntlich bis in die Stein- oder metalllose Zeit hinaufreichen. Bekannt ist aber auch, daß wir es hier trotz dieses Mangels zwar mit einer niedrigstehenden, aber keineswegs troglodytenhaften Bevölkerung zu thun haben. Der Pfahlbauer der Steinzeit versteht mit der steinernen Axt die gewaltigen Baumstämme zu fällen, die er mit vieler Kunst und Mühe in den Boden des Sees senkt, um auf ihnen seine hölzerne Hütte zu errichten. Die wichtigsten Haustiere sind bereits gezähmt, wie Rind und Schaf, Ziege und Hund. Ja, die ersten Anfänge des Ackerbaues sind schon gemacht; man baut Weizen und Gerste, auch Flachs, welchen letzteren man zu primitiven

Gespinnsten und Geflechten zu verarbeiten gelernt hat. Stein, Knochen, Horn, Holz ersetzen bei der Anfertigung von Äxten, Beilen, Messern, Pfeilspitzen, Lanzen, Angelhaken rc. die späteren Metalle.

Während nun die Forscher, welche aus sprachlichen Gründen die Bekanntschaft der ungetrennten Indogermanen mit den Metallen behaupteten, notwendiger Weise der Meinung sein mußten (vgl. oben p. 39), daß die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten, wenigstens die der Steinzeit, nichtindogermanischen Stammes gewesen seien, befinden wir uns in einer anderen Lage, und es lohnt sich wohl die Frage aufzuwerfen, ob nicht, wie wir hier in negativer Beziehung eine wichtige Übereinstimmung zwischen jenen zwei primitiven Culturen (der vorgeschichtlichen Civilisation der Indogermanen und der ältesten Cultur der Pfahlbauten) festgestellt haben, sich auch positive Berührungen derselben ermitteln lassen.

Dieser Gegenstand soll uns nicht am wenigsten auf den folgenden Blättern beschäftigen, auf welchen wir ein Gesamtbild der Cultur der indog. Urzeit nach ihren wichtigsten Seiten (Viehzucht, Ackerbau, Speise und Trank, Sittlichkeit, Familie und Staat, Kenntnisse und Fertigkeiten, Sprache, Religion, Heimat) zu entwerfen gedenken.

Die indog. Urzeit! Wir werden unter diesem Ausdrucke die gesamte vorgeschichtliche Entwicklung der indog. Völker zusammenfassen; denn wenn es auch nach dem, was wir oben (vgl. oben p. 175) auseinandergesetzt haben, wahrscheinlich war, daß die Indogermanen im Verlaufe ihrer allmählichen Ausbreitung in gewissen Gruppen neue Culturerwerbungen gemacht haben, ja wenn dies auch auf einigen Punkten, wie bei den Fortschritten des Ackerbaues (vgl. unten Cap. II), sich bis zu einer gewissen Sicherheit erheben läßt, so sahen wir doch, daß es der Möglichkeiten, die partiellen Übereinstimmungen des indog. Wortschatzes, auf denen ja die Erforschung jener Gruppenculturen beruhen würde, zu erklären, so viele giebt, daß wir besser thun, in dieser Darstellung im allgemeinen von der Unterscheidung bestimmter Entwicklungsphasen innerhalb der indog. Vorgeschichte abzusehen.

Auch haben wir schon bemerkt (vgl. oben p. 187), daß in vorgeschichtlichen Zeiten, in denen ein Volk ohne (oder doch bei geringer) Anregung von Außen im wesentlichen auf seine eigenen Mittel angewiesen ist, wie die Sprachentwicklung (vgl. oben p. 155),

so auch die Culturentwicklung eine langsame und stetige sein mußte, und daß alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, die Indogermanen seien, wenn auch nicht in allem Einzelnen, so doch im großen und ganzen, bei ihrem Eintreten in die Geschichte dieselben gewesen, welche sie vor vielleicht tausend Jahren waren. Über die Methode, welche wir bei unseren Untersuchungen einzuschlagen haben, kann nach dem früher Ausgeführten kein Zweifel walten.

Wie bisher, so werden wir auch jetzt von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung, welche wir nach den oben erörterten Principien zu benutzen gedenken, ausgehen. Damit aber haben wir nur die eine Hälfte unserer Aufgabe erfüllt. Vor allem wird es sich nämlich darum handeln, die Spuren des urzeitlichen Lebens, auf welche sprachliche Verhältnisse hinweisen, in der geschichtlichen Überlieferung der Indogermanen wiederzufinden. Es stellt sich immer mehr heraus, daß die Urzeit noch in die historisch beglaubigten Zeiten der indog. Völker mit zahlreichen Zügen hereinragt, welche vereinzelt betrachtet, oft unverständlich oder widersinnig erscheinen, in Zusammenhang aber gebracht mit Verwandtem verwandter Völkergebiete häufig überraschende Blicke in Sein und Empfinden vorgeschichtlicher Epochen gestatten. Aber nicht nur die nordeuropäischen Indogermanen, sondern auch die frühzeitig ein reiches Leben entfaltenden Arier, sowie der classische Süden Europas bieten für diese vergleichende Culturgeschichte eine reiche Ausbeute.

Nicht ohne eine Kindheit dumpfer und trüber Barbarei zu durchleben, nicht wie ein Geschenk der Götter

„schlank und leicht, wie aus dem nichts entsprungen“

ward die Vollendung antiken Lebens den classischen Völkern zu teil. Verweilen wir nur bei dem Leben der heroischen Zeit, wie es die homerischen Gesänge in so edler, so jedes Barbarentum scheinbar an der Schwelle zurückstoßenden Sprache schildern. Achilleus, der den Leichnam des edlen Feindes um die Mauern Trojas schleift, der am Grabe des Freundes zwölf gefangene Troer schlachtet, Nestor, der den vornehmen Fremdling und Gast fragt, ob er als Seeräuber über die Meeresflut gekommen sei, Weiberkauf, Nebenweiber, Sklavenraub, Blutrache, der Mist-

haufe vor der Thür des fürstlichen Palastes, die Abfälle des Mahles und der geschlachteten Tiere, die bei dem Schmause der Freier in dem Saale herumliegen, wer kann sie verkennen, jene Spuren des Barbarentums, die ein Thukydides im alten Griechenland anzuerkennen sich nicht scheute? (Vgl. W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 4 f.)

Auch der griechischen Mythenwelt hat man neuerdings mit Recht in dieser Beziehung seine Aufmerksamkeit zugewendet (vgl. L. Wojewodsky Der Kannibalismus in den griechischen Mythen, ein Versuch auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte der Ethik, St. Petersburg 1874, im Auszug mitgeteilt in den Neuen Jahrbüchern für class. Philol. 1882 Heft 11). Denn wenn es auch unzweifelhaft ist, daß zahlreiche jener altgriechischen Mythen, die nur zu oft von Betrug und Diebstahl, Mord und Totschlag, Kindermord, Kinderaussetzung, Abtreibung der Frucht, Menschenopfer und Menschenfresserei berichten, sich auf nichtgriechische und nichtindogermanische Völker beziehen, wenn auch manche jener abschreckenden Züge erst in späterer Zeit von urzeitlichen Phantasten, die es im Altertum wie bei uns gab, dem Bilde der Urzeit hinzugefügt worden sind, soviel ist doch sicher, daß jene Mythenwelt ein Zeitalter größerer Unentwickeltheit und roherer Sitten malt, als es das homerische oder das von den ersten Strahlen der Geschichte erhellte war. Stellt sich somit der Glaube, daß das indog. Urvolk vor Zeiten in irgend einem asiatischen Paradies ein hochcivilisiertes und dabei idyllisches Dasein geführt habe, das von den arischen und classischen Völkern in die geschichtlichen Zeiten hinübergerettet, von den nördlichen Indogermanen aber, infolge mühe- und entbehrungsreicher Wanderungen aufgegeben sei, immer mehr als ein frommer Köhlerglaube heraus, so soll doch auf der anderen Seite nicht in Abrede gestellt werden, daß das Culturleben der Vorzeit oft in überraschender Weise im Keime vorhanden zeigt, was später zu kräftigem und vervollkommnetem Dasein gelangte.

Gerade aber hierin liegt der besondere Reiz dieser prähistorischen Studien. Denn wenn eine moderne Wissenschaft sich erkühnt, den tierischen Menschen bis weit über die Grenzen seiner Menschheit zu verfolgen, so wollen wir den Menschen als Menschen, d. h. als Träger des Culturfortschritts ins Auge fassen und in seiner allmählichen Entwicklung verfolgen, und

wenn es uns hier gelingt, an der Hand einer, wie uns scheint, zuverlässigen Methode, die Grenze, welche die geschichtliche Überlieferung gezogen hat, wenn auch nur stellenweis zu überschreiten, so wollen wir gern an dem Punkte Halt machen, von dem das Wort des Dichters gilt:

τὸ πόρσω δ' ἐστὶ σοφοῖς ἄβατον κἀσόφοις.

II. Capitel.

Viehzucht.*)

Sein Wille zähmt das Wild der Berghöh'n,
Knirschend gehorcht das Roß dem Gewaltigen,
Stöhnend ergiebt sich der Stier der unbändige,
Beugt vor ihm den stolzen Nacken.
(Sophokles.)

Wer heute in einen deutschen Bauernhof tritt und das freundliche Leben betrachtet, das sich hier entfaltet: wie das stolze Roß gehorsam seinen Nacken dem Joche beugt, wie die Kuh ihr strotzendes Euter der Melkerin darbietet, wie die reichwollige Schafherde zum Thore hinauszieht, begleitet von ihrem treuen Hüter, dem Hund, der wedelnd sich an seinen Herrn schmiegt, dem scheint dieser trauliche Verkehr zwischen Mensch und Tier so natürlich, daß er kaum begreifen kann, es sei einmal anders gewesen.

Und doch zeigt uns auch dieses Bild nur das Endergebnis einer tausend- und abertausendjährigen Culturarbeit, deren ungeheure Bedeutung nur deswegen weniger in die Augen springt, weil einmal das täglich Geschaute am wenigsten unsere Bewunderung erregt.

Wie in anderer Beziehung die Erzeugung künstlichen Feuers eine That ohne Gleichen in der Geschichte der Menschheit ist, so erwarb sich kein geringeres Verdienst um Civilisation und Fortschritt derjenige Volksstamm, welcher zuerst den wilden Stier des Waldes und der Steppe zum Bewohner seiner Hürden machte.

In den Höhlen des südlichen Frankreich und in Belgien, dessen Bewohner gleichzeitig mit dem Mammut und Rhinoceros

*) Vgl. meinen Aufsatz in Nord und Süd XV, 45 p. 335 f.

in Europa lebten und polierte Feuersteinwerkzeuge, ja sogar Thongefäße schon kannten, sind keinerlei Überreste an Knochen gefunden worden, welche auf den Gebrauch der Haustiere in jener Zeit schließen ließen. Von den Urbewohnern Dänemarks, den Insassen der sogenannten „Kjökkenmöddings" war wenigstens der Hund gezähmt worden. Als die Europäer nach Amerika kamen, besaß nur Peru etwas den Haustieren Ähnliches, nämlich das Lama und Alpaka. Außerhalb Peru wurde nur der Hund von den Eingebornen als Lasttier benutzt, sonst mangelte alles Hirtenleben.

Freilich in den Culturstaaten der alten Welt verliert sich die erste Zähmung der Haustiere in dem Dunkel der Zeiten. Die Bewohner der Flußthäler des Nils, der Ebenen zwischen Euphrat und Tigris gehören zu den Pionieren der Cultur auch in dieser Hinsicht. Ja, gehen wir über die Grenzen der geschichtlichen Überlieferung hinaus, um in die Zeiten hinabzusteigen, in welchen die semitischen Sprachen und Völker sich noch nicht differenziert hatten, so finden wir auch damals die Zähmung der Tiere schon weit vorgeschritten. Bereits haben Esel, Kamel, Ziege, Schaf, Rind, Hund, ja vielleicht auch das Pferd sich dem Dienste des Menschen gebeugt (vgl. Hommel Die Namen der Säugetiere bei den südsemitischen Völkern p. 401 f.).

Auch die Indogermanen waren lange vor ihrer Trennung über jenen Zustand hinausgeschritten, in welchem noch heute Indianerstämme die ungeheuren Prairien zwischen dem Felsengebirge und dem Mississippi auf der Jagd nach dem Büffel durchstreifen. Der Indogermane war ein Viehzüchter, die Herde sein Reichtum (vgl. oben p. 217), das Ziel seines Kampfes (skrt. *gávishti* „Streben nach Kühen" = „Streit"), die Quelle seiner Ernährung und Bekleidung. Allerdings muß auch er einmal eine niedrigere Stufe durchlaufen haben, und man könnte die Frage aufwerfen, ob aus eigener Kraft oder durch das Beispiel benachbarter Völker die indog. Viehzucht erwachsen sei. Doch werden wir sogleich sehen, daß die Namen der ältesten Haustiere im Indogermanischen mit einer einzigen Ausnahme (vgl. lat. *taurus*, skrt. *sthûrá*, ursemitisch *ṯauru*) ein so durchaus einheimisches Gepräge tragen, daß an eine Entlehnung aus der Fremde nicht zu denken ist. Wir haben es also mit einem Stück nationaler Culturarbeit zu thun. Für die Bedeutung des Viehstandes in der Urzeit spricht von

vornherein die Existenz eines gemeinschaftlichen Collectivnamens für denselben. Unser *vieh*, ahd. *fihu*, got. *faíhu*, altpr. *peku* ist etymologisch dasselbe wie lat. *pecus*, skrt. *paçú*, zend. *pasu* (bes. „Kleinvieh") und geht auf eine Wurzel *paç* (skrt. *pâçấyâmi*) zurück, welche „festbinden", „fangen" bedeutete. Die Haustiere waren also vielleicht ursprünglich die „festgebundenen" im Gegensatz zu den draußen wild umherschweifenden (Curtius Grundz. [5] p. 267). Die Herde ist, wie schon gesagt, in der Urzeit nach dem Worte des Tacitus (Germ. cap. 5) der einzige und liebste Reichtum, und der unerschrockene Hirt (griech. *ποιμήν* = lit. *pëmů̃*, ahd. *hirti* = lit. *kerdżus*), der diese Schätze nicht nur vor den wilden Tieren des Waldes, sondern auch vor den feindlichen Männern beschützt, denen die *βοηλασία* „der Rinderraub" noch zur Ehre gereicht, steht in hohen Ehren, wie nur einer. *Gôpấ*, eigentlich „Kuhhirt" heißt der König im Veda, *ποιμὴν λαῶν* im Homer, und der „göttliche" Eumäos führt den Beinamen *σημάντωρ* und *ὄρχαμος ἀνδρῶν*.

Die bei weitem wichtigste Stellung in der Viehzucht nimmt das **Rindvieh** ein, wie die detailierten Namen der Urzeit für Alter und Geschlecht desselben beweisen. Es sind hier zu nennen:

skrt. *ukshán*, got. *aúhsa*, cymr. *ych*, corn. *ohan*
skrt. *sthûrá*, zend. *staora* („Zugvieh"), lat. *taurus*, griech. *ταῦρος*, got. *stiur*, ir. *tarb*, altsl. *turŭ*
skrt. *gô*, zend. *gâo*, armen. *kow*, griech. *βοῦς*, lat. *bos*, ir. *bó*, ahd. *chuo*, altsl. *govędo*
skrt. *vaçấ*, lat. *vacca*
skrt. *vatsá*, griech. *ἰταλός*, lat. *vitulus* (Italien = Kalbsland).

Die Kuh, welche ebenso wie der Stier auch in die mythologischen Anschauungen der indog. Völker aufs engste verwebt ist, hat bei Lebzeiten eine doppelte Bedeutung. Sie ist einmal die milchspendende (skrt. *dênú*, zend. *gâo daênu*), das andere Mal ist sie das eigentliche Zug- und Lasttier der Urzeit. Geschlachtet, wird ihr Fleisch genossen, ihr Fell zu Schilden, Bogensehnen, Schläuchen, Riemen, Kappen rc. verarbeitet.

Unter dem Kleinvieh waren ohne Zweifel **Schafe** und **Ziegen** der Urzeit bekannt, von denen letztere mehr in den gebirgigen Teilen der Urheimat gepflegt werden mochten. Die

Bekanntschaft der Urzeit mit diesen beiden Tieren beweist erstens ihre übereinstimmende Benennung in zahlreichen indog. Sprachen (vgl. skrt. *ávi*, griech. *ὄϊς*, lat. *ovis*, ir. *ói*, ahd. *auwi*, lit. *awìs*, altsl. *ovĭca* und skrt. *ajá*, arm. *ayts*, griech. *αἴξ*, lit. *ożỹs*, vielleicht auch zend. *iza* in *izaêna* = skrt. *ajína*, altsl. *jazĭno* „Fell" (vgl. ferner oben p. 178), zweitens aber ihre Domestication in allen ältesten Epochen der indog. Culturgeschichte, bei den Indern des Rigveda, bei den Iraniern des Avesta, bei den Griechen des Homer, bei den alten Römern ꝛc.

Wenn die genannten drei Tiergattungen somit unbedenklich zu dem ältesten, nur irgend erreichbaren Bestand der Urzeit an Haustieren gerechnet werden dürfen, so ist hingegen den übrigen Vierfüßlern gegenüber, welche heut zu Tage die Ställe und Höfe des Landwirts bevölkern, berechtigter Zweifel am Platze. Beginnen wir mit dem Hausschwein, so kehrt allerdings dessen europäischer Name griech. *ὗς*, lat. *sus*, ahd. *sû*, altsl. *svinija* in dem arischen, zend. *hû* (osset. *khuy*, npers. *khûk*, Pamird. *khüg* *) ꝛc., vielleicht auch im skrt. *sûkará* „wilder Eber" wieder; allein der Veda und Avesta kennt Schweinezucht noch nicht, wie dieselbe auch den Ursemiten und der sumerischen Bevölkerung Babyloniens fremd ist. Hingegen ist sie, wie ein Blick auf den Reichtum des Odysseus an Schweinen lehrt, dem homerischen Zeitalter geläufig. Höchstens könnte man den sehr seltenen Gebrauch, welchen man im Verhältnis zu Rind, Schaf und Ziege bei den Opfern vom Schweine macht, für die jüngere Bekanntschaft der Griechen mit diesem Tiere geltend machen. Auch in Italien ist die Zähmung des Schweines (lat. *sus*, umbr. *sim acc. sing.*, *sif nom. plur.*) seit Alters eingebürgert, und das Schwein bildet einen integrierenden Bestandteil der Suovetaurilien. Bedenkt man diese Verhältnisse und erwägt, daß gerade in den europäischen Sprachen eine allen gemeinsame, neue, ursprünglich wohl das junge Tier bezeichnende Benennung des Schweines (griech. *πόρκος* bei Varro, lat. *porcus*, umbr. *porka*, ir. *orc*, ahd. *farah*, lit. *parszas*, altsl. *prasę*) auftaucht, so liegt die Vermutung nahe, daß die Zähmung des Schweines zugleich mit

---

*) „Uralte Entlehnung ist mordv. *tuwà*, *tuwo* „Sau" (aus *suwa*); die Eichenwälder an der mittleren Wolga waren seit Alters ein ergiebiges Terrain für Schweinezucht" (Tomaschek p. 32). Ahlqvist (Culturw. p. 18) hält das mordv. Wort für genuin.

zahlreichen Fortschritten in der Agricultur (vgl. unten Cap. III) erst unter den europäischen Indogermanen sich verbreitet habe; denn das Schwein bedarf zu seiner Pflege und Beobdachung einer mehr seßhaften und Ackerbau treibenden Bevölkerung. Im äußersten Norden, in Finnland und Estland ward noch bis vor nicht langer Zeit das Schwein als Verwüster der jungen Saat gefürchtet, und Hühner und Schweine wurden von herumziehenden Zigeunern als ausländische und merkwürdige Tiere für Geld gezeigt (vgl. Ahlqvist Culturwörter p. 22).

Von außerordentlicher culturhistorischer Bedeutung wäre die endgiltige Lösung der Frage, ob das Pferd, welches den Indogermanen ohne Zweifel bekannt war (skrt. *áçva*, zend. *aspa*, griech. *ἵππος*, lat. *equus*, ir. *ech*, ahd. *ehu*, lit. *aszwà*), schon zu den Haustieren der Urzeit zählte. Denn die Zähmung dieses edelsten Tieres, auf dessen Rücken der kühne Reiter mit Blitzesschnelle dahinfliegt, verleiht, wie dies V. Hehn in seinen Culturpflanzen und Haustieren ansprechend schildert, einem primitiven Volke einen ganz neuen und eigenartigen Charakter. Ich bin aber mit dem genannten Gelehrten der Ansicht, daß das Pferd in der indog. Urzeit noch nicht gezähmt sein konnte.

Die Kunst des Reitens ward weder von den Griechen des Homer noch von den Indern des Rigveda geübt, und wenn sie den Iraniern des Avesta geläufig ist, so hatten diese sie ohne Zweifel erst von den Iran umschwärmenden Nomadenvölkern turko-tatarischen Stammes gelernt (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 354). Auch weichen in den verwandten Sprachen die Bezeichnungen für das Reiten von einander ab und sind augenscheinlich verhältnismäßig jungen Datums (vgl. *ἱππεύω* : *ἱππεύς*, *equitare* : *eques*, *equo vehi* wie zend. *barata* = *ἐφέρετο* „er ritt"; unser *reiten*, altn. *rîđa*, agls. *rîdan*, eigentlich „sich fortbewegen", *φέρεσθαι*, mhd. *rîden* „zu Schiffe fahren ꝛc.). Noch Tacitus Germ. cap. 6 sagt: *plus penes peditem roboris*, wenn er auch Reitervölker wie die Tencterer kennt (cap. 32). Aber auch, wo man das Pferd als Zugtier benutzt, wird es nicht vor den schweren Lastwagen gespannt — eine Stelle, die, wie schon gesagt, das Rindvieh zu versehen hat — sondern, wie es bei den ältesten Griechen, Indern und Iraniern der Fall ist, vor den schnellen Kriegswagen oder höchstens vor den leichten Reisewagen geschirrt.

Auch diese Sitte aber, zu Wagen in den ernsten Strauß oder zum fröhlichen Wettkampf zu fahren, wird man kaum für eine urindogermanische halten wollen. Würde sie doch, von allem anderen abgesehen, schon für die Urzeit eine Technik des Wagenbaues voraussetzen, wie wir sie in jenen alten, metall-losen Zeiten in keinem Falle erwarten dürfen. Wenn aber Roth (Z. d. M. G. XXXV p. 686) bemerkt, daß die Freude an der Übung des Wagenkampfes nicht in den beschränkten Thalebenen Indiens entstanden sein könne, sondern auf eine Zeit zurückweise, in welcher die Inder noch mit ihren iranischen Brüdern vereint, am Nordabhang des Parapamisus saßen, so können es ebenso gut nach der Trennung der Brudervölker babylonische Einflüsse, welche sich selbst im Rigveda nicht verkennen lassen (vgl. oben p. 109), gewesen sein, welchen jene Gewohnheit ihre Entstehung verdankt.

Wenn endlich die Kenntnis des Wagenkampfes bei einem Teil der westlichsten Indogermanen, bei den celtischen Britten, deren *essedarii* schon Cäsar kennen lernte, wiederkehrt, so scheint mir die Erklärung V. Hehns (a. a. O. p. 52) die ansprechendste, daß nämlich die celtischen Kriegswagen „nach dem großen celtischen Wanderzug in den Osten und in die Nähe iranischer und thrakischer Völker diesen letzteren entlehnt waren." Überhaupt lohnt es sich, die Berührungen celtischen Wesens und celtischer Sprache mit Vorderasien, der wir schon mehrfach begegnet sind, einmal im Zusammenhang ins Auge zu fassen.

Kann aber somit das Pferd in der Urzeit weder zum Reiten noch zum Ziehen verwendet worden sein, so könnte man doch daran denken, daß dasselbe schon damals, wie es bei den turko-tatarischen Stämmen noch heute der Fall ist, in halb-wilden Herden weniger zu Dienstleistungen als zur Nahrung des Menschen, wegen seines Fleisches und seiner Milch gehalten wurde, und ich gestehe, daß sich diese Möglichkeit nicht bestreiten läßt. Auch mag seine Zucht, wie sie vielleicht Inder und Iranier gemeinsam kennen lernten (skrt. *árvan*, zend. *aurvañt*, armen. *eṛivaṛ?*), ebenso bei den europäischen Stämmen sich in einer Epoche verbreitet haben, in der sich dieselben sprachlich noch sehr nahe standen. Beachtung verdient wenigstens, daß in ihren Sprachen (wie für das junge Schwein) auch für das junge Pferd eine den Ariern nicht bekannte Benennung desselben gemeinsam ist (griech. *πῶλος* = got. *fula*, ahd. *folo*). Vgl. im

Norden noch ahd. *stuot*, agls. u. altn. *stôd*, *stôđ*, lit. *stodas*, altsl. *stado* „Pferdeherde" und irisch *marc*, ahd. *meriha*.

Nach A. v. Kremer wäre auch den Ursemiten die Zähmung des Pferdes unbekannt gewesen, ja sie hätten den Namen dieses Tieres überhaupt erst von den Indogermanen erfahren (hebr. *sûs* „Pferd" : hebr. Artic. *ha* + *sus* = skrt. *áçvas??*). Doch haben wir schon den Versuch F. Hommels (vgl. oben p. 60) kennen gelernt, eine ursemitische Benennung des Kriegsrosses zu erschließen. In jedem Falle sind die Semiten sehr frühzeitig mit der Zucht des Pferdes vertraut gewesen, und erst durch sie ward die sumerische Bevölkerung der Euphratländer mit derselben bekannt gemacht (vgl. F. Hommel Die vorsemit. Culturen p. 402 f.).

Aber auch die Pferdenamen Ägyptens, wo auf den Denkmälern des alten Reiches (3500—2000) Rosse nicht abgebildet oder erwähnt werden, *sesem-t, ses, semsem* (hebr. *sûs*) weisen auf semitischen Ursprung hin (vgl. F. Hommel Die Namen der Säugetiere p. 420 f.).

Wie endlich die Indogermanen das Pferd schon vor ihrer Trennung, wenn auch in ungezähmtem Zustand, kannten, so weist auch der große turko-tatarische Stamm eine einheitliche Benennung dieses Tieres *at* auf, zum Beweis, wie nahe wir uns hier dem ursprünglichen Ausgangspunkt des Pferdes, den Steppen Centralasiens befinden (vgl. H. Vámbéry Die primitive Cultur p. 188).

Einfacher liegen die Verhältnisse bei dem Vetter des Pferdes, dem Esel. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann dieser als ein Geschenk der semitischen Welt an die Indogermanen betrachtet werden. Die nordeuropäischen Namen dieses Tieres (ir. *assal*, cymr. *assen*, got. *asilus*, altsl. *osĭlŭ*, lit. *äsilas*) weisen sämtlich als Lehnwörter auf das lat. *asinus*, *asellus*, das wiederum, wie ich mit O. Weise (Griechische Wörter im Lateinischen p. 97) annehme, direkt, d. h. ohne griechische Vermittelung aus phönicisch-hebräischem *âtôn* (ursem. *atânu*) hervorgegangen ist. Auch das griechische *ὄνος* (für **ὄννος*, **ὄσνος* vgl. **μόνϝος*, *μοῦνος*, *μόνος* G. Meyer Griech. Gramm. p. 249) steht offenbar in lautlichem, wenn auch nicht ganz klarem Zusammenhang mit hebr. *âtôn*. Wenn man aber gegen die Ableitung der europäischen Wörter aus dem Semitischen eingewendet hat (vgl. A. v. Kremer Sem. Culturentlehnungen p. 5 und P. de Lagarde Armen. Stud.

p. 56), daß semitisches *âtôn* im Gegensatz zu griech. *ὄνος*, lat. *asinus* nur das Eselweibchen bedeute, so findet es bei Entlehnungen von Haustiernamen überall nicht selten statt, daß die speciellen Bezeichnungen des jungen oder auch des Muttertieres, beide als für die Fortpflanzung der Gattung von besonderer Bedeutung, statt des die ganze Gattung bezeichnenden Namens übernommen werden. So bedeutet in den westfinnischen Sprachen das entlehnte germ. *lamm* das Schaf im allgemeinen, und genau wie das finnisch-estnische *hepo*, *hobo* „Pferd": schwed. *håppa* „Stute" würde sich griech. *ὄνος* : hebr. *âtôn* „Eselin" verhalten. Übrigens hat Freund Langohr auf seiner weiten Wanderung nicht nur sein rotes Kleid der Freiheit, welches er in wildem Zustand trägt (ursem. *ḥimâru* „der rote") mit dem grauen Kittel der Knechtschaft vertauscht, sondern auch auf dem langen Wege viel von seinem guten Renommee eingebüßt. Während er im Orient für ein Bild der Kraft und des Mutes gilt, so daß der Kalif Mervan den Ehrennamen „Esel Dschesira's" d. i. Mesopotamiens führte, während an der einzigen Stelle der Ilias (XI, 558), an welcher er erwähnt wird, der Telamonier Ajax mit ihm verglichen wird, werden je weiter nach Norden immer mehr seine geistigen und moralischen Eigenschaften verkannt.

Was die arischen Indogermanen betrifft, so war der Esel sowohl den ältesten Indern wie auch den Iraniern bekannt; doch stimmen seine Namen zend. *khara* (so auch im späteren Sanskrit), afgh. *khar*, Pamirdialekte *khur*, *čer*, *šer* rc. (Tomaschek p. 31) und vedisch *gardabhá*, *rā́sabha* weder unter sich noch mit den europäischen Namen des Tieres überein. Das armenische *ēš* ist am wahrscheinlichsten aus dem turko-tatar. *eśek*, *eśik* „Esel" (vgl. auch russ. *išak* „Maultier") entlehnt.

Wenn aber endlich die centralasiatischen Sandsteppen, im besondern aber die aralo-kaspischen Ebenen, mit Recht als das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des Esels angesehen werden (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 362), so muß, die centralasiatische Herkunft der Indogermanen vorausgesetzt, die ursprüngliche Unbekanntschaft dieser Stämme mit dem Esel überaus verwunderlich erscheinen, was ich für die Anhänger der europäischen Hypothese bemerke.

Ebenso wie der Esel gehört auch das Maultier (ahd. *mûl*, russ. *mulŭ*, lit. *mulas* aus lat. *mulus*, griech. *μυχλός*; lat.

hinnus aus griech. *ἴννος*) nicht zu den vorhistorischen Erwerbungen der indog. oder auch nur europäisch-indog. Völker. Ganz zuletzt und zwar erst im V. Jahrhundert nach Christo beginnt die Katze von Italien aus sich in Europa zu verbreiten (vgl. über beide Tiere bei V. Hehn a. a. O.)

Von großer Bedeutung für die Bestimmung der geographischen Lage der indog. Urheimat wäre die Frage, ob den Indogermanen vor ihrer Trennung das Kamel, welches die Ursemiten (*gamalu*) ebenso wie die Turko-Tataren (uig. *töbe*, alt. *töö*, osm. *deve*) schon in vorhistorischen Zeiten gezähmt hatten (vgl. oben p. 147 und Vámbéry Die primitive Cultur p. 191 f.), bereits bekannt war. Ich kann nur sagen, daß keine Spur darauf hindeutet. Die Indo-Iranier scheinen es allerdings zur Zeit ihrer geographischen Einheit als Haustier besessen und *ushtra* (zend. *ushtra*, npers. *uštur*, Pamird. *üštür*, *štur*, *χtür*) genannt zu haben, ein Wort, welches die Inder des Rigveda später, dem natürlichen Verbreitungsherd des Kamels entrückt, auf den Buckelochsen übertrugen (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 360). Hingegen geht das südeuropäische lat. *camelus-κάμηλος* auf das Semitische zurück, und den nordeuropäischen Stämmen war der Anblick des Kamels ein so seltener und fremder, daß sie dasselbe in der Benennung mit der des nicht weniger fremden Elephanten (altsl. *velĭblądŭ*, altruss. *velĭbludŭ* ꝛc., ahd. *olbanta*, *olbenta* ꝛc., got. *ulbandus* „Kamel“ = *elephantus*, *ἐλέφας*) verwechselten.

Kehren wir nunmehr zu dem ältesten Bestand der indog. Haustiere zurück, so umfaßte derselbe nicht mehr und nicht weniger als Rind, Schaf und Ziege, zu denen wir noch unbedenklich das älteste menschliche Haustier den Hund (skrt. *çván*, zend. *spâ*, griech. *κύων*, lat. *canis*, ir. *cú*, germ. *hun-d*, lit. *szů*) als Wächter der Herden stellen dürfen.

Diese Culturstufe aber, welche die Indogermanen somit vor ihrer Trennung erreicht hatten, und auf welcher ohne Zweifel auch die europäischen Indogermanen noch geraume Zeit verharrten, entspricht auf das genaueste den Verhältnissen, welche wir in der Domestication der Haustiere bei der ältesten Bevölkerungsschicht der Schweizer Pfahlbauten, besonders in Wauwyl und Moosseedorf antreffen. L. Rütimeyer (Die Fauna der Pfahlbauten p. 236 f.) charakterisiert dieselben, wie folgt: „Die zoologische Prüfung der Fauna der Pfahlbauten führt demnach zu

folgender Einteilung des gesamten, durch die Seeansiedelungen vor Augen gelegten Zeitraumes: I) in erster Periode überwiegen die wilden, zur Nahrung verwendeten Tiere bei weitem die Zahl der Haustiere.... Von Haustieren sind nur vier vorhanden, die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Hund.... Etwas später kommt dazu das Schwein (vgl. p. 231: „Der erste neue Beitrag zu dem kleinen Viehstand der Bevölkerung von Wangen und Moosseedorf ist neben dem allmählich bekannter werdenden Pferd ein zahmes Schwein. Robenhausen, Meilen, Wauwyl, Concise zeigen die ersten Spuren dieser Zähmung").... Das Pferd, wenn auch bekannt, ist doch nicht Gegenstand der Pflege. Ich will diese Periode das Zeitalter der primitiven Haustierrassen nennen."

So haben sich uns auf dem Gebiete der Viehzucht wichtige und in die Augen springende Analogien zwischen der ältesten linguistisch-historisch erschließbaren Civilisation der Indogermanen und der in den ältesten Schweizer Pfahlbauten vorliegenden Culturstufe ergeben, und keinesfalls wird man fernerhin, wie dies neuerdings noch F. Dahn mit großer Zuversicht gethan hat (vgl. Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I p. 6), an eine finnische Bevölkerung jener alten Bauten denken dürfen, da die Finnen vor ihrer Berührung mit indog. Völkern nach den Untersuchungen Ahlqvists (Culturw. Cap. I) ausschließlich das Rindvieh, sowie Pferd und Hund gekannt haben.

Die Pfahldörfer in der Poebne repräsentieren den ältesten Schweizer Bauten gegenüber durch die vollendete Zähmung des Schweines und Pferdes ein vorgerückteres Stadium, doch lassen auch sie noch Esel, Maultier und Katze vermissen. Allen Pfahlbauten aber gemeinsam ist der völlige Mangel jedweden Hausgeflügels. Erst in den Ansiedelungen von Chavannes und Noville, die beide dem VI. Jahrhundert n. Chr. angehören, tritt neben dem Esel und neben der vielleicht zahmen Katze das Haushuhn auf.

Hiermit aber stimmt wiederum aufs beste überein, daß sich bei den indog. Völkern zur Zeit ihres ersten geschichtlichen Auftretens die Zucht des Geflügels über die dürftigsten Anfänge noch nicht erhoben hat. Zuerst ist von den seßhaften und Ackerbau treibenden Iraniern der Haushahn gezähmt worden, welcher in die religiösen Anschauungen dieses Volkes aufs engste

Die Haustiere in den ältesten Culturep

	Linguistisch erschlossene Epochen.				
	Die Finnen bei ihrem Eintreffen an der Ostsee	Die Turko-Tataren	Die Ursemiten	Die Urindogermanen	Die E
Rindvieh	bekannt	alt. *oj*, uig. *öt* etc.	*bakaru* *tauru*	*gau* *staura*	
Ziege	—	—	*inzu*	*aga*	
Schaf	—	türk. *kojun*, čag. *koj* etc.	*kabśu* *rahilu*	*avi*	
Hund	finn. *penikka* estn. *peni* etc.	*it, et, üt*	*kalbu*	*kuan*	li
Schwein	—	—	—	—	
Pferd	bekannt	*at*	*parašu* *sûsu ?*	—	
Esel	—	*eśek, eśik,* *esik*	*himâru* *atânu*	—	an
Maultier	—	türk. *katir?*	—	—	
Kamel	—	uig. *töbe*, čag. *töve* etc.	*gamalu*	—	
Katze	—	—	—	—	
Huhn	—	?	—	—	
Gans	—	?	—	—	
Ente	—	?	—	—	
Taube	—	?	—	—	
? drückt einen Zweifel an der Domestication des betreffenden Tieres aus.	Vgl. Ahlqvist Die Culturwörter in den westfinnischen Sprachen. Cap. I.	Vgl. H. Vámbéry Die primitive Cultur des turko-tatar. Volkes p. 186f. Sehr unsicher, vgl. oben p. 64 f.	Vgl. A. v. Kremer Sem. Culturentlehnungen Ausl. 1875 p. 1f. F. Hommel Die Namen d. Säugetiere b. d. Südsemiten p. 401 f.	Die Wortformen nach A. Fick Vgl. Wörterbuch der indog. Sprachen I[3].	F. Die Cu p. 4 Hau nennt der T Na Sc

...manen und benachbarter Völkerstämme.

...Epochen			Pfahldörfler in der Poebne	Pfahldörfler in der Schweiz			Erstes Auftreten der nicht urind. Haustiere in Europa
...er ... t	Die Iranier des Avesta	Die Griechen des Homer		Steinzeit		Bronze	
				Wauwyl	Moosseedorf	Nidau	
...ĭ', ...c.	*gâo*	βοῦς	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	sehr häufig	—
	buza	αἴξ	bekannt	bekannt	bekannt	häufig	—
...â	*maêsha*	ὄϊς	weniger bekannt	vereinzelt	bekannt	häufig	—
	spâ	κύων	2 Species	bekannt	bekannt	bekannt	—
	—	σῦς	häufig	fraglich	—	häufig	Vorhistorisch
	aspa	ἵππος	2 Species	bekannt	fraglich	häufig	Vorhistorisch
...á ...a	*khara*	ὄνος?	sehr fraglich	—	—	—	Nach Homer und Hesiod
	—	ἡμίονος	—	—	—	—	Vor Homer
	ushtra	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	Um 450 nach Chr. in Italien
...u	*parôdars*	—	—	—	—	—	Zur Zeit des Theognis (2. Hälfte des VI. Jahrh.)
	—	χήν	—	—	—	—	?
	—	—	—	—	—	—	?
	—	—	—	—	—	—	Anfang des V. Jahrh. bei den Griechen.
...er ...ben ... ein ...je, ...s ...r'' ...R. ...vor.	Vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 343 f.		Vgl. W. Helbig Die Italiker in d. Poebne p. 14. Die Unterscheidung geschieht nach der Menge der Knochenreste, welche sich von den einzelnen Gattungen gefunden haben.	Vgl. Sir John Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit. 3. Auflage, übersetzt von A. Passow p. 206, 195. Dazu Rütimeyer Die Fauna der Pfahlbauten.			Vgl. V. Hehn Culturpflanzen und Haustiere. 3. Auflage.

verflochten ist. Er wird im Avesta *parôdars* und mit zwei Neben- vielleicht Spottnamen (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 367) *kartô-dansu* und *kahrkatâs* (auch *kahrkâsa*) genannt. Der erste Teil des letzten Wortes *kahrka-* kehrt offenbar in der vedischen Bezeichnung des Haushahnes *kṛka-vâku* (Zimmer Altind. Leben p. 91), vielleicht auch im Hesychischen *κέρκος* und irischen *cerc* wieder und entspricht npers. *kark*, kurd. *kurk*, afgh. *čirk*, osset. *kharkh*, Pamird. *körk* 2c. (Tomaschek p. 38). Könnte man so einerseits auf das Vorhandensein einer urindog. Benennung des Hahnes oder Huhnes schließen (vgl. jedoch oben p. 50), so war doch das homerische Griechenland andererseits mit der Zähmung dieses Tieres noch völlig unbekannt, und erst geraume Zeit nach Homer wird dasselbe von Iran aus nach Griechenland eingeführt. Über die weitere Verbreitung dieses Tieres im südlichen Europa vgl. V. Hehn Culturpflanzen 2c.[8] p. 280 f. und O. Weise Die Griechischen W. im Latein. p. 108, über die im nördlichen V. Hehn a. a. O. p. 288 f. (vgl. oben p. 50).

Was die Gans anbetrifft, so war dieselbe allerdings den homerischen Griechen als Haustier bekannt, wenn sie auch mehr zum Luxus als wegen ihres Nutzens gepflegt wurde. Doch ist ihre Zucht den ältesten Indern und Iraniern fremd, und die europäisch-armenische Gleichung griech. *χήν*, lat. *anser*, ir. *goss*, germ. *gans*, slav. *gąsĭ*, lit. *żąsis*, armen. *sag* (aus **gas*) bedeutet im skrt. *haṁsá* (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 89) noch die wilde Gans. Ebenso verhält es sich mit dem Namen der Ente griech. *νῆσσα*, lat. *anas*, ahd. *anut* : skrt. *âtí* (vgl. Zimmer a. a. O. p. 89). Die Benennungen der Taube gehen im Indogermanischen völlig auseinander, auch kann Taubenzucht weder im Veda, noch im Avesta, noch bei Homer nachgewiesen werden. Vgl. über die Herkunft und Verbreitung dieses Tieres V. Hehn a. a. O. p. 294 f.

Dieses völlige Abhandensein des zahmen Geflügels, das wir übrigens ebenso bei den Ursemiten sowie den ältesten Finnen antreffen, kann aber mit Recht als das Kennzeichen einer sehr primitiven Bodenbewirtschaftung betrachtet werden. Der angehende Ackerbauer fürchtet die pickenden Vögel als Zerstörer des notdürftigen Ertrages seines Ackers. Auch erfordert die Zucht des Geflügels solidere und vor allem stabilere Wohnungsverhältnisse als sie, wie wir später sehen werden, die indog.

Urzeit aufzuweisen gehabt hat. Die Herden draußen auf der Weide kann der Hirt mit dem feuersteinspitzenen Speer, von dem getreuen Hund begleitet, vor ihren großen Feinden, dem Bären, Wolf und Löwen wohl beschützen; aber das zahme Geflügel bedarf zum Schutz gegen Wiesel und Fuchs, gegen Adler und Geier des wohlumfriedigten Hofes und des bergenden Stalles.

III. Capitel.

Ackerbau.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein.
(Schiller.)

Daß die Völkerschaften der Hellenen bei ihrem Eintreten in die Weltgeschichte noch von einer tief eingefleischten Wanderlust beseelt waren, hat bereits Thukydides (I cap. 2) mit gewohntem Scharfsinn erkannt. „Das jetzt sogenannte Hellas," sagt er I cap. 3, „ist offenbar nicht von Alters her fest besiedelt gewesen, sondern es haben in früheren Zeiten Umsiedelungen statt gefunden, und leichtlich verließ eine jegliche Gemeinschaft, von irgend einer Überzahl bedrängt, ihre Wohnsitze. Denn da es damals noch keinen Handel und keinen furchtlosen Verkehr zu Wasser oder zu Lande gab, und ein jeder nur insoweit sein Land bebaute (*νεμόμενοι τε τὰ αὑτῶν*), als zum Leben nötig war, ohne Reichtümer zu sammeln, ohne Baumpflanzungen anzulegen (*οὐδὲ γῆν φυτεύοντες*), war es mit keinen Schwierigkeiten verbunden, die Heimat zu verlassen; blieb es doch ungewiß, ob nicht bei dem Mangel befestigter Plätze ein anderer kommen und einem das Erworbene rauben werde, und war man doch überzeugt, den täglichen Bedarf allüberall finden zu können".

So tritt uns auf dem classischen Boden des alten Griechenlands genau dasselbe nomadische Wandervolk entgegen, welches viele Jahrhunderte später die griechisch-römischen Schriftsteller in dem Norden Europas wiederfanden. „Allen Völkern dieses Landes" (Deutschlands), sagt Strabo c. 291, gemein ist die Leichtigkeit

der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise, und weil sie keinen eigentlichen*) Ackerbau kennen (*διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν*) und keinen Vorrat sammeln, sondern in Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zugvieh, gleich den Wanderhirten; so daß sie diese nachahmend, ihren Hausvorrat auf Wagen laden und mit den Viehherden sich wenden, wohin ihnen beliebt". Stellen wir zu dieser klaren Überlieferung die bekannten, wenn auch vielumstrittenen Nachrichten des Cäsar *de bello gall. IV cap.* 1, 4 und *VI cap.* 22, 1), nach denen die Germanen noch als völlige, obwohl ackerbauende Nomaden erscheinen, und des Tacitus (*Germ. cap.* 26), nach dessen Schilderung eben die ersten Anfänge zur Seßhaftigkeit und persönlichem Eigentum gemacht worden sind (vgl. Arnold Deutsche Urzeit p. 205 f.), so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Indogermanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte noch nomadisierende Wandervölker waren.

Zugleich geht aber auch aus der angeführten Überlieferung hervor, daß die Anfänge des Ackerbaus den Indogermanen schon in vorgeschichtlichen Zeiten bekannt gewesen sein müssen, da sie mit denselben ausgerüstet, aus dem Dunkel der Urgeschichte hervortreten. Hatte doch schon Pytheas (vgl. Strabo**) c. 201) auf seiner Reise ins Nordmeer, also circa 300 Jahre vor Christo, bei den Nordstämmen Haustiere und, wenn auch äußerst primitiven, Feldbau vorgefunden. Ja, sogar die Aisten, die Vorfahren der Litauer, welche doch noch fast ganz in metalllosen Zuständen verharrten, betrieben schon zu des Tacitus (*Germ. cap.* 45) Zeit einen emsigen Ackerbau. Auch die celtischen Britten machen hiervon nur eine scheinbare Ausnahme. Cäsar (V *cap.* 14) berichtet nur von den Einwohnern des Binnenlandes: *interiores plerique frumenta non serunt.* Daß aber an den Küsten des Meeres Ackerbau wohl bekannt war, geht aus mehreren Stellen des *bellum gallicum* (IV *cap.* 31, 2, *cap.* 32, 1) deutlich hervor.

---

*) Diese Übersetzung (vgl. Arnold Deutsche Urzeit p. 218) empfiehlt sich wegen des Folgenden.

**) *τὸ τῶν καρπῶν εἶναι τῶν ἡμέρων καὶ ζῴων τῶν μὲν ἀφορίαν παντελῆ τῶν δὲ σπάνιν, κέγχρῳ δὲ καὶ ἀγρίοις λαχάνοις καὶ καρποῖς καὶ ῥίζαις τρέφεσθαι· παρ' οἷς δὲ σῖτος καὶ μέλι γίγνεται, καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν· τὸν δὲ σῖτον, ἐπειδὴ τοὺς ἡλίους οὐκ ἔχουσι καθαρούς, ἐν οἴκοις μεγάλοις κόπτουσι συγκομισθέντων δεῦρο τῶν σταχύων· αἱ γὰρ ἅλως ἄχρηστοι γίνονται διὰ τὸ ἀνήλιον καὶ τοὺς ὄμβρους.*

Fassen wir diesen historischen Anhaltepunkten gegenüber die sprachlichen Verhältnisse ins Auge, so ergiebt sich bei näherer Betrachtung in den *terminis* der Ackerbausprache zwischen den europäisch-indog. und asiatisch-indog. Sprachen doch eine größere Übereinstimmung, als man gewöhnlich annimmt (vgl. oben p. 29, 45).

Neben dem schon öfters erwähnten skrt. *yáva*, zend. *yava* (pers. *ǧaw* „Gerste“ osset. *yew, yau* „Hirse“, Pamird. *yumǧ* ꝛc. „Mehl“ Tomaschek p. 63), griech. *ζεά*, lit. *jawaĩ* „Getreide“, vielleicht auch irisch *eórna* „Gerste“ (Stokes *Irish glosses* p. 779), deren ursprüngliche Bedeutung kaum zu ermitteln sein wird, da sie nicht einmal für den Veda (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 238) und für Homer — *ζεά* dient hier neben *ὄλυρα* als Pferdefutter — feststeht, dürfen mit mehr oder weniger Recht noch folgende Gleichungen hierhergestellt werden:*)

griech. *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta* + armen. *gaṛi*, pehlevi *jurd--âk* u. s. w. (vgl. oben p. 176)

lat. *granum*, ahd. *korn*, altsl. *zrŭno* + afgh. *zaṛai, zaṝai*, (K. Z. XXIII p. 23)

lit. *dúna* „Brot“ + skrt. *dhânâs*, zend. *dâna* (npers. *dânah*, Pamird. *pinǧ-dâná* „Fünfkorn“ = „Hirse“)

[lit. *mieziei*, altpr. *moasis* „Gerste“ + skrt. *maghî* „eine best. Kornart“ Fick I [3] p. 169 ?

griech. *σεμίδαλις*, lat. *similago* (*ἰμαλιά* Hesych = *simila* lat.) + skrt. *samitâ* „Weizenmehl“ vgl. oben p. 51 u. J. Schmidt Verwandtschaftsv. p. 55 ?]

griech. *ἄρουρα* (lat. *arvum*) + skrt. *urvárâ*, zend. *urvara* „Saatfeld“ (Geiger Ostiran. Cultur p. 150)

---

*) Die Gleichung lat. *cucurbita* = skrt. *carbhaṭa, cirbhiṭâ* ist, wenn sie überhaupt richtig ist, nach dem, was V. Hehn Culturpflanzen p. 270 über die Herkunft der Cucurbitaceen aus Indien mitteilt, zu Schlüssen auf die Urzeit ungeeignet, was ich gegen O. Weise Die griech. Wörter im Lat. p. 126 bemerke. Das spät-indische Wort ist offenbar die Quelle von pers. *kharbuz*, türk. *qârpûz*, alb. *καρπούσ-ζι*, ngriech. *καρβούζι*, poln. *karbuz*, *arbuz* ꝛc. Vgl. auch H. Vámbéry Die primitive Cultur p. 218. Auf die Gleichung lat. *pinso*, griech. *πτίσσω*, skrt. *pish* „zerreiben“ lege ich wegen oben p. 76 wenig Gewicht, wenngleich der Zusammenhang dieser Verbalwurzel mit der Verarbeitung des Getreides in zahlreichen indog. Sprachen (altsl. *pĭšeno ἄλφιτα*, altn. *fis* „Spreu“ (Curtius Grundz. [5] p. 498), zend. *pishtra* „Zerstampfung des Getreides“, npers. *pist* „*farina tosta tritici*“, Pamird. *pöst*, *piṣ̌t* ꝛc. (Tomaschek p. 62) bemerkenswert ist.

griech. *τέλσον* „Furche" + skrt. *karshû'*, zend. *karsha* (vgl. oben p. 182)

griech. lac. *εὐλάκα* + skrt. *vṛka* „Pflug"

griech. *λαῖον*, altn. *lê* + skrt. *lavî* (*lavaka, lavâṇaka*) „Sichel", „Werkzeug zum Schneiden"

[ahd. *uobo* „Bauer" + skrt. *vap* „den Acker bestellen" (vgl. oben p. 51) ?]

Diesen sprachlichen Übereinstimmungen zwischen Asien und Europa stellen wir diejenige Gruppe von Gleichungen gegenüber, welche sich zwischen süd- und nordeuropäischen Sprachen finden (vgl. oben p. 76 f.). Diese letztere ist offenbar die reichste und bietet gemeinsame Benennungen fast für die ganze Technik eines primitiven Ackerbaues dar. So sind etymologisch gleich benannt:

Acker griech. *ἀγρός*, lat *ager*, got. *akrs*

Pflügen griech. *ἀρόω*, lat. *arare*, ir. *airim*, altsl. *orati*, lit. *árti*

Pflug griech. *ἄροτρον*, armen. *aṛôṛ* (wohl entlehnt), lat. *aratrum*, ir. *arathar*, altn. *ardr*, altsl. *oralo*, lit. *arklas*

Egge, eggen griech. (Hesych) *ὀξίνη*, lat. *occa*, *occare*, ahd. *egjan*, *egida*, lit. *akëti*, *akëczios*

Säen lat. *sero*, cymr. *heu*, ir. *síl* „Same", got. *saian*, altsl. *sěją*, lit. *sëti*

Same lat. *semen*, ahd. *samo*, altsl. *sěmę*, altpr. *semen*

Mähen griech. *ἀμάω* [lat. *meto*], [ir. *meithel*], ahd. *mâjan*, vgl. Curtius Grundz. [5] p. 323

Sichel griech. *ἅρπη* [lat. *sarpere*], altsl. *srŭpŭ*

Mahlen griech. *μύλη*, lat. *molere*, ir. *melim*, got. *malan*, altsl. *meliją*, lit. *málti*

Hierzu kommt dann noch die nicht unbedeutende Zahl gemeinsamer Namen für Cerealien und andere Feldfrüchte, die wir unten besprechen werden.

Wie endlich der Süden und Norden Europas, so haben auch die indisch-iranischen Sprachen specielle Übereinstimmungen in der Ackerbausprache, wenn auch in geringerer Anzahl, aufzuweisen. So skrt. *sasyá* = zend. *hahya* „Aussaat", skrt. *karsh* = zend. *karesh* „pflügen" (vgl. Tomaschek p. 62), skrt. *gôdhûma*

„Weizen" = npers. *gandum*, balučî *gandam*, Pamird. *ghidîm* rc. (Tomaschek*) p. 62) u. a.

Versuchen wir nunmehr aus den mitgeteilten sprachlichen Thatsachen die historischen Schlüsse zu ziehen, so scheint sich, trotz aller Schwierigkeiten im einzelnen, doch soviel mit Gewißheit zu ergeben, daß keiner Epoche der indog. Vorgeschichte der Feldbau gänzlich unbekannt gewesen sein kann.

Selbstverständlich können wir uns diesen vorhistorischen Ackerbau der Indogermanen so primitiv wie möglich vorstellen. Denn mag es dem Dichter gestattet sein, in den Kreis der blutdürstigen Wilden die Ceres treten und mit dem ersten Opfer frommer Ähren ihnen alle Gaben einer höheren Gesittung bringen zu lassen: in Wirklichkeit sind der Mittelglieder unzählige, durch welche der Ackerbau von einem elenden Anhängsel nomadischer Viehzucht zu eigener Würde sich entwickelt. War es doch die Not, der harte Kampf ums Dasein, welcher dem ungeduldigen Nomaden allmählich den verhaßten Pflug in die Hand gedrückt hat. Ein vorgelagerter Stamm, ein reißender Strom, ein undurchdringlicher Wald zwingt zu längerem Verweilen. Neue Beute wird nicht gemacht. Das Schlachtvieh, das bei strengem Winter massenhaft zu Grunde geht, mangelt, und allmählich bequemt man sich, ein kleines Stück des ungeheuren Weidelandes der neuen Kunst einzuräumen. Aber noch lange flieht der freie Mann vor der ungewohnten Arbeit, die er mit Vorliebe Weibern, Kindern, Greisen (*Germania* cap. 25) und Sklaven überläßt. Auch die Unsicherheit der Rechtsverhältnisse, die Furcht vor dem Überfall des Nachbarn, die in Waffen pflügen lehrt,*) läßt den Ackerbau lange Zeit über die notdürftigsten Anfänge sich nicht erheben.

Aber auch das Vorhandensein von Metallen und metallenen

---

*) Nach diesem Gelehrten p. 70 würde auch skrt. *phâla* „Pflugschar" = pers. *supâr*, sangliči *spur* „Pflug" hierher gehören; doch übersieht derselbe zend. *sufra*, das sich mit dem Sanskritwort doch nicht vermitteln läßt.

**) Eine hübsche Illustration dieser Verhältnisse liefert der sogenannte Fruchttanz (*καρπαία*) bei Xenophon *Anab.* V, 8, 8: *ὁ δὲ τρόπος τῆς ὀρχήσεως ἦν· ὁ μὲν, παρθέμενος τὰ ὅπλα σπείρει καὶ ζευγηλατεῖ, πυκνὰ μεταστρεφόμενος ὡς φοβούμενος· λῃστὴς δὲ προσέρχεται· ὁ δ' ἐπειδὰν προΐδηται, ἀπαντᾷ ἁρπάσας τὰ ὅπλα καὶ μάχεται πρὸ τοῦ ζεύγους· ..... καὶ τέλος ὁ λῃστὴς δήσας τὸν ἄνδρα, καὶ τὸ ζεῦγος ἀπάγει· ἐνίοτε δὲ καὶ ὁ ζευγηλάτης τὸν λῃστήν· εἶτα παρὰ τοὺς βοῦς ζεύξας ὀπίσω τὰ χεῖρε δεδεμένον ἐλαύνει.*

Geräten wird bei der Annahme eines primitiven Ackerbaues der vorhistorischen Indogermanen keineswegs gefordert. In Neuseeland (vgl. Th. Waitz u. G. Gerland Anthropologie der Naturvölker VI p. 61) ward, „ehe man pflanzte, der Boden mit scharfen Stäben umgerissen, die Schollen mit den Händen zerkleinert, Wurzeln, Steine entfernt. Waldboden machte man durch Abbrennen des Waldes urbar und pflanzte dann auf ein und dieselbe Stelle so lange dieselbe Pflanze, als sie gedieh." Ähnliche Zustände haben sich bei zahlreichen Naturvölkern gefunden, und daß auch in Alteuropa Ackerbau in metallosen Zeitläuften betrieben wurde, haben, wie schon erwähnt, die Schweizer Pfahlbauten aufs treffendste gezeigt.

Ist es somit wahrscheinlich, daß die Indogermanen bereits in den ältesten erreichbaren Zeiten einen primitiven Feldbau gekannt haben, der vielleicht an einigen Stellen (wie bei den Gräco-Ariern) einen ernsthafteren Charakter annahm, so ist es, unserer Meinung nach, unzweifelhaft, daß die Indogermanen Europas sprachlich und geographisch sich noch sehr nahe gestanden haben müssen, als sie wesentliche Fortschritte in der Agricultur machten. Mag man immerhin gegen einige der oben angeführten Gleichungen bezüglich ihrer Beweiskraft für vorgeschichtliche Zeiten Bedenken hegen, so fällt doch die Summe derselben entscheidend in die Wagschale. Daß indessen hieraus keineswegs auf das ehemalige Vorhandensein dessen, was man eine europäische Ursprache und ein europäisches Urvolk genannt hat, geschlossen werden darf, ist schon mehrfach betont worden. Die Indogermanen Europas können zur Zeit, als bereits vorhandene Wörter in der bestimmten Bedeutung des Pflügens, Säens u. s. w. allmählich sich festsetzten und von Stamm zu Stamm wanderten, schon dialektisch und ethnographisch differenziert gewesen sein, wenn auch ihr Verbreitungsgebiet im Vergleich zu der geographischen Ausdehnung, welche sie in historischen Zeiten einnahmen, ein verhältnismäßig beschränktes gewesen sein mag.

So weisen Sprache und Überlieferung auf einen vorhistorischen Ackerbau der Indogermanen, besonders derjenigen Europas, hin, und wir haben ein Recht zu untersuchen, wie weit oder wie eng die Kenntnis der Culturpflanzen gewesen ist, welche die europäischen Indogermanen in die Zeiten geschichtlicher Überlieferung mitbrachten.

Ohne Bedenken glaube ich zunächst der europäischen Vorgeschichte die Cultur der **Gerste** (griech. *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gersta* (vgl. oben p. 356) und des **Weizens** (griech. *πυρός*, altsl. *pyro „triticum, far, ὄλυρα“*, lit. *purai*; daneben got. *hvaiteis*, lit *kwiečziei*, preuß. *gaydis*, breton. *gwiniz*, auf den Norden beschränkt) zuschreiben zu dürfen. Die Gerste, bei Homer *εὐρυφυής* „breitwachsend“ und *λευκός* „weiß“ (vgl. *ἄλφιτα* „Gerstenmehl“: *ἀλφός, albus*) ist überall auf indogermanischem Boden, bei Homer, im alten Italien, bei den Scandinaviern (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 78) eine uralte, mit den heiligen Gebräuchen des Opfers eng verwebte Culturpflanze, und Plinius (*hist. nat.* XVIII, 7, 14) sagt ausdrücklich: *antiquissimum in cibis hordeum.* Aber auch der Weizen steht in Europa der Gerste kaum an Altertümlichkeit nach, wenn auch sein Anbau im ältesten Italien gegen andere Cerealien zurück trat (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 65). Seine Cultur blüht im homerischen Zeitalter, wo er *μελιηδής*, *μελίφρων* genannt wird. Sein Mehl, aus welchem bereits Brot (*πύρνον*) gebacken wird, ist das Gemahlene *κατ᾽ ἐξοχήν* (*ἀλείατα, ἄλευρον*, armen. *aḷiür̦* entlehnt: *ἀλέω*) u. s. w. Gerste und Weizen wurden schon im alten Germanien zur Herstellung des Bieres benutzt (*Tac. Germ.* cap. 23).

Eine dritte ebenfalls von Süden nach Norden sich ziehende Reihe ist lat. *far* „Spelt“, got. *baris*, altn. *bar* „Gerste“ [ir. *bairgen* „Brot“], altsl. *bŭrŭ „milii genus“*, eine Gleichung, deren ursprüngliche Bedeutung allerdings kaum mit Sicherheit zu ermitteln sein wird, wenn sie nicht vielleicht auf altitalischem Boden (umbr. *far, farer*, osc. *far* und umbr. *farsio, fasio „farreum in sacris“ = farreum*), wo der Spelt vor allen Cerealien eine hervorragende Bedeutung, namentlich beim Opfer, gewonnen hat, zu suchen ist. Auch das got. *atisks*, ahd. *ezzisk*, mhd. *esch* „Saat“, „Saatfeld“, „Flur“ würde, wenn es mit Recht zu lat. *ador**) „Spelt“ (griech. *ἀθάρη?*) gestellt wird, auf einen sehr alten Anbau dieser Getreideart schließen lassen.

Den Kreis der angebauten Cerealien beschließt die **Hirse**

---

*) Ir. *ith* „Korn, Getreide“ (zu trennen von *íth „puls“*) darf ebenso wenig wie *ithim* „ich esse“ hierher oder zu lat. *edo*, griech. *ἔδω* gestellt werden. Es gehört offenbar mit dem im Irischen gewöhnlichen Verlust des *p* zu griech. *πατέομαι, ἄπαστος*, got. *fôdjan*, altsl. *pitati*, lit. *pĩetūs* ꝛc. Curtius Nr. 350. Ein weiterer Name des Getreides ist im Irischen *cruithnecht*, welcher ebenso wie die ir. Bezeichnung des Weizens (*tuirend*) allein steht.

(griech. *μελίνη*, lat. *milium*, lit. *malnós*); vgl. V. Hehn Culturpflanzen p. 495 f. Als Unkraut unter dem Getreide (lat. *granum*, ir. *gran*, ahd. *corn*, altsl. *zrŭno*; vgl. oben p. 356) mochte der Mohn (griech. *μήκων*, ahd. *mago*, altsl. *makŭ*) zuerst bekannt und frühzeitig auch angebaut worden sein. Er kommt schon bei Homer als Gartenpflanze (*ἐνὶ κήπῳ*) vor, wie sich auch in dem ältesten italischen Garten, welcher erwähnt wird, dem des Tarquinius Superbus, ein mit Mohn bepflanztes Beet befand (Volz Beiträge zur Culturgeschichte p. 111).

Nicht angebaut wurden dagegen in dem vorhistorischen Alt-Europa Roggen und Hafer, zwei Getreidearten, deren Mangel eher auf eine mehr südliche als nördliche Heimat der europäischen Indogermanen schließen lassen könnte. Die möglicher Weise auf Urverwandtschaft beruhenden Namen des Roggens ahd. *rocco*, altn. *rogr*, russ. *rožŭ*, nslov. *rž*, preuß. *rugis*, welche auch in außereuropäische Sprachen eingedrungen sind (vgl. V. Hehn p. 491, L. Diefenbach *Orig. europ.* p. 234 f.), beschränken sich auf den Norden (über die Beziehungen dieser Wörter zu skrt. *vrîhi* „Reis" ꝛc. vgl. oben p. 128). Hingegen scheint sich allerdings eine gemeinsame europäische Benennung des Hafers in dem altsl. *ovĭsŭ*, lit. *ãwiżos*, = lat. *avena* zu finden. Indessen ist es mir wahrscheinlich, daß hier im Lateinischen eine Entlehnung aus einer nordischen Sprache vorliegt. J. Grimm hat nämlich (Geschichte der deutschen Sprache I p. 66 f.) nachgewiesen, daß die meisten Benennungen des Hafers in Europa von dem Namen des Schafes oder Bockes (ahd. *habaro* : altn. *hafr*, *αἰγίλωψ* : *αἴξ*, *βρόμος* „Hafer" und „Bock" ꝛc.) abgeleitet sind. Hiermit stimmt nun aufs beste altsl. *ovĭsŭ* : *ovĭca* „Schaf" und lit. *ãwiżos* : *awìs* „Schaf", nicht aber lat. *avena*, für das man vielmehr nach *ovis* (*ὄϊς*), dessen *O* uritalisch ist (umbr. *ovi*, *uvef*, *uvem*, *uvikum*, osc. *Ovius praenomen*), **ovena* erwarten sollte. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Römer den Hafer, welchen sie ursprünglich nur als Unkraut kannten, dessen Cultur sie aber bei vielen nordischen Völkern vorfanden (vgl. V. Hehn p. 489), auch mit einem nordischen, dem litauischen ähnlichen Namen benannten.

Bei Homer ward weder Roggen noch Hafer gebaut.

Von Lineen schreibe ich die Cultur des Flachses der europäischen Urzeit zu, dessen europäische Namen (griech. *λίνον*, lat. *lînum*, ir. *lín* (*léine* „*camisia*"), got. ꝛc. *lein*, altsl. *lĭnŭ*,

lit. *linas*) aus guten Gründen nicht auf Entlehnung beruhen können,*) wie V. Hehn p. 149 f. annimmt.

Hiermit aber ist meiner Ansicht nach der Kreis derjenigen Culturpflanzen erschöpft, welche man nicht ohne hyperkritische Vorsicht der Kenntnis der europäischen Urzeit wird absprechen können. Den übrigen Feldfrüchten gegenüber tauchen bereits diejenigen Zweifel auf, welche die Entscheidung über die Frage, ob Urverwandtschaft, ob Entlehnung (vgl. über das Ineinanderfließen dieser beiden Begriffe oben p. 201 f.), schwierig oder unmöglich machen. Trotzdem möchte ich indessen glauben, daß die Benennungen folgender drei, auch schon bei Homer angebauten Culturpflanzen keinen begründeten Verdacht gegen ihre Ursprünglichkeit aufkommen lassen. Es sind dies:

1) die Erbse, *ἐρέβινθος*, *ὄροβος*, lat. *ervum*, ahd. *arawîz*, vgl. die Litteratur über dieses Wort bei O. Weise a. a. O. p. 77; vgl. auch *pisum* : griech. *πίσος*

2) die Bohne, lat. *faba (gens Fabiorum)*, slav. *bobŭ* (ir. *seib* ist nach Windisch J. T. aus *faba*, preuß. *babo*, lit. *pupà* aus slav. *bobŭ* nach A. Brückner Die slav. Fremdw. im Lit. entlehnt)

3) die Zwiebel, griech. *κρόμυον* (altserb. *kromidije* ꝛc. aus ngriech. *κρομύδι* entlehnt), lit. *kermuszis*, ir. *crem*, germ. *rams*; vgl. auch lat. *cepa, caepe (gens Caepionum)* = arcad. *κάπια*; vgl. O. Weise a. a. O. p. 126 (für Lauch vgl. lat. *porrum* = griech. *πράσον***) und ahd. *louh*, russ. *łukŭ*, lit. *lúkai*, letzteres wohl entlehnt, ir. *luss „porrum“* = **luk-s*).

Auf Entlehnung zu beruhen und damit auf ein späteres

---

*) Genauer steht bei diesem wichtigen Punkte die Sache so: lat. *līnum* ist wegen der Länge des Vocals (Curtius Grundz.[5] p. 366) und wegen des Adjektivums *linteus* (O. Weise Die Griech. Wörter im Lat. p. 125) sicher nicht aus dem griech. *λῖνον* entlehnt. Das irische *lín* könnte ein Lehnwort sein, *léine* ist es nicht (Windisch in Curtius Grundz.[5] p. 366). Die slavischen und germanischen Wörter werden von Miklosich Die Fremdwörter in den slavischen Sprachen und O. Schade Althochd. Wörterbuch ohne zwingenden Grund als Entlehnungen bezeichnet. Lit. *linas* endlich ist nicht ein Fremdwort aus dem Slavischen, wenigstens wird es von A. Brückner Die slav. Fremdw. im Lit. nicht als solches angeführt.

**) Nach P. de Lagarde wäre jedoch griech. *πράσον* für **κρασον* (*πότερος* : *κότερος*) entlehnt aus arab. *kurrâṯ* ꝛc., armen. *χoürath* (Armen. Stud. p. 160). Das griech. Wort ist übrigens auch ins Slavische altsl. *prasŭ*, *prazŭ* übergegangen.

Bekanntwerden hinzuweisen scheinen mir hingegen die Benennungen folgender auch der Homerischen Agricultur fehlender Culturpflanzen:

1) der Rübe, griech. ῥάπυς, lat. *rapa*, altn. *rôfa*, altsl. *rěpa* (mit Miklosich Die Fremdw. in den slav. Sprachen, Delbrück Einleitung in das Sprachstud. p. 137, G. Meyer Griech. Gramm. p. 155 u. a. gegen G. Curtius Grundz.[5] p. 350 und O. Weise p. 126).

2) der Linse, lat. *lens*, ahd. *linsi*, lit. *leñszė*, altsl. *lęšta*, (vgl. Miklosich Die Fremdw. in den slav. Sprachen).

3) des Hanfes, griech. κάνναβις, lat. *cannabis*, ahd. *hanaf*, altsl. *kanoplja**) (mit Miklosich a. a. O., V. Hehn Culturpflanzen p. 168 f. gegen G. Curtius Grundz.[5] p. 141 und O. Weise a. a. O. p. 125.

Die schwierige Frage nach dem Bekanntwerden des Weinstockes und Weines wird uns im nächsten Cap., in welchem wir von den Speisen und Getränken der Indogermanen handeln werden, beschäftigen.

Nachdem wir so an der Hand linguistisch-historischer Zeugnisse einen Ueberblick über die ältesten in Europa angebauten Culturpflanzen erlangt haben, ist es an der Zeit, wiederum einen vergleichenden Blick auf die Schweizer Pfahlbauten zu werfen, deren Flora besonders durch die Arbeiten Heers (Die Pflanzen der Pfahlbauten, vgl. eine gedrängte Uebersicht seiner Resultate bei J. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I p. 206 f.) festgestellt worden ist. Es ergiebt sich auch hier, wie dies bei den Haustieren schon der Fall war, mit völliger Evidenz die Thatsache, daß das Capital an Culturpflanzen, welches sich auf linguistisch-historischem Weg für die europäische Urzeit erschließen läßt, sich in fast allen Punkten mit demjenigen deckt, über welches die ältesten Pfahlbauten in der frühsten Epoche der sogenannten Steinzeit verfügten.

Gebaut wurden bereits damals drei Weizensorten sowie zwei Gerste- und Hirsearten. Es fehlte gänzlich der Roggen und der Hafer, welcher letztere erst in den späteren Pfahlbauten der Bronzezeit, z. B. in Moeringen (vgl. Mitteil. der

---

*) Der Ausgangspunkt dieser aus dem Orient entlehnten Wörter ist das skrt. *çaṇá* „Hanf“.

antiqu. Gesellschaft in Zürich XIX, 3, 63) auftritt. Während der Hanf überall unbekannt ist (vgl. Christ in Rütimeyers Fauna der Pfahlbauten p. 226), wurde die Cultur des Flachses schon in der ältesten Zeit gepflegt. Der Ansicht Heers, daß die Gattung des Flachses die des *linum angustifolium* sei und somit auf einen Import von Flachssamen aus den Ländern des Mittelmeergebietes hinweise, wird von dem Botaniker Christ (vgl. a. a. O. p. 226) widersprochen, welcher vielmehr den Flachs der Schweizer Pfahlbauten für eine in dem mittleren Europa heimische Gattung hält (vgl. auch W. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 67). Von den übrigen Feldfrüchten kommt nur die Erbse in der Steinzeit (Moosseedorf) vor, die Bohne, Linse und der Gartenmohn treten in der Bronzezeit auf (vgl. Mitteil. der antiqu. Gesellschaft in Zürich XIX, 3, 63, 64). Die Cultur der Rübe finde ich nirgends erwähnt.

Die Pfahlbauten der Poebne repräsentieren, wie wir dies schon bei den Haustieren rücksichtlich der Zähmung des Schweines und Pferdes gefunden haben, auch in dem Charakter ihrer Culturpflanzen den jüngeren, der Schweizer Bronzezeit entsprechenden Zustand. Angebaut wurden daselbst der Weizen in drei Gattungen, die Bohne und der Flachs. Außerdem sind in den Terremare Reste des Weinstockes (*vitis vinifera L.*) unzweifelhaft nachgewiesen worden (vgl. Helbig a. a. O. p. 16), der in der Schweiz, wo nur die sogenannte Waldrebe (*Clematis vitalba*) als zu Flechtwerk benutzt vorkommt (vgl. Mitteil. der antiqu. Gesellschaft in Zürich XIX, 3, 64), noch fehlt.

So zeigt sich, daß die Culturpflanzen der Pfahlbautenwelt nur in zwei Punkten den Anforderungen nicht entsprechen, welche wir aus anderweitigen Gründen an die Agricultur der ältesten europäischen Indogermanen stellen können. Wir vermissen in ihnen den Anbau des *triticum spelta* (vgl. Christ in Rütimeyers Fauna der Pfahlbauten p. 226) und, soviel mir wenigstens bekannt ist, die Cultur von Liliaceen. Indessen wird man eine völlig erschöpfende Congruenz auf diesem Gebiete kaum erwarten können; jedenfalls zeigen aber auch die Culturpflanzen der Pfahlbauten, daß an eine finnische Bevölkerung derselben nicht zu denken ist, da nach Ahlquists Untersuchungen den Finnen vor ihrer Berührung mit indog. Cultur nur die Gerste und von Wurzelfrüchten die Rübe bekannt war (vgl. Die Culturwörter in den westf. Sprachen p. 15).

Gegenüber den zahlreichen und gewichtigen Uebereinstimmungen der süd- und nordeuropäischen Sprachen in der alten Terminologie des Ackerbaues verschwinden die speciellen Berührungen des Griechischen und Lateinischen in diesem Punkte gänzlich. Eigentlich gehören hierher nur die beiden schon genannten Gleichungen *πίσος* = *pisum*, *πράσον* = *porrum*. Etwas bedeutender sind die speciellen Übereinstimmungen der nördlichen Sprachen in der gemeinschaftlichen Benennung der Handmühle (vgl. oben p. 179), des Roggens, Weizens rc. Die slavo-germanische Bezeichnung des Pfluges russ. *plugŭ*, poln. *pług* rc., lit. *pliúgas* „moderner Pflug" (aus kleinruss. *płuh* vgl. Brückner a. a. O.), walach. *plug*, ahd. *phluog* stelle ich indessen nicht hierher, da ich mit L. Diefenbach *Orig. europ.* p. 399 und V. Hehn p. 493 der Ansicht bin, daß diese Wörter sämtlich auf celto-romanischen Sprachboden zurückgehen (vgl. Plinius *Hist. nat.* XVIII, 18 *Vomerum plura genera .... id non pridem inventum in Raetia Galliae, ut duas adderent tali rotulas, quod genus vocant plaumorati* (mlat. *ploum, plovum* „Pflug") vgl. Diefenbach a. a. O.). Der „moderne" 2rädrige, aus verschiedenen Teilen zusammengefügte, mit metallischer Schar versehene Pflug verdrängt allmählich den primitiven, nur aus einem Stück bestehenden (*ἄροτρον αὐτόγυιον* : *πηκτόν ἄ.* Hesiod), hölzernen Hakenpflug, der in der ältesten Zeit nicht viel mehr als ein hakiger Baumast (skrt. *spandaná* „ein Baum", wakhi *spundr*, Hesych *σπινδῆρα ἄροτρον*; vgl. Tomaschek p. 71) gewesen sein wird (vgl. V. Hehn p. 492). Zugleich treten aber auch die ursprünglichen Benennungen des alten Ackerwerkzeuges in den Hintergrund, wie mhd. *arl* (= slav. *oralo*), altn. *arðr* (= *aratrum*), altniedrd. *erida* (: *arjan*), got. *hôha*, ahd. *huohili* „Furche, Ackerbeet" (= lit. *szakà* „Ast" nach V. Hehn), lit. *žāgrė*, ir. *socc* (vgl. Windisch J. T.), franz. *soc* „*vomer*", mlat. *socus*, mgriech. *τζόκος*. Der letztgenannte irisch-romanische Ausdruck ist von besonderem Interesse. Ohne Zweifel bedeutete nämlich das altir. *soc*, wie seine Vergleichung mit cymr. *hucc*, *huch*, *hwch*, corn. *hoch* lehrt, das „Schwein" selbst, dann „Schnauze", „Schweinsschnauze" (*soc muice*), und drittens „Pflug" „*ligo*". So ergiebt sich eine treffliche Parallele zu dem griech. *ὕννις*, *ὕνη* „*vomer*", das ohne Zweifel zu griech. *ὗς* gehört und den Pflug als „Erdaufwühler" (vgl. auch skrt. *vṛ́ka* „Wolf") bezeichnet (vgl. J. Grimm Geschichte der deutschen Sprache p. 57 f.) In einzelnen Gegenden soll bei

uns der Pflug noch jetzt „Schweinsnase" heißen.*) Daß man aber gerade bei Griechen und Celten zur Bezeichnung des Pfluges von dem Schweine ausging, welches, wie wir oben gesehen haben, erst mit der weiteren Vervollkommnung des Ackerbaues bei den europäischen Indogermanen sich einstellt, würde gut zu der bei beiden Völkern bezeugten Bevorzugung der Schweinezucht (vgl. für die Celten Strabo c. 197, für die Griechen oben p. 343) stimmen.

Im allgemeinen aber zeigt die geringe Übereinstimmung, der wir in der Terminologie der Ackerbausprache im Norden und Süden Europas begegnet sind, daß die europäischen Indogermanen, nachdem sie sich einmal zu einem primitiven, noch halbnomadischen Ackerbau bekannt hatten, viele Jahrhunderte auf dieser Culturstufe verharrten. Eine neue Epoche beginnt für den Süden seit seiner Berührung mit der Culturwelt des Orients, für den Norden seit seinem Zusammenstoß mit der Civilisation der Mittelmeerländer. Zugleich mit der Gewöhnung an festere Wohnsitze hält der der Urzeit noch unbekannte Garten- und Gemüsebau seinen allmählichen Einzug, wenn vielleicht auch schon bei den vorübergehenden Niederlassungen von den einzelnen Familien ein Stückchen Feld in der Nähe des Hauses zum Anbau der Zwiebeln, Bohnen und Erbsen notdürftig umgrenzt worden war (vgl. griech. *χόρτος*, lat. *hortus*, ir. *lub-gort* ꝛc. vgl. Beiträge VII p. 497, altn. *gardr*). Die fast im ganzen slavisch-germanischen (zum Teil auch im celtischen) Norden gemeinsam benannten Gemüse- und Gartenpflanzen (Wörter wie **Kohl, Kümmel, Kappes, Wicke, Zwiebel, Rettig, Münze, Spargel** ꝛc.) weisen unzweideutig auf ihre südeuropäische Herkunft hin. Häufig lassen sich dieselben nicht weiter als bis nach Italien oder Griechenland verfolgen; nicht selten aber führen sie über Italien und Griechenland hinaus zu dem Ausgangspunkt zahlloser wertvoller Culturgeschenke, in die syrisch-semitische Welt. So zeigen, um nur e i n Beispiel hier anzuführen, die Namen des K ü m m e l s hebr. *kammon*, arab. *kammûn*, griech. *κύμινον*, lat. *cuminum*, ahd. *chumin*, altruss. *kjumĭnŭ* deutlich diesen Culturweg, der aus dem Orient nach dem Occident führt.

---

*) V. Hehn (p. 492) stellt zu dem celtischen Worte auch ahd. *seh* (nicht *sêch*), was wegen der Verschiedenheit des Vocales kaum angehen wird. Vgl. über die aufgeführten Wörter ferner Schade im Wörterbuch und Diez Etym. W.[4] p. 679. Abseits liegt wohl auch slav. *socha* „Hakenpflug".

Daß die Pflege der Blumen der Urzeit fremd war, haben wir schon oben (p. 173 f.) erwähnt.

Endlich war auch die Baumzucht, diese letzte und sicherste Stufe seßhafter Agricultur, den europäischen Indogermanen*) der Urzeit unbekannt. Wie Thukydides ausdrücklich von den ältesten Griechen berichtet, daß sie noch keine Baumpflanzungen angelegt hätten (*οὐδὲ φυτεύοντες*), so sagt Tacitus von den Germanen (*cap.* 26): „*Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent : sola terrae seges imperatur.*“

Hieraus folgt, daß die gruppenweisen Übereinstimmungen, welche sich auf europäisch-indog. Boden für gewisse Obstbäume finden, noch die wilden Gattungen bezeichnet haben müssen. So im Süden : griech. *μῆλον* = lat. *malum* „Apfel“, griech. *κράνον* = lat. *cornus* „Cornelkirsche“, *ἄπιος* „wilder Birnbaum“ (*ὄγχνη* „zahmer“) = lat. *pirus* „Birnbaum“, *προῦμνος* = lat. *prunus* „Pflaumenbaum“ (bei allen vier Gleichungen ist Entlehnung des lat. Wortes aus dem griechischen möglich), im Norden ahd. *slêha,* lit. *slyvà,* altsl. *sliva* „Schlehe“ und altsl. *jablŭkŭ,* lit. *óbůlas,* germ. *apfel,* ir. *uball, ubull.* Auch aus den Schweizer Pfahlbauten sind wildwachsende Äpfel und Cornelkirschen bekannt. Im übrigen sind fast alle nordischen Namen der Obstbäume südlichen Ursprungs. Und nicht unmöglich wäre, daß auch die oben genannten Namen des Apfels in diesen Culturkreis gehören. Da sich diese merkwürdigen Wörter aus einem indog. Stamm schwerlich erklären lassen (vgl. Fick Wörterb. II[3] p. 302), so hat man seine Zuflucht zu einer vorindog. Bevölkerung Europas genommen, aus deren Sprache sie sich erhalten haben sollten. Mir scheint auch hier eine Anknüpfung an Italien nicht unmöglich, und zwar an eine Stadt des früchtereichen Campaniens *Abella.* Hier war wenigstens die Zucht einer anderen Frucht, der Nüsse, so bedeutend, daß *abellana* sc. *nux* geradezu = *nux* ist, und sprachlich könnte, wie aus *malum persicum* unser Pfirsich, sehr gut aus *malum Abellanum* das celtische *uball* 2c. hervorgehen.

---

*) Hingegen kannten und übten sie die Iranier des Avesta (W. Geiger Ostiran. Cultur p. 386); daß aber bei den Obstbäumen des Rigveda an Obstcultur zu denken sei, ist unwahrscheinlich (H. Zimmer Altind. Leben p. 242).

IV. Capitel.

Speise und Trank.

„Wie der Mensch ißt, so ist er."
(Im Volksmund.)

Ein moderner Ästhetiker (R. v. Ihering Gegenwart 1882 Nr. 37) hat neuerdings in geistvoller Weise den Gedanken ausgeführt, daß aller Brauch, mit welchem die Sitte die menschliche Befriedigung der tierischen Bedürfnisse des Essens und Trinkens umgeben hat, dem Bestreben entspringe, die Gemeinsamkeit, welche in diesem Punkte Mensch und Tier haben, zu verdecken oder wenigstens zu verschleiern. Ohne Zweifel aber ist die Empfindung, welche diesem Bestreben zu Grunde liegt, eine außerordentlich moderne. Der primitive Mensch der Urzeit fühlt sich als Tier mit dem Tiere, und noch die Sprache der Veden schließt in dem Worte *paçávas* : *paçú* „Vieh" Menschen und Tiere zusammen. Der Mensch ist ihr *dvipâ'd paçû'nâm* „das zweifüßige Tier" neben dem *cátushpâd* „dem vierfüßigen", eine Ausdruckweise, die (vgl. umbr. *dupursus* „*bipedibus*" neben *peturpursus*) augenscheinlich in die indog. Vorzeit zurückgeht. So bietet denn auch die indog. Grundsprache keine besonderen Bezeichnungen für die Befriedigung des Hungers (*ad* „essen") und Durstes (*pâ bibo*) bei Mensch und Tier, und erst allmählich gelingt es den einzelnen Sprachen, besondere *termini* für beide zu schaffen, ohne es indessen überall zu einer so scharfen Scheidung wie in unserem neuhochd. „essen" und „fressen", „trinken" und „saufen" zu bringen.

Aber auch die Sorgfalt, welche der Mensch auf die Auswahl und Zubereitung seiner Speisen und Getränke verwendet, h von jeher einen richtigen Schluß auf die Culturstufe überha

gestattet, auf welcher er sich befindet. Der *μέλας ζωμός* des mit einem Fuße noch im Barbarentume stehenden Lakoniers behagt keinem Athener der perikleischen Zeit, und der gräcisierte Römer der Kaiserzeit rümpft die Nase über die bäurischen Groß- und Urgroßväter, „deren Worte nach Lauch und Zwiebeln dufteten" (Varro bei Nonius p. 201, 5). Wenn aber somit das Wie der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse in einem gewissen Zusammenhang mit der geistigen und culturlichen Höhe eines Volkes steht, so wird es von besonderem Interesse sein, was sich an der Hand der Sprache und Culturgeschichte über die Nahrung der vorhistorischen Indogermanen etwa ermitteln läßt, hier zusammenzufassen.

Ob animalische oder vegetabilische Kost die erste Nahrung des Menschen gewesen sei, diese oft aufgeworfene Frage läßt sich ebenso wenig mit Sicherheit beantworten wie die, ob das Vorwiegen animalischer oder vegetabilischer Ernährung einen besonderen günstigen Einfluß auf die geistige und körperliche Entwicklung der Völker habe. Die ethnologischen Thatsachen (vgl. Th. Waitz Anthropologie der Naturvölker I p. 62 f.) scheinen vielmehr zu lehren, daß überall diejenige Nahrung für ein Volk (wie auch für den einzelnen) die beste ist, welche seinem durch Klima und Lebensweise bedingten Organismus am meisten entspricht, und daß geistiger Fortschritt sowohl bei pflanzen- als auch bei fleischessenden Völkern gefunden werden kann. Da es nun einerseits wahrscheinlich ist (vgl. oben p. 129), daß die indog. Urheimat in einem gemäßigten, auf animalische Kost hinweisenden Klima zu suchen ist, andererseits schon in vorhistorischen Zeiten der Übergang von der Viehzucht zu einem wenn auch primitiven Ackerbau gemacht worden war, so dürfte für die Urzeit von vornherein die Wahrscheinlichkeit einer combinierten Tier- und Pflanzenkost einleuchten.

Die Indogermanen treten sämtlich als fleischessende Völker in der Geschichte auf, und nur bei den Indern war schon in vedischer Zeit, offenbar aus klimatischen Gründen, die Fleischnahrung mehr und mehr der Milch- und Pflanzenkost gewichen (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 268). Zwei Bezeichnungen des Fleisches gehen aber augenscheinlich bis auf die indog. Grundsprache zurück. Es ist dies einmal skrt. *kravya, kravís,* griech. *κρέας,* lat. *caro,* ahd. *hrêo,* Wörter, welche ursprünglich, wie die

nahe liegenden lat. *cruor*, altsl. *krŭvĭ*, altir. *crú* „Blut" zeigen, das rohe, blutige Fleisch bezeichneten, andererseits skrt. *mâṅsá*, armen. *mis*, altpr. *mensa*, lit. *mièsà*, altsl. *męso*, got. *mimz*, vielleicht eine urzeitliche Benennung des zubereiteten Fleisches. Denn daß die Anfänge der Küchenkunst den Indogermanen bekannt waren, wird man kaum in Abrede stellen können. Indessen bezeichnete die Gleichung skrt. *pać* (vedisch „braten"), zend. *pac* (vom Tieropfer gebraucht), griech. *πέσσω* (*πεκ-jω*), lat. *coquo*, altsl. *peką*, lit. *kepù*, corn. *peber* (*pistor*), auf welcher diese Meinung fußt, ursprünglich nur das Braten am Spieße (skrt. *çûla*, griech. *ὀβελός*). Das Abkochen im Wasser ist gegenüber dieser dem Geschmack der Urzeit besonders zusagenden Zubereitungsweise des Fleisches eine jüngere Kunst, welche z. B. den homerischen Griechen noch nicht bekannt war (vgl. Hermann Lehrbuch der griechischen Antiquitäten IV [3] p. 228). *Hanc primo assam* („gebraten"), *secundo elixam* („gesotten"), *tertio e iure uti coepisse natura docet*, sagt Varro (vgl. Hermann a. a. O. p. 228). Bedeutete somit die W. *pac* in der Urzeit ausschließlich das „Braten", so war skrt. *yûs*, *yûsha*, lat. *jus*, lit. *júszė* ursprünglich nichts weiter als das aus dem gebratenen Fleisch ausbrodelnde Fett, nicht eigentliche Bouillon. Als eine besondere Feinheit mochte, wie noch bei Homer (Il. XIV, 500), das Mark der Knochen angesehen werden, eine Lieblingsspeise aller carnivoren Naturvölker (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit II p. 37). Verstanden sich aber die Indogermanen bereits auf die Zubereitung des Fleisches mit Hilfe des Feuers, so schließt dies doch den nebenhergehenden Genuß des rohen (skrt. *âmá*, griech. *ὠμός*, ir. *óm*) Fleisches, den bekanntlich nicht einmal unsere Cultur ganz überwunden hat, nicht aus. Von den Germanen wenigstens berichtet dies Pomponius Mela III, 28 ausdrücklich. Nach diesem Schriftsteller genossen unsere Vorfahren das rohe Fleisch entweder frisch (*recens*) oder, nachdem sie es mit Händen und Füßen mürbe gewalkt hatten. Ja, noch das erste Wikingergesetz mußte ausdrücklich verbieten, daß rohes Fleisch gegessen werde. „Viele Menschen," heißt es in demselben, „hegen die Sitte, rohes Fleisch in ihre Kleider zu wickeln und so zu sieden, wie sie es heißen; aber das ist mehr eine Wolfs- als eine Menschensitte" (Weinhold Altn. Leben p. 148). Bei den Indern gelten allerdings nur Dämonen und Zauberer als *kravyấd* „rohes Fleisch fressend"; doch haben auch die Inder des Rigveda bereits eine viel höhere

Culturstufe erreicht als die Germanen an der Schwelle der Geschichte.

Was die T i e r e anbetrifft, welche dem Urvolk zur N a h r u n g dienten, so lieferten bei einem viehzüchtenden Volk in erster Linie natürlich die Herden das Schlachtvieh (*neque multum frumento sed maximam partem lacte atque pecore* „Herdenvieh" *vivunt* Caesar von den Sueben IV *cap.* 1). Hierzu mochte, wenn auch seltener, der Genuß der Jagdbeute, den Tacitus bei den Germanen kennt (*recens fera cap.* 23), treten. Auffallend ist demgegenüber, daß bei Homer nur zweimal und zwar nur in der Odyssee vom Verspeisen des Wildprets, wilder Ziegen (IX, 154) und eines Hirsches (X, 157) die Rede ist, und noch dazu beide Mal in Fällen, wo es nichts anderes zu genießen gab. Im Rigveda, wo Jagden auf wilde Tiere doch mehrfach erwähnt werden, scheint der Genuß des Wildprets ganz unbekannt gewesen zu sein. Man jagte daher in der Urzeit augenscheinlich mehr, um die gefährlichen Feinde der Herden und Ansiedelungen zu vernichten, als um des Nutzens willen, den man von der Jagdbeute erhoffte.

Einen trefflichen Rückschluß auf die bei den Indogermanen verspeisten Tiere gestatten die ältesten Bestimmungen über die als Opfer gestatteten (griech. ἱερεῖα „Schlachtvieh"). So werden bei den Indern als Opfertiere Roß, Rind, Schaf, Ziege, bei Griechen und Römern Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine bezeichnet; doch galt es im alten Italien merkwürdiger Weise für sündhaft, den Pflugstier zu töten und zu verspeisen (vgl. J. Marquardt Das Privatleben d. Römer p. 413). Das Pferdeopfer und den Genuß des Pferdefleisches, der damit verbunden (Weinhold Altn. Leben p. 145), halten wir mit V. Hehn p. 48 für eine verhältnismäßig spät bei den Nordstämmen durch iranischen Einfluß (W. Geiger Ostiran. Cultur p. 469) verbreitete Sitte. Gänzlich von den Opfern ausgeschlossen ist das Geflügel in den älteren Epochen der indog. Völker, wodurch sein Mangel in der Urzeit aufs neue bestätigt wird. Daß derselben auch die Fischkost fremd war, haben wir bereits an einer anderen Stelle (vgl. oben p. 171 f.) ausführlich erörtert. Erwähnt ist auch bereits, daß die italienischen Pfahlbauten, trotz ihrer günstigen Lage für den Fischfang, den gleichen Mangel aufweisen. Ganz anders steht die Sache in der Schweiz, deren älteste Bewohner ohne Zweifel sich auch von Fischen nährten. Rütimeyer Die Fauna der Pfahl-

bauten p. 114 unterscheidet neun verschiedene Fischspecies, und schon in den Stationen der Steinzeit sind große Fischernetze, Harpunen, Angelhaken und dergl. gefunden worden. Wir müssen also annehmen, daß die nördlichen Indogermanen, vielleicht durch das Beispiel benachbarter finnischer Fischervölker angeregt, frühzeitiger Geschmack an den Bewohnern ihrer Gewässer fanden als ihre südlicheren Brüder. Frühzeitiger mag dagegen die Auster, in deren Namen die europäischen Völker übereinstimmen, und an der auch die homerischen Heroen (Il. XVI, 747) Geschmack fanden, in Europa gegessen worden sein.

Zu der animalischen Nahrung trat als vegetabilische in der ältesten Zeit die Frucht der wildwachsenden Obstbäume (*agrestia poma* Tac. *Germ. cap.* 23), deren etymologisch übereinstimmende Namen oben (p. 367) mitgeteilt sind, und woran man kaum wird zweifeln können, die Eichel (lat. *glans*, griech. *βάλανος*, altsl. *żelądĭ*, armen. *kalin*). Werden doch die in ihrer Culturentwicklung zurückgebliebenen Arkader ausdrücklich als *βαλανηφάγοι* „Eichelesser" bezeichnet, und weiß doch Plinius (XVI, 15) zu berichten, daß man bisweilen bei Hungersnot Brot aus Eichelmehl buk (vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 72 f.). Wie schon erwähnt, haben sich verkohlte, wilde Aepfel auch in den Schweizer Pfahlbauten gefunden. Sie waren in mehrere Teile zerschnitten und scheinbar für den Winterbedarf zurückgelegt (vgl. Lubbock Die vorgeschichtliche Zeit I p. 207). In den Pfahlbauten der Poebne fanden sich auch Eicheln in großer Menge, und zwar in Thongefäßen aufbewahrt, so daß es wahrscheinlich ist, „daß sie nicht nur zur Mast für die Schweine, sondern auch den Menschen zur Speise dienten" (Helbig a. a. O. p. 17).

Mit dem sich verbreitenden Ackerbau tritt dann immer mehr die Halmfrucht in die Reihe der unentbehrlichen Lebensmittel. Das Getreide wird, nachdem es mit einem sichelartigen (*ἅρπη* = altsl. *srŭpŭ*) Messer geschnitten ist, von dem Vieh ausgestampft und notdürftig von der Spreu gereinigt. Die gewonnenen Körner werden entweder geröstet (skrt. *bhrajj* = griech. *φρύγω*) und in diesem Zustand genossen, oder auf einer primitiven, aus zwei Steinklötzen bestehenden Handmühle zermahlen (*molere*), respective im steinernen Mörser zerstampft (*πτίσσω*, lat. *pinso*, vgl. *pistor* „Bäcker", skrt. *pish*); das so erhaltene Mehl wird zu einer teigartigen Masse geknetet, später gekocht. Derartige Gerichte sind

der *karambhá* der Inder, die *μᾶζα*, die Alltagskost der Griechen, der *πόλτος* — *puls* der Gräco-Italiker (vgl. K. F. Hermann Privataltertümer [3] p. 214 f., J. Marquardt Das Privatleben der Römer p. 398, Zimmer Altind. Leben p. 268 f.).

Wenn so von einer eigentlichen Brotbereitung, wie auch die Alten recht gut wußten (vgl. Marquardt a. a. O. p. 399), in der Urzeit nicht die Rede sein kann, so mögen doch die notdürftigen Anfänge auch dieser Kunst in ein sehr hohes Altertum hinaufgehen. Gewisse Ausdrücke in den Pamirdialekten*) weisen darauf hin, daß man ursprünglich in Iran den aus dem Teige geformten Kuchen unter heißer Asche vergrub und ihn auf diese Weise buk. Vielleicht waren es solche Brote, welche die europäische Gleichung griech. *κλίβανος* „Ofen zum Backen", lat. *libum*, got. *hlaifs* (altsl. *chlěbŭ* germ. Lehnwort**) vgl. oben p. 201) meint. Hören wir hierzu, was Lubbock a. a. O. p. 207 von den Nahrungsmitteln der Schweizer Pfahlbauern berichtet, so ergeben sich auch auf diesem Gebiete schlagende Analogien: „Noch unerwarteter war die Auffindung von Brot oder richtiger Zwieback; denn seine Beschaffenheit ist so dicht, daß es scheint, als ob keine Hefe dazu benutzt worden sei. Die Brote waren rund und flach, hatten eine Dicke von einem Zoll bis zu 15 Linien und besaßen, nach einem Exemplar zu urteilen, einen Durchmesser von 4—5 Zoll. In anderen Fällen scheint man die Körner geröstet, grob zwischen Steinen zerstampft und dann entweder in großen irdenen Töpfen aufbewahrt oder leicht angefeuchtet gegessen zu haben". Bei den Pfahldörflern der Poebne klebten noch an einem Thongefäß Überreste einer vertrockneten breiartigen Masse (Helbig a. a. O. p. 17).

Daß die Indogermanen der ältesten Zeit mit der Würze des Salzes noch unbekannt waren,

(*ἀνέρες οὐδὲ ἅλεσσι μεμιγμένον εἶδαρ ἔδουσι*, Od. XI, 122)

wie die alten Epiroten (Paus. I, 12) oder die Numider, welche sich hauptsächlich von Milch und Wildpret nährten, aber weder

---

*) Mingâni *naghan* „Brot" aus *ni* und *kan* „graben"; eigentlich „der unter der heißen Asche vergrabene, gebackene Kuchen", baluči *naghan*, armen. *nkanak* (vgl. Lagarde Armen. Stud. p. 113), pers. *nân* 2c., über ganz Westasien verbreitet. Tomaschek Pamird. p. 63.

**) Nach Matzenauer und Kreck Einleitung in die slav. Littg. I p. 42 urverwandt.

das Salz noch andere Reizmittel der Kehle kannten (Sallust *de bello Jug.* 80), geht einerseits aus dem Umstande hervor, daß die etymologisch übereinstimmenden Benennungen des Salzes griech. *ἅλς*, lat. *sal*, got. *salt*, altsl. *solĭ*, altir. *salann* auf Europa beschränkt*) sind (vgl. oben p. 56 f.), andererseits daraus, daß das uns so unentbehrlich scheinende Mineral sowohl den ältesten Iraniern (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 149) als auch den Indern des Rigveda (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 51) sogar dem Namen nach unbekannt war. Erst im Atharvaveda kommt die Bezeichnung *lavaṇá* „das feuchte" (Seesalz) auf. Übrigens scheinen auch die Finnen (finn. *suola*, estn. *sool*, wot. *soola*, lapp. *salte* u. s. w.) unser Mineral erst durch ihre Berührung mit den Indogermanen kennen gelernt zu haben, wenngleich Ahlqvist p. 54 die turanisch-indogerm. Wörter für urverwandt zu halten geneigt ist. Als unter den europäischen Völkern zu einer Zeit, wo sich dieselben noch sehr nahe standen, die Kenntnis des Salzes aufgekommen war, mochte man sich desselben, wie es Patroklus in der Ilias (IX, 212) thut, besonders bedienen, um das am Spieß gebratene Fleisch damit zu bestreuen und zu würzen. Mit den Gaben der Ceres vereint, wird der *θεῖος ἅλς* (vgl. die *mola salsa* des Numa) bald eine beliebte Spende an die Unsterblichen.

Indem wir nunmehr zu den Getränken der Indogermanen übergehen, sprechen wir zuerst von der Milch und ihrer Verwendung in der Urzeit. Die gruppenweisen Übereinstimmungen ihrer Namen, von denen nur eine einzige (altpr. *dada-n* = skrt. *dádhi*) Europa und Asien verbindet, sind bereits oben (p. 178) aufgeführt. Auch ist es merkwürdig, daß der Begriff des Melkens bei den europäischen (*ἀμέλγω*, lat. *mulgeo*, ir. *bligim* (*mligim*), ahd. *milchu*, altsl. *mlŭzą*) und asiatischen (*duh*) Indogermanen verschieden benannt ist. Trotzdem wird man indes nicht zweifeln, daß diesen Völkern, welche sämtlich als *γαλακτοτροφοῦντες* in der Geschichte erscheinen, schon in der Urzeit die Milch ihrer Herden, ihrer Kühe, Schafe und Ziegen (bei einzelnen — wie schon bei den Iraniern des Avesta, W. Geiger Ostiran. Cultur p. 228; vgl. die scythischen Hippomolgen — auch ihrer Stuten) zur Nahrung diente. Für die weitere Verwertung der Milch in der Urzeit scheinen zwei Gleichungen von Wichtigkeit zu sein: einmal skrt. *sấra* „ge-

---

*) Nur das Armenische (*al*) stellt sich, wie schon oben p. 185 angegeben, auch hier zu den europäischen Sprachen.

ronnene Milch", griech. *ὀρός*, lat. *serum* „Molken", altsl. *syrŭ* „Käse", lit. *súris*, das andre Mal skrt. *añjana*, lat. *ungentum* „Salbe", ahd. *ancho, anco*, alem. *anke* „Butter" (J. Grimm Geschichte d. d. Spr. p. 1003), ir. *imb* (aus **ing*) „Butter"; daneben skrt. *sarpis* „ausgelassene Butter", griech. cypr. *ἔλφος* „Butter" (J. Schmidt), germ. *salbe*, alb. *gjalpe* (*γjάλπε-ι*) „Butter" (V. Hehn). Aus ersterer könnte man folgern, daß die Bereitung einer natürlich primitiven Käsegattung der Urzeit bekannt war. In der That geht diese Fertigkeit bei allen*) Indogermanen in die grauste Vorzeit zurück (vgl. für die Inder des Rigveda Zimmer a. a. O. p. 227, für die Iranier des Avesta *payôfshûta*: *payañh* „Milch" = Pamird. *pái, pâi, pôi* „geronnene Milch, Quark" W. Geiger a. a. O. p. 228, für die Griechen des Homer (*τυρός*) die Milchwirtschaft des Cyklopen Od. IX, 244, für die ältesten Germanen *Caesar de bello gall.* VI *cap.* 22). Die zweite Gleichung scheint darauf hinzuweisen, daß man auch die fetten Teile der Milch bereits auszuscheiden verstand, freilich wohl nicht zum Genuß, sondern zum Schmieren des Haares und Salben des Körpers (vgl. auch slav. *maslo* „Butter und Salbe", wie Hecatäus (vgl. V. Hehn p. 138) ausdrücklich von den in Pfahlbauten wohnenden Päoniern überliefert: *ἀλείφονται δὲ ἐλαίῳ ἀπὸ γάλακτος*. Während dann die nordischen und auch die arischen Völker (skrt. *ghṛtá*, zend. *raoghna* „Butter", parsi *raogan*, pers. *rôghan*, Pamird. *rúghn, róghün* rc.) diese primitive Kunst bis zur eigentlichen Butterbereitung vervollkommneten, gaben sie Griechen und Römer, in ihren neuen Wohnsitzen mit dem semitischen Oelbaum und seiner Frucht bekannt geworden, ganz auf. In jedem Falle aber müssen wir uns die Verarbeitung der Milch in der Urzeit auf einer sehr tiefen Stufe befindlich vorstellen; denn, wie ein Blick auf benachbarte Völkergebiete lehrt, ist die Herstellung von Butter und Käse dem wandernden Nomaden eine zu umständliche und zeitraubende Beschäftigung, und auch beim Schmelzen bedient er sich lieber des Fettes der Schafe, Schweine und Pferde. So bedeutet auch das finnische Wort für „Butter" *voi* eigentlich „Fett", und für den Käse finden sich in den Sprachen dieses Stammes lauter aus dem Deutschen oder Slavischen entlehnte Benennungen (vgl. Ahlqvist a. a. O. p. 5 f.)

---

*) Nur die Britannen hätten sich nach Strabo c. 200 nicht auf dieselbe verstanden.

Allein die sanfte Labung der Milch genügte dem Durst unserer vorzeitlichen Ahnen keineswegs, und wie wir bei den meisten, selbst bei den rohsten Naturvölkern dem Bestreben begegnen, durch die Herstellung eines berauschenden Getränkes aus Wurzeln, Kräutern, Blumen u. dergl. sich die Möglichkeit eines kurzen Entrückens aus dem irdischen Jammerthale zu verschaffen, so kann auch unseren indog. Vorfahren die Poesie des Rausches nicht verborgen gewesen sein. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Nationalfehler des Trunkes, den Tacitus bei den Germanen fand, ein Erbe indog. Vorzeit sei (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 229). Das Getränk, in welchem sich die Urzeit berauschte, war der Met: skrt. *mádhu* „Süßigkeit, süßer Trank und Speise, Met“, später auch „Honig“ (nach B. R. von W. *mad* „sich freuen“, wovon *máda* „Rausch“), zend. *madhu* „süßer Trank“ (vielleicht der *hauma*, W. Geiger p. 231 f.), griech. *μέϑυ* „Wein“ (vgl. *μέϑη* „Trunkenheit“), ahd. *metu*, altsl. *medŭ* „Honig, Wein“, lit. *midùs* „Met“, *medùs* „Honig“ (Kurschat), altir. *mid* „Met“ (*mesce* = **medce* „*ebrietas*“). Die Bedeutung „Honig“, welche diese Wortreihe in zahlreichen Sprachen annehmen kann, sowie der Begriff der Trunkenheit, welchen dieselbe bei drei Völkern entwickelt, zeigen, daß wir es hier mit einem berauschenden Getränk zu thun haben, dessen hauptsächlicher Bestandteil Honig (vgl. auch armen. *melr*, griech. *μέλι*, lat. *mel*, got. *milith*, altir. *mil*; griech. *κηρός*, lat. *cera*, ir. *céir* (entlehnt), lit. *kóris* und altsl. *voskŭ*, lit. *vāszkas*, ahd. *wahs*) war. Daß ihn natürlich die wilde Biene der urzeitlichen Waldungen lieferte, braucht kaum erwähnt zu werden. Als Verbesserung des besonders bei den östlichen und nördlichen Indogermanen lange festgehaltenen, aber auch noch in die griechische Vorzeit hineinreichenden Trankes (V. Hehn p. 136) mochte, einen gewissen Übergang einerseits zum arischen Soma, andernseits zum Biere darstellend, dem Honig zeitig sich das Absud irgend einer Pflanzengattung hinzugesellen. Vgl. Hesych *μελίτιον· π΄μα τι Σκυϑικὸν μέλιτος ἑψομένου σὺν ὕδατι καὶ πόᾳ τινί.*

Mit dem allmählichen Übergang der Indogermanen zum Ackerbau und zu stabileren Wohnsitzen wird der Met dann immer mehr durch vollkommnere Getränke, schon bei den vereinigten Ariern durch Soma (zend. *hauma*) und Sura (zend. *hura*), bei den Europäern durch Bier und Wein in den Hintergrund gedrängt. Über die Geschichte des Bieres in Europa hat bereits

V. Hehn in so ausgezeichneter Weise gehandelt, daß ich mir versagen kann, auf dieselbe hier näher einzugehen. Bemerken will ich nur, daß ich die nordeurop. Gleichung lit. *alùs* „Bier", altpr. *alu* „Met", altsl. *olŭ σικέρα*, agls. *ealu*, altn. *öl* „Bier" nicht mit V. Hehn für entlehnt aus lat. *oleum* halten kann. Für die Urverwandtschaft derselben spricht auch das Vorhandensein eines gemeinsamen nordeuropäischen Ausdrucks für die Hefe: altpr. *dragios*, altsl. *droždiję*, altn. *dregg*, gen. *dreggjar* (J. Schmidt Verwandtschaftsv. p. 37).

Hingegen, glaube ich, ist die schwierige Frage, wann und von wannen die Rebe und der Wein in den Gesichtskreis der indog. Völker gekommen sei, durch die Auseinandersetzungen V. Hehns, welcher beides für ein Culturgeschenk der semitischen Welt hält, nicht gelöst worden. Auch ich getraue mir nicht, in dem Rahmen dieser kurzen Skizze dies zu thun, sondern möchte zum Schluß dieses Capitels nur auf diejenigen linguistisch-historischen Thatsachen hinweisen, welche nach meiner Meinung als eine sichere Basis einer erneuten Untersuchung über die Herkunft des Weinstocks bei den indog. Völkern gelten können.

1) Die nordeuropäischen Namen des Weines altir. *fín*, got. *vein*, altsl. *vino* sind aus lat. *vinum* entlehnt (Miklosich Fremdwörter, Curtius Grundz. [5] p. 390). Lit. *wýnas* entstammt wiederum dem Slavischen (Brückner a. a. O. p. 153).

2) Wie die Rebe bereits in den Pfahlbauten der Poebene (vgl. oben p. 364) vorkommt, so ist auch lat. *vi-num*, welches von *vi-tis* 2c. nicht getrennt werden kann, uritalisch: umbr. *vinu* abl., osc. *Viinikiis* = *Vinicius*, volsk. *vinu* (Bücheler *lex. it.* XXX). Eine Entlehnung des lat. *vinum* aus griech. *οἶνος* ist aber auch aus sprachlichen Gründen unwahrscheinlich, welche von O. Weise Die griech. Wörter im Lat. p. 127 richtig hervorgehoben werden.

3) Griech. *οἶνος, Ϝοῖνος* ist nicht aus hebr. *jain*, arab.-aethiopisch *wain* entlehnt; denn abgesehen davon, daß wenn an eine phönicisch-hebräische Quelle des griechischen Wortes zu denken wäre, letzteres eher **ἰοῖνος, *joῖνος* nicht *Ϝοῖνος* lauten müßte, fehlt es für die Erklärung der semitischen Formen an einer befriedigenden Wurzel, welche für die indog. (*vî*) vorhanden ist (vgl. A. Müller in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde d. indog. Sprachen I p. 294). Noch viel weniger ist mit F. Hommel Die Namen der Säugetiere 2c. p. 290 u. 414 f. an einen vorhistorischen Culturaustausch der Semiten und Indogermanen zu denken (vgl. oben p. 149).

4) Lat. *vinum* und griech. *Ϝοῖνος* (alb. gegisch. *βένε̱-α* (*βαΐν*), entlehnt?) sind vielmehr zunächst zu armen. *gini* „Wein" zu stellen, dessen *g* lautgesetzlich ursprünglichem *v* entspricht; vgl. *gitel* „wissen" : W. *vid*, *gail* „Wolf" = got. *vulfs* &c. (P. de Lagarde Armen-Stud. p. 35 u. Hübschmann K. Z. XXIII p. 16). Auch *γοῖνος* = *οἶνος* Hesych und vielleicht thrakisch. *γάνος* (Suid. I, 1, 1071 nach P. de L.) gehören hierher.*) Mit armen. *gini***) sind wir aber in die natürliche Heimat des Weinstockes, in die Gegenden des Pontus und Kaspischen Meeres gekommen.

5) Der Weinstock und seine Traube, nicht aber der Wein als Getränk scheint auch in den Oasenländern östlich des Kaspischen Meeres, bei den turko-tatarischen Völkern sehr frühzeitig bekannt gewesen zu sein, da sich in allen Dialekten eine gleichlautende Bezeichnung der Traube (*üzüm*, mong. *üdsüm*) findet (Vámbéry Primitive Cultur p. 218 f.).

6) Hingegen war der Weinstock der ältesten sumerisch-accadischen Bevölkerung Mesopotamiens unbekannt; später heißt er hier *gish-tin* „Holz des Lebens" (vgl. F. Hommel Die vorsemit. Culturen p. 408).

---

*) Eine zweite auf der Balkanhalbinsel verbreitete Benennung des Weines, namentlich des ungemischten, ist griech. *χάλις*, makedonisch *κάλιθος* (Orient und Occident II p. 721), thrakisch *ζίλαι* (P. de Lagarde Ges. Abh. p. 279).

**) „*gini*, gen. *ginüoy*, ist ein Adjectiv auf *-i*, das von einem uns unbekannten Hauptworte **gin* (mit langem *ī*) hergeleitet ist", P. de Lagarde Arm. Stud. p. 36 Anm.

V. Capitel.

Familie, Sittlichkeit, Staat.

„An sich ist nichts weder böse noch gut,
das Denken macht es erst dazu."
(Shakespeare.)

Auf keinem Gebiete der indog. Culturgeschichte müssen wir in die Zeiten der Vergangenheit hinabsteigend so sehr auf unsere modernen Empfindungen und Anschauungen verzichten wie auf dem der Familie und Sittlichkeit. Wer die mannigfaltigen Sitten und Gebräuche, welche sich um Liebe, Ehe, Verwandtschaft bei den verschiedenen Cultur- und Naturvölkern geschlungen haben, mit Aufmerksamkeit betrachtet, begegnet auf jedem Schritt einer solchen Menge nicht nur unserem Gefühl, sondern auch unserer Gesetzgebung Hohn sprechender Einrichtungen, daß wer derartige Verhältnisse nur von dem Standpunkt unseres modern-christlichen Lebens beurteilt, sich von ihnen wie von einer Welt des Greuels und der Barbarei abwenden muß. Und doch könnte nichts unrechter und ungerechter als dieses sein; denn vieles, was uns heute in der Vergangenheit unsittlich und verwerflich erscheint, ergiebt sich bei näherer Betrachtung als der organische Ausfluß einer anderen Lebensauffassung, die wenigstens der Culturforscher nur zu begreifen, nicht zu richten hat. Unsere erste Aufgabe wird daher auch hier sein, die Zeit aus der Zeit zu beurteilen. Ist doch unser Gefühlsleben selbst, welchem wir heute in allen das gegenseitige Verhältnis der beiden Geschlechter betreffenden Fragen eine so große Rolle einräumen, selbst einem ewigen Fluß unterworfen. Können doch Empfindungen, welche ursprünglich gleichsam nur als Nebentöne in der Menschenbrust mitklangen, allmählich zu brausenden Accorden anschwellen, Völker

und Zeiten beherrschend. So ist es gegangen mit dem „sinnlich, übersinnlichen" Begriff der Liebe, von welchem wir Modernen so gern die Gründung einer Familie bestimmt sein lassen. Allein welch eine Welt des Unterschiedes liegt schon zwischen „der ersten Zeit der jungen Liebe" des deutschen und dem ἔρως ἀνίκατε μαχῶν des griechischen Dichters, und wie unverständlich dünkt uns Jüngern Goethes die Minnekrankheit unserer mittelalterlichen Dichter. Je mehr wir aber primitiven Zeiten uns nähern, um so roh-sinnlicher oder praktisch-materieller werden die Gründe, die zu einer dauernden Verbindung des Mannes mit dem Weibe führen, ein Satz, dessen sich unsere Romanschreiber, die heute so gern unser modernes Leben in antikem Gewande oder urzeitlicher Nacktheit vorführen, häufiger erinnern sollten. Gerade in die indog. Urzeit hat man aber die ganze Sinnigkeit eines idealen, deutschen Familienlebens hineingetragen und sich hierbei auf die reine und hohe Form der Ehe berufen, wie sie schon in alten Phasen der indog. Cultur-geschichte, in dem Hause des Odysseus und bei den Germanen des Tacitus zu finden sei. Auf die Dürftigkeit der linguistischen Beweise dieser Ansicht habe ich schon an mehreren Stellen (vgl. oben p. 195, 198) hingewiesen. Aber auch mit ihren historischen Gründen steht es, wie wir gleich des weiteren sehen werden, äußerst schwach; denn nirgends, weder bei den Indern des Rig-veda, noch bei den Iraniern des Avesta, noch in Alt-Griechenland, noch in Alt-Italien fehlt es an unzweideutigen Beweisen dafür, daß das Familienleben dieser Völker eben erst und nur teilweis aus Zuständen herausgetreten war, welche aufs merkwürdigste contrastieren mit den Idyllen, welche die Phantasie urzeitlicher Schwärmer so reizend zu entwerfen verstanden hat.

Ehe wir aber zu den Grundzügen des altindog. Familien-lebens selbst uns wenden, erhebt sich zunächst die Frage, ob wir überhaupt das Recht haben, von einer indog. Familie zu sprechen. In zwei sehr ausführlichen Abhandlungen über Ehe und Verwandtschaft und über die Entwickelung der Verwandt-schaftsgrade hat Lubbock (Die Entstehung der Civilisation 1875 p. 59—167), wie mir scheint, treffend ausgeführt, daß die ältesten verwandtschaftlichen Verhältnisse der Menschheit von dem Stamm, nicht von der Familie, die sich erst allmählich aus jenem ent-wickelt, ausgehen, „daß das Kind zuerst eine verwandtschaftliche Beziehung zu seinem Stamm im allgemeinen, zweitens zu seiner Mutter und nicht zu seinem Vater, drittens zu seinem Vater

und nicht zu seiner Mutter, und erst ganz zuletzt zu beiden Eltern einnahm" (p. 130).

Dem gegenüber glaube ich aber doch, daß wir ein Recht haben, für die Urzeit der Indogermanen bereits eine eigentliche und dem Stamme gegenüber abgeschlossene Familie vorauszusetzen. Hierfür spricht mir nicht nur das Vorhandensein gemeinsamer Bezeichnungen für die durch Verschwägerung entstandenen Verwandtschaftsgrade eines Schwiegervaters, einer Schwiegertochter, wie schon M. Müller (vgl. oben p. 36) richtig hervorgehoben hat, sondern vor allem die große Übereinstimmung in der Stellung der einzelnen Familienglieder bei den ältesten indog. Völkern, auf die wir noch des näheren zu sprechen kommen. Beachtung verdient auch, daß wahrscheinlich aus der Urzeit, jedenfalls aber aus sehr früher Zeit ein gemeinsamer Ausdruck für das Heiraten stammt, welcher keinen sinnlichen Charakter trägt. Es ist dies das schon oben genannte lit. *wedù*, altsl. *vedą*, zend. *upa-vâdhayaêta* „er möge heiraten", skrt. *vadhû´* „junge Ehefrau" 2c., wozu auch wahrscheinlich hom. *ἔεδνα* „Brautgeschenke" (aus *ἐϜεδνα*, G. Meyer Griech. Gramm. § 99) gehört. Weist diese Gleichung (vgl. auch *uxorem ducere* und *γυναῖκα ἄγεσθαι*) auf die feierliche Heimführung der Braut auf ochsenbespanntem Wagen, wie sie uns z. B. ein berühmter Hochzeitshymnus des Rigveda X, 85 (vgl. Zimmer p. 313) schildert, hin, so ließen sich aus den Hochzeitsgebräuchen der einzelnen indog. Völker noch eine Reihe anderer Momente, wie die Brautwerber, das Brautbad, die Handergreifung, das Umwandeln des Altars u. s. w. zusammenstellen, welche mit überraschender Genauigkeit bei Ariern und Europäern wiederkehren. Doch würde der Beweis ihres Vorhandenseins in der Urzeit bei der Thatsache, wie leicht Sitten und Gebräuche entweder wandern oder unter gleichen Bedingungen als gleiche auftreten, eine eigene Untersuchung fordern, welche uns hier zu weit führen würde.

Sicher ist, daß der indog. Ehe der **Brautkauf** vorausging, der zwar später, wie im nordischen Altertum, mehr das Loslösen der Braut aus dem Rechtsverhältnis des Vaters bezweckte, ursprünglich aber ohne Zweifel den Kauf der Person bedeutete. Aristoteles Polit. II, 5, 11 (II, 8 p. 1268b, 39) sagt ausdrücklich: *τοὺς γὰρ ἀρχαίους νόμους λίαν ἁπλοῦς εἶναι καὶ βαρβαρικούς· ἐσιδηροφοροῦντό τε γὰρ οἱ Ἕλληνες καὶ τὰς γυναῖκας ἐωνοῦντο.* Eine Jungfrau wird im homerischen Zeitalter *ἀλφεσίβοια* genannt

„ein Mädchen, das seinen Eltern einen guten Preis einträgt“, und mit Recht; denn zuweilen werden namhafte, *ἀπειρέσια ἕδνα* dem Vater des Mädchens dargebracht (vgl. Ilias XI, 244 f.):

> *πρῶθ' ἑκατὸν βοῦς δῶκεν, ἔπειτα δὲ χίλι' ὑπέστη,*
> *αἶγας ὁμοῦ καὶ ὄϊς, τὰ οἱ ἄσπετα ποιμαίνοντο.*

Die Sitte des Brautkaufs beherrscht das ganze germanische*) Altertum, und es ist kaum zu glauben, daß Tacitus an der bekannten Stelle der *Germania cap.* 18 *dotem non uxor marito sed uxori maritus offert* dieselbe nicht sollte gemeint haben. Nicht so sicher läßt sich der Kauf als älteste Form der Ehe auf römischem Boden nachweisen. Die ursprüngliche Sitte, an welche die symbolische Handlung der *coemtio* eine Erinnerung bewahrt hat, ist bei den die Ehe auf völlig sittliche Basis zu stellen bemühten Römern schon in frühster Zeit der rein religiösen, von Kauf nichts wissenden *confarreatio* gewichen (vgl. Marquardt Das Privatleben der Römer I p. 37 und Roßbach Die römische Ehe p. 251). Hingegen treffen wir die Ehe durch Kauf mit Sicherheit bei den (indog.) Thrakern wieder (Herod. V *cap.* 6), bei denen noch Fürst Seuthes dem Xenophon (*anab.* VII, 2) sagen konnte: *Σοὶ δὲ, ὦ Ξενοφῶν, καὶ θυγατέρα δώσω καὶ εἴ τις σοὶ ἔστι θυγάτηρ, ὠνήσομαι Θρᾳκίῳ νόμῳ.* Auch bei den Indern war die Ehe durch Kauf bekannt, wie schon Strabo wußte, welcher c. 709 berichtet: „Sie heiraten viele den Eltern abgekaufte Frauen, beim Empfang ein Gespann Ochsen dafür gebend.“ Mit reichen Geschenken an den zukünftigen Schwiegervater mußte schon im vedischen Altertum die Braut erworben werden (Zimmer Altind. Leben p. 310). Auch in späterer Zeit war der Kauf noch bei allen vier Ständen gebräuchlich, bis die Gesetze ihn zunächst für die Brahmanas und für die Kshatriyas, dann auch für die übrigen Kasten verboten (vgl. Roßbach Die römische Ehe p. 205).

Merkwürdiger Weise zieht sich neben der Sitte des Brautkaufes durch das indog. Altertum noch eine zweite höchst primi-

---

*) Sprachliche Zeugnisse hierfür sind auf germ. Boden altſ. *buggean* (engl. *buy*) *ti brûdi*, altnord. *kona mundi keypt* „die rechtmäßig erworbene Frau“, mittellat. *mundium*, altn. *mundr* „der Kaufpreis“, auch burgund. *wittimo*, frieſ. *witma*, aglſ. *veotuma*, ahd. *widumo* (vgl. Schade Altdeutsches Wörterb. p. 1137 und Schweizer-Sidler Germania [2] p. 38).

tive Form der Eheschließung, welche sich noch heute bei zahlreichen Völkern als ernste Wirklichkeit oder symbolische Scheinhandlung erhalten hat (vgl. Lubbock Die Entstehung der Civilisation p. 98 ff.), die Ehe durch Raub (δι᾽ ἁρπαγῆς). Nach Dionys v. Halicarnaß (II, 30) war dieselbe einstmals in dem gesamten Alt-Griechenland gebräuchlich und wurde von den conservativen Doriern, wie allgemein bekannt ist (vgl. Roßbach a. a. O. p. 213), als wichtiger Scheinakt der Hochzeitsfeierlichkeiten bis in späte Zeiten festgehalten. Noch bei den heutigen Albanesen stürzt sich, wie J. G. v. Hahn (Albanesische Studien p. 146) erzählt, beim Hochzeitstanz der Bräutigam plötzlich auf die Braut, ergreift sie bei der Hand, tanzt mit ihr, und man singt:

Der Rabe raubte ein Rebhuhn,
Was will er mit diesem Rebhuhn?
Um mit ihr zu spielen und zu scherzen,
Um mit ihr das Leben zu verbringen.

Auch die Inder hatten für die Ehe durch die Entführung des Mädchens einen besonderen Namen, die Rakshasaform, welche, charakteristisch genug, für die Kriegerkaste galt (vgl. Roßbach a. a. O. p. 207).

Gehen somit, wie es scheint, sowohl der Brautkauf als auch die Ehe δι᾽ ἁρπαγῆς bis in die indog. Urzeit zurück, so erhebt sich die Frage, wie sich diese beiden Formen der Eheschließung historisch zu einander verhielten. Natürlich sind hier nur Vermutungen möglich. Man könnte daran denken, daß der gewaltsame Raub das ursprüngliche war und der Brautkauf dann mehr einen Loskauf von der Rache und den Verfolgungen der Angehörigen des Mädchens bedeutete. Doch mochte schon vor der Trennung der Völker der Raub sich zu einer symbolischen Form der Hochzeitsfeier verflüchtigt haben.

Wenn aber so nach altindogermanischem Brauch die Frau durch Kauf in den Besitz des Mannes überging, so konnte von vornherein kein Bedenken dagegen obwalten, sei es wenn die eine Gattin dem Hauptzwecke antiker Ehe, der Erzeugung männlicher Nachkommenschaft nicht genügte, sei es, wenn der vermehrte Reichtum des Besitzers vermehrte Arbeit und Beaufsichtigung nötig machte, sei es, wenn es wünschenswert war, neue Familienverbindungen anzuknüpfen, sei es endlich, wie Strabo an der oben angeführten Stelle sagt, des Vergnügens halber, auf dem gleichen Wege sich eine zweite und dritte Frau zu erwerben. In

der That kann es kaum zweifelhaft sein, daß erst nach der Trennung der indog. Völker sich die reinere Form der Monogamie aus der Polygamie der Urzeit entwickelt hat. Treffen wir doch unzweideutige Spuren der Vielweiberei noch in den Hymnen des Rigveda, namentlich bei Königen und Vornehmen, an (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 324 f.), berichtet Herodot I *cap.* 115 von den alten Persern doch ausdrücklich: *γαμέουσι δ'ἕκαστος αὐτῶν πολλὰς μὲν κουριδίας γυναῖκας, πολλῷ δ'ἔτι πλεῦνας παλλακὰς κτῶνται*, und tritt doch bei unserem eigenen Volk im Anbeginn seiner Geschichte die Vielweiberei im Westen noch als Ausnahme (Tac. *Germ. cap.* 18), im Norden aber als Regel (Weinhold Altn. Leben p. 219) uns entgegen. Daß jedenfalls der naive Sinn des frühen Altertums in dem geschlechtlichen Umgang des verheirateten Mannes mit mehreren Weibern nichts sittlich Anstößiges sah, geht zur Genüge aus der Häufigkeit des neben der Ehe herlaufenden Concubinats bei mehreren altindog. Völkern, wie bei den Griechen (Schoemann Griech. Altertümer I[2] p. 54), bei den Nord-Germanen (Weinhold Altn. Leben p. 248) u. s. w. hervor. Diesen Verhältnissen gegenüber kann von einer eigentlichen Polyandrie in der indog. Urzeit kaum die Rede gewesen sein. Das schließt natürlich nicht aus, daß im Verlauf der indog. Geschichte man zuweilen zu derselben unter ganz besonderen Umständen seine Zuflucht nahm. So zwang in Sparta die Unteilbarkeit der Güter oft mehrere Brüder mit einer Frau zu leben (Polyb. XII, 6). Ganz ähnliches erzählt Cäsar (*de bello Gallico* V *cap.* 14) von den Britanniern, ohne daß wir hier die Gründe dieser Gewohnheit anzugeben wüßten. Beide Fälle stehen indessen vereinzelt in der indog. Culturgeschichte da.

Schwieriger ist die Frage zu beantworten, ob und in wie weit Blutsverwandtschaft ein Hindernis der altindog. Ehe gewesen sei. Auf indog. Boden selbst stehen sich hierin die verschiedensten Anschauungen gegenüber. Während in dem, allerdings späteren zehnten Buch des Rigveda ein eigener Hymnus, Zwiegespräch des Yama und der Yamî (X, 10) die Verwerflichkeit der Geschwisterehe ausmalt:

> „Ich werde niemals mich mit Dir vermählen,
> Für sündhaft gilt's, der Schwester sich zu gatten;
> Mit einem andern pflege dieser Freuden,
> Darnach verlangt den Bruder nicht, o Schöne"
> (Geldner-Kaegi 70 Lieder),

wird im Avesta die Verwandtenehe geradezu als verdienstliches und frommes Werk gepriesen. „Der Frömmste unter den Frommen ist der, welcher verbleibt bei der guten Religion der Mazdaverehrer, und welcher die heilige Pflicht der Verwandtenehe in seiner Familie pflegt“, heißt es im Brahman-Yasht (W. Geiger Ostiran. Cultur p. 246). Auch Kambyses und andere Perserkönige heirateten ihre Schwestern. Bei den Griechen lastet einerseits, wie aus der uralten Oedipussage hervorgeht, ein schwerer Fluch auf dem geschlechtlichen Umgang der Eltern und Kinder, andererseits ist die Geschwisterehe schon im ältesten Mythus nachzuweisen. Here ist die Gemahlin und zugleich die Schwester (*κασιγνήτη ἄλοχός τε* Il. XVI, 432) des Zeus. Allerdings haben sich beide zuerst „heimlich vor den lieben Eltern“ ehelich umfangen (*εἰς εὐνὴν φοιτῶντε, φίλους λήθοντε τοκῆας* Il. XIV, 296). Aber auch bei den Sterblichen war die Ehe zwischen sehr nahen Verwandtschaftsgraden gestattet, selbst noch bei Stiefgeschwistern desselben Vaters. Im germanischen Norden kennt wenigstens der Mythus die Geschwisterehen noch (Weinhold Altn. Leben p. 244). Nur bei den Römern galten schon in der frühesten Zeit eheliche Verbindungen zwischen Familiengliedern, welche bis zum sechsten Grad verwandt sind, als *incesta*. Dagegen ist es ursprünglich ungewöhnlich, daß Frauen aus ihrer *gens* herausheiraten (*enubere*, vgl. Marquardt Das Privatleben der Römer I p. 29).

Ich will über die hier aufgeworfene Frage nicht entscheiden. Nur scheinen mir die hier angeführten Thatsachen wahrscheinlich zu machen, daß bei dem Anheben der indog. Überlieferung die Lehre von verbotenen Verwandtschaftsgraden noch etwas neues gewesen sein muß. Nur die eheliche Verbindung der Eltern mit den Kindern wird nirgends als etwas erlaubtes hingestellt. Übrigens sind auch die antiken Verbote gegen Ehen innerhalb bestimmter Verwandtschaftsgrade nicht etwa aus Beobachtungen schädlicher, von heutigen Irrenärzten behaupteter Folgen derselben ausgegangen. Interessant ist in dieser Beziehung eine Stelle des Plutarch,*) welcher die verschiedensten Vermutungen über

*) Plut. Qu. R. 108 *Διὰ τί δὲ τὰς ἐγγὺς γένους οὐ γαμοῦσι; πότερον αὔξειν τοῖς γάμοις βουλόμενοι τὰς οἰκειότητας, καὶ συγγενεῖς πολλοὺς ἐπικτᾶσθαι, διδόντες ἑτέροις καὶ λαμβάνοντες παρ᾽ ἑτέρων γυναῖκας; ἢ φοβούμενοι τὰς ἐν τοῖς γάμοις τῶν συγγενῶν διαφορὰς, ὡς καὶ τὰ φύσει δίκαια προσαπολλυούσας; ἢ πολλῶν βοηθῶν τὰς γυναῖκας ὁρῶντες δι᾽ ἀσθένειαν*

die Erklärung der von den griechischen in diesem Punkte so augenscheinlich abweichenden Anschauungen der Römer aufstellt, ohne physiologischen Gesichtspunkten dabei nur irgend welche Rücksicht zu tragen.

Welches die Stellung der gekauften Frau dem Manne gegenüber gewesen sei, kann kaum zweifelhaft sein:

> Ich will der Herr sein meines Eigentums:
> Sie ist mein Landgut, ist mein Haus und Hof,
> Mein Hausgerät, mein Acker, meine Scheune,
> Mein Pferd, mein Ochs, mein Esel, kurz mein Alles.

Diese Worte Shakespeares charakterisieren am besten die Lage des indog. Weibes dem Manne gegenüber. Nach altnordischem Recht (vgl. Weinhold Altn. Leben p. 249) kann der Ehegatte über Leib und Leben der Frau verfügen; er kann sie verschenken, verkaufen, töten. *Viri in uxores, sicuti in liberos, vitae necisque habent potestatem*, berichtet Caesar von den Galliern (VI *cap.* 19), und in Rom war es bis auf die *lex Julia de adulteriis* dem Ehemann gestattet gewesen, die im Ehebruch betroffene Frau auf der Stelle zu töten. Früher hatte Egnatius Mecenius sogar ungestraft seine Frau töten können, weil sie Wein getrunken hatte (vgl. Roßbach Die römische Ehe p. 20), und im ältesten Rom hatte ein strenges Gesetz (*τὸν δ'ἀποδόμενον γυναῖκα θύεσθαι χθονίοις θεοῖς* Plut. Rom. 22) den Verkauf der Ehefrau verhindern müssen.

In genauestem Zusammenhang mit diesem unumschränkten Besitzrecht des Hausherren auch über die Gattin stehen aber meiner Meinung nach die grausamen Bestimmungen, welche das frühe indog. Altertum über die überlebende Frau, die **Witwe** (skrt. *vidhávâ*, lat. *vidua*, altsl. *vĭdova*, got. *viduvô*) verhängt. Es kann jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Sitte des gemeinschaftlichen Todes der Frau mit dem Manne eine altindogermanische Einrichtung ist, die einerseits aus dem Wunsche hervorgeht, dem Manne in sein Grab alles dasjenige mitzugeben, was im Leben ihm teuer gewesen ist, andrerseits den Zweck hat, das Leben des Hausherren nach allen Seiten sicher zu stellen (vgl. *Caesar de bell. gall.* VI, *cap.* 19) und zu einem Gegenstand

---

δεομένας, οὐκ ἐβούλοντο τὰς ἐγγὺς γένους συνοικίζειν, ὅπως ἂν οἱ ἄνδρες ἀδικῶσιν αὐτάς, οἱ συγγενεῖς βοηθῶσιν (vgl. Roßbach Die römische Ehe p. 420).

stäter Angst und Fürsorge der Seinen zu gestalten. Über den Brauch der Witwenverbrennung bei den nördlichen Indogermanen hat bereits V. Hehn (p. 473 f.) erschöpfend gehandelt.

Bei den Indern herrschen bereits im Rigveda mildere Sitten, wie ein Hymnus (X, 18, 7) zeigt, wo dem an der Seite ihres Gatten trauernden Weibe die tröstenden Worte zugerufen werden:

> Erhebe Dich, o Weib, zur Welt des Lebens:
> Des Odem ist entflohn, bei dem du sitzest,
> Der Deine Hand einst faßte und Dich freite,
> Mit ihm ist Deine Ehe nun vollendet.
> (Geldner-Kaegi 70 Lieder).

Doch hebt Zimmer (Altind. Leben p. 329) mit Recht hervor, daß die angeführte Stelle nur beweise, daß in der Heimat des betreffenden Dichters die Witwenverbrennung ungebräuchlich war. Im Atharvaveda wird dieselbe dagegen als uralte Sitte (*dhárma purâṇá*) bezeichnet. Auch beweist das Festhalten derselben durch die Brahmanen viel eher, daß wir es hier mit einer durch das Alter geheiligten Institution als mit einer willkürlichen Neuerung der Priesterkaste zu thun haben.

Nachdem die Anschauungen menschlicher geworden sind, zeigen sich die Spuren des alten Verhältnisses noch in dem Verbot, welches gegen die Wiederverheiratung der Witwe erlassen wird. So fand es Tacitus (*Germ. cap.* 19) in westgermanischen Staaten *(in quibus tantum virgines nubunt)*, und auch im alten Griechenland *πρότερον δὲ καθεστήκει ταῖς γυναιξὶν ἐπ' ἀνδρὶ ἀποθανόντι χηρεύειν* (Paus. II, 21, 7).

In noch höherem Grade wie über die Frau, deren Los frühzeitig durch den Anteil gemildert wurde, welchen die elterliche Familie an ihrem ferneren Geschick nahm, erstreckte sich die *patria potestas* über die Kinder, deren Leben oder Sterben nach der Geburt ausschließlich von dem Willen des Vaters abhing. Die Sitte des Kinderaussetzens ist aus dem Altertum der meisten indog. Völker durch so unzweifelhafte Zeugnisse überliefert, daß wir von ihrem Vorhandensein in der Urzeit überzeugt sein müssen. Vor allem mochten von derselben hinsichtlich der Vaterschaft zweifelhafte und mißgebildete Kinder, sowie vor allem Töchter betroffen werden, durch welcher letzterer Geburt die alte indog. Welt am wenigsten erbaut wurde. Meinte doch noch das vedische Altertum, daß „Töchter zu haben, ein Jammer sei" (Zimmer

Altind. Leben p. 320), und als in Rom schon unter Romulus das väterliche Recht des Kinderaussetzens beschränkt ward, wurden zunächst nur alle Söhne und die erstgeborene Tochter davon ausgenommen (Marquardt Das Privatleben der Römer I p. 3). Auch in Griechenland wurde der *ἐγχυτρισμός* (das Aussetzen in thönernen Gefäßen) besonders bei dem weiblichen Geschlechte angewendet. Entscheidet sich aber der Vater für das Leben des Kindes, so hebt er es von der Erde, auf der es geboren ist, auf *(suscipit)*. Diese symbolische Handlung ist Indern (Zimmer p. 320), Römern und Germanen gemeinsam.

Gräulicher als dieses vom Standpunkt antiker Sittlichkeit unschwer zu begreifende Recht des Vaters, die Zahl seiner Kinder zu begrenzen, berührt uns der glücklicher Weise nur vereinzelt aus der Urzeit in die geschichtlichen Zeiten der indog. Völker hineinragende Brauch, den Alten und Gebrechlichen ein gewaltsames Ende zu bereiten (vgl. Diefenbach Völkerkunde und Bildungsgeschichte p. 247 f.). Er ist zu belegen aus dem vedischen Altertum (Zimmer p. 328), bei den Iraniern (baktrischen*) und kaspischen Völkern), bei den Massageten, den alten Scandinaviern (Weinhold p. 473) u. s. w. Auch im alten Griechenland mußten gegen die *κάκωσις γονέων* besondere Bestimmungen erlassen werden, was vielleicht als eine Spur der alten Gewohnheiten betrachtet werden darf.

Seine Erklärung findet dieser finstere Brauch, welchem das altsemitische: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß es Dir wohl gehe, und Du lange lebest auf Erden" wie ein freundlicher Stern gegenüber steht, in der Furcht und dem Haß, welchen die Alten vor dem „drückenden" (*χαλεπόν*), „fürchterlichen" (*στυγερόν*), „traurigen" (*λυγρόν*), „verderblichen" (*ὀλοόν*) Greisenalter (homerische Epitheta) hegen. Es ist nur ein Ausspruch von vielen,**) wenn der greise, durch manche bittere

---

*) Vgl. Strabo c. 517: *τοὺς γὰρ ἀπειρηκότας διὰ γῆρας ἢ νόσον ζῶντας παραβάλλεσθαι τρεφομένοις κυσὶν ἐπίτηδες πρὸς τοῦτο, οὓς ἐνταφιαστὰς καλεῖσθαι τῇ πατρῴᾳ γλώττῃ.* Die Nachricht in dieser Form ist kaum glaublich; es scheint mir daher nicht unwahrscheinlich, daß Strabo hier mißverständlich von der bei iranischen Leichenbegängnissen althergebrachten Zeremonie des *Sagdîd* (npers. *sag* „Hund", *dîd* „schauen") berichtet, nach welcher man einen Hund zu dem Toten hinführt, so daß seine Blicke den Leichnam treffen (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 264 f.).

**) Ähnliche Stellen Hesiod. Theogon. 225, Hymn. in Ven. 247 u. a.

Erfahrung gebeugte Sophokles (Oedip. auf Kolonos 1235 f.) ausruft:

> *τότε κατάμεμπτον ἐπιλέλογχε*
> *πύματον ἀκρατὲς ἀπροσόμιλον*
> *γῆρας ἄφιλον, ἵνα πρόπαντα*
> *κακὰ κακῶν ξυνοικεῖ.*

So sehnt sich der Greis selbst nach Erlösung, und die Urzeit, wie V. Hehn treffend bemerkt (vgl. p. 479), jeder sentimentalen Empfindung bar, greift, vor allem in Zeiten der materiellen Not, die je früher, je häufiger sind, ohne Bedenken zu dem radikalsten Mittel, um dem jungen Leben auf Kosten des alten Raum zu verschaffen.

Wenn der Herr des Hauses gestorben ist, gehen die Rechte desselben auf den ältesten Sohn über; vor allem stehen die Frauen der Familie, Mutter und Schwestern unter seiner Vormundschaft. Das scheint altindogermanisches Recht gewesen zu sein. So heißt es schon in einem vedischen Lied: „*Ushâs* (die Morgenröte) entblößt den Menschen ihren Busen, gleichwie ein Mädchen, dem der Bruder fehlt, dem Manne dreister sich ergiebt". So steht auf germanischem Boden Kriemhilt nicht unter dem Schutze ihrer Mutter, sondern ihrer Brüder:

> *Ir pflâgen drî künege edel unde rîch —*
> *diu frowe was ir swester: die helde hêtens in ir pflegen,*

ebenso wie auch in der römischen Familie die *tulela* über Mutter und Schwestern nach dem Tode des Vaters bei den Söhnen des Hauses bleibt (Mommsen Römische Geschichte I [7] p. 59).

Hieraus ergiebt sich ein besonders nahes Verhältnis der Schwesterkinder zu dem Mutterbruder, dem Oheim. *Sororum filiis*, sagt Tacitus *Germ. cap.* 20, *idem apud avunculum qui ad patrem honor.* Eine Spur ursprünglicher Weibergemeinschaft und der damit verbundenen Zugehörigkeit der Kinder zu den mütterlichen Verwandten vermag ich in diesem aus der angesehenen Stellung des Bruders im Kreise der Familie sich leicht erklärenden Verhältnis nicht zu erkennen. Vielleicht hat diese ursprüngliche Abhängigkeit der Schwester von dem Bruder einen merkwürdigen Nachhall in der Volkspoesie der Letten und Litauer gefunden. Namentlich in den lettischen Volksliedern tritt nämlich die Geschlechtsliebe gegen die Schwesternliebe völlig zurück:

Wo Du hingehst, Brüderchen,
Wird die Schwester Dich begleiten,

oder:

Schwesterchen, Du liebes, schönes,
Welken wirst Du in der Ferne,

oder:

Alle kleinen Brüder weinen
Heiße Thränen um die Schwester.

So und in tausend ähnlichen Versen wird die Innigkeit des geschwisterlichen Verhältnisses anmutig geschildert.

Nachdem wir so eine Reihe der für die Beurteilung der altindogermanischen Familie wichtigsten Momente hervorgehoben haben, müssen wir noch einige Augenblicke bei den indog. Verwandtschaftsnamen selbst verweilen. Und zwar finden sich folgende, auf nachstehender Tabelle (p. 392 u. 393) verzeichneten Verwandtschaftsgrade bei allen oder mehreren indog. Völkern übereinstimmend benannt.

Die Schlüsse, welche uns diese Gleichungen auf die indog. Familie zu ziehen berechtigen, sind nicht so zahlreiche und bedeutsame, wie man gewöhnlich annimmt. Daß die Wurzeldeutungen der indog. Verwandtschaftswörter eine sehr zweifelhafte Handhabe für die Erforschung der indog. Cultur bieten, haben wir schon oben (vgl. p. 195 f.) gesehen. Aber auch die Menge oder die Feinheit der Unterscheidung innerhalb der indog. Verwandtschaftswörter hätte man nicht, wie es oft geschehen ist, zu Gunsten der Annahme eines besonders innigen Familienlebens der indog. Urzeit in die Wagschale werfen dürfen. Eine einfache Vergleichung ergiebt nämlich, daß die Distinctionen der Verwandtschaftsgrade, welche sich für die indog. Urzeit erweisen lassen, geradezu dürftige sind gegenüber der Mannigfaltigkeit der Ausdrücke, mit denen dem indog. Völkergebiet benachbarte Sprachen, wie die Dialekte der finnisch-ugrischen und turko-tatarischen Stämme, die feinsten Nuancen der verwandtschaftlichen Beziehungen benennen. So werden bei Vámbéry (Primitive Cultur p. 68 f.) aus der tschuvaschischen Sprache die Benennungen von nicht weniger als sechzig verschiedenen Verwandtschaftsgraden mitgeteilt, deren sprachliche Unterscheidung den meisten indog. Sprachen völlig fremd ist. Bemerkenswert ist auch, daß die Berührung mit europäischer Cultur dem sprachlichen Reichtum auf diesem Gebiete gefährlich ist, wie denn durch ihr Eintreten in den Kreis europäischer Civilisation sowohl die baltischen Finnen

(Ahlqvist p. 211) wie auch die Magyaren (vgl. H. Vámbéry Der Ursprung der Magyaren p. 312) wesentliche Einbußen in dem Umfang ihrer Verwandtschaftsausdrücke erfahren haben. Der gleiche Vorgang läßt sich bei denjenigen indog. Völkern beobachten, welche in der Feinheit der Unterscheidung verwandtschaftlicher Verhältnisse noch am ersten den Vergleich mit ihren ural-altaischen Nachbarn auszuhalten im Stande sind, den Slaven und Litauern. So finden sich im älteren Litauisch noch besondere Ausdrücke für den *frater matris* (*awýnas*) und *patris* (*dė̃dis*), den *frater uxoris* (*laigõnas*) und *mariti* (*dėwerìs, swaĩnis*), die *soror uxoris* (*swaĩnė*) und *mariti* (*martì, laigoniẽne, mósza*) u. s. w. Allmählich aber schwinden diese Distinctionen mehr und mehr und beginnen in einheitlichen, häufig noch dazu ausländischen Ausdrücken (wie *szwógaris, szwẽgerkė* 2c.) zusammenzufließen. So scheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß auch die übrigen indog. Sprachen in der Urzeit eine durch die Bedeutung der Familiengemeinschaft bedingte größere Terminologie der Verwandtschaftsausdrücke besessen haben als in den historischen Epochen, und manche nur lückenhaft in den verwandten Sprachen übereinstimmende Nuancierung verwandtschaftlicher Verhältnisse, wie etwa die des hom. *εἰνάτερες* („Frauen, welche Brüder zu Männern haben") oder das hesychische *ἀέλιοι* („Männer, welche Schwestern zu Frauen haben") dürfte somit in die graueste Vorzeit zurückgehen.

Sehr schwierig ist die Frage, ob und in wie weit die indog. Urzeit von der festen Basis der Familie aus den Begriff staatlicher Einheit entwickelt habe. Unzweifelhaft giebt es in dem indog. Wortschatz gemeinsame Ausdrücke wie uritalisch *touta* „*civitas*" = got. *thiuda*, skrt. *vêçá* = griech. *οἶκος*, lat. *vicus*, altsl. *vĭsĭ*, got. *veihs* (vgl. skrt. *viç* = zend. *vîs*), altsl. *plŭkŭ* = lit. *pułkas*, ahd. *folc* und andere, welche auf das Vorhandensein von über die Einheit der Familie hinausgehenden politischen Zusammenscharungen hindeuten. Doch ist der Sinn dieser Wortreihen auf den einzelnen Sprachgebieten ein so verschiedener, daß uns die Sprache allein zu keinem Resultate führt (vgl. oben p. 198). Weiter kommen wir mit Hilfe der vergleichenden Culturgeschichte.

Keines der indog. Völker betritt politisch geeinigt den Schauplatz der Geschichte. Auf allen Gebieten begegnet uns vielmehr eine größere oder geringere Zahl sich gegenseitig nicht selten befehdender Stämme, welche erst ganz allmählich zu größeren

Indogerm

	Inder	Iranier	Armenier	Gri
Gatte	*páti*	*paiti*	(*pet*)	*πό*
Gattin	*pátnî*	—	—	[*πότ*
Vater	*pitár*	*pitar*	*hayṛ*	*πατ*
"	*tâtá*	—	—	*ἄττα,*
Mutter	*mâtár*	*mâtar*	*mayṛ*	*μήτ*
"	*attâ*	—	—	—
Sohn	*sûnus*	*hunu*	—	[*ὑιό*
"	*putrá*	*puthra*	—	—
Tochter	*duhitár*	*dughdhar*	*doüstṛ*	*θυγάτ*
Abkomme, Enkel	*nápât*	*napaṭ*	—	[*ἀνεψ*
"	—	—	—	—
Bruder	*bhrâtar*	*brâtar*	*elbayṛ*	*φρήτ*
Schwester	*svásar*	*qaṅhar*	*χoyṛ*	—
Oheim	*pítṛvya*	—	—	*πάτρ*
"	*bhrâtṛvya*	*brâtûirya*	—	—
"	—	—	—	—
"	—	—	—	[*θεῖο*
Tante	—	—	—	—
Schwiegervater	*çváçura*	*qasura*	*kesoüṛ*	*ἑκυρ*
Schwiegermutter	*çvaçrû'*	—	(*skesoüṛ*)	*ἑκυρ*
Schwiegersohn	*jâmâtar*	*zâmâtar*	—	(*γαμβ*
Schwiegertochter	*snushâ'*	—	*noü*	*νυό*
Schwager	*dêvár*	—	*tagṛ*	*δαή*
Schwägerin	—	—	—	*γάλ*
"	(*yâtaras*)	—	—	*εἰνάτ*
"	(*syâlî'*) „*soror uxoris*"	—	—	(*ἀέλ* „*ἀδε* *γῆμα*

*) Die mit (—) eingeschlossenen Vergleichungen sind unsicher, die mit [— zeichneten nach Form oder Bedeutung sich ferner liegend.

chaftswörter.

	Celten *)	Germanen	Litauer	Slaven
	—	[got. -*faths*]	*pàts*	—
	—	—	*patì*	—
	altir. *athir*	got. *fadar*	—	—
a	[altir. *aite*]	got. *atta*	*tĕtis*	*otĭcĭ*
	altir. *máthir*	ahd. *muotar*	*motě*	*mati*
	—	got. *aithei*	—	—
	—	got. *sunus*	*sunùs*	*synŭ*
	—	—	—	—
	—	got. *daúhtar*	*duktě*	*dŭštĭ*
	[altir. *necht*]	ahd. *nefo*	—	[*netij*]
	—	ahd. *eninchil*	*anýkas*	*vŭnukŭ*
	altir. *bráthir*	got. *brôthar*	*broterĕlis*	*bratrŭ*
	altir. *siur*	got. *svistar*	*sesů*	*sestra*
!	—	ahd. *fataro*	—	—
	—	—	—	—
as]	—	[ahd. *ôheim*]	[*aw-ýnas*]	—
	—	—	[*dĕdĕ*]	[*dĕdŭ* „*avus*"]
	—	—	*tetà*	*teta*
	corn. *hvigeren*	got. *svaíhra*	*szészuras*	*svekrŭ*
	corn. *hveger*	got. *svaíhrô*	—	*svekry*
	—	—	(*żéntas*)	—
	—	ahd. *snur*	—	*snŭchа*
	—	agls. *tâcor*	*dëweris*	*dĕverĭ*
	—	—	—	altböhm. *zelva*
:s	—	—	*intė*	*jętry*
	—	—	—	—

—

ft auffällig, wie oft die celtischen Sprachen auf diesem Gebiete versagen;
:t dies bei unserer geringen Bekanntschaft mit dem celtischen Wortschatz
ne culturhistorischen Schlüsse, wie man sie zuweilen versucht hat (vgl. Archiv
ogie XI p. 131).

politischen Einheiten unter gemeinsamen Gesamtnamen sich verbinden. Indessen läßt sich innerhalb jener einzelnen Stämme ihre Entwicklung aus der Familie in einer überaus conformen Weise verfolgen, welche sich in folgendem Schema zusammenfassen läßt:*)

	Einzelfamilie	Sippe (Dorfschaft)	Gau	Stamm
Inder	*dhấman, gṛhá*	*grấma* *vṛjána*	*viç*	*jána*
Iranier des Avesta	*nmâna*	*vîs*	*zañtu*	*dañhu*
Altperser	*mâniya*	*v'ith*	*dahyush*	
Griechen	*οἰκετεία, οἶκος*	*φρατρία,* *φρήτρη*	*φύλη, γένος*	
Italer	*familia*	*gens*	*tribus*	*civitas* (*tota*)
Germanen		*vicus* (*thorp*, longob. *fara*)	*pagus*	*thiuda*
Slaven		*rodŭ, obĭština*	*plěmę*	*narodŭ* *językŭ*

Übertragen wir die Spuren dieser Verhältnisse in die indog. Urzeit, so dürfte sich für dieselbe mit einiger Wahrscheinlichkeit folgendes Bild ergeben:

Die indog. Familie, aufzufassen in dem Sinne der römischen *familia* (von oscisch **faama* „Haus", vgl. *faamat „habitat"* = skrt. *dhấman*), umfaßt an Weibern, Kindern und Sklaven alles unter der *potestas* e i n e s Hausherrn Vereinigte. Ihr allmähliches Wachstum und ihre damit verbundene Verzweigung führt zur Bildung der *gens* oder Sippe, die in der Urzeit den Namen vedisch *sabhấ* = got. *sibja* oder skrt. *viç*, zend. *vîs* ꝛc. (vgl. oben) geführt haben mag. An ihrer Spitze steht, wie der Vater an der der Einzelfamilie der skrt. *viçpáti*, zend. *vîspaiti*, lit. *wiẽszpats*.

Gemeinsame Zwecke führen in den Zeiten der Ruhe, welche die vorgeschichtlichen Wanderungen lassen, frühzeitig zwischen den in einzelnen Dörfern (*κῶμαι*) bei einander wohnenden *gentes* zu Vereinigungen zu Schutz und Trutz. Gemeinschaftlich wird ein

*) Vgl. Zimmer Altindisches Leben p. 158 f. u. W. Geiger Ostiranische Cultur p. 425 f.

möglichst im Mittelpunkte der vereinigten Striche gelegener Hügel mit Graben und Erdaufwürfen (*pur*, *πόλις*) verschanzt, um in Stunden der Gefahr für das dürftige Eigentum einen festen Zufluchtsort zu besitzen. Diese primitiven Umwallungen mögen skrt. *dêhî́*, griech. *τεῖχος*, osc. *feihuss* geheißen haben. Der Ordner der gemeinsamen Angelegenheiten mag der vielleicht durch Wahl aus den Geschlechtsherren hervorgegangene skrt. *rấjan*, lat. *rex*, got. *reiks*, ir. *rí* gewesen sein.

VI. Capitel.

Fertigkeiten, Künste, Kenntnisse.

> Vergraben ist in ewige Nacht
> Der Erfinder großer Name zu oft.
> Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
> Aber belohnt Ehre sie auch?
> (Klopstock.)

Nichts ist den Anschauungen der Urzeit fremder als der Begriff der Arbeitsteilung. Was innerhalb eines halbnomadischen Haushaltes an Utensilien u. s. w. gebraucht wird, das wird auch im Schoße desselben angefertigt, natürlich nicht von dem freigeborenen Mann, der vor solcher Arbeit zurückscheut, sondern von Weibern, Kindern, Sklaven und Alten. Erst auf dem Boden der Einzelvölker haben einzelne Gewerbe sich zu entwickeln angefangen, zuerst, wie wir schon sahen, das nach der Meinung des frühsten Altertums übermenschliche Kunst erfordernde Schmiedehandwerk, zuletzt diejenigen Gewerke, welcher der Gewinnung und Zubereitung der täglichen Bedürfnisse dienen, wie Schlächterei, Bäckerei und Spinnerei.

Überall aber bildet erst der Zusammenfluß größerer Menschenmassen den fruchtbaren Boden für die aufkeimende Gewerbsthätigkeit, und noch heute ist der einzelne in stillen Alpenthälern für seinen Bedarf fast ganz auf die eigene Kunstfertigkeit angewiesen, wie es schon Od. XIV, 23 von dem auf einsamem Gehöft hausenden Eumäos heißt:

> *αὐτὸς δ' ἀμφὶ πόδεσσιν ἑοῖς ἀράρισκε πέδιλα*
> *τάμνων δέρμα βόειον ἐΰχροές* u. s. w.

Die ältesten Denkmäler der indog. Welt zeigen überall nur einen sehr geringen Grad von Arbeitsteilung entwickelt. Im Rigveda wird neben dem Schmied als eigentliches Gewerbe nur

noch das des *tákshan, táshtar* genannt, der in seiner Person den Zimmermann, Wagner und Schreiner vereinigt (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 245). Die homerische Bezeichnung *τέκτων* (über *tákshan* = *τέκτων* vgl. oben p. 192) repräsentiert sogar zu gleicher Zeit den Steinhauer, Zimmermann, Schiffbauer, Wagner, Hornarbeiter, Drechsler, Schreiner, Elfenbeinarbeiter und Gürtler, also eine Fülle von Gewerken, die später geteilt auftreten (vgl. Riedenauer Handwerk und Handwerker in den hom. Zeiten p. 96). Die italische Überlieferung schreibt allerdings schon dem Numa die Einrichtung der acht Zünfte, *tibicines, aurifices, fabri tignarii, tinctores* „Färber", *sutores, coriarii* „Gerber", *fabri aerarii* und *figuli* „Töpfer" zu; aber lange mag noch in Italien bei der Ackerbau treibenden Bevölkerung die Anschauung gegolten haben: *nequam agricolam esse, quisquis emeret, quod praestare ei fundus posset* (*Plin. hist. nat.* XVIII, 40). Am unverfälschtesten aber zeigen uns die alten Germanen, denen, soweit sie von der römischen Herrschaft frei geblieben waren, „selbst ein bescheidenes Maß von Gewerbsthätigkeit fast gänzlich fremd blieb" (vgl. Wackernagel Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen Kl. Schriften I p. 36 f.) das Bild der ursprünglichen und urzeitlichen Hausindustrie erhalten.

Wenn somit von selbständigen Gewerben in der Urzeit keine Rede sein kann, so müssen wir uns diejenigen Künste und Fertigkeiten, welche wir aus linguistischen Gründen schon den ältesten Indogermanen zuzuschreiben ein Recht haben, von den einzelnen Gliedern der Familie ausgeübt vorstellen, und haben so bereits einen vorläufigen Maßstab für den Grad der Kunstfertigkeit, mit welchem wir uns dieselben gehandhabt denken dürfen. Was sich von dieser ältesten indog. Hausindustrie auf Viehzucht und Ackerbau sowie auf die Herrichtung der Rohprodukte für Speise und Trank bezieht, ist bereits in den vorhergehenden Capiteln erörtert worden. Wir werden daher unmittelbar über die Fertigkeit sprechen können, welche die ältesten Indogermanen in der Herstellung ihrer K l e i d u n g entwickelten.

Daß dieselben zu ihrer Bekleidung, welche fast einhellig Ableitungen von der W. *vas* (*ἐσθής* ꝛc.) bezeichnen, sich die Felle (*πέλλα, pellis*, got. *fill*, lit. *plėvė*) der Haus- und Jagdtiere nicht entgehen ließen, ist an sich selbstverständlich und wird für die nördlichen Indogermanen, für Britten und Germanen ausdrücklich von Caesar (*de bello gall.* V *cap.* 14, IV *cap.* 21) und Tacitus

(*Germ. cap.* 17) bezeugt. In Griechenland trugen in der Nachbarschaft von Euböa und in Phocis arme Leute noch zu des Pausanias Zeiten (VIII, 1, 5) Röcke aus Schweinshäuten und dergl. Auch scheint man sich frühzeitig darauf verstanden zu haben, das spröde Leder durch allerhand Manipulationen für den Gebrauch weich und geschmeidig zu machen, eine Kunst, die schon im vedischen Zeitalter (W. *mlâ*), sowie in den Pfahlbauten der Schweiz und der Poebne geübt ward (vgl. F. Keller Pfahlbauten, vierter Bericht p. 23 und Helbig a. a. O. p. 22 f.). Die primitive Technik dieser ursprünglichen Gerberei schildert Homer Ilias XVII, 389 ff. so:

> *ὡς δ' ὅτ' ἀνὴρ ταύροιο βοὸς μεγάλοιο βοείην*
> *λαοῖσιν δώῃ τανύειν, μεθύουσαν ἀλοιφῇ·*
> *δεξάμενοι δ' ἄρα τοίγε διαστάντες τανύουσι*
> *κυκλόσ', ἄφαρ δέ τε ἰκμὰς ἔβη, δύνει δέ τ' ἀλοιφή,*
> *πολλῶν ἑλκόντων· τάνυται δέ τε πᾶσα διαπρό.*

Es scheint mir daher kein genügender Grund vorhanden zu sein, das griechisch-lateinische *δέψειν* = *depsere* mit O. Weise (a. a. O. p. 205) als auf Entlehnung beruhend aufzufassen.

Indessen brauchten sich schon die alten Indogermanen für die Herstellung ihrer Kleidungsstücke keineswegs auf die Felle der Tiere zu beschränken; es geht vielmehr aus sprachlichen Anhaltepunkten, welche sich trotz der gerade auf diesem Gebiete mächtig emporblühenden neuen Terminologie bis in die historische Überlieferung der indog. Sprachen gerettet haben, mit Gewißheit hervor, daß sich bereits die indog. Urzeit auf die Anfertigung künstlicher Geflechte und Gespinste verstanden habe. Nur der Grad, bis zu welchem es die Indogermanen schon in vorhistorischen Epochen hierin gebracht hatten, ist zweifelhaft, läßt sich aber mit einiger Wahrscheinlichkeit erschließen.

Daß der Mensch schon auf den ersten Stufen seiner Entwicklung von den Materialien, welche ihm die Natur selbst lieferte, wie den Zweigen, Ästen und dem Bast der Bäume Gebrauch machen lernte zum Flechten von Körben und Matten, sowie zum Drehen von Stricken und Seilen liegt auf der Hand. Mußte doch, wie Geiger (Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit p. 34) richtig bemerkt, das natürliche Geflecht der Bäume und Sträucher der Kunstthätigkeit des Menschen hierbei geradezu zum Vorbild dienen. Für die Indogermanen werden diese Fertig-

keiten außerdem durch eine Menge sprachlicher Beweise, deren viele V. Hehn p. 520 gesammelt hat, festgestellt.

Das verbreitetste Verbum für die Thätigkeit des Flechtens ist griech. *πλέκω*, lat. *plecto*, ahd. *flihtu*, altsl. *pletą* : skrt. *parç*, vgl. *praçna* „Geflecht, Korb" (Curtius Grundz. [5] p. 165). Einen bedeutenden Schritt vorwärts bezeichnet es, sobald der Mensch aus den Fasern einer nesselartigen Pflanze, sei es einer wildwachsenden, sei es einer angebauten, den ersten Faden zu spinnen gelernt hat. Daß die Indogermanen auch diese Stufe erreicht hatten, scheint mir ebenfalls unzweifelhaft zu sein. Dasselbe folgt nämlich einerseits aus den Gleichungen griech. *ἄτρακτος* = skrt. *tarkú* „Spindel", Wörter, die offenbar ursprünglich den alten Spinnwirtel bezeichneten, und griech. *νέω*, lat. *neo* „spinnen", ahd. *nâan* „*nemine suere*", altir. *snáthe* „*filum*", andererseits aus dem schon in Cap. III hervorgehobenen Umstand, daß die Cultur des Flachses bei den Indogermanen Europas in vorhistorischen Zeiten sich verbreitet haben muß. Übrigens verdient es Beachtung, daß auch die finnisch-ugrischen Völker, deren Urzeit man doch in culturhistorischer Beziehung kaum über die der Indogermanen wird stellen wollen, einen gemeinsamen und genuinen Namen für die Spindel (finn. *keträvarsi* u. s. w. vgl. Ahlqvist Die Culturwörter der west-finnischen Sprachen p. 81) besitzen, auf der sie die Fasern wildwachsender Urticeen spannen.

Zugleich mit der ersten Kenntnis des Spinnens sind aber auch die Anfänge der Webekunst gemacht; denn wie man vorher sich darauf verstanden hatte, den Bast oder dünne Ruten der Bäume zu einem kunstlosen Gewebe zusammenzuflechten, so galt es jetzt nur, dasselbe mit den gesponnenen Faden des Flachses zu thun, indem man die Langfäden über einen einfachen Rahmen aufspannte und die Querfäden mit einer hölzernen oder steinernen Nadel hindurchflocht. Stücke eines so oder ähnlich gewonnenen Zeuges sind z. B. im Pfahlbau von Robenhausen gefunden worden.

„Es besteht aus parallel neben einander liegenden dünnen Schnüren von Flachs (Zettel), die aus zwei Fäden zusammengedreht sind. Quer durch diese Schnüre schlingen sich ähnliche Schnüre von Flachs (Eintrag), je eine von der andern in einem Abstand von 1/2 Zoll. Das Ganze bildet zwar nicht ein dichtes straffes, aber dessenungeachtet sehr zähes Geflecht" (F. Keller Pfahlbauten, dritter Bericht p. 116). Bei den zahlreichen Be-

rührungen, welche wir zwischen der ältesten Cultur der Pfahlbauten mit der primitiven indogermanischen Gesittung gefunden haben, steht uns vielleicht ein Recht zu, die Gleichung skrt. *vabh*, griech. *ὑφαίνω*, ahd. *weban* (vgl. auch skrt. *vâ* „weben" = *ἤτριον* „Aufzug des Gewebes") auf die Herstellung derartiger Gewebe zu beziehn, so daß *ὑφαίνω* und seine Sippe, wie schon V. Hehn (vgl. oben p. 45 f.) vermutete, ursprünglich mehr das Flechten als Weben bezeichnet hätte.

Eine schlagende Parallele hierzu bieten die finnisch-ugrischen Sprachen, in denen der genuine und gemeinsame Ausdruck für „weben" (finn. *kutoa* rc.) noch im Syrjänischen (*kịni*) „flechten" und im Finnischen (*kutoa*) „stricken" bedeutet. Eine zweite indog., dem Slavischen und Lateinischen gemeinsame Bezeichnung des Webens (*tŭkati* = *texere*) geht von der Grundbedeutung *πηγνύναι*, *figere* (altsl. *tŭknąti*) aus. Dafür aber, daß in der Urzeit eine wenn auch noch so primitive Webevorrichtung vorhanden war (vgl. die Reconstruction eines Webestuhls für die Schweizer Pfahlbauten bei F. Keller, vierter Bericht p. 22), spricht mir der Umstand, daß in den indog. Sprachen für die beiden wichtigsten Teile des ursprünglichen Webestuhls, den Aufzug (Kette) und den Einschlag (Einschuß, vgl. H. Blümner Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste rc. I p. 121) sehr alte und gemeinsame Namen zu bestehen scheinen, und zwar mochte der erste, der senkrecht aufgespannte Aufzug, mit Ableitungen von der W. *stâ* benannt werden (skrt. *sthâvi* „Weber", griech. *ἱστός* „Webebaum", *στήμων* = lat. *stâmen* — nicht entlehnt — „Aufzug", lit. *stāklis* „Webestuhl"), während der Einschlagfaden griech. *πῆνος*, lat. *pannus*, got. *fana*, altsl. *ponjava* (Curtius Grundzüge [5] p. 275) hieß. Auf den beiden zuletzt genannten Sprachgebieten hat das Wort allerdings die Bedeutung Zeug, Kleid, Leinewand angenommen. Auch hier aber bieten die westfinnischen Sprachen überaus conforme Verhältnisse. „Vielleicht irrt man nicht gar zu sehr," sagt Ahlqvist a. a. O. p. 86, „wenn man sich die ursprüngliche und ältere Webekunst als eine Art Ausbildung der Kunst des Flechtens vorstellt, die noch in der Art und Weise der Bandbereitung des Landvolkes angetroffen wird. Weberschaft und Weberkamm kommen bei einer solchen Art des Webens nicht in Frage, wohl aber der Aufzug und Einschlag, sowie auch eine Art Weberspule (eigentlich ein Stecken), womit der Einschlag zwischen die Nähte des Aufzuges geschoben wird. Und diese

letztgenannten Gegenstände haben genuine Benennungen im Finnischen."

Hingegen glaube auch ich nicht (vgl. oben p. 47), daß man schon in der Urzeit sich darauf verstanden habe, die Wolle (skrt. *ûrṇâ*, griech. *εἶρος*, lat. *vellus*, got. *vulla*, lit. *wìlna*, cymr. *gulan*) des Schafes zu verweben. In den ältesten Pfahlbauten der Schweiz haben sich meines Wissens, ebenso wie in denen der Poebne, keine Wollenwebereien nachweisen lassen, und auch sonst pflegt diese Kunst bei primitiven Völkern, selbst wenn sie, wie dies ja auch in den Pfahlbauten der Schweiz und Italiens der Fall ist, das Schaf als Haustier besitzen, lange unbekannt zu sein (vgl. Ahlqvist a. a. O. p. 15 u. 18 f.). Das Schaf erweist sich in der Urzeit nützlich durch seine Milch, sein Fleisch, sein Fett und sein Fell; bald lernt man auch seine Wolle ebenso wie das Haar anderer Tiere zu einem dichten Filz (*πῖλος*, lat. *pilleus* (*pĭlus* „Haar"?), ahd. *filz*, altsl. *plŭstĭ*) zu verarbeiten, eine Fertigkeit, welche auch bei den Völkern ural-altaischen Stammes in die graueste Vorzeit zurückgeht. Indessen soll nicht verschwiegen werden, daß allerdings sämtliche Indogermanen schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte neben der Weberei in Flachs*) auch die in Wolle kennen; in den freilich hierin sehr dürftigen Nachrichten des Rigveda (vgl. Zimmer p. 254) scheint sogar nur die Wolle als Material der Weberei genannt zu werden.

Was nun die Form und Art der indog. Kleidungsstücke betrifft, so ist anzunehmen, daß dieselben je nach den verschiedenen Wohnorten und Klimaten sich rasch verändert und neue Ausdrücke notwendig gemacht haben, die eine Erforschung des Ursprünglichen im einzelnen unmöglich zu machen scheinen. Einige

---

*) Über die Frage, ob das Spinnen und Weben des Flachses in Griechenland für die Zeiten des Homer und Hesiod anzunehmen sei, hat sich eine ganze Litteratur angehäuft (vgl. bei Blümner Technologie 2c. I p. 178 f.). Ich finde durchaus keinen Grund, das Vorhandensein der Flachsindustrie in jenen Epochen zu leugnen. Über die Cultur und Verarbeitung des Flachses im alten Italien vgl. Helbig Die Italiker in der Poebne p. 67 f.

Für die uralte Bekanntschaft der Germanen mit der Linnenindustrie sprechen mir unter anderem auch die linnenen Gewänder, welche die cymbrischen Priesterinnen nach dem Berichte der Alten (vgl. Strabo c. 284) trugen; denn alles, was im Cultus bewahrt wird, hat ein triftiges Anrecht auf hohes Altertum.

Bezeichnungen, wie z. B. die der Fußbekleidung (griech. *ὑλία*, lat. *solea*, got. *sulja*; griech. *κρηπίς*, lat. *carpisculum*, lit. *kùrpė*, altsl. *črěvij*) gehen trotzdem in ein sehr hohes Altertum zurück, andere Übereinstimmungen, wie z. B. die gemeinsam-nordeuropäische Benennung der Hosen (celtisch *bracae*, *βράκαι*, ahd. *pruoh*, altsl. *bračina*) mögen auf sehr alter Entlehnung beruhen.

Der Hauptbestandteil der indog. Kleidung mag der faltige, dem Fell der Tiere ursprünglich noch sehr ähnliche Überwurf, das *sagum* der Nordvölker (vgl. über dieses Wort Diefenbach *Orig. Europ. lex.*) gewesen sein. Anliegende und auf den Leib zugeschnittene Kleider treten erst später auf. Zur Zeit des Tacitus (*Germ. cap.* 17) trugen nur die reichsten Germanen ein knappes und anliegendes Kleid, die übrigen begnügten sich mit dem *sagum*.

Im Süden sind sowohl das griech. *χιτών* als auch das röm. *tunica* Lehnwörter aus dem Phönicischen (*ketonet*). Die ältesten Römer sollen ausschließlich mit der *toga* und statt der *tunica* mit einem Schurz (*subligaculum*, *campestre*, *cinctus*) bekleidet gewesen sein (Marquardt Privataltert. II p. 533). Auch in Griechenland konnte der arme Mann des Unterkleides leicht entbehren (K. F. Hermann Privataltert. [3] p. 175). Wenn somit die Vermutung nahe liegt, daß die alten Indogermanen von der ihnen allerdings bekannten Kunst des Nähens (skrt. *siv*, griech. *κασσύω*, lat. *suo*, got. *siuja*, altsl. *šiją*, lit. *siuwù*) noch einen sehr eingeschränkten Gebrauch gemacht haben, so stimmt hiermit wieder aufs beste eine Bemerkung überein, welche F. Keller bezüglich der in den Pfahlbauten der Schweiz gefundenen Gewebe macht (vgl. Vierter Bericht p. 20), daß er nämlich bei genauer Betrachtung nur an einem einzigen Stücke einen vermittelst einer Nadel gefertigten Saum, aber nie eine Naht oder eine Spur von einem Zuschnitt des Zeuges habe bemerken können und daher die Vermutung hege, daß diese Gewebe mehr als Umhüllungen im allgemeinen, denn als eine den verschiedenen Teilen des Körpers angepaßte Bedeckung verwendet wurden.

Was endlich besonders für den Standpunkt eines primitiven und niedrigstehenden Volkes charakteristisch ist, die Unterschiedslosigkeit der männlichen und weiblichen Kleidung, so hat diese bis in die historischen Anfänge der indog. Völker gegolten. *Nec alius feminis quam viris habitus*, berichtet Tacitus von den Germanen (*cap.* 17), und auch im alten Rom war einstmals die

toga für Männer und Frauen das einzige Kleid gewesen (*toga non solum viri sed etiam feminae utebantur* Nonius p. 540).

Während sich so über die Bekleidung der alten Indogermanen und ihre Herstellung mancherlei ermitteln läßt, ist es merkwürdig, daß dies bei einem anderen uralten Handwerk, der Töpferei, nicht der Fall ist. Und doch haben wir ein Recht, die Anfänge desselben bis in die Urzeit zurückzuverlegen, worauf schon eine nicht unbeträchtliche Zahl gemeinsamer Gefäße- und Gerätenamen (wie skrt. *kumbhá* „Topf" = griech. *κύμβος*; skrt. *gôlâ* „Wasserkrug" = griech. *γαυλός*; zend. *tashta* = lat. *testa* u. a. m.) hinweist. Auch geht bei allen indog. Völkern, von Sage und Mythus umgeben, die Töpferkunst bis in die graueste Vorzeit zurück, und namentlich im Cultus und bei heiligen Bräuchen hat man sowohl in Griechenland wie in Italien lange Zeit an der ausschließlichen Verwendung von Thongefäßen festgehalten. Mit der Drehscheibe (*τρόχος* bei Homer) dürfen wir uns die Urzeit noch nicht ausgestattet denken; dieselbe scheint sowohl den Pfahldörflern der Poebne als der Schweiz unbekannt gewesen zu sein (vgl. Helbig a. a. O. p. 19 und Lubbock Die vorgeschichtl. Zeit I p. 212). Auch mag sich ein bestimmtes, die Thätigkeit des Töpfers bezeichnendes Verbum (griech. *πλάσσω*, lat. *fingo*) damals noch nicht festgesetzt haben.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Manipulationen, welche in späterer Zeit — wie wir gesehen haben, schon im Rigveda und bei Homer — dem Wirkungskreis des *tákshan-τέκτων* zufallen, und sprechen zuerst von dem Häuser- oder Hüttenbau der Indogermanen. Denn daß wir das Recht haben, von einem solchen zu reden, daß also die Indogermanen nicht mehr auf Bäumen oder nur in Höhlen wohnten, beweisen allerdings eine Anzahl von Gleichungen wie skrt. *damá*, griech. *δόμος*, lat. *domus*, altsl. *domŭ*, altir. *aur-dam „prodomus"*; skrt. *dvā́ra*, griech. *θύρα*, lat. *fores*, got. *daúr*, altir. *dorus* „Thür"; skrt. *ā́ta*, zend. *āithya*, lat. *antae* „Thürpfosten" (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 154); griech. *στέγος*, lat. *tectum*, altn. *thak*, lit. *stógas* „Dach" (altir. *teg* „Haus") u. a. m. Wir haben aber schon hervorgehoben, daß diese Wörter, welche von dem marmornen Palast ebenso wie von der hölzernen Hütte gebraucht werden können, unmittelbar nichts über die Beschaffenheit der indog. Wohnung aussagen können. Wir müssen uns daher nach anderweitigen Anhaltepunkten für die Urzeit umsehen.

Ist aber richtig, was wir oben ausgeführt haben, daß die Indogermanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte noch als halbe Nomadenvölker, nur mit den notdürftigsten Anfängen des Ackerbaus ausgestattet, aufzufassen sind, so folgt schon daraus, daß wir unmöglich bei ihnen dauerhafte und vervollkommnete Wohnungen voraussetzen dürfen. In der That ist durch V. Hehn und besonders durch W. Helbig (Die Italiker in der Poebne p. 45 f.), auf deren Untersuchungen ich daher verweise, der unzweifelhafte Nachweis geführt worden, daß die Indogermanen Europas, sowohl die nördlichen als auch die südlichen, in der Urzeit es nicht über die Errichtung primitiver Hütten hinaus gebracht hatten, zu denen Holz, Stroh, Reisig, vielleicht auch Lehm das Material lieferten. Der Steinbau ist in Europa eine verhältnismäßig junge Kunst, durch phönicische Vermittlung dahin aus dem Orient gekommen. Eine Wortreihe wie etwa griech. *τύρσις*, lat. *turris*, osc. *tiurri*, ahd. *turri*, serb. und in anderen Slavinen *toranj* (vgl. auch altsl. *trěmŭ* „Turm“ aus griech. *τέρεμνον* „Zimmer“), wohl auch altir. *túir*, *turid* „Pfeiler“ bezeichnet den Weg, welchen das Handwerk des Steinmetzen in unserem Erdteil von Volk zu Volk gewandert ist.

Die gewöhnliche Form der alteuropäischen Hütte ist, an das filzbedeckte Zelt des Nomaden erinnernd, der Kreis (vgl. Helbig a. a. O. p. 52 f.), und wiederum ist es ein lehrreiches Zusammentreffen, daß, wie bei den oberitalischen Pfahlbauten (Helbig p. 12), dasselbe auch bei den Hütten der Schweizer Pfahlbauten der Fall war. „So viel ist gewiß,“ sagt F. Keller (Zweiter Bericht p. 135), „daß die Wände derselben aus senkrecht gestellten, mit Ruten durchflochtenen Stangen bestanden, und daß zur Abhaltung von Wind und Regen die Innen- und Außenseite dieses Flechtwerks mit einer 2—3 Zoll dicken Schicht von Letten beschlagen wurde. Daß der Kreis die Grundform vieler Hütten war, ist unzweifelhaft... Auf dem Wohnboden innerhalb der Hütte wurde ebenfalls Letten ausgebreitet, welcher eine Art Estrich und einen guten Verschluß nach unten bildete. In der Mitte der Hütte befand sich ein aus rohen Sandsteinplatten verfertigter Herd (*ἑστία* = *Vesta*). Das Dach, welches bei den runden Hütten eine conische Form hatte, bestand ohne Zweifel aus Baumrinde, Stroh (*culmen* „Dach“ : *culmus* „Halm“ Helbig p. 52) und Binsen, wovon sich Überreste an mehreren Orten im Schlamme erhalten haben.“

Aber auch den arischen Indogermanen sind in der ältesten Zeit Steinbauten noch völlig unbekannt. In der Epoche des Atharvaveda war das indische Haus ein reiner Holzbau, der von Zimmer (Altind. Leben p. 153) folgendermaßen geschildert wird: „Strebepfeiler — wohl vier — wurden auf festem Grunde errichtet, Stützbalken lehnten sich schräg wider dieselben; Deckbalken verbanden die Grund- und Eckpfeiler des Hauses; lange Bambusstäbe lagen auf ihnen und bildeten als Sparren das hohe Dach. Zwischen den Eckpfeilern wurden je nach Größe des Baues verschiedene Pfosten noch aufgerichtet. Mit Stroh oder Rohr, in Bündel gebunden, füllte man die Zwischenräume in den Wänden aus und überzog gewissermaßen das Ganze damit. Riegel, Klammern, Stricke, Riemen hielten die einzelnen Teile zusammen".

Ganz ähnlich mag das Haus des Avesta, über welches wir leider sehr wenig erfahren (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 216 f.), ausgesehen haben; doch verstanden die alten Iranier sich bereits darauf, Ziegeln (zend. *ishtya*) zu brennen. Interessant ist aber, daß noch im Avesta unter dem Namen *kata**) (: *kan* „graben") unterirdische Wohnungen genannt werden, wie sie bis heute in Iran häufig sind, wie sie Xenophon (An. IV, 5, 25 *οἰκίαι κατάγειοι*) bei den Armeniern fand, und von denen Tacitus (*Germ. cap.* 16 *subterranei specus*) bei den Germanen berichtet.

Ohne Zweifel haben wir ein Recht, derartige besonders als Zufluchtsstätte gegen die Winterkälte sich empfehlende Wohnstätten, wie sie bei zahlreichen primitiven Völkern angetroffen werden (vgl. Ahlqvist p. 105 f.), auch für die Urzeit der Indogermanen anzunehmen. Daß man schon damals Stallungen zum Winterobdach für das Vieh gebaut habe, ist unwahrscheinlich. Die Gleichungen, welche man hierfür vorgebracht hat (vgl. Pictet *Origines Indo-européennes* II [2] p. 23), sind ziemlich unsicher. Entweder nahm man die Haustiere, wie es die Armenier thaten, auf welche Xenophon stieß, im Winter mit in die Wohnungen der Menschen hinab, oder man ließ die Herden an geschützten Orten, von Hürden geborgen, im Freien überwintern,

*) Aus diesem Wort ist die gewöhnliche Benennung des Hauses im Neupersischen (*kad*, *kadah*) und in den Pamirdialekten (*ket*, *čéd* ꝛc.) hervorgegangen; vgl. Tomaschek Pamirdialekte p. 77.

wobei aus Mangel an Nahrung, durch reißende Tiere und durch die Kälte zahlreiche Stücke Viehs, manchmal ganze Herden zu Grunde gehn mochten (vgl. V. Hehn p. 17).

Ebensowenig wie von Stallungen waren in der ältesten Zeit die Wohnungen der Menschen von Höfen und Mauern umgeben. Einige Gleichungen wie *χόρτος* „Tanzplatz“, lat. *hortus* „Garten“, altir. *gort* „Saat“; got. *gards* „Haus“, lit. *gar̃das* „Hürde“, altsl. *gradŭ* „Mauer“; griech. *κῆπος* „Garten“, ahd. *hof* u. a., die aber, wie man sieht, in ihrer Bedeutung außerordentlich differieren, beschränken sich auf Europa und zeigen vielleicht an, daß man, ehe die europäischen Völker auseinander gingen, immer mehr angefangen hatte, Flächen des ungeheuren Weidelandes durch Dornhecken ꝛc. für den oben charakterisierten Garten- und Feldbau abzugrenzen (vgl. p. 366).

Allein die Zimmermannsarbeit der alten Indogermanen erstreckte sich keineswegs nur auf die Herrichtung ihrer einfachen Hütten. Über die Waffen der Urzeit und die wichtigsten Gerätschaften des Ackerbaus, welche der Zuthat der Metalle und der Geschicklichkeit des Schmiedes noch entbehren mußten, haben wir bereits oben gesprochen. Wir wollen daher hier nur noch von zwei ohne Zweifel schon in der Urzeit geübten Fertigkeiten, dem W a g e n- und S c h i f f s b a u reden.

Namentlich für den Wagen, das dem wandernden Nomaden notwendigste Stück seiner Habe, finden sich in den indog. Sprachen zahlreiche übereinstimmende Benennungen, wie skrt. *vā́hana*, griech. *ὄχος*, lat. *vehiculum*, ahd. *wagan*, altsl. *vozŭ*, lit. *weżìmas*, altir. *fén* (aus *fegn*); skrt. *rátha*, zend. *ratha* „Wagen“, lat. *rota*, altir. *roth*, lit. *rātas*, ahd. *rad* „Rad“; skrt. *cakrá*, griech. *κύκλος*, agls. *hveohl* „Rad“; skrt. *áksha*, griech. *ἄξων*, lat. *axis*, ahd. *ahsa*, altsl. *osĭ*, lit. *aszìs*, cymr. *echel* „Achse“; skrt. *añka*, griech. *ἄντυξ* „Einfassung des Wagenkastens“ (Zimmer Altind. Leben p. 251), skrt. *yugá*, griech. *ζύγον*, lat. *jugum*, ahd. *joh*, altsl. *igo*, lit. *jùngas* „Joch“. Ein interressantes Wort ist auch das altir. *carr* „Wagen“ (Windisch J. T. p. 414), welchem das römisch-celtische *carrus* (vgl. Diefenbach *Orig. Europ.* p. 283 f.) entspricht, insofern es, obgleich dunkelen Ursprungs (ir. *carr* (*carrus*) = skrt. *cakrá?*), scheinbar in den von Hesych überlieferten scythischen Wörtern *καράμα· ἡ ἐπὶ τῆς ἁμάξης σκηνή* und *καραρύες· οἱ Σκυθικοὶ οἶκοι· ἔνιοι δὲ, τὰς κατήρεις ἁμάξας* wiederkehrt. Auch von den classischen Schriftstellern wird aber *carrus* besonders von den

Wanderwagen der Nordvölker gebraucht. Natürlich müssen wir uns diese Wagen der Vorzeit so einfach wie möglich vorstellen. „Räder und Achse," sagt V. Hehn p. 468, „drehen sich zusammen; da sie mit Fett oder Teer geschmiert werden, so bewegen sie sich mit einem widrigen, weit durch die Steppe hörbaren Ächzen".

Auch die Schiffe oder Kähne (skrt. *naú*, altp. *nâvi*, vgl. zend. *nâvaya* „schiffbar", griech. *ναῦς*, lat. *navis*, bairisch *naue*, altir. *nau*) der Indogermanen werden aus nichts als ausgehöhlten Baumstämmen (skrt. *dắru* „Kahn" = *δόρυ*, Zimmer Altind. Leben p. 256; vgl. auch altn. *askr*, agls. *äsc*, *lex Sal. ascus* „Schiff", altn. *börkr : björk* „Birke" u. a. m.) bestanden haben, die von Rudern (skrt. *arítra*, griech. *ἐρετμός*, lat. *remus*, mhd. *rieme*, altir. *rám*, Curtius Grundz.[5] p. 342) getrieben wurden. Das Segel ist in den Einzelsprachen entweder verschieden benannt (lat. *velum*, griech. *ἱστίον*), oder die Übereinstimmung beruht wahrscheinlich auf Entlehnung, wie altir. *seól*, altn. *segl*, agls. *segel* (V. Hehn p. 163). Die Bezeichnung des Ankers ist in ganz Europa das griechisch-lateinische *ἄγκυρα-ancora*, altir. *ingar*, *ingor*, auch *ancoire* (vgl. Stokes *Irish glosses* p. 43), ahd. *anker*, altsl. *anŭkira*, altruss. *jakorŭ*. Die Schiffahrt scheint demnach in dem Leben der alten Indogermanen eine sehr untergeordnete Rolle gespielt zu haben, womit übereinstimmt, daß von ihr im Avesta fast nie, im Rigveda selten die Rede ist.

Gesehen haben wir ferner (vgl. oben p. 172 f.), daß bereits in der indog. Grundsprache die wichtigsten Farben, unter denen sich aber nicht Blau und Grün befanden, unterschieden und benannt wurden. Dafür, daß man dieselben aus den Stoffen, welche die umgebende Natur bot, aus dem Oker der Moräste, der Rinde und den Wurzeln der Bäume, gewissen Pflanzen, wie dem Waid ꝛc. zu gewinnen verstand, scheinen Gleichungen wie griech. *ῥέζω* „ich färbe" = skrt. *rájyâmi*, lat. *pingo* = skrt. *piñj* (vgl. oben p. 199) zu sprechen.

Nachdem wir so diejenigen Künste und Fähigkeiten der Indogermanen kurz besprochen haben, welche auf gewisse t e ch n i s ch e Fertigkeiten des Urvolks schließen lassen, müssen wir hier noch diejenigen zerstreuten Spuren verfolgen, welche uns einen, wenn auch noch so lückenhaften Einblick in die g e i s t i g e Bedeutung unserer Vorfahren gestatten.

Mit Recht hat man für eine gewisse Höhe derselben die schon in der Urzeit erfolgte Ausbildung des Decimalsystems bis

Hundert, ja wahrscheinlich bis Tausend (vgl. oben p. 95) geltend gemacht, eine geistige Errungenschaft, welche die Indogermanen durch eine breite Kluft von jenen armseligen Naturvölkern, bei denen schon die Benennung der Vier mit Schwierigkeiten verknüpft ist, trennt (vgl. Lubbock Die Entstehung der Civilisation p. 364—371). Leider läßt sich über den Ursprung der indog. Zahlwörter nichts mit Bestimmtheit ermitteln. Kaum mehr als eine geistreiche Vermutung kann es genannt werden, wenn man gewöhnlich annimmt, daß die Zahl fünf (*pankan*) aus einer Benennung der Hand oder Faust (*πύξ*, *pugnus* 2c., Curtius Grundz.[5] p. 286) hervorgegangen sei, so daß sich so der Ursprung des Decimalsystems bei den Indogermanen erklären ließe.

Übrigens beschränkt sich dieses letztere nicht auf die indog. Völker, sondern liegt auch den semitischen und ural-altaischen Zahlen (vgl. Fr. Müller Grundriß der Sprachwissenschaft II, 2 p. 249 u. 299) zu Grunde. Doch scheint man bei letzteren zweifelhaft sein zu können, ob das System der Zehnzahl wirklich das ursprüngliche sei. So sollen die Samojeden von Haus aus nicht über sechs gezählt haben (Fr. Müller a. a. O. p. 182), und nach H. Vámbéry (Primitive Cultur p. 115) hätte bei den Türken die Siebenzahl die Grundlage ihres Zählsystems gebildet.

An die Zahlen würden wir passend die Besprechung eines anderen für die Charakteristik der Urzeit höchst bedeutungsvollen Punktes, die der ältesten indog. Zeiteinteilung schließen. Da ich aber über diesen Gegenstand in einem besonderen Schriftchen gehandelt habe, über welches ich oben (p. 57) kurz referierte, so beschränke ich mich hier darauf hinzuzufügen, daß, wie das älteste indog. Jahr ursprünglich einer Zweiteilung (ahd. *sumar*, altcymr. *ham*, zend. *hama*, armen. *amarn* und griech. *χειμών*, lat. *hiems*, zend. *zim*, *zima*, skrt. *himá* u. s. w.) unterliegt, so auch die Türken in der Urzeit nur zwei sich unterscheidende Jahreszeiten *jaz* „Sommer" und *kïš*, *kis* „Winter" gehabt haben, von denen nach H. Vámbéry p. 162, 163 die erstere die Zeit bezeichnen soll, wo man sich „ausdehnen", d. h. auf die Weide und Steppe gehn kann, die andere, ganz wie das indog. *χειμών* 2c. die schneeige Jahreszeit bedeutet habe. Und wie in den indog. Sprachen die Namen der Nacht, nach welcher gezählt wird, fester wurzeln als die des Tages, so ist auch in den ostfinnischen Sprachen der Tag mit Namen benannt, die weder unter sich noch mit der baltisch-finnischen Benennung (finn. *päivä* 2c) desselben

übereinstimmen. Dagegen ist die Nacht in allen finnischen Sprachen mit demselben Wort (finn. *yö* &c.) benannt (Ahlqvist p. 255). In gleicher Weise ließen sich noch manche ähnliche Züge aus benachbarten Sprachenfamilien den Eigentümlichkeiten der indog. Zeitrechnung an die Seite stellen, als weiterer Beweis dafür, daß die Indogermanen im großen und ganzen überall von denselben primitiven Grundanschauungen ausgegangen sind, die wir teilweis noch heute bei den benachbarten Nomadenvölkern der turko-tatarischen Rasse bewahrt finden. Wenn wir aber in dem Aufschauen zu der glänzenden Scheibe des Nachthimmels und in dem Versuche, ihren dauernden Wechsel für die Einteilung der gleichmäßig dahinschwindenden Tage und Nächte zu verwerten, das erste Aufflackern astronomischen Nachdenkens erblicken dürfen, so gehen noch die ärmlichen Anfänge einer anderen modernen Wissenschaft in die dunkelen Zeiten der indog. Vorgeschichte zurück. Wir meinen die Heilkunde.

Daß die Indogermanen eine ziemlich eingehende Kenntnis ihres Körpers besessen haben, ist oben (p. 41) gesagt worden, und daß es ihnen auch an Wunden und Krankheiten nicht gefehlt hat, lehren Gleichungen wie skrt. *vâta-* „Wunde", griech *οὐτάω*, altir. *futhu acc. pl.*, ahd. *wunda* (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 390); skrt. *vam*, griech. *ἐμέω*, lat. *vomo*, altn. *voma* „Seekrankheit", lit. *wémti* „brechen"; skrt. *kâs*, lit. *kósiu*, altsl. *kašĭlĭ*, ahd. *huosto* „husten" u. a. Vielleicht ist es nicht zufällig, daß gerade für Krätze und Ausschlag mehrere übereinstimmende Benennungen sich in den indog. Sprachen finden (vgl. skrt. *dadrú*, lat. *derbi-* in *derbiosus* „krätzig", lit. *dedervinė*, ahd. *zitaroh* Fick I[3] p. 106; skrt. *pâmán*, zend. *pâman;* lit. *sausys*, ahd. *siurra* Fick II[3] p. 485); denn diese Krankheit mußte bei dem Schmutz und der Unreinlichkeit, von denen wir uns das Leben der Urzeit begleitet denken müssen, besonders häufig sein.

Die Heilung der Krankheiten wird im Zend und Latein durch die beiden Sprachen gemeinsame Wurzel *madh* bezeichnet: lat. *medeor*, *medicus* = zend. *vimâdhanh* „Heilung"; mehrere Namen des Arztes führen außerdem in ein sehr hohes Altertum zurück. So im Norden Europas ir. *liaig*, got. *lêkeis*, altsl. *lěkŭ* „*medicina*", bei den asiatischen Indogermanen skrt. *bhisháj*, *bhêshajá*, zend. *baêshazya*, np. *bizišk*, armen. *bžišk* (letzteres wohl entlehnt). Schon bei Homer war der Arzt, der *ἰητὴρ κακῶν* sehr geehrt (*πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων* Il. XI, 514) und wird neben

dem *μάντις* „Wahrsager" und *τέκτων* unter die *δημιουργοὶ* d. h. „Leute, die für das ganze Volk nützliche Geschäfte treiben" gerechnet (Od. XVII, 384). Es scheinen daher in der That schon in sehr früher Zeit bestimmte Individuen — wie wir oben gesehen haben (vgl. p. 233), waren es öfters die eine nicht minder wunderbare Kunst als der Arzt pflegenden Schmiede — sich mit dem ärztlichen Handwerk befaßt zu haben.

Als Heilmittel gegen die durchweg als Eingebungen böser Geister angesehenen Krankheiten dienen einerseits bestimmte Heil- besonders Giftpflanzen (vgl. zend. *vishcithra* „ein von Gift — *visha* — stammendes Heilmittel"; griech. *φάρμακον*, vielleicht auch *ἰάομαι, ἰατρός* : *ἰός* „Gift"; ir. *luib* „Kraut, Strauch, Pflanze", got. *lubjaleisei* „Giftkunde, Zauberei", altn. *lyf* „Arznei, Heil-, mittel" vgl. Fick II[3] p. 458), andererseits aber geheimnisvolle Zaubersprüche, wie wir ihrer einen bereits oben (vgl. p. 40 f.) kennen gelernt haben. Im Avesta wird neben *urvarô-baêshaza* „Heilung durch Pflanzen" und *karetô-baêshaza* „Heilung durchs Messer" ausdrücklich ein *mãthro-baêshaza* „Heilung durch Zaubersprüche" unterschieden, und noch bei Homer (Od. XIX, 457) wird das aus der Wunde des Odysseus strömende Blut durch Beschwörung gestillt (*ἐπαοιδῇ δ'αἷμα κελαινὸν ἔσχεθον*).

Von besonderem Interesse wäre es endlich, etwas über die Rechtsanschauungen und Rechtsformen der alten Indogermanen zu erfahren. Nach der gewöhnlichen Anschauung sollen dieselben in einem förmlichen Rechtsstaat mit Gesetzen, Richtern, Verteidigern, Zeugen u. s. w. gehaust haben. Indes haben wir schon gesehen, daß die sprachlichen Beweise, auf welche sich diese Anschauungen stützen, teilweis sehr bedenklicher Natur sind*) (vgl. oben p. 191). Auch sollte man nicht vergessen, daß erst im Verlauf der Geschichte der Einzelvölker der Staat sowohl die

---

*) Andere als die a. a. O. angeführten Gleichungen scheinbar juristischen Sinns, die aber nur mit großer Vorsicht für die Erschließung der Urzeit benutzt werden dürfen, sind: lat. *jus* „Recht" = skrt. *yôs* „Heil, Fug", ahd. *êwa* „Sitte, Gesetz, Norm" = skrt. *êva* „Gang, Sitte" (vgl. oben p. 184), lat. *lex* = altn. *lög* (vgl. oben p. 184), skrt. *âgas* „Ärgernis, Anstoß", *dêvânâm âgas* = griech. *ἄγος* „Schuld", *ἄγος τῆς θεοῦ, ἄγος ἐλαύνειν*, skrt. *vidvâṁs* „der Wissende" (vgl. Zimmer p. 183) = griech. *ἴστωρ*, in den solon. Gesetzen *ἴδυιοι* „Zeuge" = fries. *wita* „Zeuge", zend. *fravarshta* „Vergehen" = got. *fravaúrhts*, W. *dik* in zend. *fra-dis* (Pictet *Origines* III[2] p. 139) = *δείκνυμι* = lat. *iu-dex* u. a. m.

criminale als auch die civile Justiz aus der Hand des einzelnen und der Geschlechter in die seine genommen hat. So läßt sich, um nur auf einen Punkt hier genauer einzugehen, die Pflicht der Blutrache und die Möglichkeit ihrer Ablösung durch das Wergeld noch bei den meisten indog. Völkern nachweisen. Dieselbe ist nach W. Geiger (Ostiran. Cultur p. 453) bei dem Avestavolke wohlbekannt. Von den heutigen Afghanen, welche in mancher Beziehung die Verhältnisse der Urzeit treu bewahrt haben, berichtet derselbe: „Die Familien und Häuser liegen fast ununterbrochen in Streit und Fehde. Die durch irgend eine Blutthat einmal hervorgerufenen Familienzwistigkeiten erfüllen das ganze Leben der Afghanen mit Haß, Feindschaft und Meuchelmord. Gesetzlich ist das alte Blutrecht zwar verpönt, aber heimlich und unter dem Deckmantel der Verstellung glüht der Haß weiter, um bei gegebener Gelegenheit in hellen Flammen hervorzubrechen...... Zuweilen werden Mordthaten durch Geldsummen gebüßt (*shaêtôcinañhô* nach W. Geiger im Avesta), die eine sehr beträchtliche Höhe erreichen können. Statt des Bargeldes giebt man auch junge Mädchen fort (*nâiricinañhô* nach W. G. im Avesta)."

Bei Homer sagen die Angehörigen der erschlagenen Freier (Od. XXIV, 433):

λώβη γὰρ τάδε γ' ἐστὶ καὶ ἐσσομένοισι πυθέσθαι,
εἰ δὴ μὴ παίδων τε κασιγνήτων τε φονῆας
τισόμεθ'.

Doch gern nimmt man schon damals das angebotene Wergeld an; denn

καὶ μέν τίς τε κασιγνήτοιο φονῆος
ποινὴν ἢ οὗ παιδὸς ἐδέξατο τεθνηῶτος·
καὶ ῥ' ὁ μὲν ἐν δήμῳ μένει αὐτοῦ πόλλ' ἀποτίσας,
τοῦ δέ τ' ἐρητύεται κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
ποινὴν δεξαμένου. (Il. IX, 631.)

Für die Germanen des Tacitus, bei denen es doch eine Rechtspflege durch das *concilium* und durch die *principes* (Tac. *Germ.* cap. 12) gab, verweise ich nur auf die Worte des Geschichtsschreibers (*Germ.* cap. 21): *Suscipere tam inimicitias seu patris seu propinqui quam amicitias necesse est; nec implacabiles durant: luitur enim etiam homicidium certo armen-*

torum ac pecorum numero recipitque satisfactionem universa domus, womit man aus der *lex Angl. et Werin. tit.* 6, 5 vergleichen möge: *ad quemcunque hereditas terrae pervenerit, ad illum vestis bellica, id est lorica, et ultio proximi et solutio leudis* (Wergeld) *debet pertinere*.

Das Verbum, welches die Forderung des Wergeldes bezeichnete, scheint urspüglich skrt. *ci*, med. *cáyê*, zend. *ci*, griech. *τίνομαι* (wovon auch *ποινή* = zend. *kaêna* „Rache") gewesen zu sein (vgl. Curtius Grundz. [5] p. 489).

Da wir übrigens oben einen gewissen Grad politischer Gemeinschaft für die Urzeit zugestanden haben, so mögen frühzeitig auch Gemeindegerichte wie das *concilium* des Tacitus mit richterlicher Competenz für das Gemeindewohl angehende Verbrechen bestanden haben. Eine häufige Strafe für den Schuldigen mochte die Ausstoßung aus der Gemeinde und dem Stamme sein. Eine bemerkenswerte Gleichung ist in dieser Beziehung skrt. vedisch *parấvr̥j* = agls. *vrecca*, alts. *wrekkio*, ahd. *reccho*, altn. *rekkr* (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 185).

Noch aber bedürfen, wenn wir von dem geistigen und sittlichen Charakter der alten Indogermanen sprechen, zwei Punkte einer eingehenden Berücksichtigung: Sprache und Religion. Diesen sollen daher die beiden folgenden Capitel gewidmet sein.

VII. Capitel.

Sprache.

Wer fremde Sprachen nicht kennt,
weiß nichts von seiner eigenen.
(Goethe.)

Es sollen im Folgenden die charakteristischen Merkmale des indog. Sprachenbaus besonders im Vergleich mit denjenigen zwei Sprachstämmen besprochen werden, von denen seit Anbeginn aller Geschichte das indog. Völkergebiet umgeben und auf das mannigfaltigste durchbrochen erscheint, den ural-altaischen einer-, den semitischen Sprachen andererseits.

Über das genealogische Verhältnis dieser Sprachstämme haben wir, was das Indogermanisch-Semitische anbetrifft, schon gehandelt (vgl. oben p. 146 f.). Wir haben gesehen, daß auch heute noch der Wissenschaft jeder begründete Anhalt fehlt, eine Verwandtschaft der beiden genannten Völkercomplexe anzunehmen. In demselben Grade gilt dies von den Beziehungen des Indogermanischen zu den ural-altaischen Sprachen (vgl. oben p. 132 Anm.). Ja, es muß bei dem oben (p. 61) geschilderten Zustand, in welchem sich die Erforschung der hochasiatischen Sprachen heute noch befindet, überhaupt als voreilig bezeichnet werden, etymologische Vergleichungen zwischen indog. und ural-altaischen Sprachen vorzunehmen.

Da indessen trotzdem mit der angeblichen Verwandtschaft des Indogermanischen sowohl mit dem Semitischen als auch mit dem Ural-Altaischen in ethnographischen und culturhistorischen Fragen nicht selten operiert wird (vgl. oben p. 126 u. 132), so hoffe ich, wird es dem Leser nicht uninteressant sein, auch in diesem Buche, welches über die Benutzung der Sprachwissenschafft für

historische Zwecke möglichst vollständig orientieren soll, die wichtigsten und einschneidendsten Unterschiede der drei Sprachstämme in logischer (innerer) und morphologischer (äußerer) Beziehung in Kürze erörtert zu finden.

Ich denke aber meine Bemerkungen an die vier Rubriken Laute, Bedeutungs- und Beziehungselemente, Nomen, Verbum anzuknüpfen.*)

a) Laute.

Das Consonantensystem der indog. Ursprache läßt sich mit einiger Gewißheit als folgendes zusammenfassen:

$$\left.\begin{array}{lll} k & g & gh \\ \underset{\cdot}{k} & \underset{\cdot}{g} & g\underset{\cdot}{h} \\ t & d & dh \\ p & b(?) & bh \end{array}\right\} n,\ m,\ r,\ l(?),\ j,\ z,\ s,\ v$$

Als besonders charakteristisch verdienen von diesen Lauten hervorgehoben zu werden, erstens die doppelte *k*-Reihe (*kj* und *kv*), über welche oben (vgl. p. 106) genugsam gehandelt worden ist, und zweitens die Medialaspiraten *gh, dh, bh*, welche in ihrer urzeitlichen Aussprache den *Mediae aspiratae* des Sanskrit („tönende Medien mit tönendem gehauchten Absatz", vgl. E. Sievers Grundzüge der Lautphysiologie p. 93) nahegekommen sein mögen.

Während nun diesem verhältnismäßig großen Reichtum des indog. Consonantismus der semitische, von den Medialaspiraten abgesehn, völlig ebenbürtig zur Seite steht, und dazu noch eine Reihe speciell semitischer Laute entwickelt hat, wie neben *ḳ* (vielleicht = indog. *kv*) auch *ḍ, ṭh, ṭ, ṣ, cḥ* (sämtlich hinten im Mund zu sprechen), eine Art aspirierter oder spirantischer Dentalen *dh, th*, den halbconsonantischen *Spiritus lenis* (*aleph*), das undefinierbare, ganz consonantische *ʿAjin* u. a. (vgl. F. Hommel a. a. O.), sind die ural-altaischen Sprachen durch eine außerordentliche Armut ihres Consonantensystems bemerkbar. Dieselben haben nämlich ausschließlich die Stummlaute entwickelt, und wo tönende Laute

*) Nicht im einzelnen citiert werden für die hochasiatischen Sprachen F. Müller Grundriß der Sprachwissenschaft II. Band, II. Abteilung Wien 1882, für die semitischen F. Hommel Die Semiten und ihre Bedeutung für die Culturgeschichte Leipzig 1881 u. B. Stade Lehrbuch der hebräischen Grammatik I Leipzig 1879.

begegnen, sind dieselben nachweisbar späteren Ursprungs. So bestand das ursprüngliche Consonantensystem der uralischen Sprachen nur aus folgenden elf Lauten:

h					
k —					
p —	*s*	*j*	*r*	*l*	*n*
t —	—	*v*	—	—	*m*,

und war also fast um die Hälfte ärmer als das oben genannte indogermanische.

Auch in den Gesetzen des Anlauts unterscheiden sich die indogermanischen Sprachen von den ural-altaischen scharf. Während in jenen große Freiheit des Anlauts herrscht, und Vocal, Diphthong, einfacher Consonant, zwei, ja drei Consonanten (wie in *στρώννυμι, σκληρός*) in demselben auftreten, sind in den ural-altaischen Sprachen nur e i n f a c h e Laute im Anlaut gestattet, so daß nach dieser Regel auch die zahlreichen indog. Lehnwörter (vgl. z. B. finn. *ranta* = *strand*) behandelt werden müssen (vgl. oben p. 50 Anm.). Das Semitische, in welchem ebenfalls zwei anlautende Consonanten unmöglich sind, schließt sich in diesem Punkte dem Ural-Altaischen an.

Noch schneller können wir über den V o c a l i s m u s unserer drei Sprachstämme hinweggehen, einesteils, weil wir die charakteristischen Unterschiede desselben besser für den folgenden Abschnitt aufsparen, anderenteils weil zur Stunde die Aufstellung eines indog. Vocalsystems unmöglich ist. Daß die ältere Anschauung, nach welcher der älteste indog. Vocalismus auf den drei Pfeilern *a*, *i*, *u* beruht habe, aufgegeben werden muß, ist bereits oben (vgl. p. 106 f.) gezeigt worden. Es kann heute kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß das *e* und wahrscheinlich auch das *o* der europäischen Sprachen auf ein indog. *å* und *å*, welche in den arischen Idiomen mit dem reinen *a* der Grundsprache (= europ. *a*) zusammengeflossen sind, zurückgehen. Aber noch ganz andere vocalische Silben, wie ein vocalischer Nasal (der z. B. in der zweiten Silbe von skrt. *dáça*, griech. *δέκα*, lat. *decem*, got. *taihun*, Grundsprache *dakn̥*), ein vocalisches *R* (das z. B. in der Wurzelsilbe von skrt. *ṛksha*, griech. *ἄρκτος*, ursprachl. *r̥kta* vorliegen soll; vgl. oben p. 315 *ἄορ* = *n̥sor*) u. s. w. werden neuerdings mit großer Wahrscheinlichkeit für die Grundsprache angenommen.

Demgegenüber sind die Semitisten (vgl. Stade a. a. O.

p. 60 f.) der Ansicht, daß das Vocalsystem der **semitischen** Grundsprache sich ausschließlich auf die drei Vocale *a-i-u* und die Diphthonge *ai* und *au* beschränkt habe, und die Vocale *e* und *o* sich erst in dem Sonderleben des Hebräischen entwickelt hätten.

Auf die Eigentümlichkeiten der ural-altaischen Vocale kommen wir unten zurück.

b) Bedeutungs- und Beziehungselemente.

Überblicken wir die Formen des Ausdrucks, welchen in den drei für uns in Vergleich stehenden Sprachstämmen beispielsweise die III. Person Pluralis Indicativi Praesentis irgend eines Zeitworts gefunden hat (indog. *bhar-a-nti* „sie tragen", türk. *yâz-ar-lar* „sie schreiben", hebr. *kât(ĕ)-b-û „scribunt"*), so ergiebt sich für diese Sprachstämme die wichtige Übereinstimmung, daß sie sämtlich neben der Bezeichnung des **Begriffes** auch einen lautlichen und körperlichen Ausdruck für die Kategorie des Denkens gefunden haben, in welche der Redende den ersteren versetzt, für die **Form**. Und zwar können wir gleich hier hinzufügen, daß als derartige Elemente der grammatischen Beziehung der indogermanische und ural-altaische Sprachstamm **nur** die Suffigierung,*) das Anhängen von Suffixen kennt, während der semitische auch mit Präfixen (hebr. *ji-kt(ĕ)bû*) und Infixen (arab. *ja-q-ta-til-ûna*) operiert.

Scheinen so durch den ausschließlichen Besitz der Formel Stoff + Form das Indogermanische und Ural-altaische einander näher als dem Semitischen zu stehen, so wird uns doch gerade auf diesem Punkte eine breite Kluft zwischen den beiden erstgenannten Sprachstämmen entgegen treten. Wenn es nämlich der Zweck des Suffixes ist, den allgemeinen Ausdruck eines Begriffes in eine bestimmte grammatische Kategorie zu versetzen, so wird es uns als die Aufgabe der Sprache erscheinen, beide Be-

*) Eine scheinbare Ausnahme hiervon macht im Indogermanischen das Augment. Doch geht aus dem Umstand, daß sowohl in der Sprache des Veda wie auch in der des Homer augmentierte und nicht augmentierte Formen neben einander gebraucht werden, mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß ursprünglich das Augment nichts weiter als ein selbständiges, in die Vergangenheit weisendes Wörtchen war, welchem das Verbum angehängt wurde; vgl. B. Delbrück Die Grundlagen der griech. Syntax p. 68.

standteile in einer solchen Weise zu einer Worteinheit zu vereinigen, daß zwar der Wortstamm als Träger der Bedeutung in allen Beugungen deutlich hervortritt, die Modificationen aber mehr an als neben und hinter demselben bezeichnet werden. Stoff und Form dürfen nicht auf gleicher Stufe stehn.

Von einer Worteinheit nun in diesem Sinne sind die ural-altaischen Sprachen, welche man deshalb auch die agglutinierenden oder zusammenleimenden zu nennen pflegt, weit entfernt. Ihre Wortgebilde ähneln, um mich einem passenden Vergleiche (Steinthals) anzuschließen, einer schlechten Mosaik; man kann sie zerlegen wie die Teile eines Baukastens, und die Formwurzeln stehen mit den Stoffwurzeln auf fast gleicher Stufe.

Setzen wir, um dies zu erläutern, einfach die Declination eines sanskritischen und eines finnischen *u*-Stammes im Singular neben einander: skrt. *sûnú-s* „der Sohn", *sûnṓs* „des Sohnes", *sûnávê* „dem Sohn", *sûnú-m* „den Sohn", *sûnâú* „in dem Sohn" u. s. w., finn. *karhu* „der Bär", *karhu-n* „des Bären", *karhu-lla* „bei dem Bären", *karhu-llen* „zu dem Bären", *karhu-ssa* „in dem Bären" u. s. w. Obgleich die finnische Sprache ebenso wie das Jakutische diejenigen Sprachen des ural-altaischen Stammes sind, welche, was die Verbindung von Stoff und Form betrifft, noch am meisten der Höhe der indog. Sprachen sich nähern, so wären doch in beiden Formen wie die sanskritischen *sûnṓs*, *sûnávê* (got. *sunaus*, *sunau*), in denen Stamm und Endungen als unauflöslich verbunden erscheinen, vollkommen unmöglich. In den ural-altaischen Sprachen erleidet der Stamm, welcher, wie wir später sehen werden, zugleich auch ein fertiges Wort darstellt, von einigen Ausnahmen (vgl. O. Boehtlingk Über die Sprache der Jakuten p. XX f.) abgesehn, in der Regel keine Veränderung. Er steht in starrer Einförmigkeit den formalen Elementen gegenüber.

Aber gerade die Leichtigkeit der Verbindung von Form und Stoff scheint den Sprachgeist der ural-altaischen Völker veranlaßt zu haben, von derselben den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. In einer dem Indogermanen völlig fremden Weise wird der Inhalt besonderer Vorstellungen in die Ableitung gezogen, so daß nicht nur der Unterschied zwischen der flectierten Wortform und dem Stamme, sondern auch der zwischen Wort

und Satz der Verdunkelung ausgesetzt ist. So bedeutet im Türkischen *el* „Hand", *el-im* „meine Hand", *el-im-de* „in meiner Hand", *el-im-de-ki* „in meiner Hand befindlich", wovon wiederum ein Genetiv *el-im-de-kiñ* „des in meiner Hand befindlichen" gebildet werden kann. Im Jakutischen heißt *at* „Pferd", *at-ta* „Jemanden mit einem Pferde versehn", *at-tan* „in den Besitz eines Pferdes gelangen" ꝛc. „Gegenseitig nicht geliebt werden können" wird im Türkischen durch *sev-il-isch-e-me-mek* ausgedrückt. „Das Erleiden, die Rückbezüglichkeit, Gegenseitigkeit, das Verursachen, die Verneinung und Unmöglichkeit der Handlung" (Whitney), alle diese Begriffe werden von dem uralischen Verbum als Modificationen der Wurzelbedeutung, nicht als selbständige Vorstellungen aufgefaßt.

Derartige unter einem Wortaccent vereinigte Gebilde würden nun in der That auf eine Worteinheit in höherem Sinne keinen Anspruch machen können, wenn die ural-altaischen Sprachen nicht ein Gesetz besäßen, durch welches sie ebenso unter einander übereinstimmen, als sich von allen andern Sprachen unterscheiden, das Gesetz der Vocalharmonie. Der Vocal des Stammes ist nämlich maßgebend für alle folgenden. Da nun z. B. das Jakutische, welches jenes Gesetz neben dem Finnischen und Magyarischen am strengsten entwickelt hat, seine acht Vocale in harte und weiche teilt, so ergiebt sich hieraus die Regel: „Ist der erste Vocal eines Wortes hart, so sind auch alle folgenden hart; ist derselbe dagegen weich, so sind auch alle folgenden weich." *A* und *o* sind harte Vocale, also *aga-lar* „Väter" und *ogo-lor* „Kinder"; *ä* und *ö* sind weiche Vocale, also *äsä-lär* „Bären" und *dörö-lör* „Nasenriemen". Das Jakutische ist dadurch ausgezeichnet, daß es neben dem besprochenen Gegensatz noch einen zweiten zwischen schweren und leichten Vocalen kennt, die ebenfalls nach bestimmten Regeln mit einander correspondieren müssen; aber das Verhältnis von hartem zu hartem und weichem zu weichem Vocal zieht sich durch alle Sprachen dieses Stammes. Eine derartige Beeinflussung der Affixe durch den Stamm ist im Indogermanischen schlechterdings nicht denkbar. Im Gegenteil haben hier schon in frühen Sprachperioden durch Erscheinungen wie die Epenthese und den Umlaut die formalen Bestandteile auf die Umgestaltung des Stammes eingewirkt.

Allein die größere Dichtigkeit der Verbindung zwischen Stoff und Form ist keineswegs der hervorstechendste Charakterzug der

sogenannten flectierenden (Semitisch, Indogermanisch) den agglutinierenden Sprachen gegenüber. Das eigentliche Unterscheidungsmerkmal der drei Sprachstämme liegt vielmehr auf einem anderen Gebiete, nicht in den Beziehungselementen und ihrem Verhältnis zum Sprachstoff, sondern in den Wurzel- und Stammsilben selbst. Während nämlich in den ural-altaischen Sprachen der Wortstamm jeder innerlichen Modification, welche der Bezeichnung einer grammatischen Kategorie diente, entbehrt, können in den indog. und semitischen Sprachen Beziehungen durch Veränderungen der Wurzel und Stammsilben selbst, insonderheit ihrer Vocale, zum Ausdruck gebracht werden.

So bedeutet im Sanskrit die Wurzel *div* „leuchten". Sie liegt in veränderter Gestalt in *dêvá* „Gott", in abermals veränderter in *dáivga* „göttlich", in unveränderter z. B. in *divê'divê* und in *div-ás* „des Himmels" vor. Im Griechischen steht *ἔ-λιπ-ον* neben *λείπ-ω* und *λέ-λοιπ-α*, im Germanischen got. *bugum* „wir bogen" neben *biuga* und *baug* (skrt. *bubhô'ja*) u. s. w.

In analoger Weise bedeutet auf semitischem Sprachgebiet *kâtab* „er schreibt", *kotêb* „schreibend", *k(ĕ)tob* „schreibe", *k(ĕ)tâb* „Schrift" &c.

Zwar ist auch der Vocal der ural-altaischen Wurzeln nicht unveränderlich, ja derselbe durchläuft zuweilen die ganze Reihe des Vocalismus, wie z. B. *sar, sär, ser, sir, sor, sör, sur, sür* „hervorkommen, sich regen"; allein diese Verschiedenheit der Wurzel hat mit irgendwelchen Bedeutungsmodificationen nichts zu thun und muß daher hier ganz aus dem Spiele bleiben.

Es gilt daher hier nur die indogermanischen und semitischen Verhältnisse näher ins Auge zu fassen; denn so sehr es auch beiden Sprachstämmen gemeinsam zum Ruhme gereicht, allein von allen Offenbarungen des menschlichen Sprachgeistes das scheinbar so nahe liegende Mittel des Beziehungsausdrucks, an dem Stoffe selbst die Form hervortreten zu lassen, in Anwendung gebracht zu haben, so bedeutende Differenzen treten hervor, sobald wir das Wie der Anwendung dieses Mittels in Erwägung ziehen.

Die indog. Wortgebilde werden in letzter Instanz auf gewöhnlich als einsilbig und kurzvocalig angesetzte Wurzeln (*sad* „sitzen", *i* „gehen", *ak* „scharf sein", *ag* „treiben", *an* „wehen", *da* „geben", *sta* „stehen" &c.) zurückgeführt, in welchen die Bedeutung ebenso sehr von den Vocalen wie von den Consonanten

abhängig ist. Die beiden Wurzeln *bhidh* und *bhudh* haben denselben consonantischen An- und Auslaut, und dennoch haben beide einen völlig verschiedenen und auf keine Weise zu verbindenden Sinn („spalten" = lat. *findo*, und „erwachen, merken" = *πεύθομαι*).

Ebenso gehen nun auch die *semitischen* Wortformen auf Wurzeln oder besser Stämme zurück; allein nach Abzug aller dem Beziehungsausdruck dienenden Elemente bleiben hier nur vocallose Consonantencomplexe, wie *k-t-b* „schreiben", *q-t-l* „töten" 2c. übrig. Alle Bedeutung ist in den semitischen Sprachen somit an die Consonanten geknüpft, und *die Beschaffenheit des Vocales innerhalb der Wurzel trägt nichts zur Bedeutung derselben aus*.

Diese grundverschiedene Aufgabe, welche der Wurzelvocal in den semitischen und indog. Sprachen zu erfüllen hat, führt aber zu einer weiteren bedeutungsvollen Folge. Da im Indogermanischen die Bedeutung der Wurzel wesentlich mit an dem Vocal derselben haftet, so ist es notwendig, daß dieser letztere bei allen Veränderungen in der Flexion und Wortbildung sich selbst gewissermaßen immer treu bleibe und sich daher nicht nach Willkür, sondern in einer bestimmten und gesetzmäßigen, dem ursprünglichen Wurzelvocal zukommenden Reihe bewege. Diese ursprünglichen Vocalreihen hat bei dem Zeitwort der germanische Ablaut teilweis sogar mit größerer Treue als das Sanskrit bewahrt. So ist z. B. die Reihe, in welcher sich der Vocal *i* entfaltet, überall scharf von der Entfaltung des Vocals *u* geschieden. Man vergleiche:

Grundvocal	I. Steigerung	II. Steigerung
i	*ei*	*ai*
got. *bitum* „wir bissen"	*beita* „ich beiße"	*bait* ich biß
griech. *ἔ-λιπ-ον*	*λείπω*	*λέλοιπα*
u	*eu*	*au*
got. *bugum* „wir bogen"	*biuga* „ich biege"	*baug* „ich bog"
griech. *ἔ-φυγ-ον*	*φεύγω*	*εἰλήλουθα* (W. *ἐλυθ*)

Dagegen ist im Sanskrit nach neueren Forschungen die I. und II. Steigerung von *i* in *ê* (*bibhidimá* : *bhḗdâmi*, *bibhḗda*), von *u* in *ô* (*bubhujimá* : *bhṓjâmi*, *bubhṓja*) zusammengeflossen, so daß also auch hier die europäischen Sprachen den älteren Zustand bewahrt haben.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in den semitischen Sprachen. Da es hier keinen bestimmten, die Bedeutung tragenden Wurzelvocal giebt, so kann von einem Bewegen desselben in einer festen Reihe keine Rede sein. Dieselben grammatischen Kategorien werden bei allen Stämmen durch die gleichen Vocalqualitäten ausgedrückt. Der *A*-Vocal im Perfect bezeichnet das transitive, in Verbindung aber mit *i* oder *u* das intransitive Activum, *u* mit *i* oder *a* das Passivum 2c. Überhaupt haben die semitischen Sprachen der Nüancierung des Beziehungsausdrucks durch Vocalmodificationen an dem dreiconsonantigen Stamm einen Spielraum gewährt, welcher den stofflichen Ausdruck der Form durch Suffixe, Prä- und Infixe außerordentlich beschränkt. Man vergleiche ein arabisches *qatala* „er hat getötet", *jaqtulu* „er wird töten", *qatlun* „Tötung", *qâtilun* „tötend", *qitâlun* „das zu töten suchen", *qatûlun* „getötet" mit *nec-avit, nec-at, nec-ans, nec-aturus, nec-atus* 2c. oder arab. *malikun* „König", *mulûkun* „Könige", *mulkun* „Königreich", *milkun* „Besitz" mit *rêg-s (rex), rêg-es, rêg-num, rêg-ina,* um den tiefliegenden morphologischen Unterschied der beiden Sprachstämme vor Augen zu haben. „Im Sanskritischen," sagt daher richtig H. Steinthal Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus, „ist an dem Stoffe selbst und, so zu sagen, an seiner Oberfläche, in seiner materiellen sinnlichen Erscheinung die Form plastisch ausgeprägt, sie tritt hervor; im Semitischen tritt die Form nicht nach außen, sondern bleibt innerhalb des consonantischen Materials als ein musikalischer Hauch, der das Wort durchweht. Dort ist die Form, ich möchte sagen, greifbar, tastbar, statuarisch und für sich erscheinend: hier bloß hörbar, stofflos, eine bloße innerliche Eigenschaft und Kraft; dort ist die Form Gestalt: hier bloß Klang, Tonfarbe; dort ist der Stoff bewältigt, gestaltet, dazu herabgesetzt, Form zu bedeuten: hier ist der Stoff unberührt, und die Form liegt in dem seine Poren durchdringenden Duft, allenfalls wie Farbe auf der Fläche und höchstens noch wie ein Bas-Relief."

Von anderweitigen Veränderungen des semitischen Stammes erwähne ich nur die Reduplication (hebr. *sâchar* „umhergehen", *s(ĕ)charchar* „schnell umhergehn") und die Consonantenverdoppelung (hebr. *shâbar* „brechen", *shibbêr* „zerschmettern", arab. *ḏaraba* „schlagen", *ḏarraba* „viel, tüchtig schlagen") als der Bedeutungsnüancierung dienend. Der letztere Lautvorgang ist dem Indogermanischen gänzlich fremd.

Alle flexionsfähigen Wurzeln oder Stämme der semitischen Sprachen waren, abgesehn von den Deutewurzeln (*mâ* „was", *annu* „dieser" ꝛc.), schon in der semitischen Ursprache mindestens dreilautig, und wir haben schon darauf hingewiesen, wie dieser Trilitteralismus des Semitischen ein scheinbar unüberwindliches Hindernis allen semitisch-indogermanischen Wortvergleichungen entgegensetzt (vgl. oben p. 146). Begreiflich aber ist es, daß dieser feste Rahmen des dreiconsonantigen Stammes gleichsam ein festes Bollwerk gegen den Ansturm lautlicher Umwälzungen bilden mußte, und da nun auch im Innern dieses Rahmens die Bedeutung an den Consonantismus, die Form an den Vocalismus gekettet war, so erklärt es sich ungezwungen, warum gegenüber dem oft rapiden Wandel der indog. Sprachen die Entwicklung der semitischen in den gewaltigen Zeiträumen ihrer Geschichte eine außerordentlich langsame und stabile geblieben ist.

c) Nomen.

Die außerordentliche Leichtigkeit der ural-altaischen Sprachen, durch Agglutination Form zu entwickeln, hat in denselben eine Fülle von Casusformen geschaffen, für welche unseren Sprachen das Gefühl völlig mangelt, oder die wir durch Präpositionen, welche wiederum dem ural-altaischen Sprachbau gänzlich abgehn, umschreiben. So zählt, wenn wir den nackten Nominalstamm, welcher in diesen Sprachen als Casusform zu fungieren pflegt, ausnehmen, das Jakutische neun, das Finnische sogar vierzehn Casus. Es giebt hier einen Illativ (*karhu-un* „in den Bär", einen Prosecutiv (*karhu-tse'* „an dem Bären vorüber"), einen Mutativ (*karhu-ki* „in einen Bären" *sc.* verwandelt) u. s. w. Aber dieser Reichtum kann seine Armut nicht verbergen. Gerade die drei Casus, welche wir als grammatische zu bezeichnen pflegen, der Nominativus (Subjectscasus), der Accusativus (Objectscasus) der Genetivus (besitzanzeigender Casus), sind in jenen Sprachen aufs dürftigste entwickelt, keine ural-altaische Sprache besitzt einen Nominativus. Wenn der Jakute sagt *džịa ürdük* „das Haus ist hoch" oder *kisi ụtụo* „der Mensch ist gut", so ist beidemal *džịa* und *kisi* der nackte Nominalstamm (*casus indefinitus*), der auch als Object gebraucht wird, wenn dasselbe von dem Redenden unbestimmt gelassen wird.

Diesen Verhältnissen gegenüber ist es von besonderem Interesse, daß das Ursemitische nur jene drei grammatischen Casus (nom. *kalbu* „Hund", gen. *kalbi*, acc. *kalba*) entwickelt hatte, die freilich in dem Sonderleben der einzelnen Sprachen schnell verwischt worden sind.

Ein schönes Maß haben hier die Indogermanen bewahrt. Ihre Grundsprache scheint in der Zeit vor der Trennung sieben Casus besessen zu haben: zuerst die drei grammatischen, dann einen Ablativus, der dasjenige bezeichnete, von dem etwas ausgeht, den Trennungspunkt, einen Dativus, der wahrscheinlich die Neigung nach etwas hin ausdrückte, den Locativus, als Casus des Punktes, wo sich etwas befindet, und wo etwas eintrifft, und schließlich den Instrumentalis, der das Zusammensein mit etwas angiebt. So ward das „Wo", „Woher", „Wohin", „Womit" durch die Casusbezeichnungen zum Ausdruck gebracht.

Daneben lassen sich allerdings gewisse Vorzüge des ural-altaischen Sprachbaus selbst dem Indogermanischen gegenüber gerade in der Declination nicht verkennen.

Für dieselben Beziehungen kennen die ural-altaischen Sprachen auch immer nur dieselbe Bezeichnung, was uns unzweifelhaft als das logisch Richtige erscheinen muß. Es giebt, wenn man von einer Reihe rein euphonischer Veränderungen absieht, nur eine Declination, wie es nur eine Conjugation giebt. Dem gegenüber wird in den indog. Sprachen nicht nur durch die innigere Verschmelzung von Stoff und Form häufig die ursprüngliche Identität ursprünglich gleicher Casussuffixe verwischt (vgl. skrt. *sûnú-*, gen. *sûnô's*, nom. plur. *sûnávas* : *gáti-* „Gang", gen. *gátês*, nom. plur. *gátayas*), sondern die Sprache scheint auch zuweilen zu ganz verschiedenen Mitteln zu greifen, um dieselben Beziehungen auszudrücken. So ist bei männlichen Stämmen das gewöhnliche Zeichen des Nominativus *-s* (*áçva-s*, *equu-s*, *ἵππο-ς*, *agní-s*, *igni-s*, *sûnú-s*, got. *sunu-s*). Daneben aber wird bei Wörtern, welche auf die Suffixe *an*, *man*, *tar*, *ar*, *as* ausgehn, die Verlängerung des Suffixvocals*) zu gleichem Zwecke verwendet: skrt. nom. *rā́jâ(n)* : *râjan*, *πατήρ* : *πατέρα* u. s. w.

Von den Casus kommen wir zu den Numeri, deren das

*) Die namentlich früher öfters aufgestellte Ansicht, daß auch diese Stämme ursprünglich im Nominativus *-s* gehabt hätten (**patar-s*, *râgan-s*) kann sich auf keine sprachlichen Thatsachen stützen.

Indogermanische bekanntlich drei, neben Singular und Plural noch den Dual entwickelt hatte, welcher letztere ursprünglich zur Bezeichnung paarweis gedachter Dinge verwendet wurde (*pâdâ* = *πόδε*, *akshî* = *ὄσσε* „die beiden Augen"). Auch die semitischen und ural-altaischen Sprachen kennen diesen Begriff; doch scheint er in letztere erst später eingedrungen zu sein.

Über die verschiedenartige Natur des indogermanischen und ural-altaischen Plurals haben wir bereits an einer anderen Stelle dieses Buches (vgl. oben p. 165) gehandelt. Auch bei diesem Punkte konnten wir uns nicht verhehlen, daß die ural-altaische Grammatik in logischer Beziehung den Vorzug verdiene vor den dunklen und unklaren Verhältnissen des Indogermanischen. Das Semitische, sei noch hinzugefügt, bildet den Numerus Pluralis ursprünglich durch Dehnung des Casusvocals vor der (männlichen) Endung — *na, kalbûna, kalbîna, kalbâna.* Anders im Femininum.

Es bleibt uns nun noch derjenige Punkt zu besprechen übrig, auf welchem, was das Nomen anbetrifft, die indogermanischen und semitischen Sprachen zusammen am schroffsten den ural-altaischen Sprachen gegenüberstehen. Es ist dies die grammatische Geschlechtsunterscheidung, welche jene vor diesen entwickelt haben. Verweilen wir zunächst bei den indog. Verhältnissen.

Frühzeitig ist hier neben der wurzelhaften Unterscheidung der Geschlechter (*pa-tar* und *mâ-tar*, grammatisch gleich gebildet) eine gleiche durch Motion getreten, so daß die Verschiedenheit des Geschlechtes nicht mehr als Stoff, sondern als Form, als eine neue Kategorie des Denkens gefaßt wird. Zu *dêvá* „Gott" wird ein *dêvî́* „Göttin", zu *rấjan* „König" ein *râjñî́* „Königin", zu *βασιλεύς* ein *βασίλεια* (*βασιλεϜ-ια, ιᾰ* = *î*) gebildet. Höchst wahrscheinlich gab es eine Zeit, in welcher der grammatischen Unterscheidung lebender Wesen nach ihrem Geschlecht (Masculinum und Femininum) gegenüber alle leblosen Dinge als ungeschlechtig (*neutrius generis*) unbezeichnet waren, d. h. den reinen Stamm darboten. Aber diese Scheidung zwischen Lebendem und Unbelebtem blieb nicht bestehen. Nachdem einmal die drei Kategorien des Geschlechtes gewonnen, ward in einer wahrhaft poetischen Weise und mit einer außerordentlichen Kraft der Phantasie der ganze Sprachstoff unter dieselben verteilt und auch das Leblose in den Rang des Lebenden erhoben.

Das nüchterne Sprachbewußtsein der Gegenwart kann sich von diesen merkwürdigen Vorgängen keine genügend klare Vorstellung mehr machen. Sicher aber ist, daß dieselben für das ganze Geistes- und Gemütsleben unserer Vorfahren eine tiefliegende Bedeutung gehabt haben, was wir im nächsten Capitel weiter besprechen werden.

Übrigens hatten schon in der Zeit vor der Trennung der Einzelvölker gewisse Geschlechter — wie es scheint, rein äußerlich — sich an gewisse Suffixe (z. B. das Femininum an die Suffixe *â (áçvâ), ti (pî-ti), tât* (skrt. *ásta-tâti*) 2c.) geheftet (Delbrück Die Grundl. d. griech. Syntax p. 5).

Von allen Sprachen der Erde kann nur das Semitische und das von einigen diesem für verwandt gehaltene Ägyptisch dem Indogermanischen in dieser Hinsicht an die Seite gestellt werden. Aber auch das Semitische erreicht die Unterscheidung d r e i e r Geschlechtskategorien nicht. Es besitzt nur zwei Genera, die es formell scheidet, Masculinum und Femininum, unter diese verteilt sich die indog. Kategorie des Sächlichen. Auch hat das Semitische zur Bezeichnung des männlichen Geschlechtes keine besondere Endung entwickelt, sondern nur der Gegensatz zu dem Geschlechtszeichen des Femininums ist es, der dasselbe charakterisiert.

Aufs innigste verbunden aber mit der Unterscheidung grammatischer Geschlechter, die wir so bei Indogermanen und Semiten gefunden haben, ist eine andere Eigenschaft jener Sprachen, welche für die syntaktischen Verhältnisse derselben von größter Bedeutung ist: die Concordanz des Adjectivums mit seinem Substantivum. Indogermanisch und Semitisch sind in gleicher Weise der wichtigen Regel unterworfen: „Das Adjectivum richtet sich nach seinem Substantivum in Casus, Numerus und Genus (*deus bonus, dea bona,* hebr. *melek tôb* „der gute König", *'êm tôbâh* „die gute Mutter").

Von alldem wissen die ural-altaischen Sprachen nichts. Geschlechtsunterschiede kennen sie nicht, aber auch in Numero und Casu findet eine Congruenz des Adjectivums mit seinem Substantivum unter allen ural-altaischen Sprachen nur im Finnischen, das dieselbe dem Einfluß des Schwedischen verdanken soll, statt (vgl. O. Böhtlingk Über die Sprache der Jakuten p. 337).

d) Verbum.

Noch kürzer müssen wir uns über das Verbum der indog. Grundsprache fassen, obgleich dasselbe mit Recht der Glanzpunkt des indog. Sprachenbaus genannt werden kann.

Die Scheidung zwischen Nomen und Verbum, die scharfe Ausbildung des prädicativen Verhältnisses zwischen Endung und Stamm (*dádhâ-mi*, *τίθη-μι*, altniederd. *dô-m* „stellen — ich"), das Gesetz: „Stamm + Casus-suffix = Nomen, Stamm + Personalendung = Verbum" war schon in der Zeit vor der Trennung der Einzelvölker des indog. Stammes durchgeführt.

Dem gegenüber repräsentieren die ural-altaischen Sprachen noch alle Entwicklungsstufen des Zeitworts. Am tiefsten stehen und von dem Nomen noch kaum geschieden sind die zahlreichen Formen jener Sprachen, wie Jakut. *byst-ym*, *byst-ýn*, *byst-a* „ich, du, er schnitt", magyar. *várt-unk*, *várt-atok* „wir, ihr habt gewartet", ostjak. *pane-m*, *pane-n* „ich, du legtest" u. s. f., in welchen die Endungen von den Possessivsuffixen, wie sie an jedes Nomen gehängt werden können (jakut. *bas-ym*, *bas-ýn*, *bas-a* „mein, dein, sein Kopf", magy. *hal-unk*, *hal-atok* „unser, euer Fisch", ostjak. *îme-m*, *îme-n* „meine, deine Frau"), in nichts verschieden sind, so daß *byst-ym* u. s. w. ursprünglich nichts anderes als „mein Geschnitten — haben" = ich habe geschnitten" bezeichnet.

Eine Stufe höher stehen Formen wie etwa türk. *yâz-ar-im*, „schreibend — ich" = „ich schreibe", *yâz-ar-sin* „schreibend — du" = „du schreibst", *yâzar* „schreibend" = „er schreibt", welche sich mit spätsanskritischen Formen wie *dâtấsmi*, „Geber ich bin", *dâdấsi* „Geber du bist", *dâtấ* „Geber" = „ich werde, du wirst, er wird geben" vergleichen lassen. Das türk. *yâzar* ist ein reines Participium, dessen nominaler Charakter besonders durch den Plural *yâzar-lar* „schreibende" = „sie schreiben" (skrt. *dâtấras*, lat. *amamini* = *φιλούμενοι*) bewiesen wird.

Völlig auf indog. Höhe steht endlich z. B. im Türkisch-Tatarischen der jakutische Imperativ *kör-dyn* „er sehe", *kör-yng* „sehet" u. s. w., Formen, in denen ein nie als Nomen gebrauchter Verbalstamm mit besonderen Personalendungen verbunden ist.

Aber auch das semitische Verbum scheint, was wenigstens das sogenannte Perfectum anbetrifft, von Nominalartigem nicht ganz frei zu sein. Die III. pers. sing. arab. *kataba*, hebr. *kâtab* unterscheidet sich äußerlich von Nominalbildungen nicht, mit denen

sie auch die Unterscheidung des weiblichen Geschlechtes (hebr. *kâtab* „er schreibt“, *kât(ĕ)bâh* „sie schreibt“, vgl. *'êm tôbâh*) gemein hat.

Der reiche Bau des indog. Verbums erhebt sich auf zwei Pfeilern, einem kürzeren und einem längeren, einem Verbal- und einem Präsensstamm.

Die Tempora, welche sich mit Hilfe des Augments (vgl. oben p. 416 Anm.), der Reduplication, sowie zweier Zusammensetzungen wahrscheinlich mit Formen der Wurzel *as* „sein“ — das Vorhandensein des *verbum substantivum* ist ebenfalls ein Characteristicum des Indogermanischen — schon in der Urzeit aus jenen zwei Stämmen gebildet hatten, sind kurz folgende:*)

a) Präsensstamm
   1) Präsens (dauernde Handlung der Gegenwart)
   2) Imperfectum (Tempus der Erzählung)

b) Verbalstamm
   α) nicht zusammengesetzt
   3) Aorist II, Wurzelaorist (vor Scheidung des Präsens- und Verbalstamms = Imperfectum skrt. *ábharam : bhármi* wie *ábibharam : bíbharmi*
   4) Perfectum (in der Gegenwart vollendete Handlung *vēda = οἶδα*)
   β) zusammengesetzte
   5) Futurum (beabsichtigte Handlung)
   6) Aorist I (eintretende Handl. *ἐβασιλευσεν* „er wurde K.“

Was die Modi anbetrifft, so hatte die Form der einfachen Aussage (Indicativ) eine dreifache Abstufung gefunden: Begehr (Conjunctivus in d. II. u. III. Pers.), Wunsch (Optativ), Befehl (Imperativ).

Durch verschiedene Personalendungen ward ein Activum und ein bald reflexivisch bald passivisch gebrauchtes Medium unterschieden. Eine besondere Form für das Passivum gab es in der Ursprache nicht.

Eine Vergleichung des indog. Verbums mit dem der benachbarten Sprachstämme im einzelnen würde uns hier zu weit führen.

So viel aus der Laut- und Flexionslehre!

---

*) Vgl. für die Bedeutung der Tempora und Modi besonders B. Delbrück Die Grundlagen der griech. Syntax. Halle 1879.

In der **Wortbildungslehre** will ich schließlich nur auf die in hohem Grade ausgebildete Fähigkeit der indog. Sprachen, Nominalcompositionen zu bilden, als auf ein besonderes Kennzeichen derselben hinweisen (skrt. *dyấva-pṛthivī́* „Himmel und Erde", *ῥοδο-δάκτυλος* „Rosenfinger habend", *εὐρυ-κρείων* „der weithin herrschende", got. *veina-gards* „Weingarten" ꝛc.). Dieselbe fehlt den semitischen Sprachen vollständig, ja der bis in vorsemitische Zeit zurückgehende *status constructus* (*k(ă)lab baiti* „Hund Hauses" = „Haushund") entspringt einem der Nominalcomposition geradezu entgegengesetzten Princip. Aber auch den ural-altaischen Sprachen fehlt es an eigentlichen Zusammensetzungen, was O. Böhtlingk (Über die Sprache der Jakuten p. XXVII) auf das Zusammenfallen von Stamm und Wort und auf die strengen Gesetze der Vocalharmonie dieser Sprachen zurückführt. Einen besonders häufigen Gebrauch machten die Indogermanen von dem Compositum in der Bildung ihrer Eigennamen, die demnach, von den schon in der Urzeit vorhandenen Abkürzungen durch Kosenamen abgesehn, außerordentlich volltönend lauteten. Es gab einen *Skaima-râga* (skrt. *Kshêma-râja* = ahd. *Heim-rîch*), einen *Satya-k̦ravas* (skrt. *Satya-çravas* = griech. *Ἐτεο-κλῆς*), einen *Divas-dâta* (skrt. *Dêva-datta* = griech. *Διό-δοτος*) ꝛc. (vgl. A. Fick Die griechischen Personennamen Göttingen. 1874, p. CXCII).

So haben sich auf allen Teilen der Grammatik tiefliegende Unterschiede ergeben, welche schon die Grundsprachen der drei Sprachstämme scharf von einander getrennt haben müssen. Trotzdem soll zum Schlusse nicht verschwiegen werden, daß sich an den indog. Sprachen eine Reihe von Spuren nicht verkennen lassen, welche darauf hindeuten, daß auch sie einmal eine niedere, im Bau den ural-altaischen Sprachen näher stehende Stufe sprachlicher Entwicklung durchlaufen haben. Eine ziemliche Anzahl verstümmelter und außer Gebrauch gesetzter Casussuffixe (wie *-φιν*, *-φι* im Griechischen, *-i* im Sanskrit ꝛc.) legt den Gedanken nahe, daß auch das Indogermanische einmal eine größere Zahl von Casus als das historische Griechisch oder Sanskrit besessen habe (B. Delbrück Einleitung p. 90). Demgegenüber mögen die sogenannten grammatischen Casus (vgl. oben p. 422) noch nicht scharf ausgebildet gewesen sein. Ist doch z. B. noch im Sanskrit der Nominativus eigentlich nur an den vocalisch auslautenden männlichen Stämmen im Singular bezeichnet (Böhtlingk a. a. O. p. XIII). Die innigere Verbindung von Stoff und Form (vgl.

oben p. 417) in den indog. Sprachen wird vielleicht richtiger als ein Unterschied des Grades und der historischen Entwicklung als der Art aufgefaßt (Böhtlingk a. a. O. p. XXIV). Die vocalischen Steigerungsverhältnisse der indog. Wurzelsilben mögen allmählich durch lautliche Einflüsse, namentlich durch Einwirkungen des Accents, entstanden sein u. s. w.

So öffnet sich der Blick in ungemessene Fernen sprachlichen Werdens, welche sich indessen eher ahnen als deutlich erkennen lassen.

VIII. Capitel.

Religion.

> Wenn der uralte heilige Vater
> Mit gelassener Hand aus rollenden Wolken
> Segnende Blitze über die Erde sät,
> Küß' ich den letzten Saum seines Kleides,
> Kindliche Schauer treu in der Brust.
> (Goethe.)

In dem Jugendalter eines Volkes lassen sich die letzten Fragen nach einem höheren geistigen Leben in die eine zusammenfassen:

Hatte das Urvolk eine Religion und welche?

Religion im weitesten Sinne ist hier gemeint, nicht Kirchenglaube mit Dogmen und Priestern, Tempeln und Altären. Nach alldem regt sich das Bedürfnis erst auf einer höheren Stufe der Gesittung, in festen Wohnsitzen, geordneteren Verhältnissen.

Aber wandelte das indog. Urvolk noch stumpf und gleichgiltig, nur der Begierde folgend, *pronus ac ventri oboediens* durch das Leben? Oder hatte es seinen Blick schon von der Erde emporgerichtet zu dem Himmel mit seinen Schrecken und Wundern? Hatte es nachgedacht über die urewigen Fragen des Menschengeschlechtes: „Woher kommen wir, wohin gehen wir?"

Die vergleichende Mythologie*) unternimmt es, auf diese Fragen die Antwort zu erteilen und die einfachen Grundlinien zu entwerfen, auf denen die phantasievollen und farbenprangen-

*) Dieser Zweig der linguistischen Paläontologie, um welchen sich besondere Verdienste A. Kuhn und M. Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Essays, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft) erworben haben, ist bisher von uns nur im Vorbeigehen berührt

den Gebäude eines indischen, iranischen, griechischen und germanischen Götterglaubens sich erheben.

Fragen wir nach dem Grundton, der durch die gesamte Mythologie der indog. Völker hindurchklingt, so ist es die Belebung der Natur und ihrer Erscheinungen. Die Wirkungen der Naturgewalten werden nicht als gesetzmäßige und mechanische, sondern als Offenbarungen eines in der Erscheinung selbst befindlichen oder mit ihr identischen Wesens gedacht. Es regnet nicht vom Himmel, sondern der Himmel regnet.

Freilich ist uns heute die Bedeutung der Eindrücke, welche die Natur auf Gemüt und Phantasie des ihrem Busen noch nicht entwöhnten Menschen ausübt, nur noch schwer verständlich. Das Schaudern bei dem Herabsinken des nächtlichen Dunkels, welches den bösen Dämonen Macht über die Menschen einräumt, das Jauchzen, mit dem der erste Strahl des Frührots begrüßt wird, das Beben der Menschenbrust, wenn droben der Donner rollt, von alldem wissen uns heute nur noch die Kinder — und Dichter zu erzählen.

Alle indog. Götternamen, welche sich mit Sicherheit auf die Urzeit zurückführen lassen, sind der Benennung von Naturgewalten entnommen, und daß in der Urzeit das Band zwischen der Erscheinung und dem in der Erscheinung verehrten Wesen ein so enges, wie möglich, war, dafür sprechen mit zwingender Notwendigkeit die zahlreichen Züge, welche in den Mythologien der Einzelvölker gerade die ältesten Göttergestalten wie einen Nachhall ihres Ursprungs aus der Natur und deren Erscheinungen bewahrt haben.

Vor allem hat der strahlende H i m m e l selbst die Verehrung des Indogermanen auf sich gezogen. Der uralte Name für Himmel liegt in vier Mythologien der Bezeichnung eines mächtigen Nationalgottes zu Grunde. Es entsprechen sich auf das genaueste:

sskrt. *dyâús* „Himmel", Himmelsgott", griech. *Ζεύς*, lat. *Jupiter*, germ. *Tiu*, *Zio*: W. *div* „strahlen".

---

worden (vgl. oben p. 22). Leider hat die überaus schwierige Deutung der mythischen Eigennamen bis jetzt nur wenig unanfechtbare Resultate zu Tage gefördert. Trotzdem soll auf Grund der letzteren versucht werden, ein ungefähres Bild der ältesten indog. Religionsanschauungen zu entwerfen. Der folgende Aufsatz findet sich übrigens im wesentlichen schon in Im neuen Reich 1880, II p. 859 f.

Am klarsten ist die Naturmacht noch im vedischen *dyâús* ausgeprägt; Himmel und Himmelsgott fließen noch in einander über. Aber auch der griechische Olympier, so sehr er schon bei Homer der Gott der sittlichen Weltordnung ist, kann doch seinen Ursprung als Naturgott nur schlecht verbergen. „Zeus regnet" (*Ζεὺς ὕει*), sagte der Grieche. Von der Teilung der Welt durch die drei Brüder Poseidon, Hades und Zeus gilt der Vers Homers (Il. XV, 192):

Ζεὺς δ' ἔλαχ' οὐρανὸν εὐρὺν ἐν αἰθέρι καὶ νεφέλῃσιν.

Der Weithinschauende (*εὐρύοπα*), der Hochdonnernde (*ὑψιβρεμέτης*), der Wolkenversammler (*νεφεληγερέτα*), der Schwarzumwölkte (*κελαινεφής*) u. s. w. sind homerische Beiwörter des höchsten Himmelsgottes. Ja, noch Horaz Od. I, 1, 25 darf sagen:

Manet sub Jove frigido
Venator, tenerae coniugis immemor.

Auf germanischem Boden ist unser Wort (*Tiu, Zio*) ausschließlich zur Bezeichnung des Krieges- und Siegesgottes verwendet worden.

Unzählige Beiwörter mag schon die staunende Bewunderung der Urzeit, vielleicht verschiedene in den verschiedenen Teilen der Urheimat (vgl. oben p. 178), dem strahlenden Himmelsgott beigelegt haben. Man nannte ihn den „Umhüller", skrt. *váruṇa* = griech. *οὐρανός* „Himmel": W. *var* „umhüllen".

Das erste dieser Wörter, *Varuṇa*, bezeichnet den mächtigen Gott des Rigveda. Er ist, das alte *dyâús* verdrängend, der Zeus der vedischen Hymnen. Er ist der Allumfasser, Weltenlenker und Weltenordner, der in seiner Hand die Schicksale der Menschen hält, des Rechtes Hort, zu dem der Mensch um Vergebung seiner Sünden betet. Daneben tritt die alte Bedeutung „Himmel", vor allem die des sternenbedeckten Nachthimmels, noch an vielen Stellen hervor. Umgekehrt steht im Griechischen Uranos hinter Zeus zurück; doch scheint es fast als ob die alte Ableitung von der W. *var* noch in den Versen Hesiods hindurchklänge:

Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ
Οὐρανὸν ἀστερόενθ', ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι

„Aber zuerst gebar die Gaia ihr eigenes Abbild,
Uranos' Sternenpracht, damit er rings sie umhülle."

Ein anderes Epitheton des Himmels mag schon in der Urzeit

bhaga: W. *bhaj* „verteilen"

„der Gabenspender" gewesen sein; denn „alles Gute kommt von oben". Im Veda ist das Wort ein häufiges Attribut der Götter, im Avesta bedeutet es als *bagha* „Gott", bei den Phrygern (vgl. oben p. 107 Anm.) gab es einen *Βαγαῖος* (= *Ζεύς*, nach Hesych); das altslavische *bogŭ* liegt der Bezeichnung Gottes in allen slavischen Sprachen zu Grunde (vgl. oben p. 183).

Ewig gleichmäßig spannt sich der Dom des Himmels, der dem Auge des Indogermanen zuweilen als ein gewaltiges steinernes Gewölbe (vgl. hom. *οὐρανὸς πολύχαλκος*) erschien:

zend. *asman* „Himmel" (sanglič̌i *asma*) = griech. *Ἄκμων* „der Vater des Uranos" (vgl. skrt. *áçman* „Stein"),

über der Erde aus. So ist es begreiflich, daß gerade er dem Indogermanen am verehrungswürdigsten dünkte; sind doch ihm gegenüber alle andern Naturgewalten, so oft sie auch in dauerndem Wechsel wiederkehren, flüchtig und vergänglich. Doch kargt darum der Indogermane gegen die übrigen nicht mit Lob und Preis.

Den „heiligen Tag" verkündet das glänzende (skrt. *rôcamâna*, *ῥοδοδάκτυλος*) Frührot:

skrt. *ushás*, zend. *ushaṅh*, griech. *ἠώς*, lat. *aurora*, lit. *auszrà*: W. *us* „brennen".

Ebenso wie bei den Indern, ist dasselbe bei den Griechen die unzweideutige Personification der Naturerscheinung, die besonders von den Sängern des Rigveda mit glühender Begeisterung gepriesen wird. Ist sie es doch, deren erster Strahl die Schrecken der Nacht scheucht und das Leben drunten auf der Erde erweckt:

„Von Osten leuchtet zu uns her die Jungfrau,
Sie schirrt der roten Rinder ganze Reihe,
Es dämmert schon, die Helle ist im Siegen,
Und Feuer stellt sich ein in jedem Hause."
(Geldner-Kaegi 70 Lieder.)

Nicht unwahrscheinlich ist, daß in Griechenland der Cult der Athene, der „Goldigen" (*χρυσῆ*), der „Jungfräulichen" (*παρ-*

θένος), der „auf den Gipfeln der Berge Wohnenden" (*ἀκρία*), die in voller Rüstung (*πάνοπλος*) aus dem Kopfe des Zeus (d. i. des Himmels) hervorspringt, sich ursprünglich auf die Verehrung der Morgenröte bezieht (vgl. M. Müller Einleitung in die vergl. Religionsw. p. 59).

Zugleich aber mit dem Erscheinen des Frührots erwacht, wenigstens nach vedischer Vorstellung, das heilige Feuer des Herdes:

skrt. *agní* = lat. *ignis,* lit. *ugnìs,* altsl. *ognĭ* (griech. *ἑστία* = lat. *Vesta*).

Nachdem so die Strahlen des Morgenrotes den Horizont vergoldet haben, und es auch unten auf Erden nach Entzündung des Herdfeuers lebendig geworden ist, steigt die Sonne selbst in all ihrer Herrlichkeit am Himmel empor:

> „Der Strahlengöttin Ushâs folget Sûrya,
> Wie eines Mädchens Spur der Jüngling."

So heißt es in den Hymnen des Rigveda. Es vergleicht sich aber:

skrt. *sûrya* dem lat. *sôl* „der Sonnengott" (welches sich begrifflich mit dem etymologisch unverwandten griech. *ἥλιος* = sab. *Auselius,* etrusc. *Usil* deckt), dem griech. *Σείριος,* altn. *sôl* „Tochter des Mundilföri", cymr. *heul* (vgl. Curtius Grundzüge [5] p. 399, 551).

Die strahlende Feuerkugel ist nun „das Auge des Himmels" (vgl. J. Grimm Deutsche Mythologie II [3] p. 662 und ir. *súil,* gen. *súla* „*oculus*"), die Herrscherin des Tages. Doch nicht immer strahlt das Gestirn vom wolkenlosen Himmel herab. Es wird dunkler und dunkler. Heulender Sturm, des Himmels Bote an die Menschheit:

skrt. *sarámâ* „des Indra Botin", adject. *sârameyá* (: *saráyu* „Wind") = griech. *Ἑρμείας, Ἑρμῆς* „des Zeus Bote", germ. *sturm* aus *srum,* wie *strom* aus *srom* (?) und *marútas* „Götter der Winde" = lat. *Mars,*

verkündet die Erscheinung, welche das Gemüt des Naturmenschen am gewaltigsten und unmittelbarsten erschüttert, das Gewitter und seine Gottheit:

skrt. *parjánya* „Regen- und Donnergott", lit. *Perkunas,* slav. *Perunŭ* (vgl. oben p. 183).

Von der weiten Wanderung ermattet, steigt endlich der Sonnengott in die blauen Fluten des Meeres hinab, dessen uralte Personification in den Götternamen:

skrt. *tritá* (Beiwort *âptyá: ap „aqua“*), zend. *thrita* (vgl. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 394), griech. *Τρίτων, Τριτωνίς, Τριτογένεια*; vgl. ir. *triath* „Meer“, gen. *trethan* (Pictet *Origines* III [2] p. 451) und

lat. *Neptunus* = ved. *apā́m nápât* (J. Schmidt, Verwandtschaftsv. p. 66) ausgesprochen ist.

Als einziger Tröster gegen die Schrecken der Nacht strahlt nun der Mond:

skrt. *mâs*, zend. *mâoṅh*, griech. *μήνη*, lat. *Mena*, got. *mêna*, lit. *mė̃nu*,

„der goldne Zeiger auf dem dunklen Zifferblatt des Himmels“, zur Erde hernieder.

Die Belebung und Personification der Natur nimmt aber eine völlig neue und bedeutungsvolle Seite an durch jene Eigentümlichkeit der indog. Sprachen, durch welche in einer wahrhaft poetischen Weise der gesamte Sprachstoff Leben gewinnt, durch die schon in der Ursprache vollzogene Scheidung der Geschlechter (vgl. oben p. 424).

Es giebt nun männliche, und es giebt weibliche Naturgottheiten. *Dyâus* und *Agni* scheinen dem Indogermanen männliche Individuen, *Ushâs* ist ihm ein Weib. Sonne und Mond werden in geschlechtliche Gegensätze gebracht, so daß die Rolle des Mannes bald von dem einen, bald von dem anderen Gestirn übernommen wird.

Damit aber ist die Vergleichung der Vorgänge in der Natur mit den irdischen der menschlichen Phantasie wesentlich näher gerückt. Wie dem Sänger des Rigveda die freundliche *Ushâs* bald als die festlich geschmückte Braut erscheint, welche der feurige Sonnengott verfolgt, bald als die junge Mutter, die die künftige Sonne unter ihrem Herzen trägt, bald als die geschäftige Hausfrau, die mit dem frühsten sich von ihrem Lager erhebt, so werden ähnlich schon die ältesten Indogermanen gedacht und geträumt haben. Und nach dem Vorbild der irdischen Familie, wo der Einfluß des einzelnen dem Willen des Herrn und Vaters gegenüber verschwindet, regt sich allmählich leise das Bestreben, auch die Macht der Naturgewalten gegen einander abzustufen.

Das liegt in der Natur selbst begründet. Die Farbenpracht des jungen Frührots töten die Strahlen der höher steigenden Sonne, die Sonne selbst verbirgt sich hinter dunklem Gewölk, schnell rauscht die Macht des Gewittersturmes vorüber, ewig unverändert schaut nur der Himmel Tag und Nacht auf die Erde herab. Und wie alle Naturerscheinungen, die das Auge des Indogermanen beobachtet, von ihm ihren Ausgang nehmen, so liegt die Auffassung nahe, daß er der Erzeuger und Vater sei:

skrt. *dyâús pitâ'*, griech. *Ζεὺς πατήρ*, lat. *Ju-piter*,

und sie seine Kinder, die Himmelserzeugten, die Himmlischen:

skrt. *dêvá*, lat. *deus*, lit. *dìẽwas*, altn. *tîvar* „Götter" (: *div* „strahlen" ebenso wie *Dyâus* gehörig).

Als Mutter mag schon in der Urzeit die in allen Sprachen weiblich gedachte Erde (vedisch *prithivî' mâtá'*, *Nerthus terra mater* rc. vgl. J. Grimm Deutsche Mythologie I [3] p. 229 f.) gegolten haben, welche der Vater Himmel befruchtend umfängt.

Aber der Geist des Indogermanen begnügt sich nicht damit, die Natur und ihre Kräfte zu erfassen, indem er ihnen Namen und Wesenheit verleiht; er will sie auch begreifen, sie deuten. Die Erklärungen freilich, die er giebt, dürfen nur von dem Standpunkt eines kindlichen Gemütes, eines ungeschulten Verstandes beurteilt werden; aber wenn immer noch heute es ein Vorrecht der indog. Völker ist, die Welt bald im Fluge der Philosophie, bald mit dem Seciermesser der Wissenschaft zu erfassen, so dürfen auch jene kleinen Geschichten, durch welche in der Urzeit die bedeutendsten Vorgänge in der Natur motiviert werden, als der erste Ausdruck einer tiefen Sehnsucht nach Weltverständnis und Weltbegreifen gedeutet werden. Jene einfachen Erklärungen der Naturerscheinungen in der Urzeit, wie sie *mutatis mutandis* noch heute dem Landvolk geläufig sind (vgl. z. B. uns herr speelt kegeln, nun keift der alte Vater schon wieder (= donnert), der heilige Christ backt Honigkuchen (Morgenröte), können zum teil noch von der Wissenschaft erschlossen werden. Sind sie doch durch die Jahrtausende von Generation zu Generation überliefert worden, so daß die einzelnen indog. Völker den alten Kern, wenn auch mit tausend neuen Zügen geschmückt, vom Himmel auf die Erde, aus der Natur ins Menschenleben gerückt, noch ziemlich deutlich bewahrt haben. Wir sind hier an dem Quell angekommen, aus dem die wogen-

reiche Flut der indog. Märchen-, Mythen- und Sagenwelt entspringt.

Wie mag es nur kommen, wird man sich schon in der Urzeit gefragt haben, daß Sonne und Mond durch so ewigen Wechsel verbunden am Himmel erscheinen? „Sie werden wohl in einem Verhältnisse zu einander stehen, sie werden wahrscheinlich Mann und Frau sein.“ Wenn sie das aber sind, wie kommt es nur, daß sie niemals zusammen erscheinen, sondern das eine flieht, wenn sich das andere erhebt? Auch darauf versagt das kindliche Gemüt des Indogermanen die Antwort nicht. „Mond und Sonne müssen eben schlechte Ehegatten sein.“ So weit wird vielleicht die urindogermanische Vorstellung gegangen sein. Wenden wir uns nun zu den Einzelvölkern.

Schon ein Hymnus des Rigveda erzählt, wie *Savitar* „der Sonnengott“ seine Tochter *Sûryâ* dem *Sôma* „Monde“ zur Frau giebt.

Außerordentlich tragisch ist eine russische Vorstellung: Die Sonne ist nämlich mit ihrem Gemahle, dem Monde, der ein sehr kühler Ehemann ist, nicht zufrieden. Infolge einer Wette trennen sie sich: er leuchtet des Nachts, sie des Tages; nur zur Zeit der Sonnenfinsternisse nähern sie sich und machen sich gegenseitig Vorwürfe. Im Schmerze nimmt der Mond, der die Trennung bereut, ab und schwindet, bis ihn die Hoffnung wieder belebt und voller rundet.

Fortgesetzt wird diese Tragödie in einem litauischen Volksliede, in dem sich der „Herr“ Mond (*hêr mân* und *fraw sonne*) über seinen Verlust getröstet zu haben scheint:

„Der Mond führt heim die Sonne,
Es war im ersten Frühling.
Die Sonne stand schon früh auf,
Der Mond sich von ihr trennte.

Er ging allein spazieren,
Verliebt sich in den Frühstern;
Da ward Perkunas zornig,
Zerhieb ihn mit dem Schwerte“ u. s. w.

Auf griechischem Boden begegnet derselbe Mythos, nur in der versteckten Gestalt der Heldensage. Die Scenerie ist hier auf die Erde verlegt, die handelnden Personen sind Heroen, nicht

Götter, die Rolle des Mannes fällt, entsprechend dem griechisch-lateinischen Verhältnis:*)

῞Ηλιος masc. : *Σελήνη fem.* = lat. *sol* : *luna,*

dem Sonnengotte zu. Die Sage lautet:

„Hippolyt, der Sohn des Theseus, wird von seiner Stiefmutter Phädra mit Liebesanträgen verfolgt. Keusch flieht er vor ihrer Liebe; darum von Phädra beim Theseus verleumdet, wird er von Poseidon vernichtet."

Hippolyt „der gelöste Pferde besitzende" ist ohne Zweifel ursprünglich ein Beiwort des Sonnengottes, dann der Sonnengott selbst. Er ist wohl nicht zufällig ein Sohn des Theseus und so Enkel des Poseidon, des Meergottes. Wie, schon nach Homerischer Vorstellung, Helios in der Frühe dem Ocean entsteigt (Il. VII, 421), so taucht er auch am Abend wieder in denselben hinab (Il. VIII, 485). Poseidon aber tötet den unschuldigen Hippolyt. Ihn liebte die Phädra „die Glänzende" (: *φαιδρός*), oder im Naturmythus der leuchtende Mond; denn einmal bedeutet auch *σελήνη* (: W. *svar*), ebenso wie das lat. *luna* (aus *luc-na* : *luceo*), „die Leuchtende", und dann ist auch die erste Gattin des Theseus, Antiope, wahrscheinlich als „Gesicht der Nacht" d. i. Mond zu deuten.

Nächst dem Lichte ist die ersehnteste Gabe des Himmels der allerquickende Regen. Aber oft schmachtet die verdorrte Erde vergebens nach dem labenden Naß. Es muß ein böser Dämon, vielleicht eine gräßliche Schlange, das Urbild der Häßlichkeit auf Erden, sein, die die regenschwangeren Wolken gefangen hält. Sie ist ein böser Räuber, der unser kostbarstes Gut, unsere milchspendenden Kühe fortgetrieben hat. Doch sieh, welch' ein

---

*) „In der Verschiedenheit des Geschlechtes, das Germanen und Romanen den Himmelskörpern beigelegt, spricht sich die Verschiedenheit ihrer Naturauffassung am deutlichsten aus. Unseren Vorfahren war die Sonne eine milde, gütige Frau, der stille Mond führte ihnen den klingenden Frost unbewölkter Winternächte ins Gedächtnis. Am Mittelmeer wird der Mond weiblich gedacht, die sanfte Mondgöttin stand aller Creatur in ihren schwersten Nöten bei. Der unendliche Zauber jener tageshellen Mondnächte des Südens läßt die mythologische Vorstellung noch heute verstehen und nachempfinden. Helios dagegen ist der harte gestrenge Herr, der mit seinen Pfeilen Tod und Verderben sendet. Ihnen erliegen die Kinder der Flur, ihnen erliegen die Menschen." Nissen Über altitalisches Klima, Verhandl. der 34. Vers. deutscher Philologen 1880 p. 30.

Kampf erhebt sich plötzlich in der Luft! Ein freundlich-hilfreich Wesen naht im Gewitter, der Blitz ist seine schreckliche Waffe, mit ihm spaltet er das Wolkengefängnis, schlägt er den Räuber, der prasselnd zur Erde niederstürzt. So ungefähr mag das Urbild des Vorstellungskreises von dem im Gewitter sich vollziehenden Processe ausgesehn haben, welcher sich über eine kaum zählbare Menge mythisch-sagenhafter Erzählungen der indog. Völker ausdehnt, die hier zu nennen uns zu weit führen würde (vgl. oben p. 135).

Überall fußt, wie wir also gesehen haben, die mythische Erklärung natürlicher Vorgänge auf der handgreiflichen Analogie irdischer Verhältnisse. Dies zeigt nicht am wenigsten die Art und Weise, in der man sich die Herkunft des im irdischen Feuer verehrten Gottes Agni vom Himmel dachte; denn daß er mit den großen Lichterscheinungen des Himmels in irgend einem Zusammenhange stehe, lag ja zusehr auf der Hand. Wie nun in der ältesten Zeit das Feuer durch Drehung eines Stabes in dem Mittelpunkt eines kreisrunden Holzes erzeugt wird — in Deutschland hat sich diese Art der Hervorrufung des Feuers bei den sogenannten Notfeuern, z. B. beim Ausbruch einer Viehseuche bis auf unsere Zeit erhalten —, so dachte man sich auch am Himmel das Sonnenlicht, wenn es im Gewitter erloschen ist, und den Blitz entstanden. „Wenn nun aber die naive Anschauung das Verfahren bei der Feuerentzündung dem bei der Zeugung verglich, so folgte daraus die weitere Entwicklung, daß man das Entstehen des Blitzes zur Zeugung einer Gottheit umbildete. Der Gott des Feuers, so im Himmel gezeugt, stieg nun zur Erde herab, und wie er selbst dadurch sterblich geworden war, zeugte er nun hier das sterbliche Geschlecht, das daher bei den Indern in den bedeutendsten Brahmanengeschlechtern seinen Ursprung von *Agni* ableitete oder wie die *Bhṛgu* (= *Φλέγυες*, das Volk, bei dem von Prometheus die ersten Menschen geschaffen werden, vgl. oben p. 182) unmittelbar aus dem Blitze entstanden war, bei den Griechen vom Feuerbringer Prometheus (*Προμηθεύς* = skrt. *pramantha* „Drehstab zur Herstellung des Feuers") abstammte oder von ihm geschaffen wurde" (Kuhn Die Herabkunft des Feuers).

Wie der Anfang, so geht auch das Ende auf den Himmel zurück. Daß, wenn die Flammen des Scheiterhaufens emporlodern oder der Tote in den Schoß der Erde versenkt wird —

beide Beerdigungsweisen sind von Alters her bei den Indogermanen nachweisbar —, es doch noch nicht mit dem Verstorbenen aus sei, dieser kindlich-tröstende Glaube kann auch dem Indogermanen nicht gänzlich gefehlt haben.

Der älteste Glaube der Inder, Iranier und Griechen kennt eine gemeinsame schöne Stätte der Seligen, als deren Fürsten bei den Indern *Yama*, bei den Iraniern *Yima*, bei den Griechen *Rhadamanthys*, Bruder des *Μίνως* (= germ. *Manus* „der erste Mensch", Tacitus) genannt wird. Das wütende Heer Wuotans, die Elben und Elfen sind ursprünglich die Geister selig gestorbener Menschen. Daß dieser Aufenthaltsort der Verstorbenen ursprünglich im Himmel gesucht wurde, dafür spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit. Vielleicht betrachtete man die Milchstraße mit ihren tausend glitzernden Sternen:

> skrt. *staras*, zend. *stare*, griech. *ἀστήρ*, lat. *stella*, ahd. *sterro*, *arem. ster*

als den Pfad, auf welchem die Verstorbenen in ihre neue Heimat wandelten. Im Rigveda wird die Milchstraße „Götterpfad" oder „Pfad des *Yama*" genannt. Den „Pfad des *Yama* wandeln" heißt so viel wie sterben. Die Litauer haben den Ausdruck „Vögelpfad", die Großrussen sagen „Mäusepfad". In Mäusen und Vögeln aber werden bei den verschiedensten Völkern die aus dem Munde des Sterbenden huschenden Seelen der Menschen vermutet. Merkwürdig ist auch der bei Indern und Griechen in gleicher Weise eingewurzelte Glaube an einen, bei den Indern an zwei Hunde, die am Eingang der Totenwelt Wache halten.

> „Vorbei an Saramâ's gefleckten Hunden,
> den viergeaugten lauf geraden Weges",

heißt es in einem Leichenfeierlied des Rigveda. Diese Hunde werden im Indischen *çabala* „gefleckt" genannt, welches Wort dem griech. *Κέρβερος* unmittelbar entsprechen soll (?). Auch daß die indischen Hunde der *Saramâ*, der Botin des Indra (vgl. oben p. 434), zugeschrieben werden, läßt diesen Vorstellungskreis als verwandt mit den griechischen Sagen von Hermes, dem Seelenführer erscheinen.

Indessen dürfen wir nicht vergessen, daß ähnliche Mythen sich auch bei nichtindog. Völkern, namentlich bei den Ägyptern (vgl. die Abbildung des Totengerichtes in Dümichens Geschichte

des alten Ägyptens mit Osiris dem Totenrichter, dem nilpferdartigen Wächter der Unterwelt, Anubis dem Totenführer u. s. w.) vorfinden. Was gemeinsames Erbgut erscheint, kann daher auch auf gemeinsamer Entlehnung aus der Fremde beruhen.

Von dem Cult der Urzeit wissen wir fast nichts. Sicher ist, daß derselbe nicht an das Vorhandensein einer Priesterkaste geknüpft war. Wie im vedischen Altertum, so wird auch in der Urzeit der *pater familias* Herr, Richter und Priester zugleich gewesen sein. Verehrt werden die Götter da, wo sie geschaut werden: im Rollen des Donners, im Flackern des Feuers, im Rauschen der Eiche. Finstere Züge verhängnisvollen Aberglaubens verdunkeln noch den in seinen Grundlinien heitern Gottesdienst. Unzweifelhaft ist, daß unter den Opfern, mit denen man die Freundschaft der Himmlischen erkauft, ihren Zorn versöhnt, ihren Willen erforscht, das Menschenopfer noch eine hervorragende Stelle einnimmt. Bei den Nordstämmen ist dasselbe bis tief in die christliche Zeit (vgl. J. Grimm Deutsche Mythologie [3] p. 38) bezeugt, die griechische Sagenwelt ist voll von diesem Brauch, und auch in Rom wußte man, daß in alter Zeit Menschen geopfert worden waren (vgl. J. Marquardt Römische Staatsverwaltung III p. 188).

Von größtem Interesse wäre es, wenn wir diesen Grundzügen des indog. Götterglaubens ein Bild der u r s e m i t i s c h e n Religion gegenüber stellen könnten. Allein gerade auf diesem Gebiete sind die Fachgelehrten selbst über die Grundlinien der ältesten semitischen Gottesanschauungen noch zu sehr in Streit mit einander, als daß ein Laie in diesen Fragen sich an diese Aufgabe wagen dürfte. Einiges über diesen Gegenstand vergleiche man bei M. Müller Einleitung in die vergl. Religionswissenschaft p. 157 ff.

IX. Capitel.

Die Heimat.

Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert
er sich doch kaum, woher er kam.
(Goethe.)

Daß die Indogermanen Europas, von denen wir in der folgenden Untersuchung ausgehen werden, sich für Autochthonen der Länder, welche sie bewohnten, hielten, ist eine bekannte Thatsache. Nach alten anthropogonischen Sagen waren die Griechen aus den „Gebeinen der großen Erzeugerin" (aus Steinen) von Deukalion geschaffen worden, nach der Hesiodeischen Überlieferung war das dritte Menschengeschlecht aus Eschen (*ἐκ μελιῶν*) hervorgegangen, beides uralte Vorstellungen, wie schon der Homerische Vers (Od. XIX, 163):

> *οὐ γὰρ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου, οὐδ᾽ ἀπὸ πέτρης*
> „Du stammst doch nicht von der sagenberühmten Eiche
> oder vom Felsen"

zeigt.

Die Urbewohner Griechenlands, Pelasger, Leleger, Kaukonen ꝛc., galten durchaus als *γηγενεῖς* „der Erde entsprossen" oder *προσέληνοι* „vormondlich", und gewisse Stämme wie die Athener rühmten sich noch besonders, in ihren Grenzen urangesessen zu sein (Herod. VII *cap.* 161).

Ähnliche Anschauungen galten im Norden. Nach dem scandinavischen Mythus war der Name des ersten Menschen *askr* „Esche", und die Germanen des Tacitus leiteten ihren Ursprung von dem der Erde entsprossenen Gotte *(deus terra editus Germ. cap.* 2*)* Tuisco ab. Auch fügt der Schriftsteller hinzu, es sei

unwahrscheinlich, daß Deutschland *informis terris, aspera caelo, tristis cultu aspectuque* jemals einem Volke als begehrenswertes Ziel einer Einwanderung erschienen sei.

Neben diesem offenbar ursprünglichen Glauben an Autochthonie begegnet bei mehreren indog. Völkern eine Reihe von Wandersagen, in denen man gern die Erinnerung an die Herkunft aus einer fernen Heimat hat bewahrt sehen wollen. Wir meinen die Äneassage der Römer, die nordische Erzählung der Ynglinga-saga von der Wanderung Odins aus Asgard in Tyrkland durch Gardariki (Rußland) nach Saxland (Deutschland), die Trojasage der Franken und vieles andere.

Allein alle diese Sagen erscheinen bei näherer Betrachtung so sehr mit gelehrtem Beiwerk verquickt und widersprechen teilweis anderer sagenhafter Überlieferung — man denke z. B. an die der eben erwähnten Wanderung Odins schroff gegenüberstehende Nachricht des Jordanis *cap.* 4 von der Herkunft der Goten aus *Scandza* (Skandinavien) — so direkt, daß es unmöglich erscheint, aus diesem Gewirr gelehrt-phantastischer Vorstellungen einen zuverlässigen historischen Kern herauszuklauben. Weitaus am wahrscheinlichsten erscheint mir daher diejenige Ansicht, nach welcher jene sagenhaften Verknüpfungen der europäischen Völker mit Asien erst in einer Zeit entstanden sind, in welcher die erste Kunde von den weltberühmten Völkerindividualitäten jenes Erdteils nach Europa drang.

Wenn wir demnach in Abrede stellen müssen, daß sich bei den Indogermanen Europas die Erinnerung an eine Zeit erhalten habe, in welcher sie vereint mit ihren indog. Brüdern in fremdem Lande wohnten, so ist doch nach dem, was wir oben (vgl. p. 153 ff.) über die Schlüsse von der Verwandtschaft der Sprachen auf diejenige der Völker auseinander gesetzt haben, die vorhistorische Einheit der Indogermanen und damit die Unmöglichkeit der Annahme, daß alle europäischen Indogermanen Autochthonen seien, nicht minder über allen Zweifel erhoben. Die Frage ist nur die, wo jener Schauplatz ihrer einstigen geographischen Continuität zu suchen sei. Wir haben oben in einem besonderen Capitel die geschichtliche Entwicklung der Controverse über die Urheimat der Indogermanen verfolgt, und der Leser ist imstande selber zu beurteilen, ob eine der vorgetragenen Hypothesen den Anspruch auf geschichtliche Gewißheit machen kann. Nach unserer Meinung ist dies nicht der Fall. Auch wir freilich geben uns nicht der

Hoffnung hin, die vielleicht nie ganz zu lösende Frage nach der Urheimat der Indogermanen ihrer endgiltigen Entscheidung hier zuzuführen. Es sollen vielmehr im Folgenden nur diejenigen Punkte ohne Voreingenommenheit für irgend eine der bisher aufgestellten Hypothesen zusammengestellt werden, welche in den sprachlichen oder geschichtlichen Verhältnissen der Indogermanen überhaupt als maßgebend für die geographische Bestimmung der Urheimat dieser Völker bezeichnet werden können. Wir beginnen mit dem Norden Europas und zwar mit denjenigen Stämmen, welche heute den Osten unseres Erdteiles besetzt halten, den Slaven.*)

Es ist bekannt, daß diese Völker im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Namen *Veneti* (Tacitus *Germ. cap.* 46) oder *Venedi* (Plinius *hist. nat.* IV, 96) zum ersten Male in die Geschichte eintreten, und schon in dieser Zeit lassen sich ihre Wohnsitze mit einiger Genauigkeit angeben. Dieselben können nämlich einerseits den Nordrand des Pontus noch nicht berührt haben, da diese Gegenden von den iranischen Sarmaten oder Sauromaten besetzt gehalten werden, andererseits können sie im Westen weder die Karpathen noch die Weichsel überschritten haben; denn bis zu dem genannten Fluß kennt Tacitus germanische Stämme, die sich teilweis, wie in den Bastarnen, über denselben hinaus bis nach dem heutigen Galizien und weiter erstreckten, und in den alten getischen oder dakischen und pannonischen Eigennamen, die uns in reicher Anzahl überliefert sind, hat man bis jetzt keine Spur von Slavismus entdecken können. Müssen im Anfang unserer Zeitrechnung die Wohnsitze der Slaven demnach nördlich der Pontischen Steppen und östlich der Weichsel und der Karpathen gesucht werden, so läßt es sich ferner wahrscheinlich machen, daß schon 5 Jahrhunderte früher in den genannten Gegenden der gleiche Volksstamm ansässig war. Herodot, der erste, welcher von dem Osten Europas einige Kunde bringt, nennt nordwärts der (wahrscheinlich iranischen) Scythen, welche den Unterlauf der vier großen Ströme Dněstr, Bug, Dněpr, Don besetzt halten, mehrere Stämme, die er ausdrücklich als nichtscythisch bezeichnet. Einer derselben waren die *Νευροί*, welche von dem Schriftsteller in das Quellgebiet des Dněstr ver-

*) Im Folgenden habe ich einen nicht gedruckten Vortrag A. Leskiens über die Urheimat der Slaven benutzen können, welchen der Verfasser mir gütigst zur Verfügung gestellt hat.

setzt werden. Nach slavischen Lautgesetzen entspricht aber diesem *Νευροί* des Herodot, wie schon Schafarik erkannt hat, genau der Name der Stadt Nur (vgl. altsl. *nurija „territorium“*), welche am Ufer des Flüßchens *Nurzer*, eines Nebenflusses des Bug (des Zuflusses der Weichsel) gelegen ist. Waren aber die *Νευροί* Slaven, so ist ein gleiches für die *Βουδῖνοι**) anzunehmen, die von Herodot (IV *cap.* 108) als blauäugig und blond *ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστὶ καὶ πυρρόν*) geschildert, und deren Wohnsitze in die Nachbarschaft der Neuren in eine an Ottern und Bibern reiche Waldgegend (*cap.* 109) versetzt werden, wie sie sich am heutigen Prypet, dem Nebenfluß des Dnĕpr (Borysthenes) findet (vgl. Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 342).

Etwas später heben die ersten Nachrichten über unsere eigenen Vorfahren an. Als der kühne Massiliote Pytheas um das Jahr 325 v. Chr. seine Entdeckungsreise in das Nordmeer machte, fand er, daß am Rhein die Nationalität der Celten allmählich in eine andere überging, für welche er die unbestimmte Bezeichnung Scythen gebrauchte. Daß der Grieche hier als erster seiner Landsleute auf Germanen gestoßen war, kann nach den Untersuchungen Müllenhoffs**) keinem Zweifel mehr unterliegen, zumal Pytheas selbst uns den deutschen (wenn auch in celtischer Form überlieferten) Namen eines deutschen Stammes, der Teutonen nennt, welche 2 Jahrhunderte später mit den Cimbern ihren Schreckensmarsch gegen Rom antraten. So sehen wir also, daß gegen Westen bereits im IV. Jahrhundert v. Chr. der Rhein die Grenze zwischen deutscher und celtischer Zunge bildete.

Das erste germanische Volk, welches im Osten den Schauplatz der Geschichte betritt, sind die Bastarnen, welche bereits um das Jahr 178 v. Chr. als Hilfstruppen in dem Heere des makedonischen Königs Perseus im Krieg gegen die Römer genannt werden. Ihre Heimat lag am nördlichen Ufer der Niederdonau, wo sie ausdrücklich als *ἐπήλυθες* „Ankömmlinge aus der Fremde“ bezeichnet werden (vgl. K. Zeuß Die Deutschen und die Nachbar-

---

*) In ihrem Gebiete lag die pontische Coloniestadt der Gelonen, von der aus z. B. die oben vermutete Übertragung des griech. *χαλκός* zu den slavischen Stämmen (vgl. oben p. 277) stattgefunden haben könnte.

**) Deutsche Altertumskunde I Berlin 1870; vgl. die anziehende und geistvolle Inhaltsangabe dieses Werkes durch W. Scherer Vorträge und Aufsätze 1874 p. 21 f.

stämme p. 129). Sie können also mit Recht als Vorläufer der erst im II. Jahrhundert nach Christo (vgl. K. Zeuß a. a. O. p. 402) die gleiche Wanderung antretenden Goten bezeichnet werden, die wir im Anfang unserer Zeitrechnung in den Weichselgegenden zu suchen haben, von wo aus sie oder ihnen verwandte Stämme wahrscheinlich sich ziemlich weit bis zu den Ostseeprovinzen, ja vielleicht bis ins heutige Rußland erstreckten; denn nur so läßt sich die bereits oben p. 61 geschilderte Beeinflussung der finnischen Sprachen durch germanische, an Altertümlichkeit alle altgermanische Überlieferung überragende Dialekte erklären (vgl. W. Thomsen Über den Einfluß der germ. Sprachen rc. p. 115 f.). Als Südgrenze der Germanen sieht Kiepert Lehrb. d. alten Geogr. p. 535 noch zu Cäsars Zeit mit Recht das ungeheure, vom Oberrhein bis an die dakische Grenze sich erstreckende menschenleere Waldgebirge an, welches unter dem Namen Hercynia bekannt war.

Südlich dieser schwerdurchdringlichen Waldzone saßen in den letzten Jahrhunderten v. Chr. celtische Stämme, im Maingebiet die Helvetier, die aber kurz vor Cäsar in die westliche Schweiz ausgewandert waren, im Elbgebiet Bojer, im Donaugebiet die *Volcae Tectosages*, an den vorderen Karpathen die *Cotini* (vgl. oben p. 293) u. a. m. J. Cäsar, der erste, welcher Germanen und Celten genauer scheiden lernte, war der Ansicht (VI *cap.* 24), daß jene Stämme zur Blütezeit der celtischen Machtstellung (*ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent*) aus Gallien, dem Stammland der Celten, nach Deutschland eingewandert seien, und Tacitus *Germ. cap.* 28 stimmt ihm in dieser Frage rückhaltslos bei.

Entgegen der Autorität dieser beiden Schriftsteller haben nun die Neueren, schon seit J. Grimm (Geschichte d. deutschen Sprache I p. 166), die Meinung verfochten, daß jene in Süddeutschland rc. ansässigen Celtenstämme nicht sowohl durch eine Einwanderung von Westen her gekommen, sondern vielmehr von dem großen Zuge der Celten von Ost nach West südlich des hercynischen Waldes zurückgeblieben seien. Diese veränderte, der besten Überlieferung des Altertums so schroff entgegengesetzte Anschauung hat aber, wie man wird zugeben müssen, nur dann einige Wahrscheinlichkeit für sich, wenn die Wanderung der Celten von Ost nach West wirklich sich durch andere Gründe wahrscheinlich machen ließe;

denn an sich ist nicht abzusehn, warum die Celten zur Zeit ihrer Blüte im VI., V. und IV. Jahrhundert aus dem im gesamten Altertum als ihr Stammland angesehenen Gallien, wo sie auch Herodots Überlieferung (VI *cap.* 49 *οἳ ἔσχατοι πρὸς ἡλίου δυσμέων... οἰκέουσι τῶν ἐν τῇ Εὐρώπῃ*) kennt, nach dem Osten nicht ebenso Colonien geschickt haben sollten, wie sie nach dem Süden, nach Spanien, Italien ꝛc. Vorstöße machten. Berichtet dies doch auch ausdrücklich die von Livius (V, 34, 35) bewahrte Wandersage der Celten, welche deutlich eine südliche, in *Bellovesus* und eine östliche in *Sigovesus (tum Sigoveso sortibus dati Hercynii saltus)* personificierte Richtung unterscheidet. Jedenfalls aber folgt aus alldem, daß, wer die östlich von Gallien sitzenden Celten als Beweis für die östliche Herkunft dieses indog. Stammes geltend macht, sich in einem *circulus vitiosus* bewegt.

Überblicken wir diese in kurzen Zügen geschilderten ethnographischen Verhältnisse Nordeuropas, so kann ich nicht finden, daß in denselben irgend etwas für die Einwanderung der indog. Nordeuropäer von Osten her spreche. Bereits im IV. Jahrhundert v. Ch. finden wir dieselben in denjenigen Gegenden ansässig, welche wir mit Rücksicht auf geschichtliche Verhältnisse als ihre europäischen Ursitze betrachten dürfen: die Celten in Gallien, die Germanen vom Rheine an in nicht zu bestimmender Ausdehnung ostwärts, die Slaven ungefähr im heutigen Galizien oder westlichen Rußland. Der preußisch-lettische Sprachzweig wird zuerst in den Aestii des Tacitus (*cap.* 45) an der Bernsteinküste, hierauf in den *Galindae* und *Sudini* des Ptolemäus als den *Venedae* benachbart genannt. Die ältesten Bewegungen dieser Völker, von denen wir wissen, scheinen viel weniger nach Westen als vielmehr nach Süden und Osten gerichtet zu sein. Dies ist, wenn wir wenigstens der bestimmten Überlieferung des Altertums folgen, bei den Celten der Fall; aber auch die Germanen haben sich schon im II. Jahrh. v. Chr. nach dem Süd-Osten (Bastarnen) und vielleicht, worauf ihre starke Entfaltung an der Ostsee weist, nach Osten ausgebreitet. Erst mit dem Rückgang der Celten tritt eine entgegengesetzte Wanderrichtung ein. Die Germanen überschreiten nunmehr ihrerseits den Rhein und durchbrechen das Hercynische Waldgebirge nach Süden, das celtische Element in unbewußter Bundesgenossenschaft mit Rom einengend und aufreibend. In den von den Germanen im Osten

aufgegebenen Sitzen fangen nun allmählich die Slaven an sich auszubreiten.

Läßt sich so bei den Indogermanen Nordeuropas in ältester Zeit ein Grundtrieb ihrer Ausbreitung nach Süd und Ost wahrscheinlich machen, so hat eine Auswanderung indog. Völker in der genannten Richtung ohne Zweifel von dem Norden der Balkanhalbinsel aus statt gefunden, zu deren ethnographischen Verhältnissen wir nunmehr übergehen.

Die ausgedehnten Striche zwischen dem Unterlauf des Ister und den Gestaden des ägäischen Meeres und der Propontis hält im Altertum der Volksstamm der Thraker besetzt, welchen Herodot (V *cap.* 3) für das größte aller Völker nach den Indern ansieht. Die dürftigen Überreste der thrakischen Sprache (vgl. P. de Lagarde Ges. Abh. p. 278 f. und A. Fick Spracheinheit p. 417 f.) reichen hin, um in ihnen die Spuren eines indog. Idioms festzustellen, ohne daß sich über die nähere verwandtschaftliche Stellung der thrakischen Sprache innerhalb des indog. Sprachstammes etwas mit Sicherheit ermitteln ließe. Sicher ist nun, daß von hier aus ein großer Teil Kleinasiens seine indog. Bevölkerung erhalten hat. Zunächst ist bekannt, daß die Thraker selbst ostwärts über die Meerenge weit sich nach Vorderasien ausgebreitet haben (vgl. Zeuß Die Deutschen und die Nachbarstämme p. 258). Nach der einhelligen Meinung des Altertums war aber auch das Volk der Phryger aus Europa eingewandert und ursprünglich den Thrakern stammverwandt. Die Makedonen erinnerten sich noch einer Zeit (Herod. VII *cap.* 73), in welcher die Phryger, damals unter dem Namen *Βρίγες*, ihnen *σύνοικοι* waren, und von Strabo c. 471 werden die Phryger geradezu als *ἄποικοι τῶν Θρᾳκῶν* bezeichnet (vgl. die weiteren Zeugnisse der Alten bei Fick a. a. O. p. 408 f.). Ja, vielleicht läßt sich diese von der Balkanhalbinsel ausgehende östliche Bewegung der Indogermanen noch weiter verfolgen. Nach den Nachrichten der Alten (Herod. VII *cap.* 73 und Eudoxus bei Eustath. vgl. Zeuß a. a. O. p. 259) wären mit den Phrygern wiederum die Armenier aufs nächste verwandt, und, wie schon oben p. 107 Anm. bemerkt worden ist, vertreten neuere Gelehrte die Ansicht, daß auch die allerdings sehr dürftigen Überreste des Phrygischen (P. de Lagarde Ges. Abh. p. 283 u. Fick Spracheinheit p. 411) eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem Armenischen zeigen. Ist dies aber

richtig, so müßten auch die Armenier in vorhistorischen Zeiten aus Europa eingewandert sein, was zu den nahen Berührungen des Armenischen mit den europäischen Sprachen (vgl. oben p. 106, 185) aufs beste stimmt.

Hand in Hand mit dieser östlichen Ausströmung der Indogermanen nach Kleinasien geht aber, wie schon bemerkt, ein südlicher Zug, welcher dem alten Griechenland seine classische Bevölkerung gegeben hat. Westlich an das Gebiet der Thraker grenzten im Altertum die Sitze der Makedonen, deren Sprache trotz der dürftigen Überreste, in welchen dieselbe überliefert ist (vgl. A. Fick Über die Sprache der Macedonier Orient und Occident II p. 718 f.), sich doch unzweifelhaft als eine griechische, dem dorischen Dialekte nah stehende erweist. Mit Recht betrachtet man daher neuerdings immer mehr den Stamm der Makedonen als den im hohen Norden zurückgebliebenen Teil des griechischen Volkes, das ursprünglich am Fuße des Olympos und vielleicht noch nördlicher seine Sitze hatte. Von hier sind dann allmählich die Ausstrahlungen der griechischen Stämme erfolgt, zuerst die der Jonier, dann die der Aeoler und Achäer, zuletzt die Wanderung der Dorier, welche als letzter Akt in dem Drama der griechischen Völkerbewegungen den ethnographischen Charakter Alt-Griechenlands dauernd bestimmt.

Einen schlagenden sprachlichen Beweis für die Einwanderung der Griechen aus nördlicheren Gegenden haben wir bereits oben p. 127 Anm. kennen gelernt.

Von dem dritten, den Nord-Westen der Balkanhalbinsel besetzt haltenden großen Völkerzweig der Illyrier wissen wir zu wenig, um über ihre Ursitze etwas vermuten zu können. Nach H. Kieperts Meinung (Lehrbuch d. alten Geogr. p. 240 f.) wäre dieser Stamm in vorgriechischer Zeit unter dem Namen der Leleger weit über Griechenland verbreitet gewesen. Vielleicht führen eingehendere Forschungen über den wahrscheinlich letzten Rest des illyrischen Sprachzweiges, das heutige Albanesisch, zu einigen Anhaltepunkten bezüglich der näheren verwandtschaftlichen Stellung dieser Völker innerhalb des indog. Sprachenkreises.

Wie aber Griechenland seine hellenische Bevölkerung von Norden her empfangen hat, so läßt sich eine gleiche Wanderrichtung bei den italischen Stämmen wahrscheinlich machen, welche die japygisch-ligurische Urbevölkerung durchbrechend oder

zurückschiebend die Apenninhalbinsel besiedelt haben. Mit Recht wird, der dorischen Wanderung vergleichbar, als letztes Moment dieser Bewegungen der Vorstoß der sabellischen Stämme gegen Süden angesehen, der noch in historischen Zeiten verläuft und Samnium, Campanien und Lucanien seine italischen Bewohner zuführt. Auch die durch Überlieferung und Sage bezeugte einstmalige Machtstellung der Umbrer im Norden der Halbinsel bis hin zum Fuße der Alpen verdient in diesem Lichte betrachtet zu werden. Früher und keine Spuren zurücklassend, hätte dann der latinische Stamm westlich des Gebirges in den offenen Thalgründen sich niedergelassen (vgl. Th. Mommsen Römische Geschichte I [7] p. 112 f. und Kiepert Lehrbuch der alten Geographie p. 382 f.). Hat endlich W. Helbig in seinem oft citierten Buche, wie es unsere Ansicht ist, Recht, daß die Pfahldörfer der Poebne Niederlassungen sein, „welche von den Italikern während der ältesten Periode ihrer Ansässigkeit auf der Apenninhalbinsel gegründet wurden", so würden wir damit die Vorfahren der italischen Stämme in ihrer italischen Urheimat selbst entdeckt haben.

So hat unser Überblick über die ältesten ethnographischen Verhältnisse Europas auch nicht den geringsten Anhalt dafür ergeben, daß die Indogermanen unseres Erdteils einstmals von Osten her eingewandert seien. Das einzige, was man für diese Annahme in die Wagschale werfen könnte, wäre die Hypothese E. Curtius', nach welcher schon im XVI. Jahrhundert v. Chr. der ionische Stamm jenseits des ägäischen Meeres an der Westküste Kleinasiens den Ägyptern unter dem Namen *Uinin* bekannt gewesen wäre, so daß hier überhaupt der Ausgangspunkt der hellenischen Einwanderung zu suchen wäre. Allein diese Hypothese hat aus triftigen Gründen (vgl. Kiepert Lehrb. d. alten Geogr. p. 243) nur bei wenigen Gelehrten Beifall gefunden.

Die Völkerbewegungen Alteuropas sind vielmehr, wie wir gezeigt zu haben glauben, nach Süden und Osten gerichtet, und da nun aus früher (p. 75, 184, 357) angeführten sprachlichen Thatsachen mit Notwendigkeit folgt, daß die Indogermanen Europas vor ihrer Trennung eine Epoche ununterbrochener geographischer Continuität durchgemacht haben müssen, in welcher sich die gemeinsamen Benennungen der an den angegebenen Stellen dieses Buches mitgeteilten Culturbegriffe festsetzen konnten, so erhellt aus dem bisher Ausgeführten, daß wir diesen vorhistorischen Be-

rührungspunkt der Indogermanen Europas nur im Norden unseres Erdteils suchen müssen. Diese europäischen Ursitze lassen sich, worauf schon A. Fick (vgl. oben p. 128 f.) hingewiesen hat, noch etwas näher bestimmen. Unzweifelhaft war den Indogermanen Europas in vorhistorischen Zeiten die Buche bekannt *(fagus, buohhe, φηγός)*. Da nun, wie wir ebenfalls schon gesehen haben (p. 128 Anm.), dieser Baum eine Linie Königsberg-Krim nicht überschreitet, im hohen Altertum vielleicht noch nicht einmal bis hierher vorgedrungen war, so müssen wir die europäischen Ursitze der Griechen, Römer und Germanen offenbar westwärts jener Linie suchen. Ostwärts über dieselbe hinaus mögen, wie es auch nach dem oben Gesagten (p. 444) wahrscheinlich ist, die Litauer und Slaven gesessen haben, da diese die angeführte Benennung der Buche nur in entlehnter Gestalt aufweisen (altsl. *buky*, russ. *buk* 2c., lit *búkas*).*)

Kürzer als über Europa können wir uns über die arischen Indogermanen (Inder und Iranier) fassen. Unzweifelhaft ist zunächst, daß die Besiedelung Indiens durch das Sanskritvolk von Nord-Westen her stattgefunden habe, eine Bewegung, welche in den Gesängen des Rigveda noch als im Verlaufen begriffen geschildert wird. Die Inder dieses Zeitalters, deren Hauptsitze an den Ufern der *Sindhu* (Indus) zu suchen sind, haben von der *Gaṅgâ* (Ganges), welche nur einmal im Rigveda genannt wird, noch keine direkte Kunde. Auch bis zu den Mündungen des Indus, bis zum arabischen Meer scheinen sich ihre Sitze damals noch nicht erstreckt zu haben (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 21 f.). In sehr anschaulicher Weise spiegelt sich das allmähliche Vordringen der indischen Stämme nach Süd und Ost in der verschiedenartigen Einteilung und Benennung des Jahres in älteren und neueren Sprachperioden des Sanskrit ab. Gemäß der feinsinnigen Bemerkung J. Grimms (Deutsche Mythologie [3] p. 718), daß je weiter nach Norden weniger, je weiter nach Süden mehr Jahreszeiten unterschieden werden, stehen sich in der Heimat des indischen Brudervolkes der Iranier, im Avesta eigentlich nur Sommer und Winter *(hama* und *zim)* gegenüber, der Rigveda kennt in seinen ältesten Teilen schon Herbst, Winter und Frühling *(çarád, hêmantá, vasantá)*, in späterer Zeit endlich werden sechs Jahreszeiten *(vasantá, grîshmá, varshá, çarád,*

*) Doch haben die Litauer auch ein echtes Wort für die Buche *skroblùs*.

hêmantá, çiçira) unterschieden. Und während in der frühsten Epoche Herbst und Winter zur Bezeichnung des ganzen Jahres verwendet werden, weil sie am Fuße des schneeigen Himâlaya besonders hervortreten, wird nun, wo man dem tropischen Klima sich genähert hat, das Jahr *varshá* oder *abdá* = „Regenzeit" benannt (vgl. Die älteste Zeitteilung p. 22 u. 39 und Zimmer a. a. O. p. 40 f.).

Ebenso unzweifelhaft ist bei den nahen sprachlichen und culturhistorischen Berührungen der Inder und Iranier (vgl. oben p. 94 f.), daß beide Völker einstmals (nordwärts des Himâlaya) gemeinsame Wohnsitze inne gehabt haben. Ebenso ist schon oben (p. 243 f.) hervorgehoben worden, daß, da die Erinnerung an den gewaltigsten Fluß der alten Heimat, den Jaxartes *(rañha = rasâ')* sich bei beiden Zweigen des arischen Stammes erhalten hat, die Ursitze desselben an den Ufern dieses Stromes gelegen haben müssen, von wo aus die weitere Ausbreitung der Inder und Iranier sich unschwer begreifen läßt (vgl. Zimmer Altind. Leben p. 16 u. W. Geiger Ostiran. Cultur p. 34 f.).

So haben sich uns für die Erforschung der indog. Urheimat zwei feste Punkte ergeben, von welchen jede Untersuchung wie von einer Operationsbasis ausgehen sollte, die Ursitze der europäischen Indogermanen im Norden Europas und der arischen Indogermanen an den Ufern des Jaxartes, in der alten Sogdiane. Die letzte Frage ist nun die, ob in einer vor den Spuren aller geschichtlichen Verhältnisse liegenden Zeit die Europäer von Asien her oder die Asiaten von Europa her in ihre so festgestellten beiderseitigen Ursitze eingewandert seien. Folgende, teils negative, teils positive Sätze möchte ich aber als von besonderer Wichtigkeit für die Beantwortung dieser Frage aus dem bisherigen Gang unserer Untersuchung hier zusammenstellen:

1) Die Annahme, daß die arischen Völker deswegen der Urheimat näher geblieben sein müßten, weil ihre Sprachen eine größere Ursprünglichkeit als die europäischen bewahrt hätten, ist eine völlig irrtümliche, da die Vorstellung von einem höheren Alter des Zend und Sanskrit selbst auf einem Trugschluß beruht (vgl. oben p. 156 f.). Gerade neuerdings hat sich übrigens an mehreren wichtigen Punkten eine größere Zähigkeit der europäischen Sprachen in der Bewahrung alter Verhältnisse gezeigt (vgl. oben p. 106, 156, 420).

2) Die Ergebnisse der linguistischen Paläontologie können

in der Frage, ob die Urheimat der Indogermanen in Asien oder Europa zu suchen sei, nicht entscheiden. Die linguistisch-historischen Thatsachen vertragen sich vielmehr aus den oben p. 170 angegebenen Gründen mit beiden Hypothesen. Nur dafür lassen sich einige sprachliche Anhaltepunkte finden, daß die indog. Ursitze nördliche gewesen sind. Hierauf weist das Vorhandensein von Wörtern für Schnee und Eis im Wortschatz der Ursprache sowie die auf die Unterscheidung von zwei, höchstens drei Jahreszeiten beschränkte Einteilung des indog. Jahres (vgl. oben p. 58 und 408). Auch der urspüngliche Typus des indog. Urvolks ist wahrscheinlich am treusten von den (europäischen) Nordstämmen bewahrt worden (vgl. oben p. 142, 162).

3) Wir haben ein Recht zu vermuten, daß das indog. Urvolk noch zu der Zeit seiner geographischen Continuität über verhältnismäßig große Räume verbreitet gewesen sei. Auf die linguistischen Anhaltepunkte für diese Ansicht ist oben p. 155 hingewiesen worden. Für die gleiche Anschauung sprechen ferner culturhistorische Gründe (p. 185 Anm.). Ein halbes Nomadenvolk, wie es die Indogermanen in vorgeschichtlichen Zeiten waren, bedarf zu seiner Ernährung weit ausgedehnte Länderstrecken. Nach A. Meitzen (Verh. des zweiten deutschen Geographentags zu Halle 1882 p. 74 f.) braucht eine Nomadenfamilie Hochasiens zu ihrem Unterhalt gegen 300 Stück Vieh, welche in Hochasien, Turkestan und im südlichen Sibirien nicht weniger als 1/6 geographische Quadratmeile als Weideland in Anspruch nehmen. „Ein Stamm von 10,000 Köpfen würde schon 200 bis 300 Quadratmeilen als Revier bedürfen."

Daß aber die Ausbreitung eines Sprach- und Völkerstammes über ungeheure Strecken sprachliche, über dialektische Differenzierung nicht hinausgehende Einheit zuläßt, hat uns bereits oben (p. 156 f.) das Beispiel des turko-tatarischen Stammes gelehrt, welcher schon vor der Epoche des großen Vorstoßes türkischer Völker durch Persien und Kleinasien bis nach Europa eine Ausdehnung hatte, welche der weitesten historischen Ausbreitung der Indogermanen von Westen nach Osten, vom Atlantischen Ocean bis zum Jaxartes fast gleich kommt.

4) Eine scharfe Scheidung zwischen einer europäischen und einer arischen Abteilung des indog. Stammes läßt sich weder linguistisch noch culturhistorisch wahrscheinlich machen (vgl. oben p. 97 f. und 175 f.). Einzelne Völker und Sprachen Europas

hängen vielmehr in höherem Grade mit Asien zusammen als die übrigen. Besonders deutlich tritt dieses engere Verhältnis zwischen Griechen und Ariern in culturhistorischer Beziehung auf den Gebieten der Religion, des Ackerbaus (p. 182, p. 359), der Waffennamen (p. 315) ꝛc. hervor.

5) Wir hoffen den Nachweis geführt zu haben, daß die älteste Civilisation, welche sich auf linguistisch-historischem Wege bei den noch ungetrennten Indogermanen nachweisen läßt, in den wichtigsten Punkten (Mangel der Metalle, Viehzucht, Ackerbau, Waffen, Nahrung, Kleidung u. s. w.) sich mit der Cultur der frühsten Schweizer Pfahlbauten, soweit sie der sogenannten Steinzeit angehören, deckt. Ist dies aber richtig, so ist damit die uralte Ansässigkeit von Indogermanen in Europa erwiesen.

6) Die Wanderbewegungen der indog. Völker sind in den ersten geschichtlich erhellten Zeiten nach Süden und teilweis nach Osten gerichtet. Ein Teil Vorderasiens hat seine indog. Bevölkerung (Phryger und Armenier), wenn wir der Überlieferung glauben dürfen, von Europa erhalten. Jedenfalls stimmt dies zu den nahen Berührungen des Armenischen mit den europäischen Sprachen (vgl. oben p. 106 u. 185). Eine unzweifelhafte Spur westwärts verlaufender Bewegungen der Indogermanen haben wir dagegen nicht entdecken können.

Überblicken wir diese, wie es uns scheint, sicheren und wohl begründeten Punkte, so hebe ich noch einmal hervor, daß ich nicht glaube, dieselben seien hinreichend, um die Frage, ob in Asien oder in Europa die Ursprünge der Indogermanen zu suchen seien, schon jetzt endgiltig und entscheidend zu lösen. Indessen möchte ich zum Schluß dieses Buches nicht verhehlen, daß mir bei der geschilderten Auffassungsweise entgegen meiner früheren Meinung (Die älteste Zeitteilung p. 20 f.), welche noch von der althergebrachten Vorstellung (vgl. oben p. 4 f.), daß in Asien der Ausgangspunkt der gesamten Menschheit zu suchen sei, abhängig war, die europäische Hypothese, d. h. die Ansicht, daß der Ursprung der indog. Völker eher west- als ostwärts zu suchen sei, weitaus die den Thatsachen entsprechendere zu sein scheint.

Schriftstellerverzeichnis*) zu Abh. I.

*) Die wichtigsten Stellen sind bei den einzelnen Schriftstellern durch den Druck hervorgehoben.

Verzeichnis
der in dem vorliegenden Werke zur Bezeichnung der verſchiedenen Sprachen und Dialekte gebrauchten Abkürzungen.

ägypt. = ägyptiſch.
äthiop. = äthiopiſch.
afgh. = afghaniſch.
aglſ. = angelſächſiſch.
ahd. (althd.) = althochdeutſch.
alb. (alban.) = albaneſiſch.
alt. = altaiſch.
altböhm. = altböhmiſch.
altfr. = altfranzöſiſch.
altgall. = altgalliſch.
altir. = altiriſch.
altn. = altnordiſch.
altperſ. (altp.) = altperſiſch.
altport. = altportugieſiſch.
altpr. = altpreußiſch.
altruſſ. = altruſſiſch.
altſ. = altſächſiſch.
altſerb. = altſerbiſch.
altſl. = altſloveniſch (= kſl.).
arab. = arabiſch.
aram. = aramäiſch.
arcad. = arcadiſch.
arem. = aremoriſch (bretoniſch).
armen. = armeniſch.
aſſyr. = aſſyriſch.
awar. = awariſch (Kaukaſus).

babyl. = babyloniſch.
bal. = baluči.
baſk. = baſkiſch.
böhm. = böhmiſch (čechiſch).
buchar. (buch.) = buchariſch.
burgund. = burgundiſch.

ćag. (džag.) = ćagataiſch.
celt. = celtiſch.
corn. = corniſch.
cymr. = cymriſch (cambriſch, wäliſch).
cypr. = cypriſch.

dän. = däniſch.
džag. = ćag.

engl. = engliſch.
eſtn. = eſtniſch.

finn = finniſch.
fr. (franz.) = franzöſiſch.
fränk. = fränkiſch.
frieſ. = frieſiſch.

g. = gegiſch (albaneſiſch).
georg. = georgiſch.
got. = gotiſch.
griech. = griechiſch.

hebr. = hebräiſch.
Heſ. = bei Heſychius.
hindoſt. = hindoſtaniſch.

ind. = indiſch (ſanskrit).
ir. = iriſch.
iran. = iraniſch (zend.)
it. = italieniſch.
ital. = italiſch.

jak. = jakutiſch.

kirgiſ. = kirgiſiſch.
kleinruſſ. = kleinruſſiſch.
kopt. = koptiſch.

kroat. = kroatisch.
ksl. = kirchenslavisch (altslovenisch, altbulgarisch).
kurd. = kurdisch.

lac. = laconisch.
lapp. = lappisch.
lat. = lateinisch.
lett. = lettisch.
lit. = litauisch.
liv. = livisch.
lyc. = lycisch.

magy. = magyarisch (ungarisch).
mak. = makedonisch.
malay. = malayisch.
mazend. = mazenderanisch.
med. = medisch
mgriech. = mittelgriechisch.
mhd. = mittelhochdeutsch.
mittellat. = mittellateinisch.
mong. = mongolisch.
mordv. = mordvinisch.

neusl. = neuslovenisch.
ngriech. = neugriechisch.
nhd. = neuhochdeutsch.
niederl. = niederländisch.
npers. (np.) = neupersisch.
nserb. = niederserbisch.

oberd. = oberdeutsch.
oberserb. = oberserbisch.
osc. = oscisch.
osset. = ossetisch.
ostfr. = ostfränkisch.
ostj. = ostjakisch.

Pamird. = Pamirdialekte.
pälign. = pälignisch.
parsi = Sprache der Parsi.
pehl. = pehlevi.
phön. = phönicisch.
pic. = picenisch.
poln. = polnisch.
port. = portugiesisch.
prov. (pr.) = provençalisch.

rheinfr. (rheinfränk.) = rheinfränkisch.
rhod. = rhodisch.
röm. = römisch.
rom. = romanisch.
russ. = russisch.

sab. = sabinisch.
sem. = semitisch.
serb. = serbisch.
skrt. = sanskritisch (indisch).
slav. (sl.) = slavisch.
span. = spanisch.
schwed. = schwedisch.
schweiz. = schweizerisch.
sum. = sumerisch (akkadisch).
syr. = syrisch.
syrj. = syrjänisch.

t. = toskisch (albanesisch).
thess. = thessalisch.
thrak. = thrakisch.
tscher. = tscheremisisch.
tscherk. = tscherkessisch.
tschud. = tschudisch.
türk. = türkisch.
turko-tat. = turko-tatarisch.

ugr. = ugrisch.
uig. = uigurisch.
umbr. = umbrisch.
ung. = ungarisch (magyarisch).

ved. = vedisch (sanskritisch).
venez. = venezianisch.
volsc. = volscisch.

wal. (walach.) = walachisch.
weißruss. = weißrussisch.
weps. = wepsisch.
wog. = wogulisch.
wotj. = wotjakisch.

zend. = zendisch (Sprache des Avesta).
zig. = zigeunerisch.

Die zur Bezeichnung der citierten Litteratur gewählten Abkürzungen sind ausführlich oder gebräuchlich genug, um durch sich verstanden zu werden.

Wörterverzeichnis zu Abh. I—IV.

Nicht aufgenommen sind in dieses Wörterverzeichnis 1) sprachlich erschlossene Wörter, 2) Eigennamen, soweit sie ohne etymologisches Interesse sind. Wörter oder Formen, welche lediglich zur Erläuterung grammatischer Anschauungen dienen (vgl. z. B. p. 101 und p. 413—429), werden nicht vollständig mitgeteilt.

A. Indogermanische Sprachen.

1) Indisch.

(Das Sanskrit ist unbezeichnet.)

2) Iranisch.*)

(Zend unbezeichnet.)

---

*) Umschrieben im allgemeinen nach Justis Handwörterbuch der Zendsprache, die Pamirdialekte nach Tomaschek Centralasiatische Studien.

3) Armenisch.*)

---

*) Umschrieben nach Paul de Lagardes Armenischen Studien, die ich erst während des Druckes eingehender benutzen konnte. Wo daher eine andere Transscription im Werke selbst gebraucht wird, ist die Lagarde'sche hier noch besonders in Klammern dazugesetzt.

4) Griechisch.
(Altgriechisch unbezeichnet.)

5) Albanesisch.

(Umschrieben nach G. v. Hahn Albanesische Studien.)

6) Italisch.

(Lateinisch unbezeichnet.)

7) Mittellateinisch und Romanisch.

(Mittellateinisch unbezeichnet.)

8) Celtisch.

(Irisch unbezeichnet.)

9) Germanisch.

(Gotisch unbezeichnet.)

10) Baltisch.

(Litauisch *) unbezeichnet.)

*) Umschrieben nach F. Kurschats Wörterbuch der litauischen Sprache.

11) Slavisch.

(Altslovenisch = Altbulgarisch unbezeichnet.)

B. Semitisch.

C. Ural-Altaiſch
(ſowie andere hoch- und oſtaſiatiſche Sprachen).

D. Andere Sprachen.

1) Ägyptisch.

2) Sumerisch-Akkadisch.

3) Kaukasisch.

4) Baskisch.

5) Etruskisch.

6) Afrikanisch.

Berichtigungen.

Die Mannigfaltigkeit der Sprachen und Quellen, denen der Wortschatz dieses Buches entstammt, haben einige Unebenheiten in dem Druck desselben nicht ganz ausbleiben lassen. Einzelne Distinctionszeichen sind beim Abziehen abgesprungen. Derartiges ist in den Wörterverzeichnissen, die ich daher in einem zweifelhaften Falle nachzuschlagen bitte, stillschweigend ausgeglichen, resp. verbessert worden. Eigentliche Versehen oder Druckfehler werden hier noch besonders hervorgehoben:

Abh. I.

p. 40 Z. 5 v. o. l. *Jagati*;
„ 54 „ 3 „ „ „ *ξυρόν*;
„ 58 „ 19 „ „ „ Bezzenbergers;
„ 85 „ 8 „ „ „ *rŭžĭ*, und Z. 10 *žrŭny*;
„ 86 „ 12 „ „ „ **hôras, hôrs*;
„ 95 „ 14 „ „ „ *ushṭra*.

Abh. II.

p. 172 Z. 14 v. u. l. *žlŭtŭ*;
„ 184 „ 18 v. u. p. 198 Z. 13 v. o. l. *thiuda*;
„ 199 „ 20 v. o. l. *šiją*;
„ 202 „ 2 v. u. l. *λίνον*.

Abh. III.

p. 224 Z. 17 v. o. l. altn. *smiđr*, got. *smitha*;
„ 226 „ 16 „ „ „ *κούδερε̱-α*;
„ 252 „ 6 u. 7 v. o. l. *φλjορί, φλjορί-ου, φλjορį φλjορįνι*;
„ 260 „ 20 u. 25 v. o. l. *εργjε̱ντ-ι*;

p. 295 Z. 5 v. u. l. *χέκουρ-ι*;
„ 314 „ 11 „ „ „ *ξυστόν*.

Abh. IV.

p. 342 Z. 7 v. u. l. *dhênú*;
„ 352 „ 16 „ „ „ *haṁsá*;
„ 360 „ 23 v. o. l. *barr*;
„ 363 „ 12 „ „ „ *konoplja*.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S



G. Pätz'sche Buchdr. (Otto Hesthal) in Naumburg a. S.



